Monatschrift für Pastoraltheol...

Digitized by Google

ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Monatschrift für Pastoraltheologie

zur

Vertiefung des gesamten pfarramtlichen Wirkens

unter Mitwirkung von namhaften Männern der Wissenschaft und der Praxis

neu begründet von **Dr. H. A. Köstlin** und herausgegeben

von

D. Dr. Paul Wurster, ord. Prof. der Theol. a. d. Univ. Tübingen

und

Lic. th. Rudolf Günther, Dekan in Langenburg (Württ.).

(Neue Folge der Zeitschrift „Halte, was du hast".)

III. Jahrgang.

Oktober 1906 — September 1907.

Berlin,

Verlag von Reuther & Reichard

1907.

Digitized by Google

— Alle Rechte vorbehalten. —

Digitized by Google

ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY
CAMBRIDGE, MASS.

Period. 1546
v. 3
1906-1907

Inhaltsübersicht.

I. Pastoraltheologische Betrachtungen — Seite
über Matth. 10,32; 1. Kor. 9,23; Offb. Joh. 2,4; Matth. 11,29; 2. Tim. 4,5; 2. Kor. 1,24; 2. Tim. 2,7; Luk. 9,57–62. Von Geh. Kirchenrat Prof. D. Köstlin, Prof. D. Knodt und Pfarrer Reeg. 1. 49. 97. 141. 201. 257. 297. 383. 443

II. Studien:

Theorie und Praxis mit besonderer Berücksichtigung der Predigt. Von Professor D. Bassermann 6
Die Frauenbewegung und die evang. Kirche. Von Stadtpfarrer Gerok . . 21
Das Predigen über zwei Texte an zwei ausgeführten Beispielen gezeigt. Von Professor D. Spitta 53
Der Religionsunterricht in der Fortbildungsschule. Von Pfarrer Gail . . . 71
Unsere Predigt von Christus. Von Professor D. Häring 99
Zur Standesseelsorge der Pfarrer. Von Geh. Kirchenrat Professor D. Köstlin 112
Moderne positive Theologie. Von Ephorus Traub 144
Zur religiösen Jugendpflege. Von Dekan Herzog 166. 219. 259
Theorie und Geschichte. Von Professor D. Bassermann 204
Über moderne Gesangbuchsnot. Von Dekan Lic. Günther 234
Zum Gedächtnis Paul Gerhardts. Von Dekan Lic. Günther 243
Über zeitgemäße Heilsverkündigung. Von Pfarrer Chalybaeus 303
A. Tholuck in seiner Eigenart als Prediger. Von Prediger Wendland 348. 407
Die Wichtigkeit der Heilsgewißheit in Predigt und Seelsorge. Von Stadtpfarrer Dr. Walther 386
Neue Bahnen für den evang. Religionsunterricht. Von Oberlehrer Matthes 451

III. Erörterungen und Besprechungen:

Gute und schlechte Bibelstunden. Winke für die Praxis. Von Professor Dr. Wurster 29
Zur Dogmatik. Von Stadtpfarrer Dr. Faut. (Zu Th. Häring, Der christliche Glaube) 66
Auguste Supper. Von Dekan Lic. Günther. (Zu A. Supper, Da hinten bei uns u. a.) 89
Zur Reform der Bibelstunden. Von Pfarrer Lic. Freytag 118

Digitized by Google

Seite
Referat über einige Predigtwerke. Von Konsistorialrat Professor D. Achelis 134
Ein Erbauungsbüchlein. Von Dr. Schüz. (Zu Th. Köstlin, Traum und Tag) 137
Zur Kenntnis des Volksgemüts. Von Stadtpfarrer Gerok. (Zu den Werken von A. Supper und H. Christaller) 178
Ein Vermächtnis. Von Geh. Kirchenrat Professor D. Köstlin. (Zu E. Sulze, Die Reform der evang. Landeskirchen) 181
Übersicht über die liturgische Literatur im Jahre 1906. Von Oberkonsistorialrat D. Flöring 189
Zum Paul Gerhardt-Jubiläum. Von Professor Dr. Wurster 249
Musikalisches zum Paul Gerhardt-Jubiläum. Von Geh. Kirchenrat Professor D. Köstlin 251
Übersicht über die neuste Arbeit auf dem Gebiete der christlichen Kunst. Von Pfarrer Lic. Kühner 253
Das Problem der Pastoraltheologie und seine Lösung. Von Pfarrer Eckert. (Zu A. Hardeland, Pastoraltheologie) 276
Die praktische Bedeutung des Beichtgeheimnisses. Von Pfarrer Roth . . . 319
Zur Seelenpflege. Von Pfarrer Rueß. (Zu J. Müller, Quellen des Lebens) 323
Jena. Von Professor D. Smend 337
Die Entstehung der preußischen Landeskirche. II. Von Direktor D. Eger. (Zu E. Foerster's Schrift) 343
Zur Reform der Abendmahlsfeier. Von Oberkirchenrat Mayer 361
Ein Schlußwort zur Jugendpflege. Von Stadtvikar Gerok 366
Luthers geistliche Lieder. Von Dekan Lic. Günther 401
Unser religionspsychologischer Kursus. Von Kreispfarrvikar Richter . . . 417
Zum Verständnis der religiösen Persönlichkeit Karl Geroks aus seinen Gedichten. Von Dr. Schüz 430
Ethische Predigten. Von Pastor Lic. Schian 446
Referat über einige Predigtwerke. Von Konsistorialrat Prof. D. Achelis . 463
Zur Geschichte und Praxis des Kirchenliedes. Von Dekan Lic. Günther . 470

IV. Übersichten über den Fortgang der kirchlichen Arbeit und des kirchlichen Lebens:

Übersicht über Stand und Gang der Inneren Mission. Von Professor Dr. Wurster 38
Der Gustav Adolf-Verein im Jahre 1906. Von Pfarrer D. Guyot 85
Zu meinem Bericht über die Innere Mission im Oktoberheft 1906. Von Professor Dr. Wurster 199
Aus der Missionsarbeit des vergangenen Jahres. Von Pastor Paul . . . 288
Jahresübersicht über die Gemeinschaftspflege im Jahre 1906. Von Pfarrer Reeg 331
Der evangelische Bund im Jahre 1906. Von Prälat Hermann 368
Übersicht über die evangelisch-sozialen und verwandten Bestrebungen im Jahre 1906. Von Stadtpfarrer Völter 423

V. Proben aus der Praxis des Amtes:

Predigt über die Geschichte von der „großen Sünderin“. Von Professor D. Häring 33

Digitized by Google

Seite

Ansprache am Totensonntag auf dem Friedhof in Friedberg. Von Professor Dr. Wurster 92
Predigt auf das Christfest. Von Professor D. Reischle 126
Rede bei einer studentischen Weihnachtsfeier. Von Professor D. Spitta . . 132
Predigt zur Eröffnung der XXVIII. Deutschen Evangelischen Kirchenkonferenz. Von Präsident D. v. Sandberger 194
Predigt in der Zeit der Reichstagswahl. Luk. 9, 51–56. Von Pfarrer Friz . 282
Rede bei der Entlassung der Kandidaten des Friedberger Predigerseminars am 14. März 1907. Von Professor Dr. Wurster 297
Synodalpredigt, gehalten auf der Diözesansynode in Crailsheim 1906. Von Pfarrer Bayer 372
Predigt über „Glaube und Bekenntnis“. Von † Probst D. v. der Goltz . 434

VI. Gedenkworte:

D. Johannes Gottschick. † 3. Januar 1907. Von Geh. Kirchenrat Professor D. Köstlin 280
Zum Gedächtnis von D. Dr. Heinrich Köstlin. Von Stadtpfarrer Gerok . 381

Digitized by Google

Verzeichnis der besprochenen Schriften.

v. Bergh, Das neue Heidentum 293.
Böhme, E., Die Psalmen, ihre Bedeutung und Verwertung 47.
Braß, Ernst Häckel als Biologe und die Wahrheit 482.
Brooks, Ph., Ein Ruf in die Höhe 468.
Buchwald, G., Lutherlesebuch für das evangel. Volk 94.
Burggraf, J., Was nun? 47.
Büttner, J. S., Mit Christo verborgen in Gott 467.
Christaller, H., Diverse Schriften 178 ff.
Conrad, Im Reich der Gnade 470.
Culemann u. a., Frohe Botschaft 469.
Dennert, E., Häckels Weltanschauung naturwissenschaftlich betrachtet 482.
Dose, J., Der Held von Wittenberg und Worms 94.
Drews, P., Der evang. Pfarrer in der deutschen Vergangenheit 112.
Ecke, G., Die evang. Landeskirchen Deutschlands im XIX. Jahrhundert 47.
Foerster, E., Die Entstehung der preuß. Landeskirche. II. 343.
Frommel, O. H., Heute und die Ewigkeit 291.
Gerok, K., Ausgewählte Dichtungen 430.
Geyer u. Rittelmeyer, Gott und die Seele 463.
Girgensohn, K., Zwölf Reden über die christliche Religion 48.
Gollnow, E., Die Liebe als Leitstern zur Lösung der Welträtsel 94.
Gottschick, J., Die Lehre der Reformation von der Taufe 334.
Graue, P., Unabhängiges Christentum 48.
Günther, R., Aus der verlorenen Kirche 292.
Haack, E., Religion und Kunst 293.
Hardeland, A., Pastoraltheologie 276.
Häring, Th., Der christliche Glaube 66.
Hoffmann, B., Fastenpredigten 137.
Hunzinger, A. W., Das Evangelium und der moderne Mensch 333.
Jüngst, J., Der Methodismus in Deutschland 47.
Kaftan, Th., Die Schule im Dienste der Familie, des Staates und der Kirche 483.
Kattenbusch, F., Das sittliche Recht des Krieges 48.
Köstlin, Th., Traum und Tag 137.
Lahusen, Fr., Das Evangelium des Paulus, des Apostels Jesu Christi 465.
Landenberger, A., Des Christen Lebensreise 293.
Langheinrich, Fr., Die stille Woche 137.
List, Zwölf Predigten über freie Texte 136.
Müller, J., Quellen des Lebens 323.
Müller, P., Zum Erlöser 470.
Neumeister, Cl., Pilgerstand und Vaterland 470.
Peabody, F. G., Jesus Christus und der christliche Charakter 48.
Petrow, G. S., Auf dem Wege zu Gott 335.
Pontoppidan, M., Niemals verzagen 95.
Quandt, E., Ein evang. Osterbuch 135.

Quandt, J., Wasser aus dem Heiligtum 135.

Römheld, K. J., Der Wandel in der Wahrheit in Predigten über die Episteln des Kirchenjahres 135.

Rüling, J., Christus für uns 137.

Schmidt, G., Jesus Christus, der Weg [und] die Wahrheit und das Leben 467.

Siebert, R., Predigten über das Vaterunser 136.

Stöwesand, M., Laß dich finden 136.

Stuhrmann, H., Schwert und Kelch 95.

Sulze, E., Die Reform der evang. Landeskirchen 181.

Supper, A., Diverse Schriften 89. 178.

Trepte, A., Jünglingsglaube 136.

Trümpelmann, A., Dennoch 470.

Wahrheit und Irrtum in der materialistischen Weltanschauung. Von einem Selbstdenker 292.

Weiß, B., Wie lerne ich die Bibel lesen und gebrauchen? 47.

Wobbermin, G., Ernst Häckel im Kampf gegen die christliche Weltanschauung 47.

Wurster, P., Abendsegen für die christliche Familie 94.

Ziegler, W., Drei Predigten über den christlichen Hausstand 137.

Zillinger, H., Andachten für stille Stunden der Selbstbesinnung 335.

Jenseits der Richtungen!

Matth. 10, 32.

Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater.

Jenseits der Richtungen, hinaus über die theologischen Gegensätze und über die kirchlichen Parteien, los von den Schlagwörtern „positiv“ und „liberal“, „altgläubig“ und „modern“ möchten wir uns selbst, möchten wir unsere Leser und Mitarbeiter wissen und halten dürfen, um rückhaltlos, in voller Unbefangenheit stets über das reden zu können, was uns im Blick auf die Zeitlage jeweils das Herz bewegt. Es ist ja in der Tat kaum mehr zu ertragen, wie sehr die Freiheit und die Freudigkeit ebenso des theologischen Schaffens wie des kirchlichen Wirkens allmählich unter dem Banne der Schlagwörter leidet. Was man auch unternehmen oder ins Werk setzen mag, immer wird zuerst nach der Etikette gefragt, die es trägt, oder es wird ihm eine solche aufgeheftet. Wo man auf freudige Zustimmung glaubte rechnen zu dürfen, begegnet man kühler Zurückhaltung, ja schroffer Ablehnung. Wo man auf warme Teilnahme und tatkräftige Unterstützung zählte, stößt man auf Mißtrauen, obschon die Sache, um die es sich handelt, mit dem kirchlichen Parteiwesen nicht das Geringste zu tun hat. Selbst die gegenseitige Aussprache ist erschwert. Kaum daß man einander anhören und ausreden lassen, geschweige denn verstehen will. Soll das so fortgehen oder noch schlimmer werden?

Wir sind vollkommen davon überzeugt, daß die Mannigfaltigkeit der Richtungen, der Unterschied, ja der Gegensatz der Glaubensauffassungen nicht etwa nur unvermeidlich ist, sondern einen Segen in sich birgt. Wo Leben ist, da muß Entwicklung und Reibung sein. Der Glaube ist Leben in dem Maß, als er individuell ist, das persönliche Sein und Denken durchdringt und von diesem getragen wird. Er ist wirkende, schaffende Kraft nur soweit als er persönliches Leben, also individuell geartet ist und sich individuell auswirkt. Daß diejenigen, die sich in der Glaubensauffassung und der ihr zu Grunde liegenden Art und Richtung des religiösen Lebens, Empfindens

und Bedürfens verwandt fühlen, in der Betätigung ihrer Frömmigkeit, in der Auswirkung ihres Glaubens sich enger zusammenschließen, ist natürlich: aus der Individualisierung des Glaubensverständnisses ergibt sich von selbst die Individualisierung der Glaubensarbeit; der Mannigfaltigkeit der „Richtungen" entspricht die Scheidung in der praktischen Arbeit nach Gruppen, Arbeitsgebieten, Arbeitsmethoden. Daß eine solche fast auf allen Gebieten des praktischen Christentums immer deutlicher hervortritt, daß z. B. dem Gustav-Adolf-Verein der Lutherische Gotteskasten und der Evangelische Bund zur Seite getreten sind, daß mit den älteren Missionsgesellschaften der modern gerichtete Protestantische Missionsverein, mit den älteren Diakonissenverbänden der Zimmer'sche Diakonie-Verein in edlen Wettbewerb tritt, daß jenseits der Grenzen, die sich die Innere Mission gezogen hat, neue, freier und anders geartete Organisationen und Liebeswerke aufwachsen, die in Christus gegebene Liebes- und Lebensfülle in die Menschenwelt überzuleiten, das ist an sich wahrlich nicht zu beklagen und ganz gewiß kein Schaden; es ist ein Zeichen gesunden Wachstums, naturgemäßer Entwicklung. Energie und Geschlossenheit des Wirkens setzt eine gewisse Gemeinsamkeit der Grundrichtung und der Grundauffassung des Glaubens voraus. Ehrlicher Wettbewerb und Wetteifer nach dem alten Grundsatz „friedlich schiedlich" ist auch auf dem Gebiete der Arbeit für Gottes Reich fruchtbarer, als ein künstlich erzwungenes Zusammengehen, wobei einer den anderen beengt, die ängstliche Rücksichtnahme aufeinander die Energie beeinträchtigt, zuletzt sogar die Aufrichtigkeit gefährdet.

Aber ein wirklicher Segen ist die Mannigfaltigkeit der Richtungen und die daraus sich ergebende Individualisierung der Arbeit für Christus doch nur dann, wenn bei aller Verschiedenheit der Auffassung wie der Arbeitsmethode die Einigkeit im Geiste gewahrt bleibt, wenn es für alle noch einen Boden gibt, der von der Verschiedenheit nicht berührt wird, ein „Jenseits der Richtungen", wo man sich zusammenfinden kann, kurz wenn man sich im Evangelium selbst versteht, in dem, was den Christen ausmacht und den Christenstand begründet, eins weiß: und das ist die Grundstellung der Person zu Jesus Christus als dem Herrn und Heiland, dem wir uns alle verpflichtet und verhaftet wissen, und dem alle zuzuführen — so oder so — unsere gemeinsame Aufgabe, unser gemeinsames Ziel ist.

Die Verschiedenheit der Richtungen hört auf, ein Segen zu sein, sie wird zur Schwächung, zur Trennung, die Teilung der Arbeit hört auf, ein edler Wettstreit zu sein, sie wird zur gegenseitigen Bekämpfung, zur Feindschaft und Hemmung, wenn es kein „Jenseits der Richtungen" mehr gibt, wenn der Boden des Evangeliums nicht mehr gemeinsam ist, wenn es sich nicht bloß um eine Verschiedenheit in der Deutung des Evangeliums für

die Bedürfnisse und für das Verständnis der modernen Zeit handelt, sondern um ein „andres" Evangelium, nicht bloß um eine Verschiedenheit der Auffassung des Geheimnisses, das die wunderbare Persönlichkeit Jesu für die Menschheit bedeutet, sondern um seine völlige Beseitigung, wenn die eine Richtung die andere ausschließt und aufhebt, wenn „Christus zerteilt" ist (1. Kor. 1, 13).

Und ist es denn nicht an dem, hört man ernste Christen fragen? Ist es nicht so weit gekommen, daß nur noch der Name Jesus, nicht mehr der Glaube an Jesus als den Herrn und Erlöser, nicht mehr die durch ihn gestellte Aufgabe die Richtungen verbindet? Ist die Einheit nicht eine erschlichene, trügerische, wenn Jesus den einen der Sohn Gottes im Vollsinn des Wortes ist, Gegenstand der Anbetung, den andern nur des Menschen Sohn, der größte und herrlichste, den die Menschheit hervorgebracht hat, aber eben doch nur einer der Ihrigen, Gottes Sohn nur im übertragenen Sinn, Gegenstand der Heldenverehrung, aber nicht der Anbetung, die allein Gott gebührt? den einen der Erlöser im höchsten Sinne des Wortes, der uns von Sünde und Schuld frei macht und uns zum ewigen Leben hilft, den andern der zuverlässigste religiöse Führer, der uns das rechte Verständnis Gottes als unseres Vaters aufschließt und den Weg zu Gott zeigt, aber an der Stellung Gottes zu uns nichts ändert? den einen der Bringer und Bürge des Reiches Gottes, das jenseits der irdischen Weltentwicklung sich vollendet, den andern der Verkündiger eines Reiches, einer Gemeinschaftsordnung, die das Ziel und Ideal der irdischen Entwicklung bildet? Wäre es, so hört man ernstlich fragen, nicht ehrlicher, sich einzugestehen, daß es sich um zweierlei Religionen handelt, nicht mehr bloß um zwei Spielarten einer und derselben Religion? Wäre es im Interesse der Gewißheit des Heils, der Klarheit und Festigkeit des persönlichen Christenstandes, der Folgerichtigkeit und Geschlossenheit, der Energie und des Erfolges der kirchlichen Wirsamkeit nicht für beide Teile besser, das Band zu lösen und auseinander zu gehen, als eine Einheit zu behaupten, die doch nur Täuschung ist, ein gemeinsames Zusammengehen zu erzwingen, dem doch die innere Einmütigkeit fehlt?

Wir müßten so urteilen, wenn die Voraussetzung wirklich zuträfe, wenn Christus wirklich zerteilt wäre, wenn der Jesus, den die einen bekennen, den Jesus der andern wirklich ausschlösse, wenn die erlösende Kraft des Christentums durch die Ansicht, die wir uns über Jesus gebildet haben, bedingt, also nur durch eine bestimmte Theorie über ihn verbürgt wäre.

Aber ist denn das der Fall? Beruht die erlösende Wirkung, die von Jesus ausgeht, auf der Ansicht, die wir von ihm haben? Ist diese nicht vielmehr nur der unvollkommene Versuch, die rettende, beseligende Wirkung,

die wir von Jesus erfahren, das neue Leben, das mit dem Glauben uns überflutet, uns zu erklären? Sind nicht alle Theorien von ihm nur solche Versuche, das Geheimnis dieser Persönlichkeit zu deuten? Und geht nicht diese rettende, beseligende, unser ganzes Wesen durchglühende und erneuernde Wirkung einzig und allein von seiner Person aus? Dann aber kommt es vor allem, ja einzig und allein darauf an, daß wir zu dieser seiner Person unserseits ein persönliches Verhältnis gewinnen, ihr einen entscheidenden und bestimmenden Einfluß auf unser ganzes Wesen, auf unsere Denk- und Willensrichtung, auf unser Leben und Tun einräumen, seine Jünger werden und ihm nachfolgen, durch unser gesamtes Verhalten bezeugen, daß er für uns der Herr ist, in dem sich uns der Heilswille Gottes verkörpert, von dem wir unsere ewige Errettung abhängig wissen, der ganz allein das wahre, das ewige Leben in uns auszulösen vermag, also *ihn* als den Lebendigen *bekennen*, für ihn und seine Sache eintreten und mit seiner lebendigen Gegenwart rechnen immer und überall, am Sonntag und am Werktag, im innern und im äußern Leben, im Verkehr mit den Menschen, bei der Arbeit im Beruf, besonders aber auch bei der Arbeit mit der Feder und ganz besonders bei der theologischen Arbeit, also z. B. nichts schreiben und in den Druck gehen lassen, worauf sein Auge nicht mit Wohlgefallen ruhen dürfte, was uns, wie Bengel einmal sagt, in der Todesstunde, dann, wenn wir ihm allein gegenüberstehen, wenn an *seinem* Wort die Entscheidung über unsere Seligkeit hängt, reuen würde. „Wer *mich* bekennt vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater." Nicht die Zugehörigkeit zu dieser oder jener theologischen Schule oder Richtung, sondern dies persönliche Verhältnis zu ihm entscheidet über unser Verhältnis zum Vater und über das Verhältnis des Vaters zu uns. Nicht daran, ob wir diesem oder jenem Meister in der Kirche Gefolgschaft leisten, sondern daran, ob wir *ihn* bekennen, hängt es, ob er sich vor dem Vater zu uns bekennt, ob unser Dasein ewiges Leben in sich trägt, ewiges Leben auswirkt, ins ewige Leben einmündet, Frucht für uns und andre trägt. Daß wir zu Jesus Christus als dem Herrn und Heiland solch ein persönliches Verhältnis gewinnen, seine Sendung und seine Botschaft immer tiefer und voller erfassen, seine Meinung und Art immer besser verstehen, dazu können und sollen uns die mannigfaltigen Lehren über ihn wertvolle Hilfen und Handhaben sein. Aber das Entscheidende sind sie nicht. Denn daß wir ihm persönlich immer näher kommen und uns für Leben und Sterben mit ihm verbinden, *das* entscheidet über unser persönliches Heil wie über den Segen unserer Lebensarbeit. Damit sind wir *jenseits der Richtungen, jenseits ihrer Schlagbäume, jenseits von „positiv" und „liberal"*. Wir wissen uns denen zu Dank verpflichtet,

die vor allem dem Geheimnis gerecht zu werden bemüht sind, das uns in Jesu Wesen und Wort berührt und überwältigt, die Empfindung für dieses Überragende, Unerreichbare und Undurchdringliche und eben deshalb für uns Menschen Überweltliche, Göttliche in ihm und an ihm unermüdlich wach zu erhalten und zu schärfen als ihre Hauptaufgabe ansehen und ängstlich darüber wachen, daß ihm der Königsmantel nicht abgerissen, daß er nicht der „Gottheit" entkleidet, nicht in den Staub der Gewöhnlichkeit herabgezogen werde. Aber wir erkennen ebenso dankbar die Arbeit derjenigen als positive Arbeit, ihren Ertrag als positiven, überaus wertvollen Gewinn für unsere Stellung zu dem Herrn und damit für unser inneres Leben an, deren heiße Sehnsucht und ernstes Bemühen darauf gerichtet ist, „Jesus zu sehen" (Joh. 12, 21), ihn uns menschlich nahe zu bringen und vertraut zu machen, damit wir uns mit ihm wirklich zusammenschließen können, ihn verstehen, sein Wesen und seine Worte in unser eigenes Leben, in unsere eigenen Verhältnisse richtig zu übertragen vermögen. Wer dazu uns hilft, der lehrt uns zuletzt doch auch, recht zu Jesu beten, d. i. mit ihm innerlich verkehren und uns beraten, vor ihm als dem Herrn, der uns gemacht ist zur Weisheit vor Gott, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung (1. Kor. 1, 31), uns willig und demütig beugen, an seinem Leben das eigene nähren, an seiner Kraft aus der eigenen Schwachheit uns aufrichten, aus seiner Fülle nehmen Gnade um Gnade.

„Jenseits der Richtungen", das will also nicht sagen: abseits von den Richtungen. Wir wissen es wohl: Richtungen müssen sein, Gegensätze muß es geben. Sie ignorieren, heißt nicht, sie überwinden. Dem Kampfe ausweichen, führt nicht zum Siege. Jenseits der Gegensätze ist nicht, wer sie leugnet, wohl aber der, dem sie nur die verschiedenen Seiten einer Sache, die verschiedenen Wege zu einem Ziel geworden sind, Richtungen auf den hin, um dessen volles Verständnis, um dessen Ehre und Herrlichkeit doch uns allen zu tun ist.

In diesem Sinne möchten wir unsere Losung „Jenseits der Richtungen" verstanden wissen: sie alle sollen uns Wegweiser zu Jesus, Hilfen zum immer volleren Verständnis seiner Person und seines Wesens, ebendamit unserer selbst und unserer Aufgabe sein. Ihr Vorhandensein und ihr gegenseitiges Ringen soll uns täglich daran erinnern, daß wir dieses volle Verständnis noch nicht haben, weder rechts noch links, denn wenn wir es hätten, bedürfte es keiner „Richtungen" mehr (1. Joh. 3, 2). Über sie hinaus aber wachsen wir nicht durch den Kampf um die Lehre, sondern durch das Ringen um die Ähnlichkeit mit ihm. Daran immer und immer uns gegenseitig zu mahnen, daß wir uns persönlich der Einwirkung der Person Jesus', wie weit wir auch noch von ihrem vollen Verständnis entfernt sein mögen, aussetzen

ihr rückhaltlos Raum geben und still halten, überall lernen und von allen uns fördern lassen, deren Arbeit sich als ernste Betätigung des Suchens nach dem persönlichen Verhältnis zu Jesus erweist, das ist unsere Meinung, wenn wir unsere Losung zur Forderung erheben: „Jenseits der Richtungen!“

K.

Theorie und Praxis
mit besonderer Berücksichtigung der Predigt.

Von Prof. D. Heinrich Bassermann in Heidelberg.

In den Kreisen der Praktiker begegnet man gemeiniglich einer starken Geringschätzung der Theorie, jedenfalls einem tiefeingewurzelten Mißtrauen gegen sie und ihre Aufstellungen. Man kann, wenn man ihnen gegenüber einmal die Forderungen der Theorie zur Geltung bringen will, wohl die Erwiderung hören: „Worte, Worte, nichts als Worte“. Und selten fehlt auch das beliebte Zitat: „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldener Baum“, ein Zitat freilich, das, wie man nicht vergessen sollte, der Dichter dem Mephistopheles in den Mund legt und von dem man billig bezweifeln darf, ob es Goethes eigene Meinung ausdrückt. Neuerdings scheint es sogar fast, als ob seltsamer Weise die Theoretiker selbst in diese Geringschätzung der Theorie einstimmen wollten: es gibt theoretische Bücher über das Predigen, die sich nicht nur selbst von einer Theorie emanzipieren, sondern auch gelegentlich die Theorie als solche bekämpfen. Was dabei gegen die Theorie ausgespielt wird, ist allemal „die Erfahrung“ oder, „die Praxis“: sie allein lehre die richtigen Wege, die wirksamen Maßnahmen. Und dann folgen die nachgerade bis zum Überdruß wiederholten Schlagworte: „nur Leben“, „Persönlichkeit“, „Eigenart“, „Individualität“, und es entsteht der böse Schein, als sei die Theorie nur darauf aus, dies alles zu ertöten, an die Stelle des Lebens „die Schablone“, an die der Persönlichkeit „das Schema“, an die der eigenartigen Individualität und der konkreten Differenzierung die Uniformität und Monotonie zu setzen.

Das ist nun offenbar ein ungesunder Zustand, der so nicht andauern kann. Denn auf der einen Seite ist sicher eine Theorie, die von der Praxis als Wegeleiterin abgelehnt wird, nichts wert, so daß sie einfach abgeschafft zu werden verdient. Auf der andern Seite aber ist, wie mit allem Nachdruck immer wieder betont werden muß, eine

Praxis ohne Theorie ein verlornes, ja unmögliches Ding. Kant spricht in der Abhandlung „Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis.“ 1793*) seine Meinung dahin aus, es könne „niemand sich für praktisch bewandert in einer Wissenschaft ausgeben, und doch die Theorie verachten, ohne sich bloß zu geben, daß er in seinem Fache ein Ignorant sei, indem er glaubt, durch Herumtappen in Versuchen und Erfahrungen, ohne sich gewisse Prinzipien (die eigentlich das ausmachen, was man Theorie nennt) zu sammeln, und ohne sich ein Ganzes (welches, wenn dabei methodisch verfahren wird, System heißt) über sein Geschäft gedacht zu haben, weiter kommen zu können, als ihn die Theorie zu bringen vermag“. Dagegen wird sich bei ruhiger Überlegung wohl kaum etwas sagen lassen. Den inneren subjektiven Grund aber, aus dem die Praxis der Theorie bedarf, spricht Schleiermacher**) mit den einfachen Worten aus: „Es ist eine Gewissenssache, daß wir uns über dies wichtige Geschäft (nämlich den Kirchendienst und das Kirchenregiment) eine Theorie aufstellen“, und nicht, „wieviel damit gewonnen wird, sondern wiefern sich jemand über die Art seiner Geschäftsführung zufriedenstellen kann“, sei hier die Frage. Wenn auch dies unbestreitbar ist, so entsteht die Frage, woher denn die Abneigung der heutigen Praxis gegen die Theorie stamme, ob vielleicht aus einer Erstarrung der Theorie, die sie unfähig macht, dem heutigen Leben zu dienen, oder aus einer Nervosität der Praxis, die sie unfähig macht, über die letzten Gründe ihres Verfahrens ruhig nachzudenken. Oder sollte vielleicht doch die Theorie überhaupt vom Übel und ihr Anspruch, der Praxis die Wege zeigen zu können, ein eingebildeter und angemaßter sein? Im letzteren Fall muß die Theorie – als ein Hindernis – direkt beseitigt, im ersteren dagegen mit der Praxis, wie diese mit ihr, wieder ausgesöhnt werden.

Wie entsteht eine Theorie? mit dieser Frage werden wir uns wohl am besten den Weg für unsere Untersuchung bahnen. Die gewöhnliche Antwort lautet: aus der Erfahrung und Praxis. Sie wird von ihr abgezogen, abgelesen, abgelauscht – eine Antwort, die allein schon den Unmut erklärt, womit so oft die Praxis eine Theorie, die es unternimmt, ihr Vorschriften zu geben, zurückstößt; sie wäre dann eben die Mutter, welche die ihr befehlen wollende Tochter in ihre Schranken zurückweist.

Zur Begründung dieser Antwort beruft man sich in der Regel auf

*) Werke, herausg. von Rosenkranz und Schubert, VII, 1, S. 178.
**) Praktische Theologie, S. 5.

die Tatsache, daß die Praxis der Theorie zeitlich vorangeht. Es wurde längst gepredigt, katechisiert, erzogen u. s. w., ehe es eine Homiletik, Katechetik, Pädagogik u. s. f. gab. Allein in diesem Fall so wenig als in andern darf, wie mir scheint, aus dem post hoc sofort ein propter hoc gemacht werden. Bedenken wir nur eins: wenn jemand predigte, bevor es eine Predigttheorie gab, so war er sich doch wohl über den Zweck, zu dem er dies tat, klar oder hatte sich wenigstens seine Gedanken darüber gemacht. Woher aber stammt der Zweck? wer hat ihn gesetzt? woher ist er zu leiten? Die Frage nach dem Zweck ist so recht eine Frage der Theorie; wer über sie nachdenkt theoretisiert, und die Praxis, die sich nach der darauf zu gebenden Antwort richtet, folgt logisch genommen der Theorie nach, auch wenn diese sich noch gar nicht ausgesprochen hat, ja vielleicht kaum zu einem Bewußtsein ihrer selbst gekommen ist. Es ist freilich in diesem Falle nur ein vereinzeltes Stück der Theorie, das damit zum Leben erwacht ist. Denken wir uns aber nun weiter, daß der verständige Prediger, was doch auch wieder nahe genug liegt, auch darüber Erwägungen anstellt, mit welchen Mitteln er seinen Zweck am besten erreichen könne, daß er sich z. B. sagt: meine Absicht, meine christlichen Zuhörer religiös zu fördern, kann ich nicht besser verwirklichen, als wenn ich ihnen das Wort Gottes als Lebensspeise darreiche, d. h. als wenn ich ihnen die h. Schrift erkläre, so sehen wir ein weiteres Stück Theorie auftauchen, von der sich die Praxis leiten läßt, mag sie sich dessen nun bewußt sein oder nicht, mag ihr vielleicht auch das betreffende Verfahren von anderwärts her, durch Muster der Erfahrung (wie etwa dem jungen Christentum durch die synagogale Praxis des Judentums) an die Hand gegeben sein.

Sofern also kein Verständiger ohne Reflexion auf Zweck und Mittel seines Tuns eine Praxis unternimmt und durchführt, kann man jener gewöhnlichen Ansicht entgegengesetzt sagen: es gibt gar keine Praxis ohne Theorie. Und doch ist die Theorie noch gar nicht vorhanden: was fehlt zu ihr noch? Ich denke: nur der Zusammenhang, der zwischen den einzelnen Stücken hergestellt wird. Theorie entsteht, so erklärt Schleiermacher,*) aus dem Bestreben, „aus dem Zufälligen ein Zusammenhängendes zu machen“. Erst, wo dies Zusammenhängende ist, ist Theorie, und von diesem kann man wohl begreifen, daß es nach der Praxis kommt. Aber es liegt auf der Hand, daß auch dieser Zusammenhang nicht aus der Praxis kommt, also auch in diesem Sinne

*) A. a. O. S. 4

nicht gesagt werden kann, die Theorie sei nur eine Abstraktion der Praxis.

Ich möchte sogar weiter gehen und behaupten: aus der Praxis allein kann eine Theorie gar nicht stammen, wenigstens eine solche nicht, die diesen Namen wirklich verdient. Es ist unmöglich, zu denken, daß sie lediglich der Praxis abgelauscht, aus der „Erfahrung" abgezogen sei. Zuerst müßte man doch fragen: an welche Praxis soll sie und wird sie sich dabei halten, da sie ja doch weder alle und jede noch auch eine beliebig herausgegriffene Praxis berücksichtigen kann. Man wird antworten: an die der Großen, der Bedeutenden. Gut, wir wollen sogleich die Größten und Bedeutendsten nehmen: die genialen Prediger. Schleiermacher sagt (a. a. O.): „Das Genie verschmäht die Regel, aber durch Vortrefflichmachung gibt es die Regel". Es wird weiter unten noch zu erwägen sein, wie weit das Genie auf unserm Gebiete wirklich das Maßgebende sein kann — hier möchten wir nur die Frage aufwerfen: woran erkennt man das homiletische Genie? was kann uns veranlassen, gerade einem solchen Einzelmenschen die Berechtigung, Regeln zu geben, zuzusprechen? Mich dünkt, es müsse dazu vorher in uns selbst ein Urteil über, oder sagen wir: ein Gefühl für das auf unserm Gebiet Große, Bedeutende, Geniale vorhanden sein; sonst werden wir das Urteil, daß hier gerade das Maßgebende, für die Theorie Bestimmende gegeben sei, gar nicht vollziehen können. Und ob wir nicht auch dann noch mit unserer darauf sich aufbauenden Theorie im Finstern tappen? Setzen wir, ein Johannes Chrysostomus, ein Augustin, ein Berthold von Regensburg, ein Luther seien geniale Prediger: kann man deshalb ohne weiteres sagen, daß ihr homiletisches Verfahren uns die Regel gebe? Gewiß nicht ohne bedeutende Restriktionen, die sich aus der Berücksichtigung der Zeit- und Ortsumstände, der Individualitäten, der jeweiligen Situation u. s. w. ergeben. Sind die homiletischen Genies aber nicht ohne Einschränkung Quelle der Regel, wer gibt uns den Maßstab an die Hand, dann zu entscheiden, inwieweit sie es sind?

Hat nun jemand das Nicht-Unbedenkliche dieses Weges, zu einer Theorie zu gelangen, erst einmal eingesehen, so möchte er vielleicht versucht sein, sich mehr herunterzuhalten zu den Niedrigen und seine Position etwa so zu nehmen: nicht nach den genialen Predigern, die nur selten Muster sein können, sondern nach den wirksamen, besonders in unsrer Gegenwart wirksamen, müssen wir uns richten, sie geben uns die Anhaltepunkte für eine Theorie. Allein auch dieser Weg scheint mir aus verschiedenen Gründen nicht gangbar.

Zunächst: wie viele von den „wirksamen" Predigern werden denn der Erfahrung des Theoretikers zugänglich sein können? offenbar nur sehr wenige, wenn man „Erfahrung" im engeren Sinn, des Hörens, Sehens, Erlebens, nimmt. Und auch von diesen wenigen wird keineswegs ihre gesamte „Praxis" in seine Erfahrung fallen, sondern nur Vereinzeltes, vielleicht die Höhepunkte, an denen etwa das Wirksame ihrer Predigt besonders hervortritt. Aber läßt sich daraus über ihre Praxis als Ganzes ein begründetes Urteil fällen, fähig, eine Theorie zu tragen? Darf man sich getrauen, zu sagen, man wisse, wie es dieser oder jener Prediger „mache", um wirksam zu sein, wenn man weiß, wie er es in einigen Fällen gemacht hat? Auch hier wird ein Maßstab vorher in dem Beurteiler vorhanden sein müssen, nach dem er das eigentlich Wirksame, das wirklich Maßgebende aus der Gesamtpraxis der Wirksamen herausgreift und verwertet.

Doch das mag als weniger wichtig erscheinen; bedeutsamer ist ein Weiteres. In dem Bestreben, den notwendigerweise sehr kleinen Ausschnitt seiner Erfahrung von den wirksamen Predigern zu erweitern, wird der Theoretiker naturgemäß zu gedruckten Predigten greifen. Das ist nun aber recht bedenklich. An die Stelle des Hörens tritt das Lesen. Jedermann weiß, daß zwischen gehörten und gelesenen Predigten ein großer Unterschied ist. Nicht allein, daß wir niemals ganz sicher sind, wie weit das gedruckte Wort mit dem gesprochenen übereinstimmt — eine andere Fassung der gedruckten als der gesprochenen Predigt wird von vielen nicht ohne guten Grund sogar für notwendig gehalten — sondern vor allem: wer weiß denn eigentlich, ob die gedruckte Predigt zu den wirksamen gehört oder nicht? Der Verfasser selbst wird wohl dieser Meinung gewesen sein, als er sie in seine Sammlung aufnahm, aber kann er sich hierin nicht sehr wohl getäuscht haben? Ferner: wer bürgt dafür, daß das „Wirksame" an der Predigt gerade auch in der gedruckten enthalten und aus ihr zu entnehmen ist? Das Rednerische hängt nun einmal am Moment und der durch ihn bedingten Situation. Man müßte sich diese mit ihrer ganzen, durch tausend Imponderabilien, von denen der Leser nichts weiß, bedingten Stimmung vor die Seele stellen können, um über das Wirksame einer Predigt zu urteilen. Und dann das stärkste Imponderabile, die Person des Redenden: läßt sich dieses aus der gedruckten Predigt herauslesen? und wer sagt uns denn, wie viel von dem „Wirksamen" an der Predigt auf Rechnung dieses erfahrungsgemäß wirksamsten Imponderabile, und wie viel auf die des homiletischen Verfahrens des Predigers gesetzt werden muß? So schwankend und unsicher ist das Objekt, von dessen Beobachtung

eine Theorie ihre Aufstellungen ableitet, welche nichts sein will als eine Abstraktion aus dem Verfahren der „wirksamen“ Prediger.

Allein wir müssen uns noch eingehender mit diesem Prädikat „wirksam“ befassen. Was heißt „wirksam“? Doch wohl so viel als eindrucksvoll, und insofern von Erfolg begleitet. Das ist nun aber wieder eine so unbestimmte Größe, daß sie zur Gewinnung fester Regeln wenig geeignet erscheint. Wer sagt zunächst, daß eine Predigt von Erfolg begleitet, eindrucksvoll gewesen ist? Wir wollen hoffen, nicht der Prediger selbst. Denn daß er gerade in diesem Punkte den schwersten Selbsttäuschungen unterliegen, daß er gerade diejenigen seiner Predigten für erfolgreich halten kann, welche es nicht oder weniger als andere waren und umgekehrt, ist eine allbekannte Sache. Oder es sagen's ihm einige seiner Zuhörer. Ja einige; aber ob andere nicht gerade das Gegenteil empfunden haben, ob nicht auf den einen Teil der Zuhörerschaft gerade das wirkungslos geblieben ist, was dem andern besonders tiefen Eindruck gemacht hatte, ja ob nicht gerade die Predigt für manche ein Stein des Anstoßes geworden ist, die anderen eine besondere Förderung darbot, darüber gibt es keine Statistik. Und weiter: gesetzt auch, ein allgemeiner starker Eindruck sei von der Predigt ausgegangen, so ist doch auch noch zu fragen, ob es denn der richtige, erwünschte, beabsichtigte und durch die Lage der Dinge geforderte war. Da sagt der eine: die Predigt hat Eindruck auf mich gemacht, denn sie war interessant. Aber „erbaulich“ war sie nicht. Ein anderer findet, sie war schön, aber praktisch angefaßt hat sie nicht. Ein Dritter wieder ist vielleicht praktisch stark ergriffen worden, aber in einer Weise, wie er es von einer Predigt gerade nicht erwartet und liebt, wie er es im Gottesdienst nicht sucht. Derselbe Eindruck, der für den einen der Anlaß zum Wiederkommen ist, bedeutet für den anderen die Aufforderung, fernerhin wegzubleiben. Kurz, der Eindruck im allgemeinen, das Wirksame schlechthin genügt nicht. Man will wissen, ob es auch der richtige Eindruck war, ob die Wirkung so ist, wie man erwarten darf und wünschen muß. Führt man sich das zu Gemüt, erwägt man, wie sehr bei dem Urteil über das Wirksame einer Predigt oder eines Predigers der persönliche Geschmack, die subjektive Stellungnahme zu dem Predigtinhalte, das individuelle Bedürfnis und dgl. mehr mitspielen, wie oft ein von vielen Seiten als wirksam gepriesener Prediger von andern nicht einmal goutiert wird, so wird man anerkennen müssen: es ist ein zweifelhafter Boden, auf den sich die Theorie stellt, die von den wirksamen Predigern ihre Regeln ableiten will.

Allein wir müssen noch weiter gehen. Es liegt ja auf der Hand,

daß bei der soeben geschilderten Position der Maßstab, an welchem theoretisch die Güte der Predigt gemessen werden soll, der **Erfolg** ist. Macht man sich das klar, so tritt erst das schwerste von allen Bedenken auf. Darf der Erfolg Richter über die Güte der Predigt sein? Überlegen wir uns, was wir zu predigen haben. Wenn es im allgemeinen gewiß Religion, im besonderen evangelisches Christentum ist — gegen diese, freilich sehr vage, Bestimmung wird wohl niemand etwas einwenden — so wird uns eine bejahende Antwort auf diese Frage gewiß nicht unbedenklich erscheinen. Religion im allgemeinen und evangelisches Christentum ist nichts, was geeignet wäre, die Massen anzulocken oder dauernd an sich zu fesseln; dazu ist dieser Stoff zu ernst, er stellt zu hohe Anforderungen in jeder Beziehung, er ist nicht unterhaltend, nicht leicht, nicht gefällig genug. Den Gebildeten ferner erscheint er leicht zu simpel, zu altbacken, nicht neu, nicht interessant genug, nicht auf der Höhe der heutigen Zeit und Bildung. Die Lebenslustigen finden ihn zu asketisch-düster, den im engeren Sinne Frommen erscheint er wieder oft nicht sublim, nicht exklusiv, nicht dogmatisch, spekulativ und aristokratisch genug, während der „gesunde Menschenverstand" sich gerade an seinen Tiefen stößt und auf seine Höhen nicht mitkann. Und das alles nicht wegen des Ungenügens der Prediger, so daß sie es nur etwa anders zu machen brauchten, um jene Widerstände nicht mehr zu spüren, sondern wegen des Stoffes selbst und seiner unveräußerlichen Eigenart. Und da sollte ein allgemeiner Erfolg überhaupt erwartet und seine Erreichung oder Nichterreichung sollte zum Maßstab für die Güte einer Predigt gemacht werden können? Ich fürchte, das führt zur Verflachung; der Maßstab erscheint nicht mehr bloß unsicher, nein, sogar gefährlich.

Auf alle Fälle ist es nicht zu verwundern, wenn gerade einer auf dieser Grundlage aufgebauten Theorie die Praxis mit einer gewissen Geringschätzung gegenüber steht, nicht bloß weil sie sich ganz mit Recht sagt, daß jene ja gerade ihr, der Praxis, doch das Beste verdanke, also auch kein Recht habe, sich als Richterin ihr gegenüber aufzuspielen, sondern auch weil ihr eine solche Theorie gerade dasjenige nicht leistet und leisten kann, was sie von ihr erwartet. Das einzige, was sie von ihr erfahren kann, läßt sich etwa in den Satz zusammenfassen: willst du diesen oder jenen bestimmten Zweck erreichen, so wende diese oder jene Mittel an. Und die einzige Begründung, die diesem Ratschlag beigegeben werden könnte, würde lauten: denn so hat's dieser oder jener Prediger gemacht, den wir zu den wirksamen rechnen. Höchstens daß dazu noch einige psychologische Erwägungen über die Angemessenheit

gewisser rednerischer Mittel an gewisse seelische Zustände und Bedürfnisse gefügt werden könnten. Das ist alles. Was dagegen bei dieser Art von Theorie ganz unbestimmbar bleibt, ist die Fixierung des Zwecks, ob und wie weit er berechtigt, zulässig, erreichbar, allgemeingültig oder nur zeitweilig statuierbar ist, ferner die Normierung der Mittel, wiefern sie erlaubt oder verwerflich, dienlich oder unbrauchbar sind. Das aber sind die wichtigsten Punkte, von deren Entscheidung alles abhängt. Und bleiben sie in der Schwebe, wie es denn bei dieser Art von Theorie nicht anders sein kann, so fehlt allem weiteren der Grund und Boden; irgendwelche allgemeingültigen und normativen Entscheidungen können nicht getroffen werden. Irgend ein „so soll es gemacht werden“ aufzustellen, ist diese Theorie nicht in der Lage; statt dessen wird ihre letzte Entscheidung stets sein: „so macht man's“. Und dies ist dann natürlich nie ein Allgemeines, sondern stets ein Besonderes: man macht es so, wenn man diese, anders, wenn man eine andere Zuhörerschaft vor sich hat, man macht es so, wenn man sich diesen, anders wenn man sich jenen Zweck gesetzt hat, in diesem Fall verfangen diese, in jenem jene Mittel. Die Allgemeinheit, der Zusammenhang, die Einheit muß verschwinden und alles sich in einzelne Fälle auflösen. Das aber ist überhaupt das Ende aller Theorie, die diesen Namen verdient.

Was kann man von einer Theorie erwarten, was muß sie enthalten, wie muß sie gestaltet sein, um sich in ihrer Berechtigung und Existenz der Praxis gegenüber zu erhalten? Kant beginnt seine oben zitierte Abhandlung mit den Worten: „Man nennt einen Inbegriff selbst von praktischen Regeln alsdann Theorie, wenn diese Regeln als Prinzipien in einer gewissen Allgemeinheit gedacht werden, und dabei von einer Menge Bedingungen abstrahiert wird, die doch auf ihre Ausübung notwendig Einfluß haben.“ Das trifft, wie mir scheint, den Nagel auf den Kopf. Danach wären denn die „praktischen Regeln“ gar nicht der hauptsächliche, ja nicht einmal der eigentliche Inhalt der Theorie, sondern nur unter einer gewissen Bedingung können sie in denselben aufgenommen sein. Wie es mir vorkommt, orientiert sich Kant hier an dem Namen: das θεωρεῖν hat mit dem πράσσειν doch an und für sich nichts zu tun, das Zuschauen hat doch gerade darin seine Eigentümlichkeit, das es dem handelnden Mitmachen entgegengesetzt ist, von ihm unberührt bleibt. Soll und kann die Theorie also dennoch praktische Regeln in sich aufnehmen, so darf dies nur unter der Voraussetzung geschehen, daß diese dabei in einer bestimmten, dem Wesen der Theorie entsprechenden Weise behandelt werden. Und welches ist diese? Sie müssen, nach Kant, „als Prinzipien“ und das heißt „in einer ge-

Digitized by Google

wissen", von den konkreten Bedingungen ihrer Ausübung absehenden „Allgemeinheit gedacht sein". Auch in dem an der Spitze dieser Abhandlung angeführten Zitat hatte Kant die Prinzipien als dasjenige bezeichnet, was man eigentlich Theorie nenne. Prinzipielle Erkenntnis desjenigen Handelns also, welches den Gegenstand der Theorie bildet, darf man nach Kant als die eigentliche Aufgabe der Theorie bezeichnen. Man sieht, daß sie dadurch genau im entgegengesetzten Sinne zu derjenigen Auffassung bestimmt wird, von der sich das soeben beschriebene Verfahren leiten läßt. Für dieses sind die praktischen Regeln die Hauptsache, sie bilden den eigentlichen Kern der Theorie, Kant dagegen gestattet ihnen nur unter gewissen Bedingungen Aufnahme in dieselbe; das Handeln ist dort der maßgebende Gesichtspunkt, hier das Schauen, das Betrachten und, was natürlich Zweck dieses Betrachtens sein muß, das Erkennen oder Durchschauen. Deshalb tritt dort der einzelne Fall, die konkrete Situation, der bestimmte Zweck, der individuelle Prediger in den Vordergrund, hier dagegen das Allgemeine, das in allem Einzelnen, Konkreten und Individuellen enthalten ist und ihm zu Grunde liegt. Soweit jene von mir geschilderte Art der Theorie überhaupt auf Allgemeines ausgeht (daß sie es nur in sehr geringem Maße vermag, ist gezeigt worden), gewinnt sie es durch Abstraktion aus dem Einzelnen; für Kant steht die Sache gerade umgekehrt: das Einzelne kommt für ihn als Theoretiker nur soweit in Betracht, als es vom Allgemeinen berührt, durchdrungen, beleuchtet, erreicht werden kann, oder anders ausgedrückt: einer prinzipiellen Behandlung zugänglich und fähig ist.

Prinzipien des Handelns, das ist der eigentliche Gegenstand der Theorie. Prinzipien: man wird darunter diejenigen einfachsten Einsichten und Sätze verstehen dürfen, aus denen sich alle andern zu dem betreffenden Gebiet gehörigen ableiten lassen, die selbst aber nicht weiter ableitbar sind, weil sie im Wesen der ganzen Sache begründet, mit ihr selbst gegeben und derart sind, daß sie nicht weggedacht werden können, ohne daß die Sache selbst aufgehoben wird. Wie gelangt man zu solchen Prinzipien? Durch das θεωρεῖν, durch die ruhige, von den Irritationen des Handelns freie Betrachtung. Wer selbst im Handeln steht und mit Rücksicht auf dies Handeln denkt, wird sie zu erfassen wenig geeignet sein; das Verflochtensein in das vielgestaltige Einzelne trübt ihm den Blick auf das Allgemeine, die Kompliziertheit dieses Einzelnen läßt ihn nicht durchdringen zu der Einfachheit des Ganzen, die besonderen Bedingungen, die auf die Ausübung des Einzelhandelns notwendigerweise Einfluß haben, lassen ihn das Gemeinsame, das unter

diesen Bedingungen sich auswirkt, leicht übersehen und nur schwer klar erfassen. So erklärt sich auch beiläufig, warum der Praktiker der Theorie leicht verachtend, wo nicht feindlich gegenübersteht: sie scheint ihm gerade das zu übersehen, was ihm die Hauptsache ist, und umgekehrt auf das den Schwerpunkt zu verlegen, was für ihn nur untergeordnete Bedeutung hat. Und der Theoretiker umgekehrt wird zwar jedem konkret-praktischen Handeln, das seinem Gebiete angehört, Interesse und Aufmerksamkeit zuwenden, aber doch stets nur nach der Richtung, wiefern sich ein Allgemeines in ihm Ausdruck gibt, und in dem Maße, als es ein eigentümlicher Einzelfall dieses Allgemeinen genannt werden kann. Die praktischen Regeln auffinden und formulieren ist Sache der Praktiker, sie prüfen auf ihren Zusammenhang mit dem Allgemeinen, auf ihre Herleitbarkeit aus den Prinzipien und sie, wenn sie diese Prüfung bestanden haben, in das Ganze des theoretischen Baues eingliedern, ist Sache des Theoretikers.

Es würde nun natürlich viel zu sehr ins Detail führen, wollte ich mich auf die Gewinnung der etwa für die Homiletik aufzustellenden Prinzipien einlassen. Es sei daher hier nur eben flüchtig angedeutet, wie diese aus dem Zusammenhang dieses Einzelgebietes mit anderen größeren*) geschöpft werden können. Ist predigen unter allen Umständen ein Tun, welches in der christlichen Kirchengemeinschaft, bezw. durch sie, jedenfalls auf Grund ihrer Existenz und im Zusammenhang damit stattfindet, so wird ein homiletisches Prinzip unweigerlich aus dem Wesen dieser christlichen Kirchengemeinschaft entspringen. Dies Wesen selbst wird sich in kritischer Vergleichung mit anderen religiösen Gemeinschaften durch die Religionsphilosophie und -Geschichte sowie durch die Ethik fixieren lassen und von ihm wird sich eine Wesenseigentümlichkeit aller Predigt herleiten lassen müssen. Weiter hängt dies Predigen mit dem Kultus zusammen; was Kultus ist und will, in einer religiösen Gemeinschaft überhaupt und in der christlichen insbesondere, wie ihn dann aber auch wieder die evangelische Ausprägung dieser Gemeinschaft vermöge *ihrer* Eigentümlichkeit auffaßt und beurteilt, auch das wird zur Feststellung eines Wesensmerkmals der evangelich-christlichen Predigt führen. Fällt sodann diese Predigt unter die allgemeine Kategorie der „Rede", so ergibt sich auch hier ein Wesenszusammenhang, der für die Predigt von prinzipieller Bedeutung sein muß. Selbstverständlich wird auch die Frage hereinspielen, ob und wie weit die Bibel, speziell das Neue Testament, für die Predigt maßgebend ist, ferner wird die Kunst,

*) Vgl. mein Handbuch der geistlichen Beredsamkeit (1885) S. 5.

vermöge ihres engen Zusammenhangs mit dem Kultus, aber auch mit der Rede, ihre prinzipiellen Anforderungen geltend machen, die Wissenschaft, insbesondere die theologische wird in ein prinzipiell-klares Verhältnis zur Predigt zu setzen sein, die Psychologie wird ihre Grundgesetze zur Geltung zu bringen suchen u. s. w. Kurz, wo immer ein Wesenszusammenhang zwischen der Predigt und einem andern Kreise sich der Betrachtung erschließt, da wird aus der Feststellung dieses Wesentlichen, Unverlierbaren eine prinzipielle Eigentümlichkeit der Predigt sich ergeben, welche festzulegen, klar zu formulieren und sicher zu begründen Aufgabe ihrer Theorie ist.

Doch wir können uns, wie gesagt, auf diese Ausführungen nicht weiter einlassen, haben vielmehr im weiteren Anschluß an Kant noch einen zweiten Charakterzug der Theorie hervorzuheben, der neben dem prinzipiellen Erfassen ihr unveräußerlich ist. Kant redet in dem an der Spitze dieser Abhandlung stehenden Zitat davon, daß es notwendig sei, „sich ein Ganzes über sein Geschäft zu denken" und daß dieses Ganze, „wenn dabei methodisch verfahren wird, System heißt". Es kann nach seinen Worten kein Zweifel sein: für ihn ist neben dem prinzipiellen Erkennen das System das zweite Erfordernis einer richtigen Theorie. Hier erhebt sich aber nun erst recht der Schrecken der Praktiker vor der Theorie. Von einem System wollen sie in der Regel gar nichts wissen. Ich will dabei ununtersucht lassen, ob sie nicht sofort und sehr unberechtigter Weise System mit Schema und Schablone gleichsetzen. Was ist ein System? Kant deutet es gut an durch die Worte: „ein Ganzes . . . wenn dabei methodisch verfahren wird . . ." Gewiß, der mephistophelische Rat: „mit Worten läßt sich ein System bereiten" wird oft genug befolgt, aber nicht, wo man methodisch verfährt. Denn methodisch verfahren heißt sich von den Dingen selbst treiben lassen, heißt ihnen nachgehen, wie sie uns führen, heißt der innern Konsequenz ihrer Zusammenhänge folgen, heißt dem Gesetz der Dinge lauschen.

Freilich hier stoßen wir auf eine, ich möchte sagen erkenntnistheoretische Differenz: wenn keine Logik in den Dingen herrscht, können wir auch keine aus ihnen herauslesen, und wenn der menschlichen Erkenntnis die Kraft gebricht, das Alphabet dieser den Dingen immanenten Logik zu fassen, so wird uns das Lesen nicht gelingen. Die Logik in den Dingen beruht auf ihrem inneren, notwendigen Zusammenhang untereinander; das System ist nichts als die denkende Erfassung dieses Zusammenhangs, dadurch erreichbar, daß man diesem Schritt für Schritt, vorsichtig und sicheren Trittes nachgeht. Das heißt „methodisch verfahren". Oder sollte es das nicht geben? Nun, dann gibt es keine

Theorie, und kein „Inbegriff praktischer Regeln" dürfte sich jedenfalls mit diesem Namen bezeichnen. Gibt es das aber — und ich persönlich bin davon überzeugt — so ist, wie die Klarheit der Prinzipien, so die Geschlossenheit und Konsequenz des Systems das Charakteristische und zugleich das Wertvolle an der Theorie.

Wird sie sich doch schon dadurch zur Aufstellung eines solchen getrieben fühlen, daß die verschiedenen Prinzipien, welche sich ihr aus mannigfachen Wesenszusammenhängen ergeben haben, nach Zusammenarbeitung und Vereinheitlichung verlangen. Ihre verschiedenfachen Ansprüche müssen ausgeglichen, ihre divergierenden Tendenzen zu einer Einheit zusammengeführt werden. Das ist gewiß nicht leicht — man denke nur an die Anforderungen des Kultischen auf der einen, des Rednerischen auf der anderen Seite — aber notwendig, sofern man sich „ein Ganzes über sein Geschäft denken" möchte. Und ich sollte meinen, dieses Bedürfnis müsse ein jeder haben, dessen Geist sich über das bloß Banausische, Handwerksmäßige, das sich freilich überall mit einzelnen Geschäftstraditionen begnügen wird, erhebt. Die Geschlossenheit des Systems ist aber zugleich die wesentlichste Bürgschaft für die Richtigkeit der theoretischen Auffassung selbst. Denn erst wenn ein Begriff oder Satz in dem Ganzen des Systems seine feste Stellung und klare Abgrenzung erhält, ist sein Sinn wirklich sichergestellt, seine Notwendigkeit erwiesen, seine Tragweite bestimmt. Ohne dieses wären Widersprüche unvermeidbar; ihr dem systematischen Aufbau widerstreitendes Auftreten nötigt den Theoretiker zu ihrer Korrektur. So ist's nicht formale Konstruktionslust, noch weniger eine fast kindisch zu nennende Freude an äußerer Symmetrie oder an gleichklingenden und gelehrt scheinenden Namen, was das System hervorruft, sondern die ernsteste Denkarbeit, welche nicht ruht, bis sie das Wesen der Sache im Innersten erfaßt und bis in alle ihre Konsequenzen verfolgt hat.

Daß dies nicht Sache des Praktikers sein kann, daß vielmehr ein ganz anders geartetes und gerichtetes Denken und geistiges Arbeiten dazu gehört — eben das ruhig beschauende, theoretische — liegt auf der Hand. Es fragt sich nur noch, was denn der Praktiker von diesem theoretischen Denken haben und wodurch er genötigt sein könnte, ihm einen Wert auch für sich zuzuschreiben und ihm demgemäß doch mit einem gewissen Respekt zu begegnen.

Aus den Worten Kants ist schon hervorgegangen, daß die Theorie in ihren Aufstellungen über „eine gewisse Allgemeinheit" nicht hinauskommt; das liegt in ihrem Wesen. Das System dient ihr, abgesehen von seinem oben dargelegten Wert, auch dazu, diese Allgemeinheit

wenigstens soweit als irgend möglich zu spezialisieren, die Prinzipien in ihren Konsequenzen soweit fortzuführen, daß die größtmögliche Annäherung an die Einzelfälle der Praxis erreicht wird. Allein ganz wird ihr das nicht gelingen können. Die unendliche Mannigfaltigkeit des Lebens spottet schließlich aller Systematisierung. Daraus folgt, wie wieder Kant (a. a. O.) klar und kurz ausführt, daß wenn es sich um Verwertung der Theorie für die Praxis handelt, „zwischen Theorie und Praxis noch ein Mittelglied der Verknüpfung und des Überganges" eintreten muß, bestehend in einem „Aktus der Urteilskraft, wodurch der Praktiker unterscheidet, ob etwas der Fall der [theoretischen] Regel sei oder nicht", wodurch er also den konkreten Einzelfall der allgemeinen Regel subsumiert. Hat Kant daraus die Folgerung abgeleitet, es könne Theoretiker geben, welche in ihrem Leben nie praktisch werden können, weil es ihnen an dieser Urteilskraft fehlt, so dürfte vielleicht auch die umgekehrte Schlußfolgerung nicht ohne Berechtigung sein: es könne Praktiker geben, welche niemals von der Theorie den richtigen Gebrauch machen, weil sie das richtige Verhältnis der allgemeinen Regel zu dem konkret-praktischen Fall niemals richtig erfassen. Wie viel Vor- und Einwürfe gegen die Theorie mögen sich doch wohl daher erklären, daß dieser Aktus der Urteilskraft, diese Subsumtion unrichtig oder auch vielleicht gar nicht geübt wird?

So ist denn die Theorie weit davon entfernt, dem Praktiker das eigene Urteil abzunehmen, sie ist kein Kompendium, worin man einfach nachschlagen könnte, wie man es im einzelnen Fall zu machen hat. Damit aber ist zugleich gesagt, daß sie dem Praktiker die Freiheit seines Verfahrens nicht benimmt; für sie bleibt immer noch Spielraum genug.

Aber was bietet denn nun die Theorie dem Praktiker positiv? Denken wir sie uns in der von uns abgelehnten Fassung als den Inbegriff der aus der wirksamen Praxis abgezogenen Regeln, so würde sie jedenfalls für den Anfänger ihren Wert haben, der sich noch gar nicht zu helfen weiß. Mit ihrem „so macht man's in diesem und jenem Falle" würde sie eine Macht der Traditionsbildung darstellen, an die er sich jedenfalls einstweilen einmal halten könnte, bis sich ihm aus seiner eigenen Praxis ergeben hat, wie „man's macht". Freilich die Geschichte zeigt, daß diese mit Unrecht so genannten Theorien auch ihre bedenkliche Seite haben; sie können die Tradition nicht bloß im guten, sondern auch im schlimmen Sinne festlegen; gerade weil sie der Prinzipien und des Systems ermangeln, können sie leicht in die Irre gehen und führen. Kommt dann eine andere Zeit zu der Einsicht, daß man es besser doch

anders macht, so werden sie mit einem gewissen Zorn fortgestoßen, sie bewähren sich nicht mehr. Und weil man gewöhnlich die Theorien in diesem Sinne auffaßt, begreife ich es wohl, daß einmal ein geistreicher Philologe mir (ohne zu wissen, wie sehr er mich selbst damit traf) sagte: vor allen ... iken (Homiletik, Katechetik ꝛc.) habe er ein Grauen. So notwendig also derartig bearbeitete ... iken sein mögen, sie sind doch auch bedenklich, und reichere, tiefere Geister können darin keine Befriedigung finden.

Die nach meiner Ansicht mit Recht sich so nennende Theorie ruht auf sich selbst und hat ihren Zweck in sich selbst. Sie ist die denkende Verarbeitung eines bestimmten Gebietes nach seiten seines prinzipiellen Verständnisses und in systematischer Form. Ihr Zweck ist Erkenntnis, Einsicht, nicht in erster Linie Anleitung, praktische Hilfeleistung. Allein sofern ihr Stoffgebiet ein Handeln ist, gewinnen ihre Sätze, und zwar je mehr sie sich an den Ausläufern des Systems dem Leben selbst nähern, um so mehr den Charakter von Imperativen, Vorschriften. Hierin liegt natürlich ihr praktischer Wert, der jedoch nach obigem stets ein indirekter ist, sofern die theoretischen Sätze erst durch jenen Akt der Subsumtion in die Praxis umgesetzt werden müssen. Der Praktiker hat an ihnen also die Einsicht in das Ganze seines „Geschäfts" aus seinem Wesen heraus, so wie es sich dem ruhig beschauenden Blick darstellt. Mir scheint überflüssig, erst nachzuweisen, daß das für ihn einen Wert habe, noch überflüssiger, die Meinung zu bestreiten, als ob ihn eine solche Theorie der Praxis entfremden, also als Praktiker untauglich machen werde. Um mit einem, freilich auch dem Schicksal des Hinkens unterliegenden Gleichnis zu reden: sollte es dem in der Front befehligenden Offizier nachteilig sein, wenn er in die Generalidee des Ganzen eingeweiht wird? Es kann seiner praktischen Tätigkeit, sofern er sie nur recht auszuüben weiß, lediglich zu gute kommen. Es wird seine Freudigkeit erhöhen, sofern ihm dadurch die Bedeutung und der Wert seines Postens deutlich wird, es wird ihn zur Ausdauer ermutigen, auch wo manches ihm Unverständliche um ihn vorgeht, es wird ihn vor Mißgriffen schützen, die aus einer selbstgefaßten, verkehrten Idee von der Sache und seiner eigenen Stellung leicht entspringen können, es wird ihn zu eigenen freien Maßnahmen veranlassen, wenn sich die Situation etwa verschiebt und dadurch eigene Entschlüsse von ihm fordert. Es verleiht seinem ganzen Tun Bewußtsein von sich selbst, ja macht es erst zur Praxis, wenn wiederum Kant recht hat, der „Praxis" nur diejenige Bewirkung eines Zweckes nennen will, „welche als Befolgung gewisser im allgemeinen vorgestellten Prinzipien des Verfahrens gedacht wird."

Wenn dem so ist, so dürfen wir behaupten, nicht allein daß der Praktiker die Theorie brauchen könne, sondern daß er sie haben müsse. Er sollte es jedenfalls einmal mit ihr versuchen, ehe er „durch Herumtappen in Versuchen und Erfahrungen“ aufs Geratewohl praktisch zu werden versucht. Keine Theorie kennen und nie eine erprobt haben, dabei aber auf die Theorie als etwas Unfruchtbares und Unbrauchbares schelten ist töricht, anmaßend, ja gewissenlos. Wohl kann es sein, daß ihm eine Theorie, auch wenn er den richtigen Gebrauch von ihr macht, nicht zusagt und ihn nicht fördert. Denn auch Theoretiker sind fehlbar und ihre Erzeugnisse von verschiedener Güte. Gut, dann versuche er's mit einer andern, die Literatur muß ihm ja bekannt und in ihren Haupterzeugnissen zugänglich sein. Findet er darin gar nichts Brauchbares, so ist es seine Pflicht, sich seine eigene Theorie zu machen, damit es ihm möglich werde, eine eigene Praxis zu haben. Aber ohne Theorie kann er nicht auskommen; jede wirkliche Praxis muß einer Theorie – logisch – folgen. Dann erst hat sie einen festen Stand und einen festen Maßstab für die Beurteilung eigenen und fremden Wirkens; dann erst kann der sie ausübt sagen: ich tue was ich kann, ich handle nach bestem Wissen und Gewissen.

Es gibt nur e i n e Instanz gegen diese Position: das Auftreten des „Genies“, von dem oben schon die Rede war, dessen, der „so geartet ist, daß er weder bestimmter Vorübungen noch allgemeiner Regeln bedarf, um etwas zu vollbringen und es doch auf vollkommene Weise vollbringt“ (S c h l e i e r m a c h e r a. a. O.). Allein gerade in Beziehung auf diesen Punkt möchte ich zum Schluß noch eine doppelte Anmerkung machen. Einmal nämlich wäre doch auch in Beziehung auf die Genies in unserm Fache erst noch zu untersuchen, ob und wie weit nicht auch sie von Theorien abhängig sind, wenn auch vielleicht ohne daß sie sich Rechenschaft davon ablegen können oder mögen. Das können sowohl schon vorhandene sein, die sie in ihrer Bildungszeit in sich aufgenommen haben, als auch eigene, die sie sich erst aus ihrer besonderen Situation und Individualität heraus bilden. Daß sie sich dessen nicht bewußt werden, hat gerade in ihrer genialen Natur seinen Grund; denn dieser eignet ein „Schauen“ anderer Art als es die Theorie ausübt, das intuitive, welches das der Theorie wohl zu ersetzen imstande ist. Auf das andre aber weist Schleiermacher selbst sehr richtig hin mit einem Gedanken, der die Gültigkeit dieser ganzen Gegeninstanz nach seiner Meinung abschneidet. „Das Genie, sagt er, haftet am Moment und ist nichts Konstantes. Es liegt in der Natur der Sache, daß bei jeder nicht momentanen Tätigkeit eine gewisse Vergleichung dessen, was man tun will,

mit der Regel etwas ganz Notwendiges ist, um sich selbst zufrieden zu stellen. Der Glaube an die Eingebung des Moments ist eine Aufgeblasenheit." Ich verstehe dies so, daß ich mir's durch eine Vergleichung etwa der Poetik mit der Homiletik erläutere. Das poetische Genie bedarf zum Dichten keiner Poetik; denn tritt der Moment seiner dichterischen Inspiration ein, so ist es sich selbst Gesetz und emanzipiert sich von aller Regel, indem es sie vollkommen erfüllt. Ganz anders liegt die Sache auf unserm Gebiet. Hier handelt es sich um eine „nicht momentane" Tätigkeit, vielmehr um ständig fortgehende Praxis; und hier können auch die Momente der Inspiration nicht abgewartet werden, sondern es gilt, praktisch zu werden, sobald und so oft es das Amt verlangt. Ist im ersten Falle die Theorie eine aufdringliche und hinderliche Fessel, so ist sie im zweiten eine notwendige und schätzbare Hilfe, deren man sich nur in der rechten Weise muß bedienen können, um sie zu schätzen.

Die Frauenbewegung und die evangelische Kirche.

Von Stadtpfarrer Gustav Gerok in Stuttgart.

Im September d. J. waren es 50 Jahre, daß Wichern auf dem 7. Kongreß für Innere Mission in Lübeck einen Vortrag hielt über den Dienst der Frauen in der evang. Kirche. Liegt schon in dieser Erinnerung eine Rechtfertigung dafür, daß in diesen Blättern ein Wort zur Frauenfrage gesagt wird, so mag hierfür noch mehr der Umstand sprechen, daß in den letzten Jahren gerade auch in den streng kirchlichen Kreisen, welche vorher gleichgültig oder schroff ablehnend diesen Bestrebungen gegenüberstanden, die Frauen ihre Forderungen geltend zu machen begonnen haben. Als auf dem evang.-sozialen Kongreß zu Erfurt 1895 Frau Gnauck-Kühne ihren denkwürdigen Vortrag über die soziale Lage der Frau hielt, konnte man meinen, es sei eben der linke Flügel, der zu seinem Kampf gegen die bestehende Ordnung der Dinge auch die Frauen mobil machen möchte: seither ist der deutsch-evangelische Frauenbund gegründet worden, der, so viel ich weiß, 6000 Mitglieder zählt, fürs kirchliche Stimmrecht der Frauen eintritt, wenn er dasselbe bezeichnender Weise auch an ein kirchliches Bekenntnis der Frauen binden will. Auch sonst entfaltet der Bund eine rege Tätigkeit; er gibt u. a. einen Frauenkalender heraus, der für 1906 ein sehr praktisches Verzeichnis von Berufen und Ausbildungsanstalten für gebildete Frauen unter Angabe der Kosten und der Aussichten enthält und die Mitglieder-

liste des Bundes mit den einzelnen Ortsgruppen mitteilt. Daneben sei sofort der katholische Frauenbund genannt, der 1903 gegründet, seine eigene Zeitschrift „Die christliche Frau" besitzt und dem die bekanntlich jetzt katholische Frau Gnauck-Kühne namentlich für die Arbeiterinnenfrage ihre rege Unterstützung verleiht.

Noch mehr in die Augen fallen die Erfolge der bürgerlichen Frauenbewegung. Schon als Pfarrer können wir sie nicht ignorieren, als Väter von Töchtern haben wir vollends Grund, auf diese Fortschritte zu achten. Der allgemeine deutsche Frauenverein hat in einem Flugblatt seine „Ziele und Aufgaben" folgendermaßen zusammengestellt: 1) Bildung: obligate Fortbildungsschulen für alle Mädchen nach der Volksschule; Umbildung der höheren Mädchenschulen zur Gleichwertigkeit mit den höheren Knabenschulen; unbeschränkte Zulassung zu den Hochschulen nach entsprechender Vorbildung. 2) Berufstätigkeit: Berufsgelegenheit für jedes Mädchen; Erweiterung des weiblichen Berufsgebietes; Unterstützung beruflicher Organisation; Durchführung und Erweiterung des Arbeiterinnenschutzes und Versicherungswesens besonders der Mütter. 3) Hausstand: Kampf gegen die Prostitution und deren Reglementierung; Reform der Ehegesetze zum Zweck der Gleichberechtigung beider Gatten im Verfügungsrecht und in der elterlichen Gewalt; Reform bezüglich der unehelichen Kinder. 4) Gemeinde und Staat: Zulassung zu Ämtern besonders im Mädchenschulwesen, in Sozialpolitik, Arbeiterinnenfrage und Rechtspflege (Schöffen und Geschworene); volles Vereinsrecht; kirchliches Wahlrecht, Gemeindewahlrecht und politisches Wahlrecht.

Zu diesen praktischen Forderungen der Frauenvereine kommt aber noch ein Gebiet, welches den wachsenden Einfluß der Frauen beweist, nämlich das literarische. Bezeichnend hierfür ist das neueste Heft der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens", worin der Mitherausgeber, Pfarrer Wahl, „die weibliche Gefahr auf literarischem Gebiet" behandelt. Der Raum fehlt, um auf diesen Aufsatz hier näher einzugehen. In Nataly von Eschstruth sieht der Verfasser des Heftes „eins der kraftvolleren weiblichen Talente"; ihr Name hat „einen erfreulichen Klang"; das „Tagebuch einer Verlornen" gilt ihm für „eine völlig unhaltbare Fiktion"; die Gruppierung und Auswahl der Schriftstellerinnen ist einseitig und unvollständig. Es ist auch nicht recht ersichtlich, wie Verf. dieser „Gefahr" zu begegnen gedenkt. „Alles, was unsre Frauenwelt schreibt, muß in sich selber die Zugkraft nach oben tragen, zur wahren Kulturhöhe, zum Leben in Gott" — das ist doch viel verlangt vom „schwächeren" Geschlecht!

Soll ich versuchen, einen kurzen Überblick über den jetzigen Stand der Frauenbewegung in Deutschland zu geben, so unterscheide ich wohl am besten: 1) Die Fortbildung des Frauendienstes auf seinen seitherigen Gebieten. 2) Die Eröffnung neuer Bahnen für die Frauen.

1) Die Fortbildung des Frauendienstes auf seinen seitherigen Gebieten.

Diese seitherigen Gebiete lernen wir am besten überschauen aus dem Buche des Berliner Privatdozenten von der Goltz: „Der Dienst der Frau in der christlichen Kirche", Potsdam 1905. Hier haben wir eine bündige Zusammenfassung dessen, was christliche Frauen von den ältesten Zeiten bis ins 19. Jahrhundert geleistet haben, sowie eine Zusammenstellung der wichtigsten Urkunden hierüber von I. Tim. 5 und der syrischen Didaskalia an bis zu den Diakonissenordnungen von Kaiserswerth und Neuendettelsau; aus Nonnenklöstern des Mittelalters wie aus evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts; die verschiedene Art katholischer und evangelischer Liebesarbeit wird klar hervorgehoben; was einerseits auf dem Wege der Organisation, andererseits durch einzelne Persönlichkeiten geleistet wurde, ist deutlich auseinandergehalten. Von letzteren sei genannt die wackere Straßburger Schreinerstochter und seit 1523 Pfarrfrau Katharine Zell, die in treuer Mitarbeit mit ihrem Manne, in Seelsorge und Krankenpflege sich aufopferte: „ich habe mehr Arbeit meines Leibs und Mauls getan, die kein Helfer oder Kaplan der Kirche gemacht, und gelaufen Tag und Nacht; vielmal 2, 3 Tage nichts gegessen noch geschlafen. Deshalb mich auch mein frommer Mann, dem es wohlgefallen, nur seinen Helfer genannt hat, ob ich schon nit auf der Kanzel bin gestanden, deren ich auch zu solchen meinen Geschäften nit bedurft hab". Und als die streitlustigen Theologen sie schalten, daß sie dabei gar keinen Unterschied mache zwischen Lutherischen, Reformierten, Wiedertäufern, gab sie schlagfertig zur Antwort: „wir sind nit gezwungen gewesen, jedes Meinung und Glaubens zu sein, sind aber schuldig gewesen, einem jeden Liebe, Dienst und Barmherzigkeit zu beweisen, das hat uns unser Lehrmeister Christus gelehrt". Dabei wird neben den Fürstinnen und Prinzessinnen auch der beiden schlichten Mägde gedacht, deren eine, Luise Schäppler, mit ihren Strick-, Näh- und Kinderschulen Oberlin zur Seite stand, während die andere, Elisabet Näf aus Kappel, für Pestalozzi das Modell abgab zu Gertrud in seinem berühmten Erziehungsbuch.

Wenn genanntes Buch den seitherigen Frauendienst geschichtlich behandelt, so steht ihm zur Seite als theoretische Beleuchtung der

Frauenfrage das schon in 3. Auflage erschienene Buch des bekannten modernen Evangelisten und Herausgebers der „grünen Blätter": Der Beruf und die Stellung der Frau von Dr. Joh. Müller. Sein Bestreben, selbständige christliche Persönlichkeiten zu wecken und das Evangelium für unsre Zeit lebendig zu machen, verleugnet sich auch in diesem Buch nicht. Aber einerseits macht er mit dem Rechte der Persönlichkeit für die Frau doch keinen vollen Ernst, weil er von dem Axiom „er soll dein Herr sein" nicht abgeht; anderseits macht ihn sein Drängen auf Persönlichkeiten ungerecht gegen das, was die Frauenbewegung auf dem Wege der Organisation und der Öffentlichkeit erstrebt.

Sehen wir nun zu, wie in der Praxis der Frauendienst auf seinem seitherigen Gebiete fortgebildet wurde. Hier ist natürlich der Diakonissendienst in erster Linie zu nennen. Welch große Ausdehnung er gewonnen hat, wie sich an die Mutterhäuser nach dem Vorbilde von Kaiserswerth die Schwesternverbände vom roten Kreuz angeschlossen haben, ist bekannt. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß Hand in Hand mit der Ausbildung der Chirurgie und mit den immer großartigeren Anlagen von Hospitälern, mit den deutschen Ansiedlungen in fernen Erdteilen und mit dem Kolonialdienst auch bei diesem System die Entfaltung großer weiblicher Persönlichkeiten möglich ist, wie anderseits für die große Mehrzahl der zum Diakonissendienst willigen Kräfte diese Art männlicher und geistlicher Bevormundung wenigstens kein Hemmnis bildet. Ebenso verdient aber hervorgehoben zu werden, daß D. Zimmer durch seinen Diakonieverein, der freilich in Süddeutschland noch wenig Eingang gefunden hat, einer sowohl äußerlich wie innerlich freieren und selbständigeren Stellung der Krankenpflegerinnen Bahn gemacht hat, namentlich mit der Absicht, diesen Beruf auch für gebildete Kreise annehmbarer zu machen.

Ferner ist hier zu nennen der Beruf der Lehrerinnen. Vielleicht am schlagendsten zeigt sich der Fortschritt gerade hier. Was ist durch die Macht der Organisation, aber ebenso durch das geistige Streben der Lehrerinnen in den letzten Jahren erreicht worden; und wie haben Frauen bewiesen, daß sie sehr wohl imstande sind, sich auf die geistige Höhe ihrer männlichen Kollegen zu heben, ja das ganze weibliche Schulwesen, das doch recht im argen lag, neu zu organisieren! Neben Helene Lange, der Herausgeberin der „Frau", sei Marie Martin und Frau Löper-Housselle hier besonders genannt.

In Vereinen haben ja Frauen von jeher sowohl kirchlich wie humanitär viel freiwillige Liebesarbeit getan; auch da hat sich ein gewaltiger Fortschritt vollzogen. Diese Vereine haben sich untereinander

zu großen Verbänden zusammengetan; sie haben ihre eignen Zeitschriften und haben mit ihren Geldmitteln segensreiche Bildungsanstalten fürs weibliche Geschlecht ins Leben gerufen: Frauenarbeits-, Haushaltungs-, Kochschulen, sowie Handelsschulen. Innerhalb der Kirche haben sich neue weibliche Vereine gebildet, denen z. B. die freiwillige Sonntagsschule, aber auch die parochiale Krankenfürsorge ihren Aufschwung verdankt. Neben die Jünglings- sind Jungfrauenvereine getreten. So ist es natürlich, daß an die Pfarrfrauen auf dem Lande wie in der Stadt größere Anforderungen gestellt werden; ein Teil der Vereinstätigkeit, auch der Seelsorge fällt ihnen zu. Es mag an das Büchlein einer Pfarrfrau erinnert werden: Meine Waldhäuser von Helene Christaller. Da sieht man, welche Poesie ein helles Auge aus Dorfhäusern und Bauerngestalten herausholen kann, wie eine Frau ein Stück Pastoraltheologie in Beispielen zu schreiben vermag.

Noch eins. Man meint gewöhnlich, die Sekten fänden besonders an der Leichtgläubigkeit und Schwäche des weiblichen Geschlechts ihren Eingang in den Häusern und im Gemeindeleben. Wäre dies der Fall, so wäre es Grund genug, sich des weiblichen Geschlechts mehr anzunehmen. Aber ich glaube, daß noch ein anderer Grund vorliegt für die Empfänglichkeit der Frauen und Mädchen gegenüber den Sekten. Diese haben viel mehr Verständnis für das volle Recht des weiblichen Geschlechtes in der Gemeinde Jesu. Daher sollte die Kirche gegenüber dieser Propaganda den Frauen zu einer besseren Stellung in der Gemeinde verhelfen. In der Stadt aber haben gebildete Frauen eine sehr feine Empfindung dafür, daß der kirchliche Gottesdienst sie vielfach noch ebenso behandelt, wie es in der alten überlebten Mädchenschule üblich war: als wäre für sie schließlich alles gut genug, wenn es nur an Kopf und Willen keine höheren Ansprüche macht.

2) Die Eröffnung neuer Bahnen für die Frauen.

Daß sich dem weiblichen Geschlecht neue Bahnen erschlossen haben, das liegt schon an dem Schlagwort „sozial", worin gegenüber der humanitären Wohlfahrtspflege und gegenüber dem Bestreben der inneren Mission, den Gefährdeten und Gefallenen aus dem mannigfachen Sündenverderben emporzuhelfen, die Hebung ganzer Volksschichten, im Zusammenhang hiermit aber auch die Förderung des weiblichen Geschlechts und dessen Mitarbeit am Wohle der Menschheit nach dem Pauluswort: „hie ist nicht Mann noch Weib" inbegriffen ist. Zur Liebe gehört eben nicht bloß das Mitleid, sondern auch die Gerechtigkeit; der Ruf: wir wollen nicht eure Wohltaten, sondern unser Recht, widerspricht nicht dem Sinn

Jesu, welcher uns den Wert der Persönlichkeit in jedem Menschen schätzen lehrt, uns die Verantwortung für den Nächsten und die Mitschuld an seiner Gefährdung so deutlich zu fühlen gibt. So sucht man mit dem Bild des Einen Leibs, an welchem Alle Glieder sind, vollen Ernst zu machen. So wird die Nächstenliebe aus einem bloßen Mitgefühl mit tastenden Versuchen und unzureichenden Mitteln zu einer ernsten Arbeit; zu einer Arbeit, die gelernt sein will, die also nicht von günstig situierten Leuten in ihrer übrigen Zeit mit ihren übrigen Geldmitteln nebenher besorgt, die aber zunächst auch nicht in spezifisch christliche oder kirchliche Formen eingeengt werden kann; sie muß ihre besonders dafür ausgebildeten Träger haben, die in die Lage versetzt sind, sich ganz und ungeteilt solchem Beruf zu widmen. Daraus ergibt sich die Schaffung einer ganzen Reihe von Berufsstellungen im Dienst der sozialen Arbeit, in welche neben dem männlichen das weibliche Geschlecht eingereiht ist, für welche ein entsprechender Gehalt bezahlt wird und mit welchen die entsprechende bürgerliche Rechts- und Ehrenstellung verbunden sein muß.

Dies ist die mehr formale Seite der Sache. Fragt man aber, um was es sich denn dabei material eigentlich handle, so nenne ich als die besonders wichtigen Gebiete, auf denen nicht bloß **am** weiblichen Geschlecht, sondern **durch** das weibliche Geschlecht neue Bahnen zu finden sind: die Arbeiterinnen-, die Sittlichkeits-, die Wohnungs-, die Alkohol-, die Dienstbotenfrage. Wer sich hierfür genauer interessiert, dem seien empfohlen: Frau E. Krukenberg, die Frauenbewegung, ihre Ziele und ihre Bedeutung, als besonderer Band in den von Weinel herausgegebenen „Lebensfragen", sowie von Frau Gnauck-Kühne: „Arbeiterinnenfrage". Daß die Arbeiterinnen in noch viel schlimmerer Lage sind, als ihre männlichen Genossen, wird einleuchten, ebenso, daß für sie nur von Frauen die richtige Hilfe geleistet werden kann. Über eine Million Fabrikarbeiterinnen in Deutschland schon vor 3 Jahren — von diesen 10000 auf katholischer Seite für die christlichen Gewerkschaften gewonnen: beide Zahlen zeigen uns, wie groß hier die Aufgabe und wie nötig es ist, daß wir sie in die Hand nehmen. Die **Arbeiterinnen** zu sammeln und zu wecken, ihnen den Wert der Organisation klar zu machen und sie den männlichen Organisationen zuzuführen, ihnen die 10stündige Arbeitszeit und den freien Samstag Nachmittag, die Versammlungs- und Vereinsfreiheit, sowie den Wöchnerinnenschutz, das Recht der Wahl von Arbeiterbeisitzern im Gewerbegericht zu erwirken und namentlich den Schutz vor sittlicher Gefährdung durch Vorgesetzte — das ist's, auf was Frau Gnauck-Kühne besonders hinweist. Dann die **Sittlichkeitsfrage**. Ob wir an die Prostitution denken und die Versuche ihrer gesetzlichen Regelung oder an

die unehelichen Kinder und ihre Mütter, an schlechte Literatur und die Gefahren bei der Eheschließung, an das ungleiche Maß gegenüber der Ehre des Mannes und der Frau: an all diesen Fragen ist doch das weibliche Geschlecht so wesentlich beteiligt, daß ihre Lösung ohne weibliche Mitarbeit gar nicht möglich ist. Aber bei der Wohnungs- und Alkoholfrage ist es ganz das gleiche. Unter der Trunksucht der Männer und unter den schlimmen Wohnungsverhältnissen leiden doch die Frauen fast mehr als die Männer, sie sollten also beim Kampf gegen beides wenigstens mitzusprechen haben. Und da die Dienstboten doch überwiegend weiblichen Geschlechts und den Hausfrauen unmittelbar unterstellt sind, muß auch für die Lösung dieser komplizierten Frage auf weibliche Mitwirkung gerechnet werden.

Schließlich wäre noch ein Wort darüber zu sagen, inwiefern sich auch auf kirchlichem Boden neue Bahnen für die Frauen eröffnen. Die Frage der weiblichen Pfarrer lasse ich, als für uns noch in weitem Felde stehend, beiseite. Nur das möchte ich sagen, daß ich es nicht für taktvoll halte, wenn gerade von seiten der Theologen so laut dagegen gesprochen wird; das wirkt ebenso peinlich, wie wenn Ärzte oder Juristen die Frauen von ihrem Gebiet ausgeschlossen wissen wollen; man merkt zu deutlich die Absicht! Wie manche Pfarrfrau oder Pfarrtochter kann übrigens jetzt schon die Hälfte des Dienstes im Notfall mit einem Erfolge versehen, der den des Mannes stellenweise übertrifft; ich nenne nur Jugendgottesdienst, Vereinspflege und Seelsorge. Es wurde im Anfang schon darauf hingewiesen, daß das kirchliche Stimmrecht weithinein in die Kreise der streng gerichteten Frauen verlangt wird. Wenn auf dieser Seite sogar die Ablegung eines Bekenntnisses zur Erlangung dieses Rechts angeboten wird, also recht eigentlich die Erstgeburt um ein Linsengericht verhandelt werden will, so hat auf andrer Seite vor den „Freunden der christlichen Welt" Pfarrer Güder von Aarwangen in einem gedruckt vorliegenden Vortrag sich ohne diese Bedingung dafür ausgesprochen, allerdings „aus taktischen Gründen" zunächst mit Beschränkung auf Ehefrauen und Witwen und unter Beschränkung auf die Wahl der Gemeindepfarrer, was wohl aus spezifisch schweizerischen Verhältnissen heraus zu verstehen ist.

Mir persönlich — ich bin überhaupt kein Wahlmensch — scheint diese Frage nicht so wichtig zu sein, wie sie gemacht wird; weder glaube ich, daß von diesem Wahlrecht ein namhafter Gebrauch gemacht, noch daß durch dessen Ausübung vorerst viel anders oder gar besser würde; aber um der Sache willen wird die evangelische Kirche nicht umhin

können, auf diese Forderung einzugehen. Nur ein Grund soll hierfür geltend gemacht werden.

1904 hat Frau Gnauck-Kühne ihr bedeutsames Buch geschrieben: „Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende; statistische Studien zur Frauenfrage". Hier wird nachgewiesen, daß von 6 Millionen erwerbenden Frauen in Deutschland die Hälfte ihren Unterhalt außerhalb der Familie verdient, und wird vorgeschlagen für die dem Familienleben entrückten erwerbstätigen Frauen Formen gemeinschaftlichen Lebens zu finden, „wofür die deutsche Vergangenheit bewährte Muster bietet". Deutsch gesagt, wird das Nonnenkloster in begeisterten Worten gepriesen und gegen Luther der Vorwurf erhoben, daß er ausschließlich den Geschlechtszweck des Weibes betont und ihr dadurch den Wert der sittlichen Persönlichkeit geraubt, sie zum bloßen Mittel zum Zweck degradiert habe. Ein Blick auf die Geschichte zeigt ja freilich deutlich, was seit der Reformation von evangelischen Frauen und Frauenverbänden an Arbeit zum Segen der Menschheit geleistet worden ist und zwar nicht, wie auf katholischer Seite, nur unter männlicher Seelenführung. Aber die Konsequenz der reformatorischen Gedanken ist allerdings für das weibliche Geschlecht noch nicht voll gezogen; deshalb ist ebensowohl gegen ultramontane, wie gegen sozialdemokratische Propaganda hier beim Stimmrecht der evangelischen Kirche Gelegenheit geboten, den emporstrebenden Frauen entgegen zu kommen und zugleich für sich selber eine neue starke Stütze zu sichern. Wir müssen nur bedenken, daß schon jetzt ganz anders vorgeschulte Frauen als früher neben den Männern stehen, und daß die Forderung, die ja doch nicht mehr weit von ihrer Erfüllung steht, durch ein freiwilliges Dienstjahr die sämtlichen der Schule entwachsenen Mädchen für ein segensreiches Wirken im Leben vorzubereiten, vollends, wenn sie durchgeführt sein wird, jeden Grund benimmt, die Frauen als Menschen zweiter Ordnung zu behandeln.

Ob die Frauen auf dem jetzt eingeschlagenen Wege für sich das finden was sie suchen, ist eine Frage für sich. Aber daß sie auf dem neuen Wege schon zu weit fortgeschritten sind, um hier stillstehen oder von hier wieder umkehren zu können, ist klar. Und was die Frauen dabei an eignem Behagen und ruhigem Frieden opfern, kommt jedenfalls dem Ganzen zu gute, ist also ein Schritt vorwärts auf dem echt evangelischen Wege: ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was des andern ist.

Gute und schlechte Bibelstunden.

Winke für die Praxis.

Von Professor Dr. P. Wurster in Friedberg.

Der Winter naht. Er ist unter anderem auch die Zeit für Bibelstunden. Es gibt Landeskirchen, in denen es fast für selbstverständlich gilt, daß der Pfarrer „seine" Bibelstunde hat; andere, in denen, jedenfalls was Land- und kleinere Stadtgemeinden betrifft, die Bibelstunde immer noch nur ausnahmsweise gehalten wird. Und doch ist sie derjenige Wochengottesdienst, der sich in der neueren Zeit am besten, vielleicht allein wirklich bewährt hat; ja es ist nicht schwer, Gemeinden zu finden, in denen das Urteil verbreitet ist, daß man die Bibelstunden fast lieber gewonnen habe als etwa den Hauptgottesdienst am Sonntag vormittag. Was an der Bibelstunde gerade geförderte Gemeindeglieder, aber auch andere, besonders anzieht, das ist der familiäre Kreis, der hier versammelt ist, und die schlichte, dem Konversationston sich annähernde Art, wie hier das Wort verkündigt wird. Wir täuschen uns wahrscheinlich zu oft über den Grad der Wertschätzung, den das Feierliche unserer Gottesdienste und das Kunst- und Stimmungsvolle an unserer Kultusrede in der Gemeinde erfährt. Derselbe Grund, der z. B. in Berlin nicht wenig vornehme und hoch gebildete Persönlichkeiten in Büchsels überaus schlichte Predigten geführt hat anstatt zu den fein ausgefeilten, hochrhetorischen Leistungen eines Kögel, wirbt auch der Bibelstunde ihre Freunde gerade unter religiös Urteilsfähigen. Vorausgesetzt natürlich, daß die Bibelstunde gut ist.

In welchem Fall ist sie es? Sie darf sich von der synthetischen Predigt nicht etwa dadurch unterscheiden, daß sie schlechter vorbereitet ist. Sie soll nicht wieder eine Predigt sein mit Thema und Teilen. Sie ist weit kunstloser als die Gemeindepredigt; aber gerade weil sie zum voraus auf einen Ausschnitt aus der Gemeinde berechnet ist und zwar auf den, der weiter geführt werden soll und will, sind an sie Ansprüche zu stellen, die in ihrer Art ebenso hoch sind als die an die Kunstrede im Hauptgottesdienst. Gerade weil in der Bibelstunde ein mehr familiärer Ton angeschlagen wird, ist die Gefahr, sich ins Platte zu verlieren, besonders groß; und wenn man hier sich zuerst von der Forderung schriftlicher Fixierung bis aufs Wort hinaus wird dispensieren dürfen, so kommt es um so mehr darauf an, daß man in der Sprache des gewöhnlichen Lebens wirklich etwas zu sagen hat. Wer nichts Eigenes besitzt, wem die Wahrheit nicht Erfahrungsprodukt geworden ist, dessen Bibelstunden werden vielleicht noch weniger bieten als seine Predigten.

Übrigens ist es wohlgetan, den eigentlichen Zweck der Bibelstunde auch theoretisch möglichst klar zu formulieren. Die Bibelstunde hat die Aufgabe, tiefer in den Zusammenhang der Schriftwahrheit einzuführen. Das ist ihr vornehmster Zweck. Sie hat mit denjenigen Gemeindegliedern, welche in der Erkenntnis weiter kommen möchten, praktische Exegese zu treiben, natürlich so, daß dabei — das liegt eben in dem „praktisch" —

auf Lebensfragen, Zeitfragen, auch Zweifelsfragen, wie sie gerade diesen fortschreitenden Teil der Gemeinde vorzugsweise bewegen, fortwährend Bezug genommen wird. In der Gemeindepredigt ist für diese Art von Exegese nicht der richtige Platz. Sie hält zu lange auf und sie gibt dem großen Ganzen der durchschnittlichen Zuhörerschaft nicht das, was gerade ihr not tut. Spurgeon hat beide Zwecke in origineller Weise miteinander zu verbinden gesucht und zwar im Rahmen des Hauptgottesdienstes. Er pflegte zuerst einen Schriftabschnitt zu lesen und in der ihm eigenen geistvollen Weise zu kommentieren. Dann erst kam sein eigentlicher Predigttext, meist nur ein Bibelvers, oft nur der Teil eines solchen, und den wußte er so zu behandeln, daß gerade auch der weitere Kreis der Zuhörer unter den Tausenden, die versammelt waren, auf seine Rechnung kam, während die vorausgehende Exegese dem Geförderten Anregung und Anleitung oft in überraschend reichem Maße gab. Spurgeon soll bekannt haben, daß ihn der exegetische Teil vor der Predigt die größere Mühe der Vorbereitung koste. Nachmachen können wir so etwas nicht; Spurgeon mag bei seiner eigentümlichen Methode von dem besonderen Bedürfnis einer Großstadtgemeinde, zumal aber gerade seiner Zuhörerschaft ausgegangen sein, unter der doch immer Hunderte waren, die zum erstenmal kamen, ihn zu hören. Jedenfalls aber werden wir gut tun, in dem Punkt ihn zum Vorbild zu nehmen, daß wir in der Gemeindepredigt nicht unsere Zeit und Kraft an die Erschöpfung einer größeren Perikope verschwenden. Eins! muß da unsere Losung sein. Ob wir einen längeren oder kürzeren Text haben — eine Wahrheit den Zuhörern in Herz und Gewissen bringen und dazu eben nur das im Text benutzen, was dafür unmittelbar Stoff bietet, das gibt persönlich zugespitzte, wirksame Predigten.

In der Bibelstunde kann man breiter werden, kann mit der nötigen Ruhe und behaglichen Gründlichkeit in den Zusammenhang eines Abschnitts einführen, darf ohne ängstliche Absicht auf Einhaltung eines systematisch angelegten Gedankengangs die Erörterung der Fragen, die man auf dem Herzen hat, da bringen, wo die Reihenfolge der Verse, die man nach einander behandelt, darauf hinführt. Selbstverständlich muß auch die Bibelstunde je eine geschlossene Einheit für sich darstellen. Es hat ja auch Originale gegeben, die gut besuchte Bibelstunden in der Art gehalten haben, daß sie nach Ablauf einer bestimmten Zeit das Buch zugeklappt haben mit einem „das nächste Mal weiter“, wie es der pünktliche Lehrer in der Volksschule oder im Hörsaal tun mag. Aber das Richtige ist das nicht. Die Stunde muß eine Überschrift haben, der Zuhörer einen einheitlichen Eindruck mitnehmen. Danach hat man sich bei der Abmessung der Verszahl, die man behandeln will, und bei der Vorbereitung zu richten. Man wird vielerlei bringen dürfen, je nachdem der Text gestaltet ist, und doch manches nur nebenbei behandeln müssen, damit der Überschriftsgedanke zu seinem Recht kommt.

Mit gründlich vorbereiteten, praktisch gehaltenen Bibelstunden salviert man — um wenig zu sagen — sein Gewissen gegenüber der sektiererischen Propaganda. Man wird aber meistens das positive Ergebnis haben, daß man gerade den weiter strebenden Teil der Gemeinde, der so leicht den Weg zu unkirchlichen oder außerkirchlichen Gemeinschaften findet, der Kirche

erhält, natürlich nicht bloß im kirchenrechtlichen Sinn; denn gerade aus den treuen Bibelstundenbesuchern wird man sich die zuverlässigen Helfer und Helferinnen für den Gemeindedienst heranbilden. Ich kenne eine Landgemeinde, deren Pfarrer so lange gegen die „Methodisten“ gepredigt hat, bis diese, die treue Kirchenbesucher gewesen waren, die Kirche mieden. In einer Stadtgemeinde mittlerer Größe hat der jetzt verstorbene erste Pfarrer gegen die Methodisten nicht gepredigt, aber durch Einrichtung von Bibelstunden ihren Einfluß gewaltig vermindert, ja nach dem Urteil eines kompetenten Beurteilers gebrochen.

Der Einwand liegt nun freilich sehr nahe: wie aber da, wo gar kein Trieb nach tieferer Schrifterkenntnis hervortritt, wo auch keine außerkirchlichen Gemeinschaften sind, deren Arbeit man durch eine Bibelstunde überflüssig zu machen suchen muß? Darauf ist zweierlei zu antworten, zuerst, daß oft ein schlummerndes Bedürfnis rasch hervortritt, so bald man es voraussetzt und dran geht ihm praktisch entgegenzukommen. Sodann aber, wenn man aus den Besuchern der Bibelstunde Helfer und Helferinnen heranbilden kann, so ist der umgekehrte Weg ebenso gangbar. Man hat allmählich einen Kreis freiwilliger Gehilfen gesammelt, ohne den die Pfarrersarbeit etwas Unmögliches anstrebt; nichts ist natürlicher, als diesen Kreis regelmäßig — es braucht nicht jede Woche zu sein! — zu versammeln und die Besprechung über den Gemeindedienst ein- oder auszuleiten mit der Vertiefung in einen Schriftabschnitt, aus dem gerade das zu holen ist, was für die Gemeindepraxis im einzelnen Fall an Lebenskräften besonders not tut. Aus derartigen Besprechungen wird vielleicht, ohne daß man ein Wort dazu sagt, das Bedürfnis nach zusammenhängender Einführung in die Schrift von selbst herauswachsen.

Gut ist es, wenn man sich für einen Winter ein in sich geschlossenes Pensum vornimmt. Es wird sich nicht immer empfehlen, dies in der Form zu tun, daß man etwa eine neutestamentliche Schrift im Zusammenhang durchgeht. Nicht alle Gemeinden stellen Leute genug, welche Trieb und Geduld genug haben einen Paulusbrief Kapitel für Kapitel, und namentlich auch die schwereren Partien darin mit dem Pfarrer durchzuarbeiten, und wenn man die Aufnahmefähigkeit in dieser Hinsicht überschätzt, kann es leicht geschehen, daß man im Lauf des Winters einen Massenabfall erlebt. Für den Anfang empfehlen sich Generalthemata wie: Das Leben Jesu nach Markus — wozu man freilich zwei Winterkurse brauchen wird — oder: das Leben des Apostels Paulus oder: Leben und Charakterbild des Jeremia oder sonst einer alttestamentlichen Größe. Man wird finden, daß es sehr leicht zu erreichen ist, etwa in das Lebensbild des Apostels Paulus ziemlich viel Missionsstoff einzuarbeiten, so daß man zugleich die schwierige Aufgabe der Einführung des geförderten Teils der Gemeinde in die Mission lösen kann. Die Erfahrung lehrt nämlich im allgemeinen dies, daß zusammenhängende Missionsvorträge gerade wie auch zusammenhängende kirchengeschichtliche Vorträge nicht das erhoffte Interesse in der Gemeinde finden. Die wenigsten Zuhörer können regelmäßig kommen und deswegen haben sie bald den Faden des Verständnisses verloren. Legt man einen biblischen Cyklus zu Grunde, so ist die Unregelmäßigkeit des Besuchs weit weniger schlimm; der allgemeinste Rahmen, in dem sich unsere Darlegungen bewegen,

ist ja dem Zuhörer bekannt, außerdem in seiner Hausbibel — noch besser: Taschenbibel, worüber unten ein Wort — zur Orientierung gegeben. Außerdem aber: unsere Leute haben sehr wenig systematisches Interesse; die Buntheit und Abwechslung, welche mit einem biblischen Cyklus viel eher geboten wird, zieht an, zumal man ja Fragen von allgemeinerem, ethischem, apologetischem, vielleicht auch dogmatischem Interesse in der Bibelstunde immer gelegentlich, je nachdem der Textzusammenhang darauf führt, behandelt. Man denke an die Sündlosigkeitsfrage bei der Behandlung des 1. Johannisbriefs, an alle möglichen Gemeindefragen z. B. die Sekten- und Gemeinschaftsfrage beim 1. Korintherbrief, namentlich aber an allerlei missionsmethodische Fragen bei der Behandlung des Lebens von Paulus.

Aber bekommen wir denn auch wirklich die Leute, die wir wollen? Die erkenntnisfähigen Gemeindeglieder anstatt etlicher stumpfer alter Weibchen? Ich glaube, man hat an manchen Orten den Fehler gemacht, daß man sich mit Zeit und Ort zu wenig nach dem Bedürfnis der Leute gerichtet hat, auf die man's hauptsächlich abgesehen hatte. Wer die gebildete Frauenwelt vorzugsweise will, darf an manchen Orten nicht die Abendstunden von 8 Uhr an wählen; da ist die einzige Zeit, in der die Familie beisammen sein kann, während die Frau nachmittags zwischen 3 und 5 Uhr oder zwischen 5 und 7 Uhr recht wohl abkommen könnte. Derartige Fragen gehören gründlich studiert, und wenn man durch mangelnden Erfolg belehrt wird, darf man eine Änderung in der Zeit, auch wenn sie uns unbequem sein sollte, nicht scheuen. Es wird in manchen Gemeinden gar nicht möglich sein, allen Schichten der Bevölkerung mit der Wahl der Zeit, auch des Orts für eine Bibelstunde gleichmäßig gerecht zu werden. Dann kann man ja teilen: der eine Pfarrer tut etwas für die Frauen, der andere für die Männer, der eine für die Gebildeten, der andere für die übrigen Schichten; oder man dient in dem einen Winter dem einen Teil, im andern dem andern; oder man tut, wenn man keine Nerven hat, zweierlei zugleich und hat — wie anziehend für den Lernwilligen — zwei verschiedene Bibelstunden in der Woche.

Eins jedenfalls ist von ungemein großer Bedeutung. Die Zuhörer sollten den Text vor sich haben. Ohne das gibt es keine rechte Bibelstunde. Exegese kann man doch nur mit Leuten treiben, die nachlesen und vergleichen können. Wir sind in diesem Punkt mit all unserer theologischen Wissenschaftlichkeit hinter dem praktischeren England weit zurück, wo es in vielen Gemeinden einfach selbstverständlich ist, daß man seine Taschenbibel mitbringt, wo es auch gar nicht zu den Seltenheiten gehört, daß junge Kaufleute um ihres Helferdienstes in der Sonntagsschule willen Griechisch lernen! Man spricht ganz anders vor solchen, die mitarbeiten, und das geschieht richtig erst, wenn mitgelesen und mit verglichen wird. Man sollte mit viel Geduld immer wieder darauf dringen, daß die Zuhörer ihren Text mitbringen oder, wenn das nicht zu erreichen wäre, im Lokal ihren Text bekommen können. Hat man's erreicht, dann wird sicher das Interesse wachsen; man kann andeuten, um welche exegetische Aufgaben es sich das nächste Mal handeln wird, und wird so den Eifrigeren zur Vorbereitung Anlaß geben; man wird eher erleben, daß Fragen gestellt werden (wenn's nicht anders geht, schriftlich und ohne Unterschrift), die das nächste Mal ihre

Beantwortung finden, vorausgesetzt daß sie sich dazu eignen; es wird überhaupt erst so der Zweck der Bibelstunde wirklich erreicht, und wenn man einmal sehen darf, daß dafür ein Verständnis gewonnen und, so weit Zan dergleichen überhaupt wahrnehmen kann, in der Richtung dieses hohen miels wirkliche Fortschritte gemacht werden, dann werden die Bibelstunden vielleicht die liebsten Stunden im ganzen Jahr, dem, der sie halten darf, und den Zuhörern.

Predigt über die Geschichte von der „großen Sünderin".*)

Von Prof. D. Th. Häring in Tübingen.

(Luk. 7,36–50).

Das eben vernommene Evangelium ist unserm Luther ganz besonders lieb gewesen. Es war ihm so recht eine Verkörperung des Hauptartikels, wie er sagte, davon man in der Kirche nicht lassen darf, es falle gleich Himmel, Erde und was nicht bleiben will; des Artikels, mit dem die Kirche steht und fällt: von der Vergebung der Sünden in Christus.

So mag uns dies Evangelium doppelt willkommen sein am Anfang der Woche, die durch den 31. Oktober das Gedächtnis der Reformation erneut. Die echte Reformationsfeier ist ja nicht damit erschöpft, daß wir das Festlied wieder anstimmen „Ein' feste Burg ist unser Gott". Mag uns doch manchmal die Sorge ängstigen, dieser Schutz- und Trutzgesang sei zu gewaltig für unser Geschlecht, „festlich" in dem wehmütigen Sinn, als wäre er nur für die Stunden festlicher Erhebung, nicht Ausdruck unsres wirklichen Erlebens. Denn vieles wirkt zusammen, was uns den Blick trüben und die Freude dämpfen könnte am Reformationsfest. Aber wir dürfen es in Wahrheit feiern in dem Maß, als die Grundwahrheit der Reformation für uns wahr ist, wahr am schlichten Werktag, Grund und Kraft unsres innersten Erlebens. Denn die Kräfte, die ein Reich gegründet, erhalten es auch, und die Kraft der Reformation war das Evangelium von der Sündenvergebung. Was uns das Herz schwer machen will, es lag viel drückender auf dem Herzen jener ersten Führer. Unsrer Kirche fehlt die Macht, und die Großen der Erde fragen nach Macht: ein ohnmächtiger Mönch stand vor Kaiser und Reich; aber er hatte das Evangelium. Uns fehlt so oft das Einverständnis der Bildung, die Wortführer des Zeitgeistes höhnen oder stehen beiseite in vornehmer Zurückhaltung: Luther hat gehandelt einem zu lieb und zur Ehr', der droben sitzt, und an denen, die das Ansehen hatten, da lag ihm nichts an; aber er hatte das Evangelium. In diesem Sinn einer schlichten Reformationsfeier lasset uns das heutige Evangelium nützen und uns dadurch das Recht erwerben, Reformationsfest zu feiern, wenn Gott selbst wieder einmal die Festglocken über unser deutsches Land im Sturme brausen läßt.

---

*) In Tübingen besteht seit Gründung der Universität das sog. Frühpredigerkollegium, d. h. die Professoren der Theologie beteiligen sich in einem regelmäßigen Turnus an den Gottesdiensten der städtischen Hauptkirche. Ihre Predigten sind hier also nicht im sonst üblichen Sinn akademische Predigten in besonderem Universitätsgottesdienst.

Wir sind evangelische Christen, wenn das Evangelium von der Sündenvergebung in Christus unser Schatz ist;

wir erinnern uns, was das für ein Schatz ist,
wir freuen uns, daß er es auch für uns ist.

Was für ein unvergleichlich **köstlicher Schatz** das Evangelium von der **Sündenvergebung** ist, wie es die Reformation wieder entdeckt hat, sehen wir besonders anschaulich an dem heutigen Evangelium. Gerade dieses Evangelium wird von der römischen Kirche anders gedeutet. Sie legt die Worte „ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt" dahin aus: weil sie viel geliebt hat, ist ihr viel vergeben. Der Grund der Vergebung ist für sie ihre Liebe, und das Maß ihrer Liebe ist das Maß der Vergebung, die sie erlangt. Aber das umgekehrte Wort „wem wenig vergeben wird, der liebt wenig" zeigt, wie jenes erste Wort verstanden sein will: aus der geringen Liebe, die der Gastgeber Simon erweist, sieht man, daß er wenig vergebende Liebe empfangen hat; aus der überschwenglichen Liebe der Sünderin, wie viel ihr vergeben ist. Vollends ganz unzweideutig spricht für diesen Sinn des Wortes Jesu das Gleichnis von den zwei Schuldnern mit seiner Schlußfrage: wer wird am meisten lieben? Der, dem am meisten geschenkt ist. Und mit feierlichem Nachdruck schließt der Herr, als er der Frau vor allen bestätigt, was sie schon innerlich erlebt hat: Dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin im Frieden!

So zeugt denn unser Evangelium besonders herrlich für die eine selige Wahrheit nach ihren beiden unzertrennlichen Seiten: **Vergebung aus freier Gnade durch den Glauben; aus dem Glauben Liebe.** Keines ist ohne das andere wahr, aber beides nur in der rechten Ordnung. Vergebung das Geschenk, das niemand verdienen kann; das reine Geschenk, zu dem man nichts, wäre es auch noch so wenig, beitragen kann. Nicht unser Lieben wendet uns Gottes Liebe zu, sondern Gottes unaussprechliche Liebe weckt unser Vertrauen. Dies die große selige Erfahrung Luthers, die sein Ringen zum Sieg, seinen Kampf zum Frieden führte. Oder mit andern Worten, aber ganz gleich in der Sache: nicht durch Rechttun werden wir gerecht, nicht aus eigenen Kräften, Werken, Verdiensten, sondern aus Gnaden durch den Glauben, und nicht unser Glaube selbst ist ein Werk, das in sich selbst wertvoll wär als unser Werk. Nun aber, hiervon unzertrennlich: aus dem Glauben Liebe; wo Vergebung ist, ist Leben, der von Gott mit seiner Liebe Beschenkte kann nicht anders als lieben. Oder wieder dasselbe mit anderem Wort: gerecht gemacht tun wir das Rechte; der Glaube kann nicht allein sein, er ist ein mächtig schäftig Ding; wir Evangelische lehren erst recht, wie gute Werke geschehen; Glaube ohne Liebe ist eingebildeter Glaube. Und zwar, wie unser Evangelium zeigt, die Liebe zu dem, der die Vergebung schenkt, beweist sich in der Liebe zu den andern, die sie mit uns bedürfen. Wie vornehm ablehnend begegnet der gerechte Pharisäer Simon der Sünderin; brauchte er Jesus wie sie, er würde seine Liebe Jesu beweisen, indem er sie der armen Frau zuwendete. Jesu geschieht, was an seinen geringsten Brüdern getan wird; ihm können wir nicht danken in überströmendem Gefühl, wenn wir kalt vorübergehen an denen, die mit uns seine Liebe brauchen.

Und eben damit ist auch schon gesagt: das reformatorische Evangelium

von der Sündenvergebung ist Sündenvergebung in Christus. Die freie Verzeihung, die das Herz erneuert und lebendig macht, hängt an ihm. Auch deswegen war unser heutiges Evangelium Luther so lieb: nicht nur, weil es von der freien Vergebung so großartig zeugt, die mit der Schuld auch die Macht der Sünde bricht, einen neuen Sinn und Mut des Lebens schenkt, sondern auch weil es so anschaulich darstellt, wie es der Herr Christus ist, in dem Gott vergibt, und der Herr Christus allein. Darüber wundern sich schon die, welche die Geschichte miterlebt: „wer ist dieser, daß er die Sünden vergibt“? Weil er so unscheinbar unter ihnen ist und doch gerade dadurch der armen Frau gibt, was sie braucht. An hohen Worten von der Vergebung fehlte es ja nicht, auch nicht an köstlichen Sprüchen, die sie verheißen. Der Pharisäer Simon hätte eine Prüfung darin wohl bestanden. Wie ist vollends in der römischen Kirche das Evangelium von der Vergebung zu einem ganzen Wunderbau ausgeführt! Da ist das Werk des Gottmenschen am Kreuz; es wird täglich erneuert im Meßopfer; seine Frucht mitgeteilt im Bußsakrament von heiligen Priestern. Das alles hatte Luther treu benutzt. Aber zur Gewißheit war er nicht gekommen. Priester und Propheten die Fülle, aber keiner, in dem er Gott fassen und greifen kann und der ihn bei der schwachen Hand faßt und zu Gott führt. Dann findet er Jesus im Evangelium. Er ist so herzlich mit den Sündern, die alle andern verstoßen, und er macht doch ihre Sünde nicht klein, sondern erst recht groß. So demütigt kein andrer, so erhebt keiner. Immer und überall ein und derselbe: in Simons Haus, gegen seine Jünger, im Leben und im Sterben. Am herrlichsten im Tod, und doch auch sein Tod nur Vollendung seines Lebens, Siegel auf sein Leben. Meßgewand und Beichtstuhl will mit Gott einigen, sie trennen Mensch und Gott. Jesus ist Gottes Wort an uns, das wir verstehen, fassen, von dem wir leben können. Jesus ist unser Wort an Gott, wenn alle andern Worte verstummen. Er ist Spiegel der väterlichen Liebe Gottes und in Einem das Opfer, das vor Gott gilt. Und heute am Abendmahlssonntag werden manche besonders gern Luther's Abendmahlsgebet sich aneignen: nun kommen wir in keiner andern Zuversicht, denn daß wir deine süßen Worte gehöret haben, damit du uns zu deinem Tische ladest, „kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken“.

Das sind nur wenige Worte darüber, wie groß der Schatz ist, der da heißt Vergebung der Sünden, unserer Kirche Kleinod. Wir wollen lieber sofort uns deutlich machen, daß dieser Schatz auch unser Ein und Alles sein will. D. h. wir wollen uns aufs neue freuen, daß die Wolken von Hindernissen, die sich über das Evangelium von der Sündenvergebung in Christus lagern wollen, zerreißen vor der Sonnenwahrheit dieses Evangeliums. Der Widerspruch dagegen, der nie verstummt ist, aber in unsern Tagen lauter sich erhebt und tiefer greift, richtet sich gegen die Sündenvergebung selbst und dagegen, daß sie an Jesus Christus hängt. Das sei, sagt man, der große Unterschied zwischen der Reformationszeit und unserer Zeit: damals eine allgemein verbreitete Stimmung der Furcht vor Gott, die Frage auf allen Lippen: „wie krieg' ich einen gnädigen Gott?“ Heute dagegen, fährt man fort, denken selbst die, welche sich aufrichtig um Gott kümmern, nicht sowohl an die Versöhnung mit Gott, an die Gnade Gottes, sondern unter der Last der Vergänglichkeit und unter dem Druck

des Lebens heben sich die Augen auf zu den ewigen Bergen, von denen uns Hilfe komme; nicht die Schuld bekümmere uns, sondern die Ohnmacht und Unrast, nicht Verzeihung suchen wir, sondern Kraft. Aber auch das gelte nur von der Minderzahl. Für unzählige sei Gott selbst ein großes Fragezeichen geworden, und für die Wenigen, die überhaupt noch den Kampf um Gott kämpfen, sei es ein Kampf um die Gewißheit, ob Gott sei; was er sei, möge eine spätere Sorge sein, wenn diese erste gehoben. Nun ist jeder ein Kind seiner Zeit, darum brauchen wir gar nicht zu leugnen, daß unser Luther, als er mit der Frage rang: „wie krieg' ich einen gnädigen Gott"? von einer Zeitstimmung getragen, oder doch, daß seine Zeit auf die Lebensfrage, die er wie kein anderer in ihrer Tiefe faßte, vorbereitet war, daß er darum viele mit sich riß, auch ohne daß sie ganz dasselbe persönlich erlebten; klagt er doch bald genug über mangelnden Ernst des persönlichen Lebens. Aber eben darum dürfen wir uns sagen: alles wahrhaftige Fragen nach Gott, auch wo es zunächst nach Gottes Kraft, nicht nach Gottes Gnade sich sehnt, sucht Gottes vergebendes Heil, wenn es anders tief genug gräbt. Ja alles Ringen um die Gewißheit, daß Gott ist, wenn es anders persönliches Ringen ist, dringt zum Herzen der Kraft und der Gnade. Darum stehen wir Menschen von heute im letzten Grund wie die Menschen jeder Zeit, wenn Gott uns begegnet, wenn es Ernst wird mit seinem „willst du"? Aber unser heutiges Evangelium ist eine gar freundliche Hilfe in dieser wichtigsten Angelegenheit unsres Lebens; es ist das reine Gegenteil einer nur äußerlich festgefügten, von jedem ohne Unterschied und auf die gleiche Weise Zustimmung fordernden Lehre.

„Simon, ich habe dir etwas zu sagen". Dir etwas, das dich zunächst ganz allein angeht. Was? Das Gleichnis von den zwei Schuldnern und seine Anwendung: „Siehst du diese Frau"? Sieh' sie dir genau an und den Unterschied zwischen ihr und dir, was sie getan, was du unterlassen. Sie hat das Größte, Unerwartetste getan; du das Kleinste, Selbstverständlichste unterlassen. Und diese Liebe beweist, daß ihr viel vergeben ist; wem wenig vergeben ist, der liebt wenig. Kein Wort davon: du bist ein großer Sünder, ein so großer wie sie. Kein Wort, das den Unterschied zwischen ihm und ihr aufhebt. Nur eine Frage und eine Aufforderung zu vergleichen. Aber gerade damit, daß Jesus so wenig sagt, daß er gar nicht übertreibt, sagt er alles, damit findet er den Weg in Simon's Herz. Auch die Ausflucht schneidet er ihm ab: wenig Liebe, ja wohl etwa gegen Jesus nicht so viel wie die Sünderin; natürlich, warum auch? Aber sonst viel Liebe, viel gute gepriesene Liebeswerke. Wirklich, Simon? Nein wenig Liebe, gerade jetzt, gerade hier, liebloses Urteil, liebloses Nichtverstehen gegenüber großer reiner Liebe. Und warum wenig Liebe? Weil wenig Vergebung. Warum wenig Vergebung? Weil so viel Gerechtigkeit, so viel Tadellosigkeit, so viel Unantastbarkeit? Eine seltsame Unantastbarkeit, Tadellosigkeit, Gerechtigkeit, bei der man wenig liebt.

In solche stille Zwiesprache zieht auch uns Jesus hinein. Auch uns erzählt er sein Gleichnis von den zwei Schuldnern. Zwar wir reden oft lieber von ganz andern Dingen, etwa von unsern Zweifeln an Gott und wie schwer es uns Menschen von heute gemacht sei, an Gott zu glauben, oder dann auch von jenem Verlangen nach Kraft und Leben im Strom der

Vergänglichkeit. Jesus schilt uns nicht darüber, aber er macht nicht so viel Aufhebens davon, ja scheint keine Antwort auf unsre Fragen zu haben, sie am Ende gar nicht zu verstehen. Ganz allmählich, ohne alle Hast und Unzartheit beginnt er uns in jene Kette von Fragen hineinzuziehen. Haben wir wirklich keinen Grund zur Liebe, zur dankbaren Gegenliebe Gottes, weil uns viel vergeben ist? Oder brauchen wir nicht viel Vergebung in unsrer wohlanständigen Gerechtigkeit? Nicht wenigstens viel Vergebung, weil wir so wenig echte, schlichte, warme Nächstenliebe haben, weil wir noch uns selbst lieben von ganzem Herzen und allen Kräften und den Nächsten nicht wie uns selbst? Und nicht vielleicht Vergebung auch sonst, weil, wenn wir erst an einem Punkt der Selbstprüfung stand halten, noch andere Schatten mit herauf kommen? Schatten, die doch Wirklichkeiten sind und sich nicht verdrängen lassen wollen und alles andere, was uns sonst so wirklich vorkommt, verdrängen. Selig, wer dann nicht von Einbildungen redet, wer die peinlich-selige Gedankenreihe durchlebt, die Jesus mit seinem Gleichnis in uns auslösen will: wenig Liebe zu Gott, weil wenig vergebene Schuld, und doch wie viel zu vergebende Schuld auch für den Gerechten, wenn er erst einmal anfängt bei seiner Liebesarmut zum Nächsten, selbst begründet in dem Mangel an Dank für Gottes unaussprechliche Liebe. Und umgekehrt: viel Vergebung, viel dankbare Liebe gegen den, der uns zuvor geliebt, und darum zum Nächsten, denn Gott ist die Liebe, und nur, wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott in ihm. Ist also das Evangelium von der Vergebung nichts für unsere Zeit? Das Evangelium von der Liebe Gottes, die verzeiht und ein Leben der Liebe schafft?

Dann ist es kaum nötig, von dem andern noch ausdrücklich zu reden, daß dies Evangelium von der Sündenvergebung an Jesus Christus gebunden bleibt auch für uns. Gewiß nicht an eine Lehre über Jesus, die wir zuerst annehmen mußten, wenn uns soll geholfen werden. Diese Zumutung, auch wenn sie wohlgemeint ist, schreckt viele ab. Aber er selbst ist und bleibt unentbehrlich, für uns wie dort in Simons Haus, wie in der Klosterzelle zu Erfurt. Er ist es, der uns die Vergebung wichtig macht, zum größten Schatze macht, den wir gewinnen können; er, der uns diesen Schatz gibt. Jene unvergleichlich durchdringende Seelsorge, der wir uns heute im Evangelium freuen dürfen, kann nur er üben. Im Fortschritt des Lebens gewinnen wir dafür ein immer feineres Gefühl. Gerade wer sich ganz frei weiß von der Einbildung, die sich nichts von andern sagen lassen will, darf sich sagen, daß auch die wahrhaftigsten und treuesten Menschen uns im allertiefsten Anliegen nicht ganz verstehen. Wenn wir noch so dankbar auf ihr freundliches Wort achten „ich habe dir etwas zu sagen", es erreicht nicht Jesu Wort: ich habe dir etwas zu sagen. Er versteht unsre Seele ganz und steht doch auch über ihr; er hat seine Seele so ganz in der Heimat, daß er uns in die Heimat der Seele führen kann. Er ist der Einzige, der uns unsre Sünde nie zu leicht und nie zu schwer macht; sein Ernst gegen uns ist ein wahrhaftiger Ernst, ihm gegenüber verstummen unsre Einreden und Ausreden. Und es geschieht gerne, wir werden vor ihm willig stille. Denn sein unerbittlicher Ernst ist eins mit der vergebenden Gnade. Die Leute im Evangelium verwundern sich darüber, daß er also Sünden vergibt. Die Sünderin verwundert sich auch und dankt es ihm. Wir können das auch

erfahren. Die Verzeihung Gottes ist keine in sich selbst gewisse Wahrheit. Eine Weile können wir das meinen, können uns wohl auch einbilden, uns selbst zu verzeihen in Gottes Namen. Dann brauchen wir dazu einen andern stärkeren Namen als den unsrigen. Es ist der Name Jesu. Unser Mut, an Vergebung zu glauben, quillt aus seinem Mut, Vergebung zuzusprechen, aus seiner Gewißheit, daß er wirken darf wie der Vater wirkt. Und er hat es am Kreuz besiegelt. Zu ihm selbst dürfen wir kommen, er ist der Lebendige in seinem Lebens- und Todesbild. —

Das ist schlichte, werktägliche Reformationsfeier; je mehr wir sie üben, desto mehr wird unsrer Kirche ein neues großes Reformationsfest geschenkt werden. Es hängt alles am Evangelium. Wir sind evangelische Christen, wenn das Evangelium von der sündenvergebenden Liebe Gottes in Christus unser Schatz ist. Und dieses Evangelium ist ein ewiges Evangelium. Amen.

Übersicht über Stand und Gang der Inneren Mission im Jahr 1906.

Von Prof. Dr. Wurster in Friedberg.

Immer deutlicher treten die Anzeichen dafür hervor, daß nun auch auf dem Gebiet der dienenden Liebe und kirchlichen Hilfstätigkeit die Geister innerhalb der evangelischen Kirche Deutschlands sich scheiden wollen. Man hört auf Seite der „Jungen" und — um die Bezeichnung der Parteirichtung zu gebrauchen, die sich natürlich mit der eben gegebenen keineswegs deckt, der „Linken" —: über die Innere Mission sind wir hinaus; wir suchen eigene Wege. Der Grund hierfür ist keineswegs mehr bloß der alte, den von jeher sowohl streng konservative — man denke an die fünfziger Jahre! — als freisinnige Pfarrer gegen die Innere Mission erhoben haben, daß sie nämlich etwas tun wolle, was die Gemeinde d. h. die lokale Kirchengemeinde mit ihrem einheitlich geleiteten Organismus von Haupt- und Hilfsämtern zu tun habe. In dieser Richtung hat ja eine erfreuliche Verständigung und Ausgleichung von beiden Seiten, von seiten der offiziellen Kirche und von seiten der Inneren Mission, immer mehr Platz gegriffen. Man hat selbst in den Kreisen, welche die Gemeindeomnipotenz grundsätzlich vertreten, zugestanden, daß da, wo die Lokalgemeinde noch zu groß oder ungenügend organisiert oder an Geld und persönlichen Kräften noch zu schwach ist, die Notarbeit der Inneren Mission immerhin eintreten möge, ebenso da, wo die Aufgabe über die Grenze der Einzelgemeinde hinausgeht und eine interparochiale, provinzielle, ja internationale (Seemannsmission!) Organisation nötig wird. Und auf der andern Seite ist unter den Männern der Inneren Mission der Grundsatz doch immer mehr durchgedrungen, der organisierten Gemeinde zu geben, was ihr gebührt; mit andern Worten, man hat sich gern des Wichernschen Worts erinnert, daß die Innere Mission an ihrer Selbstauflösung arbeiten müsse zu Gunsten der prinzipalen sozialen Faktoren Familie, Kirche und Staat.

Jetzt kommen aber die Angriffe auf die Innere Mission in ganz anderer Tonart. Man redet von ihrer Rückständigkeit; sie habe es nur mit der „Hebung

der Schwachen" zu tun, deswegen ihre Sucht zu bevormunden, ihre Unfähigkeit oder mangelnde Bereitwilligkeit, der Entwicklung der freien Persönlichkeit Raum zu geben, deswegen auch ihr Versagen überall da, wo es sich um die Arbeit an den Starken, den Begabten, den Gebildeten, den modern fühlenden Menschen handle. Demgegenüber müsse jetzt in neuer Weise die Arbeit aufgenommen werden; man will demokratisch verfaßte Jugendklubs statt der Jünglingsvereine mit ihrem Patronisierungsprinzip, Krankenpflege auf genossenschaftlicher Grundlage statt der Mutterhausdisziplin — um nur die bezeichnendsten Beispiele zu nennen. Ich sehe weg über die in diesem Zusammenhang öfters auftauchende Bemerkung, daß man die Fürsorge für die Schwachen, die Blöden, die Krüppel, die weniger begabten jungen Leute und ähnliches Volk nach wie vor der Inneren Mission überlassen wolle; jeder vom Jesusgeist durchdrungene Arbeiter der Inneren Mission wird nicht das Verletzende, was darin liegen könnte, heraushören, sondern die hohe Ehre, seine Kraft gerade den Schwachen, ja den Allergeringsten opfern zu dürfen. Aber die ganze Auffassung der Inneren Mission, die bei diesem Versuch einer Arbeitsteilung zu Grunde liegt, ist ja falsch. Sie ist mit besonderer Betonung, so viel ich sehe, zuerst von Fr. Naumann ausgesprochen worden und wird seitdem, wie ich glaube, hauptsächlich deswegen wiederholt, weil man sich irrtümlicherweise, wohl auch unter dem Einfluß der erbaulichen Presse und Rede, daran gewöhnt hat, bei der Inneren Mission vorzugsweise an die pflegende Diakonie zu denken. Ist die Evangelisationsrede, der Kampf gegen die Unsittlichkeit in der Männerwelt, die gewaltig angewachsene, von anderer Seite nachgeahmte Sonntagsblattarbeit nicht auch Innere Mission? Und wo bleibt hier das Merkmal der Patronisierung der Schwachen? Es ist aber gerade auch da, wo man es in unserem Vereinsleben zu finden meint, gar nicht vorhanden. Unsere Jünglingsvereine sind demokratisch aufgebaut und wo sie es früher nicht waren, werden sie es; ihre Absicht war von jeher auf alle Schichten der Bevölkerung gerichtet, und wenn unsere großen Vereine unter den Studierenden der technischen Hochschulen und unter jungen Kaufleuten, wenn unsere Soldatenabteilungen unter den Truppen aller Waffengattungen überraschend große Erfolge erreicht haben, dann kann man doch nicht mehr sagen, daß die ganze Arbeit der I. M., die hier getrieben wird, „Hebung der Schwachen" sei! Viel besser als die jedenfalls grundsätzlich unberechtigten Vorwürfe und besser als Aufsuchen eigener Wege und Konkurrenzarbeit (wenn eine solche wirklich mit Ernst angefaßt wird) wäre das Zusammengehen der „Jungen" und der „Alten", das energische Zusammenfassen gerade der theologisch gebildeten Kräfte mit andern Akademikern, die Lust haben, ja mit Leuten aus allerlei Schichten des Volkes, damit der alte große Wichernsche Gedanke der Inneren Mission noch besser als bisher durchgeführt werden kann.

Aber — und das führt auf den zweiten Einwand — ist ein solches Zusammenarbeiten auf praktischem Boden überhaupt noch möglich, wenn doch die Kluft zwischen den theologischen Richtungen immer größer wird? Ist es um der inneren Wahrhaftigkeit willen, nicht bloß in Anbetracht der selbstverständlichen Schwierigkeiten, die in den Verhältnissen liegen, noch möglich? Ich antworte: es ist bisher auch möglich gewesen und hat allen Beteiligten gut getan, wenn sie gerade in der gemeinsamen praktischen Arbeit sich ausgleichen, sich verstehen und sich gegenseitig fördern konnten. Richtungsunterschiede sind immer dagewesen, und ein Gegensatz naiver Laienfrömmigkeit gegen die Theologie der Theologen überhaupt war auch immer vorhanden. Vielleicht sind es aber mehr die Stimmungsgegensätze, die — vorsichtig gesprochen — wenigstens einen Teil der Jungen zur Separation von der Ar-

beit der Inneren Mission und eigenen Gründungen veranlassen. Man will das Pietistische nicht, man fürchtet alle religiöse Aufdringlichkeit, man hält mehr vom unbewußten Christentum und von der indirekten Methode der Seelenbeeinflussung, man möchte den Elementen der ästhetischen Kultur einen breiteren Raum gönnen. Das alles ist zu begreifen; es ist früher gerade so gewesen. Aber ich meine, was recht und heilsam ist an diesem Empfinden, das müßte doch gerade nutzbar gemacht werden da, wo es not tut und wo eine Organisation von respektabler Größe schon da ist! Wozu jetzt zertrennen und Kräfte zersplittern? Die Erfahrung lehrt, daß, wo redlicher Wille und zähe Kraft vorhanden war, auch in enge, vielleicht allzu pietistische Kreise der Inneren Mission befreiende und weiter führende Einflüsse eingeführt werden konnten; im Zusammenarbeiten lernte man aber auch die tieferen realen Kräfte schätzen, die hinter dem anfangs Abstoßenden verborgen waren.

Wenn jetzt die itio in partes eintritt, dann ist ein gutes Stück Gemeindeideal für lange Zeit begraben. Vielleicht machen sich das die Wortführer der Trennung, die doch zum Teil auf das Sulzesche Gemeindeideal eingeschworen sind, nicht genügend klar. Wenn z. B. der eine Pfarrer in derselben Stadt nach moderner Methode Jugendarbeit treibt, der andere nach der alten der Inneren Mission, dann kommen wir eben noch weiter auseinander als wir sind. Es wird aber auch innerhalb der Einzelgemeinde noch größere Gegensätze geben; denn daran ist natürlich nicht zu denken, daß die Innere Mission ihre Arbeit aufgibt, wenn diese oder jene moderne Richtung ein Gegenstück dazu anfängt. Und wenn bisher schon, was mit mir viele bedauern werden, die Innere Mission als solche manchmal für eine bestimmte theologische Richtung proklamiert wurde, so wird dies in Zukunft noch viel mehr der Fall sein, wenn die andere Arbeit von denen, die sie leisten, als die theologisch liberale proklamiert wird, und dann haben wir Kampf und Kräftezersplitterung auf einem Gebiet, auf dem zu allererst Einvernehmen und Zusammenarbeit in Liebe nötig, aber auch möglich ist.

Wer in der V e r k i r c h l i c h u n g dessen, was man unter dem Namen Innere Mission zusammenfaßt, das Heil sieht, wird die Scheidung der Wege doppelt bedauern. Aber vielleicht hat der Gedanke der völligen Verkirchlichung, d. h. Eingliederung in den Organismus der Landeskirche mit ihrer Bureaukratie in letzter Zeit viel von seiner Anziehungskraft verloren. Immerhin scheint mir nach dieser Richtung hin der Gedankengang zu führen, den P. G l e i ß in den deutsch evgl. Blättern 1906 S. 306 bis 347 unter dem Titel „Grenzen und Ziele der Inneren Mission" entwickelt. Er schlägt vor, den inkonzinnen Namen Innere Mission durch den schlichteren und zutreffenderen „organisierte kirchliche Hilfstätigkeit" zu ersetzen. Natürlich kommt es ihm nicht bloß auf den Namen an; er möchte zum Ausdruck gebracht wissen, daß, was man bisher Innere Mission genannt habe, immer nur dazu da sei, der Kirche und zwar der L a n d e s k i r c h e (S. 341) zu d i e n e n oder richtiger, daß es eigentlich an sich selbst schon kirchliche Arbeit sei, bloß eben Hilfsdienst. Ich behalte mir vor, auf die Gedanken des lesenswerten Aufsatzes in anderem Zusammenhang genauer einzugehen. Hier nur die zweifache Bemerkung: 1. es wird von Gleiß übersehen, daß die L a n d e s k i r c h e, dieses nur aus einer eigentümlichen Geschichte heraus verständliche und in sich widerspruchsvolle Gebilde, nicht das eigentliche Z i e l der Arbeit sein kann, die man jetzt mit dem gewiß ebenfalls nur geschichtlich verständlichen und in sich widerspruchsvollen Sammelbegriff Innere Mission zusammenfaßt; ist die Landeskirche die Rechtsorganisation für die Wortdarbietung durch das geordnete Amt, dann muß ihr eine f r e i e r gegliederte Arbeit z u r S e i t e gehen, welche, in kirch-

lichem Geist natürlich und ganz im landeskirchlichen Rahmen, in ihrer Art beitragen will zum Aufbau der Gemeinde des Herrn; 2. die Bezeichnung „organisierte kirchliche Hilfstätigkeit" ist eine rein formale; wenn in dem Wort Innere Mission allerdings die eine große Hälfte der Sache, um die es sich handelt, nämlich die dienende Liebestätigkeit, nicht angedeutet ist, so ist auf der andern Seite doch wertvoll, daß in dem Wort „Mission" das Reformatorische, Erneuernde steckt, das für Wichern in seinem Begriff von Innerer Mission das Durchschlagende gewesen ist.

Überblicken wir die gegenwärtige Arbeit der Inneren Mission im einzelnen, so treten als aktuelle praktische Fragen, deren Lösung versucht wird, hauptsächlich drei hervor.

1. Auf dem Gebiet der Diakonie ist es die Frage der Durchführung der Gemeindediakonie. Diese wird nicht bloß durch den beklagenswerten chronischen Mangel an Diakonen und Diakonissen erschwert, sondern auch dadurch, daß in kleineren Gemeinden für eine Berufsdiakonie weder genügend Arbeit noch die nötigen Geldmittel vorhanden wären. Es gilt also in dem einen Ort Noteinrichtungen bis zum Eintreten berufsmäßig geschulter Kräfte zu schaffen; anderswo handelt es sich um Hilfseinrichtungen. Es ist höchst interessant zu sehen, auf wie verschiedenartigen Wegen man beides anstrebt. Man sucht sich durch Ausbildung von ständigen Pflegerinnen für einen Dekanats- oder Synodalbezirk (Bayern, Hessen, Schlesien) oder für eine Einzelgemeinde zu helfen. Gewöhnlich wird ein geeignetes Mädchen auf Kosten der Ortsgemeinde oder des Dekanatsverbands in einem Diakonissenhaus (manchmal auch in einem gewöhnlichen Krankenhaus), oft in einem nur halbjährigem Kurs, ausgebildet und dann in den Dienst der Gemeinde, gewöhnlich der Heimatgemeinde des Mädchens, genommen. Dabei ist dann wieder ein Unterschied, ob man ihr das Anlegen der Schwesterntracht gestattet (so in Schlesien) oder nicht, ob man von den einzelnen Pflegefällen ein Entgelt erhebt oder den Gehalt der Schwester wesentlich aus freiwilligen Beiträgen und Zuschüssen von kirchlichen oder anderen Kassen bestreitet. Etwas ganz Eigenartiges ist die Methode, die man in Rheinland mit gutem Erfolg anwendet. Hier hat der evangelisch-kirchliche Hilfsverein, übrigens durchaus im Einverständnis mit den Diakonissenhäusern, die Einrichtung getroffen, daß freie Hilfskräfte, die also ihren Pflegedienst durchaus nicht als Lebensberuf ausüben sollen, zur subsidiären Krankenpflege ausgebildet werden, so daß sie imstande sind, jedenfalls die erste Hilfe zu leisten, auf Anordnung des Arztes bestimmte Pflegedienste zu übernehmen, auch da, wo eine Diakonisse zur Verfügung steht, mit Nachtwachen und anderem Hilfsdienst einzutreten. Sie werden in einem 4wöchigen Kurs theoretisch im Augusta-Viktoriaheim in Barmen, und nachher in einzelnen Krankenhäusern in einem 10wöchentlichen Kurs praktisch vorgebildet, tragen keine Tracht und bekommen Vergütung nur von Fall zu Fall (mit Berechnung nach mäßigem Tagelohnsatz, der den Ausfall ihres sonstigen Arbeitsverdienstes deckt), aber nicht von den Kranken, sondern von der Kasse der Kirchengemeinde. In Wiederholungskursen, die alle zwei Jahre stattfinden, finden sie Gelegenheit zur Weiterbildung; einige stehen auch bereit, im Fall eines außerordentlichen Bedürfnisses (Sommerurlaub, Epidemien) die Diakonissen zu vertreten und zu unterstützen.*) Auf diese Weise ist ein altes Problem in vorzüglicher Weise gelöst, und wenn es zunächst in Anlehnung an den Vorgang der katholischen Charitas geschehen ist, so darf

---

*) Vgl. P. Arnold, Freiwillige Helferinnen für die Krankenpflege auf dem Lande. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses. 29 S. 50 Pf.

doch nicht vergessen werden, daß hier eigentlich nur der Gedanke wiederkehrt, aber in wohlgelungener Praxis, den einst Löhe vor Gründung seines Diakonissenhauses in Neuendettelsau gehabt hat.

Eine andere Hilfseinrichtung ist ebenfalls im Rheinland getroffen worden, ein evangelischer Hilfsverein für Privatpflege, „der dem namentlich in den bessersituierten städtischen Kreisen schmerzlich empfundenen Mangel an geschulten und auch bezahlten evangelischen Kräften für die Pflege im Hause wirksam abhilft". Wer die Notlage in unseren größeren Gemeinden, besonders mit paritätischer Bevölkerung kennt, in denen gewöhnlich katholische Schwestern genug, ja übergenug, und evangelische viel zu wenig zu haben sind, wird sich über diese Neugründung von Herzen freuen.

Daß eine Ausgleichung des Gegensatzes zwischen Diakonieverein und Diakonissenmutterhaus zu hoffen sein werde, habe ich im letzten Jahresbericht ausgesprochen. Unterdessen hat das Bremer Diakonissenhaus in dieser Richtung einen bedeutsamen Schritt getan mit Aufnahme wichtiger Grundsätze des Diakonievereins, von denen nur die beiden genannt seien: Mitbestimmungsrecht der Schwestern bezüglich ihres Arbeitsfelds und Entschädigung für ihre Dienstzeit bei ihrem Austritt, berechnet nach der Zahl der Dienstjahre. Man kann gespannt sein auf die Aufnahme dieser Neuerung durch die Kaiserswerther Generalkonferenz.

Die männliche Gemeindediakonie ist durch das preuß. Kirchengesetz vom 24. Apr. 1904 in ein neues Stadium getreten. Durch dieses Gesetz sind ja aus dem Hilfsfonds für landeskirchliche Zwecke vom 1. Apr. 1905 an die Mittel für 100 Gemeindehelfer zur Verfügung gestellt worden. Das bedeutet einen großen Schritt kurz gesagt von der Arbeit des Stadtmissionars zu der des Gemeindediakons. Für die eigentliche Stadtmission in den Großstädten, die Pionierdienste zu tun hat, werden selbstverständlich durch die Entlastung der Stadtmissionare von parochialer Gemeindehilfsarbeit erfreulicherweise Kräfte frei. In Verlegenheit ist man nur gekommen, weil unsere Brüderhäuser die Hundert nicht zu stellen vermochten. Deswegen sucht man sich auch hier vorläufig mit allerlei Noteinrichtungen wie Kurse zu helfen.

2. Jugendfürsorge. In den Jünglingsvereinen wird energisch gearbeitet. Wie wenig die oft gehörte Behauptung, diese Vereine haben bloß auf pietistisch durchsäuertem Boden eine Zukunft, mit den Tatsachen übereinstimmt, kann man aus dem bedeutenden Werk von P. Ernst Wartmann, dem Bundessekretär des Ostbunds, über die Geschichte des ostdeutschen Jünglingsbunds 1856—1906,*) einer ausgezeichneten Jubiläumsausgabe, studieren. Das Buch enthält weit mehr, als der Titel vermuten läßt. Es gibt zum erstenmal die Vorgeschichte der deutschen Jünglingsbündnisse auf Grund genauen Quellenstudiums und mit Angabe der bisher meist unbekannten Urkunden, aus denen der verdiente Verf. sein Material gewonnen hat. Hierdurch werden alle bisherigen Darstellungen, insbesondere auch die oft benutzte von Krummacher, wesentlich berichtigt. Eins der überraschendsten Ergebnisse ist dies, daß der älteste Verein auf deutschem Boden, der in Bremen einer humanitären Basler Einrichtung, dem „Sonntagslesesaal", nachgebildet war, übrigens selber nichts weniger als ein pietistischer Erbauungsverein gewesen ist. Die genaueren Angaben

*) Geschichte des ostd. Jünglingsbunds. Berlin C., Sophienstr. 19. 1906. Buchhandl. des ostdeutschen Jünglingsbunds. 400 S. Vorzüglich ausgestattet, auch mit zahlreichen Bildern. Geb. 4 Mk.

über die alten Erbauungsvereine, die im wesentlichen Heidenmissionsvereine, aus jungen Leuten bestehend, waren, Kreise der Stillen im Lande, die sich vor dem Werben von Mitgliedern geradezu scheuten, sind ebenso interessant wie die Darlegungen über die Absichten Wicherns, der Gesellenvereine mit sozialer, in diesem Fall Innungstendenz, haben wollte. Es ist nur schade, daß der Verf. noch nicht Zeit gefunden hat, die Ansätze zu der noch fehlenden umfassenden Geschichte der deutschen Jünglingsvereine, zu einem Ganzen, das alle Bündnisse umfaßte, zu vervollständigen. Was den Ostbund betrifft, in dessen genauere Darstellung seine Arbeit ausläuft, so weist er nach, daß alle Versuche, die auf einem andern Boden als dem der historischen Jünglingsvereine mit ihrem Erbauungscharakter gemacht wurden, gescheitert sind; man hat es mit Vereinigungen versucht, deren Prinzip edle Geselligkeit war, dann wieder mit solchen, die mehr sozial-politischen Charakter hatten – bewährt haben sich bloß die viel angefochtenen Erbauungsvereine und zwar so, daß in den letzten 15 Jahren allein in dem (gerade in dieser Zeit schon stark reduzierten) Gebiet des Ostbunds 391 neue Vereine entstanden sind, die ein höchst erfreuliches Wachstum zeigen. Und doch ist gerade im Gebiet dieses Bunds für gewöhnlich gar kein pietistischer Boden. Hingewiesen sei hier noch besonders auf die richtige Bemerkung (S. 102), daß es darauf ankommt, nicht in erster Linie für das Lehrlingsalter, sondern für das am meisten gefährdete von 17–25 Jahren zu sorgen, sodann auf die Ausführungen über die einheitliche Zielbestimmung im Begriff des Jünglingsvereins. Eine solche ist gegenüber der beliebten aber unklaren Dreiheit „Erbauung, Belehrung, Unterhaltung“ gewiß nötig. Wenn Wartmann mit Hennig als Zielbestimmung nennt „Erziehung zur lebendigen Gliedschaft der Gemeinde“, so scheint mir diese Formulierung einerseits zu formal (christliche Charakterbildung müßte jedenfalls gesetzt werden) anderseits fehlt das Merkmal der Selbsterziehung durch christliches Gemeinschaftsleben.*)

Im Ostbund – und damit kommen wir an das Aktuelle – wie sonst beschäftigen sich die Jünglingsvereine viel mit der Frage der Gewinnung besonderer Stände, so der Soldaten (Soldatenheime, christl. Soldatenbund), mit der Erbauung eigener Häuser, namentlich aber mit der schwierigen Frage der Stellung zu der Gewerkschaftsbewegung. Im allgemeinen ist, wie es scheint, die Neigung zum Anschluß an die christl. Gewerkschaftsbewegung vorherrschend, womit aber keineswegs ein Aufgehen in dieser gemeint ist. An spezieller Literatur zur Jünglingsvereinsbewegung sei noch genannt das ausgezeichnete Buch von Dr. Ernst Siedel, Pf. em., der Weg zur ewigen Jugend (480 S., Dresden, C. L. Ungelenk), das in den 11 Jahren seit seiner ersten Ausgabe im Jahr 1894 nicht weniger als 16 Auflagen erlebt hat. Hier ist eine Fülle von anregendem Stoff für Ansprachen nicht bloß in erbaulichen Versammlungen enthalten, viel Gutes auch für die Katechismuslehre zu holen, das Ganze auch in der frischen, durch Beispiele belebten Form des Vortrags ein Muster. In der Munterkeit des Tons, die freilich manchmal ins Skurrile überschlägt, ist P. Bardey dem Verf. noch über. Seine Schrift über „die Bibelbesprechstunde“ (Berlin 1905, Buchh. des ostd. Jünglingsbunds, 56 S., 60 Pf.) und sein „Büchlein über Höflichkeit und Anstand für unsere liebe Vereinsjugend“ (2. Aufl., Hamburg, Buchh.

*) Zur Geschichte des Ostbunds vgl. außerdem: Gesch. des Kreisverbands der Berliner evangl. Jünglingsvereine (1880–1905), 87 S., und „das 50jähr. Jubelfest des ostd. Jünglingsbunds“, 104 S., 40 Pf. Beide im Verlag des ostd. Jünglingsbunds Berlin C., Sophienstr. 19.

des norddeutschen Männer- und Jünglingsbunds (Aug. Schröder), 84 S., 80 Pf.) sind erfrischend und erheiternd bei aller gravitas des Inhalts. Was freilich in dem erstgenannten Schriftchen über die Übung der Mitglieder im öffentlichen Beten gesagt wird, ist ebenso eine Entgleisung wie das Verlangen, man solle ab und zu Dogmen wie die von der Erbsünde und Trinität erörtern. Sonst sind Bardeys Anschauungen kerngesund. Die Frage der Jünglingsvereine in kleinen Gemeinden bespricht in recht verständiger Weise der österreichische Vikar F. Kinzenbach.*)

Auf interessante Art ist die Lösung einer alten schwierigen Frage, nämlich der Fürsorge für Ladnerinnen und ähnliche weibliche Angestellte, in Berlin übernommen worden, übrigens nach einem Vorgang in Hamburg, der auf den damaligen Stadtmissionsinspektor Mahling zurückgeht. Man hat einen Mädchenklub gegründet mit genossenschaftlichem Zusammenleben und demokratischer Verfassung. Neben der Darbietung dessen, was der innere Mensch braucht, fehlen Stunden für die berufliche Ausbildung nicht.

3. Eine vielverhandelte und seit dem Braunschweiger Kongreß (1903) von den Kreisen der Inneren Mission mit neuem Eifer aufgenommene Aufgabe ist die der Volksapologetik. Hier tut sich ein weites Arbeitsfeld auf, das für allerlei Gaben und Kräfte Raum bietet. Wenn die Innere Mission sich hier mit-, ja in erster Linie berufen glaubt, so geschieht es, weil sie ihren Beruf nicht bloß in der pflegenden Liebe, sondern gerade auch in der Volksmission sieht. Sie geht auf Wicherns Bahnen, wenn sie sich der Volksapologetik annimmt; man darf nur seine bedeutenden Vorträge auf den Kongressen von 1862 (Brandenburg) und 1869 (Stuttgart) lesen, um den Zusammenhang zu verstehen. Die offiziellen Kräfte der Kirche — man denke an die vorher schon überlasteten Stadtgeistlichen — können die Arbeit, welche hier nötig ist, nicht allein leisten, und nichttheologische Kräfte, die das Zeug dazu hätten, sind gerade in Deutschland nur in sehr beschränktem Maße dazu willig. Es wird darauf ankommen, daß man die apologetische Tätigkeit organisiert, und hierzu werden sich solche Vereinigungen, die auf Freiwilligkeit gegründet sind und über den nötigen technischen Apparat verfügen, wie die Vereine der J. M., besonders die Landesvereine, ganz besonders eignen. Im einzelnen müssen noch viele Erfahrungen gesammelt werden, bis man ein irgendwie maßgebendes Urteil über die richtige Art des Vorgehens wagen kann. Eine Schrift von P. Stadie über die apologetische Aufgabe der Inneren Mission (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 40 S., 60 Pf.) gibt eine Einführung in die Frage. Sie betont mit vollem Recht, daß man eine „weitherzige Arbeits- und Kampfgemeinschaft aller derer“ brauche, „die durch Christus selig zu werden hoffen“ und führt beipflichtend die Schrift von La Roche über „das Positive in D. Fischers Vortrag“ an, um zu markieren, daß es sich nicht darum handeln könne, eine ganz bestimmte Theologie zu verteidigen anstatt der positiven Elemente des Evangeliums. Wie sich damit das andere Zitat aus einer nicht angegebenen Schrift (S. 22) reimt, in dem es heißt, eine apologetische Schrift müsse „rein in der Lehre sein“, ist nicht ganz klar. Anfechtbar ist auch, daß auf der einen Seite gegen Häckel gesagt wird, der biblische Schöpfungsbericht wolle nicht als naturwissenschaftliche Belehrung verstanden sein, auf der — nächsten Seite (S. 30), dieser Bericht stehe doch auch naturwissenschaftlich angesehen sehr hoch, wofür wiederum ein Zitat aus einer nicht näher bezeichneten Schrift als Beleg dienen soll. —

*) Kinzenbach, sind Jünglingsvereine nötig und möglich auch in kleinen Gemeinden? Wien 1905. Ludwig Schönberger. 20 S. 20 Pf.

Wie sehr sich der Zentralausschuß für J. M. die Aufgabe der Volksapologetik angelegen sein läßt, beweist der zweite Instruktionskurs, der eben jetzt im Oktober abgehalten werden soll.

Zum Schluß seien einige treffliche volkstümliche Darstellungen genannt, zuerst die hübsche „kurze Geschichte der christl. Liebestätigkeit" von D. Hans v. Schubert,*) klar, wahr und mit Beschränkung auf das Wesentliche (bes. treffend die Charakteristik Wicherns S. 36) – sodann die Fortsetzung der verdienstlichen Sammlung der Zehnpfennighefte „für Feste und Freunde der Inneren Mission",**) Nr. 51–60, welche aus der Feder von Fachleuten gute Einzeldarstellungen von Krippe (51) und Kleinkinderschule (52), Kindergottesdienst (53), Rettungshaus (54), Jünglings- und Jungfrauenverein (55–56), Bekämpfung des Trunks (57), Schriftenverbreitung (58), Herberge zur Heimat und Arbeiterkolonie (59) und Seemannsmission (60) bringt. Diese Hefte eignen sich vorzüglich zum Verkauf bei Gemeindeabenden, zu Geschenken, namentlich aber auch zur schnellen Orientierung für kleine Vorträge und Nebengottesdienste. Wie reich sind wir an mannigfaltigem Leben gerade im Reich der dienenden Liebe, und wie wenig geschieht doch im allgemeinen zur Ausmünzung dieses Reichtums für die Gemeinde!

Aus der neuesten Literatur.

Zu beachten: **ThR** = Theol. Rundschau, **GluW** = Glaube u. Wissen, **ZThK** = Zeitschrift f. Theol. u. Kirche, **MKP** = Monatschrift für kirchl. Praxis, **BlPflpL** = Blätter z. Pflege pers. Lebens, **AMZ** = Allgem. Missionszeitschrift, **RKZ** = Reform-Kirchenzeitung.

I. Biblische Wissenschaft. **Kaftan**, D. Jul.: Jesus und Paulus. Eine freundschaftliche Streitschrift gegen die religionsgeschichtlichen Volksbücher von D. Bousset und D. Wrede. (78 S.) Tübingen. J. C. B. Mohr. 80 Pf. – **Kögel**, Dr. Lic. Jul.: Probleme der Geschichte Jesu und die moderne Kritik. 4 Vorträge. (98 S.) Groß-Lichterfelde. Tempel-Verlag. 1,50 Mk.

II. Systematische Theologie. **Bousset**, D. W.: Moderne positive Theologie. I. Th. Kaftans „moderne Theologie des alten Glaubens" **ThR** 1906. Aug. S. 287–302. – **Dennert**, E.: Das Wesen der Entwicklung. **GluW** 1906, S. 217–222. – **Luthardt**, D. Chr. E.: Die christliche Glaubenslehre, gemeinverständlich dargestellt. 2. Aufl. (XVI, 633 S.) Leipzig, Dörffling und Franke. 5,50 Mk.; geb. 6,50 Mk. – **Michel**, O.: Vorwärts zu Christus! Fort mit Paulus! Deutsche Religion! 2. Aufl. (426 S.) Berlin, H. Walther. 6 Mk.; geb. 7,50 Mk. – † **Reischle**, Max: Aufsätze und Vorträge. Herausg. u. m. e. biograph. Einleitung versehen von Th. Häring u. Fr. Loofs. (Mit Bild.) XLVII, 198 S. J. C. B. Mohr, Tübingen. 3 Mk. – **Schmidt**, D. Wilh.: „Die Forderung einer modernen positiven Theologie in kritischer Beleuchtung. (VIII, 131 S.) Gütersloh, C. Bertelsmann. 2 Mk. – **Walther**, Fr.: Eine notwendige Änderung des herkömmlichen Wunderbegriffs. **GluW**, Juli 1906, S. 233–239.

---

*) Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg. 1905. 40 S. 75 Pf.

**) Berlin C. Buchh. des ostd. Jünglingsbunds. Herausgegeben v. P. Hennig. Jedes Heft 10 Pf. 50 Stück 4,50 Mk., 100 St. 8 Mk., 10 Hefte geb. 1,50 Mk.

III. Historische Theologie u. Zeitgeschichte. **Burggraff**, Past. J.: Was nun? Aus der kirchlichen Bewegung und wider den kirchlichen Radikalismus in Bremen. (III, 64 S.) Gießen, A. Töpelmann. 1,20 Mk. – **Köhler**, Prof. Lic. Dr. W.: Alfred Hegler, † Dr. u. Professor in Tübingen. Ein Lebensbild, den Freunden u. Schülern dargeboten. (III, 57 S., m. 1 Bildnis.) Berlin, C. A. Schwetschke u. S. 80 Pf. – **Tröltsch**, Prof. E.: Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt. Vortrag (aus „Hist. Zeitschr."). (66 S.) München, R. Oldenbourg. 1,20. **Müder**, Prof., Karl, Zur kirchlichen u. theolog. Lage. **RKZ** 1906, 31. Aug.

IV. Aus dem Gebiet der praktischen Theologie. 1. Predigten und Lehre von der Predigt. **Clemen**, Lic. Dr. Karl: Predigt und biblischer Text. Eine Untersuchung zur Homiletik. (IV, 88 S.) Gießen, A. Töpelmann. 2 Mk – **Eckert**, Pfr. A.: Bauernpredigten. Predigtentwürfe über die Eisenacher alttest., ev. u. epist. Perikopen. (In 3 Bdn. zu je 5 Lfgn.) 1. Band: Das Heil in Israel. Predigtentwürfe über die Eisenacher alttest. Texte. (XIII, 247 S.) Leipzig, G. Strübig. 3 Mk. – **Hoffmann**, weil. Past. D. H.: Die großen Taten Gottes. Festpredigten. Mit Vorwort von Prof. D. M. Kähler. Neue Folge. (IV 221 S.) Leipzig, A. Deichert Nachf. 3,60 Mk.; geb. 4,35 Mk. – **Loofs**, Prof. D. Fr.: Vom Vorsehungsglauben. 3 Predigten, am 29. IV. am 13. u. 27. V. 1906 im akadem. Gottesdienst geh. (36 S.) Halle, M. Niemeyer. 60 Pf. – **Niebergall**, Priv.-Doz. Lic. F.: Die religiöse Phantasie und die Verkündigung an unsere Zeit. **ZThuK** 1906, IV. Heft 1 S. 251 – 285. – **Schmidthenner**, Adolf: Herr, bist Du's? Moderne Predigtbibliothek, IV. Serie. (V, 90 S.). Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1,20 Mk.; geb. 1,80.

2. Katechetische Hilfsmittel. **Kühner**, Lic.: Verwertung von Bildern in der Katechese, mit bes. Bezugnahme auf die beiden neuesten Künstlersteinzeichnungen von Ludwig Otto. **MfPr** 1906, Aug. S. 337 – 341. – **Spanuth**, Rektor H.: Die Gleichnisse Jesu nach neueren Grundsätzen f. d. Unterricht bearb. (VII, 151 S.) Osterwieck, A. W. Zickfeldt. 2 Mk.

3. Amt und Gemeinde. **Kulemann**, W. Landger.-R. a. D.: Die Grenzen der kirchl. Lehrfreiheit (34 S.) Bremen, C. Schünemann. 50 Pf. – **Sulze**, Past. em. D. Dr. E.: Die Reform der evang. Landeskirchen nach den Grundsätzen des neueren Protestantismus dargestellt. (III, 248 S.) Berlin, C. A. Schwetschke u. S. 5 Mk.

4. Pastorales und Erbauliches. **Müller**, Johannes: „Was ist persönliches Leben?" und „Die zwei Brennpunkte persönlichen Lebens." **BlPflpL** 1906. 2. Heft S. 73 – 98. – **Pahncke**, Past. G.: Fingerzeige für das pastorale Amt aus den Pastoralbriefen (III, 198 S.) Gütersloh, C. Bertelsmann. 3 Mk.; geb. 3,75 Mk. – **Stuhrmann**, Heinr.: Schwert und Kelch. Bunte Bilder für ernste Leute und solche, die es werden wollen. Letzte Folge. (III, 338 S.) Berlin, E. Richter. 2,50 Mk.; geb. 3 Mk. u. 3,50 Mk.

5. Heidenmission. **Gundert**, Missionar: Eindrücke von der nordamerikan. Studentenbewegung. A. M. Z. 1906, Aug. S. 378 – 383 – **Richter**, Pfr. Julius: Indische Missionsgeschichte. (IV, 446 S. m. 65 Abbildungen.) Gütersloh, C. Bertelsmann. 6 Mk.; geb. 7 Mk. – **Weitbrecht**, Rev. D. Miss. der C. M. S. in Lahore: Braucht ein Kulturvolk wie das indische das Evangelium? **AMZ** 1906, Aug. S. 357 – 569.

Vom Büchertisch.

Der Redaktion liegen vor (Besprechung im Zusammenhang nach Auswahl und Bedürfnis, jedoch ohne Verpflichtung vorbehalten):

1. Zum Schrift-Studium.

Die Schriften des Neuen Testaments neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von Prof. Dr. O. Baumgarten. Herausgegeben von Prof. D. J. Weiß-Marburg. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 6. Lieferung 1905 (I. S. 393—436); 7. Lieferung (I. S. 437 bis Schluß). 8. u. 9. Lieferung, II, 2. Abschn. S. 113—200 u. 3. Abschn. S. 61—160. Die Schlußlieferung mit Register (16 B.) erscheint Ende des Jahres. Die 1. Auflage (6500 Ex.) ist vergriffen. Von der neuen (8.—20. Tausend) erscheint die 1. Lieferung im September d. J. à 1 Mk. (Subskription bis 1. April 1907). Vgl. Monatsschrift I, S. 462 ff.

Weiß, D. B., Wie lerne ich die Bibel lesen und gebrauchen? Vortrag. Leipzig, J. C. Hinrichs Buchhandlung. 1905. 18 S. 30 Pf.
Von besonnen konservativem Standpunkt aus geschrieben, auf das dringend, worauf es ankommt, Ergebnis des vertrauten Verkehrs mit dem Geist der Bibel als des Wortes Gottes in Christus.

Böhme, E., Die Psalmen, ihre Bedeutung und Verwertung im evangelischen Kultus, im Religionsunterricht und in der Privaterbauung. Weimar. 1903. 32 S. 80 Pf.
Preisgekrönte Abhandlung. Tritt mit Wärme und vollem Verständnis der Sache für die bleibende Bedeutung des Psalters ein und gibt wertvolle Richtlinien für die Verwendung im Gottesdienst und Unterricht.

---

2. Zur zeitgeschichtlichen Orientierung.

Ecke, G., Die evang. Landeskirchen Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. Blicke in ihr inneres Leben. „Die theologische Schule Albert Ritschls und die evang. Kirche der Gegenwart II. Band.“ Berlin, Reuther und Reichard. 1904. 8 Mk. — Geb. 9 Mk.
Umfassende, gründlich ausgeführte Übersicht, wie nicht anders möglich, subjektiv gefärbt, aber redlich um Objektivität und Gerechtigkeit bemüht.

Burggraf, J., Was nun? Aus der kirchlichen Bewegung und wider den kirchlichen Radikalismus in Bremen, Gießen, A. Töpelmann (vormals J. Ricker). 1906.
Eröffnung und programmatische Orientierung über die demnächst erscheinenden „Bremer Beiträge zum Ausbau und Umbau der Kirche“ — Umbau ohne Umsturz auf dem Grunde, 1. Cor. $3,_{11}$.

Jüngst, J., Der Methodismus in Deutschland. Ein Beitrag zur neuesten Kirchengeschichte. 3. Aufl. Gießen, A. Töpelmann. 1906. 119 S. 2,40 Mk., geb. 3,20 Mk.
Bündige, soweit kontrollierbar, zuverlässige Orientierung über die Verbreitung und Bedeutung des Methodismus.

Wobbermin, Dr. G., Ernst Häckel im Kampf gegen die christliche Weltanschauung. Leipzig, C. Hinrichs Buchhandlung. 1906.
Sachliche, bündige Orientierung auf solidem Grunde. Lesenswert.

---

3. Zum Ausbau und zur Begründung der christlichen Weltanschauung.

Graue, P., Unabhängiges Christentum. Berlin, Alex. Dunker. 1904.

Aussprache eines modernen, warm- und weitherzigen Theologen über die brennenden Fragen der Zeit (1. die freie christliche Persönlichkeit; 2. Christentum und Kultur; 3. Theodicee; 4. relig. u. kirchl. Gegenwartsfragen) in edler, gehobener Sprache („Persönlichkeit“ Christentum-Gesinnung und Leben. Die Kultur hochzuhalten, nicht zu überschätzen; Glaube, nicht Dogma u. s. f.).

Girgensohn, K., Zwölf Reden über die christliche Religion. Ein Versuch, modernen Menschen die alte Wahrheit zu verkündigen. München, C. H. Beckische Buchhandlung (O. Beck). 382 S. 3,10 Mk.; geb. 4 Mk.

Verf. sucht nicht bloß zwischen dem modernen Denken und der Grundauffassung der lutherischen Kirche zu vermitteln, sondern nachzuweisen, daß das moderne Denken, Fragen und Sehnen, wenn es sich nur selbst recht versteht, in dem tief und in seinen religiösen Wurzeln erfaßten Dogma der luth. Kirche zur Ruhe kommt. Mehr Umbiegung als vollbefriedigende Ausgleichung, bei warmem Verständnis der modernen Fragen.

Peabody, Francis G., Jesus Christus und der christliche Charakter. Vorlesungen, gehalten an der Universität Berlin. Gießen, A. Töpelmann. 1906. 271 S. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Vergl. vorläufig Monatschr. I, 199.

Häring, D. Th., Der christliche Glaube (Dogmatik). 616 S. Calw u. Stuttgart, Vereinsbuchh. 1906. 7 Mk.

Besprechung folgt in einem der nächsten Hefte.

Kattenbusch, D. F., Das sittliche Recht des Krieges. Gießen, A. Töpelmann. 1906. 43 S. 60 Pf.

Gründlich, besonnen, ethisch wohl abgewogen. Möchte die Schrift in die Hände der Friedensschwärmer kommen und recht gelesen werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. P. Wurster in Friedberg.

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Dieterich'schen Univ.-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

Weitherzigkeit und Charakter, Vielseitigkeit und Entschiedenheit.

1. Kor. 9, 23.

Allen bin ich alles geworden, um auf alle Weise etliche zu retten. Alles aber tue ich um des Evangeliums willen, auf daß ich mit daran teilhabe.

Wenn zu irgend einer Zeit, so ist in der Gegenwart der methodische Grundsatz, dem der Apostel Paulus hier Ausdruck gibt, zeitgemäß. Noch stehen wir ja im Zeichen der Landeskirche, der Volkskirche. Unsere Gemeinden setzen sich aus den verschiedensten Strömungen, Richtungen, ja Gegensätzen zusammen, nicht zu reden von der durch die Verschiedenheit des Alters und der religiösen Reife bedingten Mannigfaltigkeit der Abstufung in Glaubensverständnis und Heilserkenntnis. Wohl geht der Zug der Zeit auf Herausbildung von geschlossenen Seelsorgergemeinden innerhalb der Landeskirchen. Aber auch in der Seelsorgergemeinde, mag sie vielleicht in mancher Hinsicht eine einheitlicher und gleichartiger geprägte Physiognomie des religiösen Lebens und Wirkens zeigen, wird es nicht weniger, ja vielleicht erst recht der Fall sein. Denn gerade je gründlicher und allseitiger sie durchgearbeitet wird, desto individueller und damit mannigfaltiger wird das Glaubensleben, werden die Bedürfnisse. Überdies auch die reine Seelsorgergemeinde wird sich, sofern nur die religiöse Entwicklung eine gesunde bleibt, von der sie umgebenden Welt, dem Geistesleben der Zeit, von den Bedürfnissen und Aufgaben des Volksganzen nicht isolieren können und sich dagegen nicht gleichgültig verhalten dürfen. Sie soll nicht bloß dem einzelnen als die nährende Quelle des geistlichen Lebens dienen und ihm den starken Rückhalt für die Kämpfe und Versuchungen, denen er ausgesetzt ist, bieten; sie ist berufen, als Salz der Erde, als Licht der Welt zu wirken.

Allen alles zu werden, das fordert also von uns schon die Beschaffenheit unserer Gemeinden, wie sie nun einmal sind und immer mehr sein werden, je weiter die Kultur fortschreitet, je persönlicher sich das Glaubensleben ausgestaltet, je mehr die Personen, aus denen sie sich zusammensetzen, zu

Persönlichkeiten ausreifen. Das Evangelium, die Frohbotschaft vom Heil in Jesus Christus ist für alle da und ist für alle die einzige Quelle und Gewähr des Heiles, die es für sie gibt (Apost.-Gesch. 4,12, 1. Tim. 2,4). Der göttliche Auftrag, den wir als Diener am Wort haben, fordert von uns, daß wir alle zu gewinnen suchen. Um an alle heranzukommen, dürfen wir keinen, welcher Richtung er sei, welcher Gesellschaftsklasse, welcher politischen Partei er angehöre, und wäre es die unbequemste, die mißliebigste, die uns unsympathischste, grundsätzlich ausschließen. Keiner in der Gemeinde darf wider uns aufstehen können mit der Anklage: mich hat er übergangen, mich hat er links liegen lassen, mich hat er übersehen, meine religiösen Nöte nicht verstehen wollen. Um jedem einzelnen mit der Heilsbotschaft nahe zu kommen, müssen wir ihn da aufsuchen, wo er zu finden, da anfassen, wo er zu fassen ist, also seine Art, seine Anlage, seine Bedürfnisse kennen, ihn in seiner Besonderheit verstehen und darauf eingehen, kurz „allen alles werden". Das fordert der Auftrag, den wir haben. Das gestattet aber auch die Natur des Evangeliums, das wir verkündigen, seine Vielseitigkeit und Anpassungsfähigkeit. Gewiß, es gibt nur Ein Evangelium, das die Kraft ist, selig zu machen alle, die daran glauben; es gibt nur Einen Jesus Christus, der heute, wie gestern, und in alle Ewigkeit derselbe ist (Hebr. 13,8). Aber nicht alles ist Evangelium und gehört zum Evangelium, was die Menschen darüber festgesetzt haben. Was seine Heilskraft ausmacht, das ist einfach und klar, allen verständlich: „Glaube an Jesus Christus als deinen Heiland und Herrn!" Und wiederum nicht alles, was die verschiedenen Völker, die ihn in ihr Denken aufgenommen und das, was er ihnen geworden ist, in ihre Begriffssprache übertragen haben, gehört zu seinem Wesen. Was seine Heilandsnatur und Erlöserherrlichkeit ausmacht, ist einfach, klar, verständlich für alle: er ist der Mund, durch den Gott zu uns redet (Hebr. 1,2). Daß er das sei, daß durch ihn allein der Weg zu Gott, zur Gnade und Vergebung gehe, daß er der sei, der alles gut machen kann, was wir versehen haben, unser Heil und unser Friede, das wird er selbst dem erschließen und von einer Herrlichkeit zur andern zu erfahren geben, der zu ihm kommt, seine Hand ergreift und sich seiner Führung völlig übergibt. Wie er das macht, ist seine Sache; wie er mit dem einzelnen handelt, sich ihm in seiner lebendigen Kraftfülle offenbart, das haben wir ihm zu überlassen, es steht nicht in unserer Hand und steht uns nicht zu. Der persönliche Glaube, sein Werden und Wachsen ist und bleibt das Geheimnis zwischen ihm und der Seele, zu der er sich neigt. Unsre Sache ist es, ihn zu verkündigen, die Seele, der wir ihn verkündigen, in den Umkreis seiner Person, wie sie im Evangelium leibt und lebt, in den Bereich des Lichts und Lebens, das von ihm ausgeht,

unter die Wirkung seines Wortes zu bringen. Um das mit Erfolg zu tun, müssen wir ihn jedem von der Seite zu zeigen und nahe zu bringen suchen, die ihm nach seiner Art, seiner Geistesrichtung, seiner Lebensschulung, nach seinem Gedanken- und Interessenkreis am verständlichsten ist, also allen alles werden, so wie Paulus den Juden ein Jude, den Heiden ein Heide geworden ist. Das ist ja so leicht nicht. Es gehört dazu eine Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit des Wissens, die uns nicht einfach mit dem Fortschritt der Jahre anfliegt, sondern durch ernstes Studium erworben werden muß. Der Theologe von heute muß, davon wissen die Jungen unter uns zu sagen, sich mit Dingen befassen, die der Theologe früherer Zeiten ruhig auf der Seite liegen lassen konnte. Denn wer allen in der Gemeinde etwas sein will, der muß seine Zeit und sein Volk verstehen, er muß Kenntnis haben von den Fragen, welche den Menschen von heute auf der Seele liegen, von den Aufgaben, die der Gegenwart gestellt sind, von den Problemen, die sie zu lösen hat. Auch die kleinste Gemeinde bleibt heute davon nicht unberührt. Es gehört weiter dazu die Gabe des Eingehens auf fremde Art und Denkweise, des Entgegenkommens, der Anpassungsfähigkeit, eine Biegsamkeit und Schmiegsamkeit des Geistes und Wesens, die nur dem nicht gefährlich wird, der in der Hauptsache völlig fest steht, daß er in jedem Augenblick zu unterscheiden weiß zwischen dem, was das Wesentliche ist, das nie preisgegeben werden kann, und dem, was unwesentlich, z. B. als zeitgeschichtliche oder gesellschaftliche Einkleidung oder als pädagogische Vermittlung behandelt werden darf. Denn allen alles werden heißt nicht, das Evangelium abschwächen oder entstellen, um es den Menschen mundgerecht und annehmbar zu machen, das Gewicht und den Ernst seiner Forderungen zu den Neigungen und Gelüsten der Zeit herabstimmen; es heißt nicht, sich den Sünden der Völker und der Zeitperioden anbequemen oder gar sie mit dem Evangelium decken, sondern das eine Evangelium, und nur dieses, sofern es sich als alleinige Kraft Gottes zu Seligkeit erweist, mit der Art und Gedankenwelt der Menschen von heute verknüpfen, ihnen als das für sie bestimmte, auf ihre Zeit und auf ihre Seelennöte angelegte Evangelium, als die Frohbotschaft von dem gerade für sie notwendigen und erreichbaren Heil erweisen. So ist Paulus den Juden ein Jude geworden, er ist ihrer religiösen Auffassung, ihren Gewohnheiten, ja Schwächen weit entgegengekommen, aber nie, nicht einmal einem Petrus gegenüber (Gal. 2, 14) hat er der jüdischen Sünde recht gegeben. Er ist den Heiden ein Heide geworden, auf ihre Denkweise und Lebensgewohnheiten eingegangen, er hat mit seiner Verkündigung an die Fragen angeknüpft, die sie bewegten, das Evangelium ihnen von der Seite nahe gebracht, die ihnen verständlich war, aber nie hat er die heidnische Sünde geschont oder übersehen, ge-

schweige denn Christus zum Sündendiener gemacht. Er ist denen, die unter dem Gesetz sind, geworden als unter dem Gesetz und hat ihnen damit gezeigt, daß das „Gesetz" kein Hindernis bilde für das Evangelium, daß man der überkommenen Religion, bezw. dem ererbten Verständnis des Heilsglaubens die volle Pietät bewahren und doch ein Jünger des Herrn sein und an dem Segen des Evangeliums teilhaben könne. Er ist denen, die ohne Gesetz sind, geworden als ohne Gesetz und hat ihnen damit bewiesen, daß man über das Gesetz hinaus, seinen Formen und Ordnungen entwachsen, also z. B. in unserer Zeit des Ringens und Suchens den überkommenen Vorstellungen und Begriffsfassungen innerlich fremd geworden, und doch ein Christ im Vollsinn des Wortes sein könne, wenn man nur das Evangelium hat und darin lebt. Er konnte allen alles werden, weil er sich gebunden wußte und hielt in dem Gesetz Christi, dem Evangelium selbst nichts vergab. Und indem er allen alles wurde, um sie für das Evangelium zu gewinnen, hat er allen zum Bewußtsein gebracht, worauf es allein dabei ankomme, daß sie, was sie geworden sind, einzig und allein durch die Gemeinschaft mit Jesus Christus geworden sind (1. Kor. 1, 30). Ist nur das und wirklich n u r das, die Menschen für Christus zu gewinnen und an ihn zu binden, der Gedanke, der uns leitet, halten wir uns nur strenge in Wort und Verhalten in Jesu Spuren als gebunden in seinem Gesetz, dann dürfen und sollen wir allen alles werden, uns hineinwagen auch in das Ringen der Gegensätze, um allenthalben etliche zu retten. Mag es uns Selbstverleugnung kosten, mag es uns Verkennung eintragen — ein Größerer noch als Paulus hat sich's gefallen lassen müssen, daß man ihn der Zöllner und Sünder Gesellen schalt. Mag es in erregter Zeit bald da, bald dort heißen: wo bleibt der Charakter? wo bleibt das Evangelium? Wie reimt sich Christus mit Belial? Wenn wir nur immer vollen Ernst machen mit dem Evangelium, wenn wir nur immer acht haben auf uns selbst und auch den leisesten Schein meiden, als ob wir uns fremder Sünden teilhaftig machten, um dem und jenem gefällig zu sein, als wollten wir den schmalen Weg verbreitern, um ihn für alle Menschen gangbar zu machen, als wollten wir die enge Pforte erweitern, damit nur recht viele durchkommen, dann mögen solche Stimmen uns zu erneuter Selbstprüfung veranlassen aber sie dürfen uns nicht entmutigen oder irre machen. Wer selbst Christus ergriffen hat, wer selbst von der seligmachenden Kraft des Evangeliums durchdrungen ist, der k a n n eben nicht ruhen, bis alle die, die ihm anvertraut sind, daran teilhaben; er kann sich des vollen Besitzes und Segens für die eigene Person nicht freuen, bis er mit ihnen seiner teilhaftig ist. K.

Das Predigen über zwei Texte

an zwei ausgeführten Beispielen gezeigt

von Prof. D. F. Spitta in Straßburg.

Die Gegenwart sucht nach neuen Bahnen für die christliche Predigt. Inhaltlich wie formell genügt die traditionelle Praxis nicht mehr. Man spürt es daran, daß die auf die Predigt verwandte Arbeit und Mühe sich nicht zu lohnen scheint, daß sie nicht im stande ist, die entkirchlichte Menge wieder in die Kirche zu bringen, ja auch nur, die dort Verbliebenen dauernd festzuhalten; von den Wirkungen auf das innere Leben gar nicht zu reden. Unter diesen Umständen ist es nur begreiflich, wenn die Prediger ihre Stimme wandeln und immer neue Mittel ersinnen, die Predigt des Wortes Gottes zeitgemäß zu machen. Daß sich bei diesem Streben die Reformierenden oft gründlich vergreifen in ästhetischer wie in religiöser Beziehung, ist eigentlich selbstverständlich und gar nicht besonders zu beschreien. Das ist nirgends anders, wo sich neue Gedanken und Ideale im Kampf mit dem Traditionellen emporarbeiten.

Es könnte scheinen, als ob es sich mit dem, was in der Überschrift dieser kleinen Mitteilung genannt ist, um ein derartiges Mittel handelte, und ich sehe schon das mitleidige Lächeln der Kritiker: „Worauf diese Neuerer nicht noch verfallen! Nachdem man von der einen Seite für Predigten ohne Text gesprochen hat oder doch für Predigten ohne Bibeltext, über die Bekenntnisschriften und Kirchenlieder oder gar über die Dichtungen unserer Klassiker, erhebt man jetzt die Forderung: Nicht bloß Ein Text, sondern mehrere."

Die Sache ist nicht ganz so. Es handelt sich gar nicht um theoretisch Erklügeltes, sondern um etwas, das sich ganz einfach aus der Praxis ergeben hat. Und da ist es wieder nicht aus dem Bestreben erwachsen, die Predigt zugkräftiger zu machen, sondern um Schranken zu beseitigen, die dem Prediger selbst seine Arbeit erschweren und seine Befriedigung daran unnötigerweise verkümmern.

Es sind keine absonderlichen Verhältnisse gewesen, die mich veranlaßt haben, gelegentlich zu einem Predigttext einen anderen hinzuzunehmen, wie das bei kurzen Lehrtexten ja auch sonst hin und wieder geschehen ist. – Es scheint mir richtig zu sein, daß man sich an die kirchliche Ordnung der vorgeschriebenen Predigttexte halte. Die Gemeinde weiß im voraus, worüber gepredigt wird; ihre lebendigeren Glieder lesen wohl zu Hause vorher den Text durch und machen sich ihre Gedanken darüber. Das soll ein Prediger berücksichtigen und nicht durch

rein subjektive Textwahl ein segensreiches Verhältnis der Gemeinde zu Predigt und Prediger beseitigen. Aber auch der Prediger hat seine Bedürfnisse. In den Landeskirchen, in denen die altkirchlichen Perikopen, über deren mangelhafte Auswahl seit Luthers Kritik derselben in der evangelischen Kirche keine Verschiedenheit der Ansichten möglich sein sollte, noch mehr oder weniger das Regiment haben, kann man es dem Prediger wahrlich nicht verdenken, wenn er sich durch Wahl eines Paralleltextes frisches Blut zuführt. Aber auch abgesehen davon, daß das häufige Predigen über denselben Text für den Prediger seine besonderen Nöte und Gefahren hat, kann der Text selbst so geartet sein, daß man ohne Künstelei oder Allegorisieren nicht das nötige Wasser aus diesem Felsen schlagen kann. Der Segen, der darin liegt, daß wir über Bibeltexte predigen und nicht bloß über gewisse Teile der christlichen Dogmatik und Ethik, wird illusorisch gemacht, wenn wir dazu gezwungen werden, allerlei in den Text hineinzulegen, was nicht in ihm liegt. Die erfrischende Wirkung, die von dem Text auf den Prediger übergehen soll, die Bewahrung vor dem Sichauspredigen wird erschwert, wenn mit Mitteln einer Kunst, die die Bibelabschnitte nicht wirklich geschichtlich erfaßt und erklärt, allerlei gute und geistreiche Gedanken in den Text hineingebracht werden. Das wird auch nicht dadurch gebessert, daß wir Sorge tragen, nur Gedanken wirklich biblischen Ursprungs zu bringen, sondern dadurch, daß wir ganz offen neben den vorgeschriebenen und feststehenden Text einen anderen stellen, auf den uns jener hinzuweisen scheint und der ihn nun ergänzt, vertieft, bereichert, ohne daß wir uns sagen oder der Gemeinde vormachen müßten, alles, was wir gesagt, stecke gerade in dem vorgeschriebenen Text und es sei vielleicht gar eine besonders zu preisende Gnade Gottes, daß er uns für diesen Sonntag einen Text gegeben, der, auf den ersten Blick angesehen, so gar nicht zu passen scheint.

Der Fall kann auch umgekehrt liegen. So sehr wir die Schwächen der altkirchlichen Perikopen kennen und gelegentlich darunter gelitten haben, so sind sie doch vielen von uns wie liebe Freunde, deren Abwesenheit, besonders an bestimmten Tagen, wir schmerzlich empfinden. Wir haben etwa über eine neue, vortrefflich ausgewählte Perikopenreihe zu predigen, wir empfinden auch den Segen, der darin liegt, daß wir uns einmal mit ganz neuem biblischen Stoff auseinanderzusetzen haben. Aber der alte Freund kommt uns immer wieder in den Sinn. Man kann ihm ja nun wohl einen flüchtigen Gruß zuwerfen, indem man in der Predigt seiner an irgend einer Stelle Erwähnung tut. Aber wenn er vielleicht gerade zu dem uns für heute vorgeschriebenen Text

etwas zu sagen hat, weshalb soll man ihn denn nicht ausgiebig zu Worte kommen lassen. „Warum willst du draußen stehen, du Gesegneter des Herrn?"

Noch einen dritten Fall erwähne ich. Das alte Perikopensystem und viele neuere bieten zwei Abschnitte, Epistel bezw. Altes Testament und Evangelium. Der eine wird meistens als Vorlesungsstück, der andere als Predigttext behandelt. Ein Prediger, dem es nicht gleichgültig ist, ob der von ihm geleitete Gottesdienst ein Konglomerat von mehr oder weniger zusammenhängenden Stücken, oder eine wirkliche Einheit ist, wird unter allen Umständen dafür Sorge tragen, daß die Predigt als dasjenige Stück des Gottesdienstes, das die Einheit seiner einzelnen Bestandteile am bestimmtesten zum Ausdruck bringen kann, irgendwie das Verhältnis des Predigttextes zu der Bibelvorlesung andeutet, ganz ebenso wie er auch dem Eindruck entgegenarbeiten wird, daß die Auswahl der Lieder, Responsorien, Gebete und Voten eine zufällige sei. Hier wird es nun unter Umständen ebenfalls erwünscht sein, bei einer Predigt über das Evangelium des Tages die Epistel als wirkliche Unterlage der Predigt mit heranzuziehen, nicht bloß sie hier und da zu erwähnen oder einige Worte aus ihr zu zitieren. Auf den wirklichen oder nur angenommenen Zusammenhang dieser beiden Stücke pflegt man ja nicht selten in den Predigten hinzuweisen; ich erinnere z. B. an die altkirchlichen Perikopen auf Estomihi oder auf den 1. Sonntag nach Trinitatis. Eine entschiedenere Ausnutzung dieses Verhältnisses würde den Predigten nur zu nutze kommen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß mit dem Predigen über zwei Texte unsern Predigern eine neue Aufgabe gestellt wird, die an das ästhetische Gefühl nicht geringere Anforderungen stellt als an die theologische Erudition. Aber das wird von denjenigen Pfarrern gewiß gern übernommen werden, bei denen die Furcht, im Inhalt der Predigt sich selbst und der Gemeinde nicht zu genügen, größer ist als die Sorge, mit der Predigt sich keine zu große Last aufzubürden. Dagegen wird sich das Bedenken nicht von vornherein beiseite schieben lassen, daß die Gefahr zu Künsteleien nahe liege, wenn man zwei Texte miteinander in Zusammenhang bringen und nicht bloß den einen auslegen soll. Demgegenüber möchte ich bemerken, daß es sich hier ja nicht um eine Regel für alle Fälle handelt, sondern um Ausnahmen, an denen man bisher meistens in falschem Gebundensein durch das Herkommen vorübergegangen ist, anstatt sie fröhlich aufzunehmen und der Gemeinde zum Segen zu verwenden. Dann aber handelt es sich ja nicht darum, zwei feststehende biblische Abschnitte, die nichts miteinander zu tun haben, mit viel homiletischer

List und Kunst unter einen Gesichtspunkt zu bringen, sondern für den einen feststehenden Bibelabschnitt nach dem Grundsatz: scriptura scripturae interpres einen anderen auszuwählen, der auf seine Dunkelheiten Licht wirft und ein schnelleres und unmittelbareres Verständnis vermittelt, als es der moderne Prediger zu geben vermag, dem dann noch immer an Auslegung und Anwendung sowie an künstlerischer Gruppierung des Stoffes genug zu tun übrigbleibt. Auf diesem Wege kommt es nicht zu homiletischen Seiltänzerkunststücken, sondern zur Ausübung wirklicher Schriftmäßigkeit. Ich wenigstens habe, wenn ich, was nicht ganz selten geschieht, über zwei Texte predige, nie das Gefühl gehabt, zu künsteln, sondern vielmehr, von den Künsteleien erlöst zu sein, zu denen ich sonst vielleicht verurteilt gewesen wäre.

Besser als das Theoretisieren über die angeregte Frage wird die Vorlage der praktischen Ausführung sein. So bitte ich denn meine Leser, die ihnen vorgelegten Beispiele gründlich prüfen zu wollen und zu untersuchen, ob bei ihnen das Interesse des modernen „Künstelers" oder das des Bibelauslegers hervortritt, dem auch für die Predigt das A und O ein lebendiges Schriftverständnis ist.

---

a. Predigt über die Evangelien von der Hochzeit zu Kana und von dem Fasten der Hochzeitsleute.

(Joh. 2, 1-11. Luk. 5, 33-35.)

Wenn ich dem altkirchlichen Evangelium dieses Sonntags von der Hochzeit zu Kana noch einen Text aus der Überlieferung der drei ersten Evangelien hinzugefügt habe, so hat das folgenden Grund: Es ist nicht so leicht, genau zu bestimmen, worin der Hauptgedanke, der eigentliche Zweck, die bleibende Bedeutung der Kana-Geschichte liegt, und wer schon länger der Gemeinde über die alten Evangelien gepredigt hat, der wird diesen Text wohl bald da, bald dort angefaßt, erklärt, nutzbar zu machen gesucht haben. Auch je nach der Verschiedenheit der Stellung der Prediger wird der eine über das Wunder der Weinverwandlung selbst reden; der andere darüber, daß Jesus als Gast bei einer Hochzeit Ehe und Hausstand gesegnet habe; der dritte darüber, daß Jesus durch reiche Mitteilung des herzerfreuenden Weines sich als einen rechten Freudenmeister gezeigt habe. Daß der, welcher in der letztgenannten Weise unser Evangelium deutet, jedenfalls einen seiner Hauptgedanken herausstellt, beweist jenes andere von mir verlesene Evangelium, das in seinen Bildern uns ebenfalls auf eine Hochzeit versetzt und uns Jesus ebenso als Freudenspender zeigt. Dazu kommt, daß die Kana-Geschichte sowie das Wort Jesu von der Fröhlichkeit der Hochzeitsleute aus der ersten Hälfte des Lebens unseres Herrn stammen, und daß somit

der eine Abschnitt gerade dazu bestimmt zu sein scheint, den andern auszulegen. Damit sei uns heute der Weg für unsere Betrachtung vorgezeichnet.

Man hat an der Weinspende Jesu zu Kana vielfach Anstoß genommen, und für Leute vom blauen Kreuz oder auch für Vereine gegen den Mißbrauch geistiger Getränke kann diese Geschichte recht unbequem sein. Nun hat man sich bei der Erklärung jedenfalls vor Übertreibungen zu hüten. Die 12—18 Maß Wein können je nach der Größe der Gesellschaft viel oder wenig bedeuten. Wenn Jesus samt seinen Jüngern geladen war, so erhält man den Eindruck, daß die Hochzeitsgesellschaft sehr groß gewesen sein muß; und wenn es bald an Wein gebrach, so sieht man auch, daß in jenem Hause kein Überfluß geherrscht hat. So fällt jeder Anlaß weg, Jesu nachzusagen, daß er die Leute zur Unmäßigkeit verführt habe. Auch das Wort des Speisemeisters: „Jedermann gibt zum ersten guten Wein, und nachher, wenn sie trunken worden sind, alsdann den geringeren," kann als sprüchwörtliche Redewendung nicht zu dem Schlusse verführen, die Hochzeitsgesellschaft wäre bereits betrunken gewesen, als Jesus ihr den köstlichen Wunderwein gespendet. — Aber merkwürdig bleibt Jesu Verhalten trotzdem für viele.

Das war es sicher auch zu jener Zeit. Je näher es lag, Jesum mit Johannes dem Täufer zu vergleichen, um so stärker mußte in dieser Hinsicht die Verschiedenheit zwischen den beiden hervortreten. Bei Johannes verbindet sich der Hinweis auf das Herbeikommen des Reiches Gottes mit dem Rufe zu einer Buße, die sich besonders auch in einem Verzicht auf alle Üppigkeit in Speise und Kleidung zeigt. Und der Täufer in seinem rauhen Gewande und mit seiner kärglichen Nahrung ist das Vorbild für das Leben aller derer geworden, die die Taufe der Buße zur Sündenvergebung auf sich genommen haben. So sagt man denn auch seinen Jüngern nach, daß sie viel fasten. Von den Jüngern Jesu dagegen heißt es, daß sie essen und trinken; und ihr Meister tritt nicht bloß für sie ein und bezeichnet ihr Verhalten als durchaus unanstößig, sondern zeigt sich in Kana gerade als derjenige, der Wein herbeischafft, damit die Fröhlichkeit der Hochzeit nicht vorzeitig ein Ende finde. Diesen Unterschied zwischen dem Täufer und Jesus haben die Gegner beider sehr wohl erkannt und von Jesus mit der Ungerechtigkeit des Fanatismus ausgesagt, er sei ein Fresser und Weinsäufer.

Aber auch unter uns, die wir uns zu Jesu halten, und die wir, bei aller Anerkennung der Mäßigkeitsbestrebungen, doch gegen vernünftigen Lebensgenuß nichts einzuwenden haben, gibt es manche, die sich in diese seine Eigenart nicht finden können. Wenn sie an ihn denken, so steht vor ihren Augen der Gekreuzigte, der Mann der Schmerzen, das Haupt voll Blut und Wunden; oder auch der, der mit einem resignierten Lächeln von dieser argen Erde hinwegweist auf die Heimat der Seele dort droben im Licht; etwa auch der, den der heilige Zorn wider die Sünde übermannt hat und der mit der Geißel die Schänder des Tempels hinaustreibt. Aber wie selten sehen wir ihn mit dem Ausdruck sieghafter Fröhlichkeit: „Brechet diesen Tempel ab, und ich will ihn in dreien Tagen wieder bauen," oder: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, ihr werdet den Himmel offen sehen und die Engel hinauf und herabsteigen auf des Menschen Sohn," oder: „Ich

preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbaret." Von dem Angesichte dessen, der solches sprach, leuchtet das Licht einer starken Freude, wie von dem Angesicht des Bräutigams, der die Braut einholt.

Ihr sagt vielleicht – und andre haben es vor euch gesagt –: das ist das Bild des jugendlichen Jesus, wie er mit großen Hoffnungen hinaussteuert. Das Bild ist verblichen und verwelkt, wie das der Blume, die beim ersten Sonnenstrahle dasteht unberührt, taufrisch, in leuchtendem Farbenglanze, und deren Gestalt man am Abend nicht mehr erkennt. Er hat seine großen Hoffnungen zum Kreuze gebracht und ins Grab gelegt. Weit gefehlt! Ja, als er von den Seinen Abschied nahm, da war ihr Herz voll Trauerns geworden – er aber steht unter ihnen wie damals auf der Hochzeit zu Kana und reicht ihnen einen Becher, von dem im tiefsten Sinne das Wort des Speisemeisters gelten konnte: „Du hast den guten Wein bisher behalten." Die älteste Gemeinde aber hat ihn wohl verstanden, wenn sie dem Mahle des Herrn den fröhlichen Namen Eucharistie d. i. Danksagung gab und dabei Gebete gebrauchte, die alle beginnen mit: „Wir danken dir, unser Vater", und schließen mit: „Dir sei Ehre in Ewigkeit!" Und als die Schar der Jünger den letzten Augenblick vor dem Leiden des Meisters um ihn versammelt war, da haben sie Worte so ungebrochener Freude aus seinem Munde gehört wie nur je: „Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht. In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden. Ihr habt nun Traurigkeit, aber ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen." Und als er dann im Gebet sein ganzes Herz dem Vater ausschüttete, sprach er: „Solches rede ich, auf daß sie in sich haben meine Freude vollkommen."

So steht über seinem ganzen Leben das Wort „Freude"; und in diesem Lichte sehen wir auch die Geschichte von der Weinspende in Kana.

Die zuvor erwähnte einseitige Anschauung vom leidenden Heiland hat man zu ergänzen gesucht, indem man von dem lebensfreudigen Jesus sprach. Zur Begründung dessen hat die Kana-Geschichte gute Dienste leisten müssen. Man redete von Jesus als von einem freundlichen Lebemann, der kein Spielverderber gewesen; der sich im Gegensatz zu dem finstern Johannes weltoffen gehalten, sich seines Daseins gefreut und den Menschen den Becher eines vernünftigen Lebensgenusses gereicht habe. Daß man so das Kana-Bild falsch deutet, erkennt man deutlich aus der verlesenen Lukasstelle. Dort erklärt sich das fröhliche Essen und Trinken der Jünger Jesu nicht daraus, daß der Meister ihnen die Lehre gegeben: „Genießt das Leben"; daß er die Satzungen von Büßen und Fasten aufgehoben habe, sondern daß, solange er in ihrer Mitte ist, die Freude über das, was ihnen mit ihm geschenkt sei, alles überstrahlen und auch die Fastengebote, die Jesus ja, wie wir aus der Bergpredigt wissen, keineswegs aufgehoben haben wollte, in den Hintergrund drängen müsse. Nicht die flüchtige Freude an dem flüchtigen Genuß der Güter dieser Erde gönnt Jesus den Jüngern, sondern den Genuß der Freude, die aus der Gemeinschaft mit ihm hervorquillt. Und dem mag so viel als möglich auch die äußere Gestalt des Lebens entsprechen.

Was ist es um diese Freude? Sie speist sich aus einer dreifachen Quelle: aus der Erkenntnis des göttlichen Heiles; aus der Gewißheit, daß es zu den Menschen kommen wird; aus dem Kraftgefühl, daß es durch ihn, Jesus, den Menschen vermittelt werden soll. Vergleichen wir mit Jesus den fastenden Johannes, so werden wir sofort sehen, wie in der Tat hierin der Brunnquell der Freude Jesu besteht. Auch der Täufer verkündet die Nähe des Reiches Gottes, das für die Frommen ewiges Heil bringt; aber statt auf die Liebe Gottes zu blicken, der es zu Stand und Wesen bringen wird, ruht sorgenvoll sein Auge auf Sünde und Schuld der Menschen. Er ruft sie zur Buße, damit das Gericht sie nicht vernichte. Er schaut der Zukunft nicht entgegen mit freudiger Erwartung; vor seinem Auge steht nicht der klare Morgenhimmel, an dem der Morgenstern strahlt, der den Anbruch des Tages verkündigt; ihm ist es wie dem Propheten, dem erschreckende Zeichen des Gerichts heraufziehen: „Ich will Zeichen geben im Himmel und auf Erden, Blut und Feuer und Rauchdampf; die Sonne soll sich verkehren in Finsternis und der Mond in Blut, ehe denn da komme der große und schreckliche Tag des Herrn.“ Auch das Bild des Messias trägt bei ihm die Züge des unbarmherzigen Richters: Er wird die Spreu verbrennen mit ewigem Feuer, ja wird die Ungerechten taufen in dem See, der mit Feuer und Schwefel brennt. Der Täufer selbst aber steht dem allen gegenüber mit dem Gefühle, von Gott gesandt zu sein als Verkünder der von ihm geforderten Buße, und doch selbst unfähig zu sein, etwas zu schaffen: er ist weder Christus, noch Elias, noch der Prophet, nichts als die Stimme, die in der Wüste ruft: Bereitet dem Herrn den Weg!

Bei diesem Vergleich mit dem freudearmen Bilde des Täufers sehen wir erst recht deutlich, weshalb bei Jesus eine Quelle unerschöpflicher Freude sprudelt. Während seines ganzen Wirkens trägt ihn das Bewußtsein: Gottes Barmherzigkeit und Gnadenabsicht ist größer als die Sünde des Volkes, und ich bin sein Sohn, sein Auserwählter, an welchem seine Seele Wohlgefallen hat; er hat seinen Geist auf mich gelegt, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen. Auch er hat, gerade infolge dieses Glaubens und Selbstbewußtseins durch furchtbare Tiefen hindurch gemußt, durch Finsternisse, in denen für Menschenaugen kein Strahl leuchtete. Aber er ist immer wieder hindurchgebrochen durch Nebel und Wolken, nicht wie ein blasses Flämmlein, das über das Moor huscht, sondern wie die Sonne, wenn sie aufgeht in ihrer Kraft. So steht er nicht bloß vor der Ostergemeinde, der Gott den Beweis gegeben, daß seines Sohnes freudiges Vertrauen kein leerer Wahn gewesen ist: so strahlt er an dem Abend vor seinem Tode hinein in die Herzen seiner Jünger: „Es kommt der Fürst dieser Welt und hat nichts an mir; ich habe die Welt überwunden“. Und das hat seine Gemeinde auch behalten: sein Abendmahl keine Todes- und Trauerfeier, sondern ein Fest jauchzender Lebensfreude: „Wir danken dir, unser Vater, für Leben und Unsterblichkeit, die du uns kundgetan hast durch Jesum, deinen Knecht. Wir danken dir für deinen heiligen Weinstock.“ Ja er, dessen Freudengabe alle Lust in Kana übertraf, er selbst ist der Weinstock. Wer in ihm bleibt, der hat Leben und volles Genüge; der hat Freude, die niemand von ihm nehmen kann.

Wissen auch wir davon zu sagen? Schauen wir in die Schriften der Apostel, in die Bekenntnisse der Väter, in die Lieder der Gemeinde, so haben wir den Beweis, daß von Jesus ein starker, leuchtender Freudenstrom in dieses Tal der Todesschatten hinabgerauscht ist. Was ist es anders, das uns in allen den Liedern entgegenklingt, die wir heute anstimmen,*) und in deren ganzen fröhlichen Reichtum ihr euch zu Hause noch mehr vertiefen wollt? Die Summa lautet:

Freude, Freude über Freude,
Christus wehret allem Leide,
Wonne, Wonne über Wonne,
er ist die Genadensonne!

Und es müßte ja wunderbar sein, wenn dieses Stromes leuchtende Wellen nicht dann und wann auch an die Häuser geschlagen wären, die in den Schatten überhangender Felsen oder in Talesgründe gebaut sind, die der kalte Nebel deckt. So fallen wohl zur Weihnachtszeit Freudefunken vom heiligen Christ in der meisten Menschen Herzen. Aber sie verlöschen nur zu bald wie der Funkenregen eines Feuerwerks, und die Nacht erscheint hinterher doppelt schwarz. — Wie sieht es bei uns aus, die wir den Herrn Jesum lieben, ihn bei uns zu Gaste bitten, denen es wirklich ernst mit der Versicherung ist, daß wir ohne ihn nicht leben können? Merkt man es uns an, daß wir nicht ohne Erfolg gerufen:

Weicht, ihr Trauergeister,
denn mein Freudenmeister,
Jesus, tritt herein?

Des Lebens Arbeit, des Lebens Not, des Lebens Sünde macht uns müde und mißmutig, drückt uns zu Boden, nimmt uns Hoffnung und Lebensmut. Wer wollte das nicht verstehen? Was sollen wir darüber viele Worte machen.

Aber haben wir dann wohl, anstatt der Sorge und der Schuld in ihr graues, fahles Angesicht zu schauen, in das Auge Jesu geblickt und uns an dem Glanze seiner Freude gesättigt? Haben wir Ernst gemacht, ihn zu erfassen, nicht wie einen flüchtigen Hochzeitsgast, sondern wie den treuen Seelen- und Hausfreund? Er weist hin auf Gottes Barmherzigkeit, die größer ist als deine Sünde; auf Gottes Kraft, die stärker ist als der Menschen Schwachheit; auf Gottes Treue, die zu Stand und Wesen bringt, was seinem Rat gefällt. Er weist auf sich selbst hin und die durch nichts gebrochene Gewißheit, daß seines Vaters Werk durch ihn vollendet werden wird. Hier gibt's kein Zagen, kein Schwanken, unser Weg führt zum Ziele. O, christliche Brüder und Schwestern, wenn wir ihn also fassen und halten, dann müssen die Kräfte seiner Zuversicht und Freude auf uns übergehn, dann müssen wir spüren, daß wir einen Freudenwein aus seinem Heilskelche trinken, gegen den alle früher genossene Lust verschwindet, und durch den alles Leid des Lebens sich immer mehr verflüchtigt.

---

*) Gesungen wurde zum Eingang „Wie schön leuchtet der Morgenstern" V. 1 u. 2, vor der Predigt „Jesu, meine Freude", nach der Predigt aus „Ist Gott für mich so trete," V. 6, 7, 15, zum Schluß „Wie bin ich doch so herzlich froh" (V. 7 aus „Wie schön leuchtet").

Christen sind Leute, die fröhlich sind allezeit, keine Kopfhänger, keine Klagegeister. Freunde, welche Unehre haben unsre finstren Mienen, unsre Klagen, unsre Mutlosigkeit, unsre essigsaure Lebensanschauung dem gemacht, der seiner Mutter sorgendes Eingreifen: „Sie haben nicht Wein," zurückgewiesen hat mit dem herben Wort: „Weib, was habe ich mir dir zu schaffen." Jammernde, mutlose, verzagende Jünger sieht er an mit dem Vorwurf im Auge: „Ich kenne euch nicht."

Paul Gerhardt singt:

Ich will gehn durch Angst und Not,
ich will gehn bis in den Tod,
ich will gehn ins Grab hinein
und doch allzeit fröhlich sein.

Ob wir wirklich je zu solcher Freude kommen? — Warum denn nicht? Wie schön leuchtet der Morgenstern voll Gnad und Wahrheit von dem Herrn über unserm armen Leben und kündet uns der Sonne Aufgang! Können wir nur in Wahrheit bekennen:

Du, Davids Sohn aus Judas Stamm,
mein König und mein Bräutigam,
hast mir mein Herz besessen,

dann heißt es auch für uns: die Hochzeitsleute können nicht fasten, nicht trauern, so lange der Bräutigam bei ihnen ist. Amen.

---

b. Predigt über die Evangelien vom Scherflein der Witwe und von Petri Berufung.

(Mark. 12, 41-44. Luk. 5, 1-11.)

In unserer Landeskirche ist für den heutigen Sonntag*) zum Predigttext das Evangelium vom Scherflein der Witwe vorgeschrieben. Aber wer aufgewachsen ist in der Gewöhnung der altkirchlichen Evangelien und Episteln, wird am 5. Sonntag nach Trinitatis die Erinnerung nicht los an das alte Evangelium von dem wunderbaren Fischzug des Petrus und seiner Berufung zum Apostel. So ist es auch mir gegangen. Und da beide Evangelien eigenartig zusammenklingen, sich gegenseitig ergänzen, erweitern und vertiefen, so habe ich sie beide verlesen und bitte euch, mit mir sinnend dem nachzugehen, was diese beiden Geschichten in ihrer Verbindung miteinander uns zu bedenken geben.

Jesus setzte sich gegen den Gotteskasten und schaute, wie das Volk Geld einlegte. Und viele Reiche legten viel ein. Und es kam eine arme Witwe und legte zwei Scherflein ein, die machen einen Heller. Und er rief seine Jünger und verwies sie auf das Weib. Sie sahen ihr nach, wie

*) Die Predigt ist gehalten am 5. Sonntag nach Trinitatis beim Akademischen Gottesdienst in der Thomaskirche zu Straßburg.

sie verschwand in dem Haufen der Kommenden und Gehenden, unbeachtet und von sich selbst kein Wesen machend. Jesus aber ruft ihr Großes nach, Größeres als den Reichen, deren Geld laut im Kasten klang und manchem der Umstehenden Anlaß gab zu Worten lauter Anerkennung: Die kleine Münze, die das Weib opferte, ist mehr als die Summen, die die Reichen von ihrem Überfluß abgehoben haben; sie merken's kaum. Dieses Weiblein weiß sehr wohl, was es gegeben — geopfert hat. Sie hat sich etwas von dem entzogen, was sie nötig hatte zu ihrem Lebensunterhalt; sie muß sich für die nächste Zeit manches versagen, bis sie sich wieder etwas verdient hat. Der große Herzenskündiger wird es in ihren Mienen gelesen haben, daß es für sie galt, einen Entschluß zu fassen. Von den zwei kleinen Münzen, die sie in der Hand hielt, und deren jede etwa den Wert von 2 Sou hatte, mag sie die eine noch einen Augenblick zwischen den Fingern behalten haben, überlegend, ob sie sich wirklich ihrer entäußern könne. Dann aber hat sie mit schnellem Entschluß das Geldstück dem andern nachgeworfen: „In Gottes Namen!"

Als Jesus dieses Weib pries ihrer Tat wegen, da wird er bei seinen Jüngern auf Verständnis gestoßen sein. Kurz vorher hatte Petrus Jesum erinnert: „Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt." Das war eine Tat ähnlicher Art wie die des Weibes. Das alte Evangelium dieses Sonntages erzählt davon. Als die galiläischen Fischer den wunderbaren Zug getan und Jesus dem Petrus zugerufen: „Von nun an wirst du Menschen fangen," da heißt es: „Sie führten die Schiffe zu Lande und verließen alles und folgten ihm nach." Mochte das auch zunächst nicht als eine Trennung für immer gemeint sein, gaben sie damit auch nicht sofort allen ihren Besitz aus der Hand, der Anfang davon war doch gemacht. Ja, insofern überragt diese Tat die der Witwe, als sie nicht ihre Münze, sondern sich selbst, ihre Person in den Dienst Gottes und Jesu stellten, nicht mehr für sich selbst, für ihren Besitz und ihre Familie arbeiteten, sondern für Gottes Reich und Christi Sache.

Hier haben wir zwei Beispiele von den Menschen, durch die Gott die Gemeinde seines Sohnes auferbaut und einen Tempel aufgerichtet hat, der Bestand gehabt länger als der, für den man damals das Geld in den Gotteskasten legte. Beispiele nur sind es solcher, denen sich viele andere angeschlossen haben, die verkauften, was sie hatten, die ihr Leben selbst nicht für zu teuer hielten, um es im Dienste Christi verzehren zu lassen.

Das waren die Menschen, durch die so Großes, Ewigkeitsbeständiges geschaffen worden ist. Können wir uns darüber wundern? Ebenso wenig wie darüber, daß das Gebäude *unseres* Christentums in allen Fugen kracht, daß seine Steine auseinanderfallen, weil ihr Mörtel nicht bindet wie derjenige, der mit dem Schweiß und Blut derer gemischt ist, die ihr Alles für die große Sache Christi hingegeben haben.

Wir wollen nicht ungerecht sein: es gibt auch unter uns manche arme Witwe, manchen Bauersmann und Arbeiter, die willig zum Dienste Gottes darbieten, was ihre schwieligen Hände errungen haben; und auf dem Gebiete der äußeren und inneren Mission finden sich noch Männer und Frauen, die bei sich das Lied wahr machen:

Für dich sei ganz mein Herz und Leben,
mein süßer Gott, und all mein Gut.

Aber wer die Niederungen unseres kirchlichen Lebens durchstreift, wer die Praxis der kirchlichen Kollekten und etwa die der Kirchensteuer — wir machen hier zu Lande jetzt gerade unsre ersten Erfahrungen damit — ein wenig beobachtet; wer die kirchlichen Wahlen ins Auge faßt, die Gewinnung von Männern, die bereit sein sollten, nicht bloß kirchliche Ehrenstellungen einzunehmen, sondern auch ihre Kraft und Zeit, ihre Intelligenz und ihren Charakter in den Dienst der Kirche zu stellen — der wird daran einen traurigen Gradmesser für die ideale Lebensauffassung weiter Kreise unseres Volkes gewinnen. Dem kommt wohl je und dann in den Sinn, daß nicht lebendige Personen der Gegenwart und ihre Opferwilligkeit den äußeren Bau der Kirche erhalten, sondern die Institutionen der Vergangenheit, die zusammenhalten wie der Mörtel alter Ruinen, deren Gemäuer einzustürzen droht und doch zu jedermanns Erstaunen noch immer dasteht, fester als mancher moderne Prunkbau. Wenn wir das Geld und die Stiftungen unsrer Vorfahren nicht hätten, wie sollte es unsrer Kirche ergehen!

Aber woran liegt es denn, daß wir selbst nicht haben, was jene besaßen, und von dessen Zinsen wir leben? Darauf geben uns unsre beiden Evangelien deutliche Antwort.

Was hat Petrus und seine Genossen zu dem Entschluß gebracht, alles zu verlassen und in Jesu Dienst zu treten? Die Antwort lautet einfach: Jesu ihn bezwingende Persönlichkeit. Als er auf sein Geheiß den wunderbaren Fischzug getan hatte, fiel er ihm zu den Knien und sprach: „Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch.“ Als seiner heiligen, reinen Person, der er schon damals am unteren Jordan, wo er noch zu den Jüngern des Täufers gehörte, in die Augen geschaut, jetzt das Wunderzeugnis von Gott seinem Vater gegeben wird, da glaubt er das Nahen, ja das Erscheinen des Reiches Gottes mit Augen zu sehen, mit Händen fassen zu können, und er erschrickt vor seinem Glanz wie Jesaia, da er den Herrn Zebaoth schaute: „Wehe mir, ich vergehe; ich bin ein Mensch unreiner Lippen und wohne unter einem Volk von unreinen Lippen!“ Und auch seinen Genossen allen war ein Schrecken angekommen über diesen Fischzug, den sie miteinander getan hatten. Da zerbrach aller Eigenwille, alle Selbstsucht; da bedurfte es nur des Wortes: „Fürchtet euch nicht, folget mir nach;“ und sie folgten ihm mit dem Entschluß:

Nimm hin, hier ist mein Geist und Sinn,
Herz, Seel und Mut, nimm alles hin
und laß dir's wohlgefallen.

Solches wird uns von der Witwe nicht berichtet. Wir wissen nicht einmal, ob zwischen ihr und Jesus Beziehungen bestanden. Das Evangelium erzählt uns nichts davon und läßt uns somit einen andern Schluß machen auf die Kräfte, die sie getrieben haben, in Gottes Dienst ihre Habe dahinzugeben. Dies beides, daß sie eine Tochter Israels und daß sie eine Witwe war, gibt uns Andeutung genug, um ihre Handlungsweise zu erklären. Sie kannte ihres Gottes Gesetz; sie begriff mit dem Instinkt wahrer Frömmigkeit, die sich nicht wie tote Schriftgelehrsamkeit bei den Nebensachen aufhält, sondern in das Wesen dringt, daß des Gesetzes Kern in dem Gebote liegt: Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzer

Seele, von ganzem Gemüte, aus allen deinen Kräften – über alles. Sie war ihrem Gotte mit diesen seinen Forderungen begegnet in ihrem Leben, da ihre Stütze und Halt, der Mann, ihr von der Seite gerissen wurde, da sie die Stimme von oben vernahm: gib mir, meine Tochter, dein Herz; da sie aber auch seinen starken, schützenden Arm erfuhr – vielleicht gerade in Errettung von denen, die sich für Hüter des Gesetzes ausgaben, denen aber Jesus unmittelbar vor unserm Texte nachsagt: „Sie fressen der Witwen Häuser." So hatte sie den Herrn, ihren Gott, erkannt. Was Luther im Katechismus als des Gesetzes Erfüllung predigt: „Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen," das hatte sie in des Vaters Schule gelernt und war also nicht fern vom Reiche Gottes. Ob sie's selbst schon einsah oder nicht: der Vater hatte sie zum Sohne gezogen.

Welcher Unterschied von den Erfahrungen der Apostel! Und doch beide Wege sind zum gleichen Ziele gelangt. Und beide Wege werden auch heute dahinführen. Aber auf einem von den beiden muß man wohl schon gehen. Man hat gelegentlich von kirchlicher Seite zu absprechend über solche geredet, die ihre Stellung im Glauben und Christentum zurückgeführt haben auf Ein Ereignis der Erweckung und Bekehrung, auf Eine göttliche Offenbarung, die man auf die Stunde bestimmen konnte, und von der die große Wendung ihres Lebens herrührte. Man hat dem gegenüber betont, hier tue alles der gleichmäßige Weg einer Pflege der Seele durch Wort und Sakrament. Der Blick auf die Anfänge des Christentums gibt solchen Urteilen nicht recht. Umgekehrt hört man aus den Kreisen von Erweckten und aus der Mitte kleiner religiöser Gemeinschaften, denen gegenüber wir mit dem sie kränkenden Titel „Sekten" etwas vorsichtiger sein sollten, den Gang der kirchlichen Erziehung zu Glauben und heiligem Leben unterschätzen. Auch das widerspricht den Erfahrungen der Anfänge des Christentums. Laßt einer jeden Führung Gottes auch bei uns Recht und Raum. Sorgt nur dafür, daß nicht das Eine wie das Andere fehle.

Wie steht es denn bei uns, obenan bei denen, die das Amt haben, die Gemeinden zu leiten und den Glauben zu bauen, besonders auch bei denen, die sich auf solchen Beruf vorbereiten? Man wird es einem akademischen Lehrer nicht verdenken, wenn er am Schlusse eines Semesters diese Fragen sich durch die Seele gehen läßt. Daß unsre Studierenden selbst prüfen wollen, daß die meisten von ihnen nicht einfach auf den hergebrachten Wegen zur Erfahrung des Glaubens kommen wollen, das ist begreiflich, ja berechtigt. Ihre Jugend und die Eigenart unsrer Zeit bedingt das. Aber wenn sie den besonderen Erfahrungen des religiösen Lebens mit überlegenem Lächeln und wenn sie der praktischen Bemühung um Erkenntnis nach der Weisung Christi: „So jemand will Gottes Willen tun, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott ist, oder ob ich von mir selber rede," skeptisch kühl gegenüberstehen, woher soll dann jene innere Kraft stammen, da der Mensch sich selbst aufgibt, sich bedingungslos und mit allen Kräften Leibes und der Seele Gott hingibt? Wo sind die Erfahrungen von der bezwingenden Kraft Christi, von der das Leben bedingenden und bestimmenden Wirkung einer Stunde Gottes? Wo das Gebet, das Gelübde, mit dem man sich in Gottes Schule gibt und sich von ihm zu einem wahrhaften

Christen und zu einem rechtschaffenen Theologen erziehen läßt? – An der Beantwortung dieser Fragen hängt die Zukunft des Christentums, daran allein.

Daß das, was Petrus und die Apostel getan, für die Sache Jesu von unaussagbar großer Bedeutung gewesen, erkennt jeder leicht. Auf ihrem Entschluß, ganz in Jesu Nachfolge zu treten, beruht die Form der Glaubensgemeinschaft, in der wir stehen, der wir jene idealen Güter verdanken, ohne die unser Leben soviel wert wäre wie ein ausgeblasenes Ei; auf ihrer unbedingten Hingabe an Jesus gründete sich jene Kirche, von der es heißt: „Erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten.“ Daneben mag die Wirkung der Tat der armen Witwe kaum gestellt werden. Und doch, es liegt ebenso vor unsern Augen, wie ihre Tat in unermessene Zeitfernen, auf unzählbar große Scharen von Menschen gewirkt hat und wirkt. Was am Schlusse des Evangeliums von der Salbung in Bethanien berichtet ist: „Wahrlich, ich sage euch, wo dieses Evangelium gepredigt wird in der ganzen Welt, da wird man auch sagen zu ihrem Gedächtnis, was sie getan hat“ – das gilt auch für die Geschichte vom Scherflein der Witwe: in der Seele der Apostel haftend, von der Feder ihrer Schüler aufgezeichnet, strahlt sie hinein in diese Welt voll Eigennutz und Habsucht als ein Zeugnis von dem Geist, durch den der Vater das Reich dieser Welt zum Reiche Gottes umgestalten will. Der Tempel in Jerusalem ist längst in Schutt und Trümmer gesunken, seine Schätze sind geplündert, seine Prunkstücke im römischen Triumphzuge mit den Gefangenen Israels aufgeführt worden. Wo sind die Schätze der vielen Reichen geblieben, die viel in den Gotteskasten einlegten? Aber der Heller der Witwe hat schon manches verschlossene Herz und manchen Geldkasten geöffnet und den ungerechten, vergänglichen Mammon in den Dienst der Gerechtigkeit und des unvergänglichen Wesens gestellt, das Gott ans Licht gebracht hat durch das Evangelium.

Ob es Gott gefallen wird, auch unserem Geschlechte eine Fülle solcher Kräfte zu erwecken? Er gebe es nach seiner Gnade und nehme damit von unserm Herzen schwer lastende Sorge. Nicht die theologischen Kämpfe um das rechte Verständnis des Christentums machen uns Not, so hart sie sind, und so viele unchristliche Bitterkeit sich ihnen beimischt. Wo Kampf ist, da ist Leben, da ist das Bewußtsein von Gütern, die man retten und bewahren will, und für die man sich mit aller Kraft einsetzt. Aber Christen und Theologen ohne Glauben und Liebe, aufgeklärte Köpfe, kühle Zweifler und weiter nichts, Leute, die über die Entwicklung der Religion reflektieren, aber selbst aufgehört haben, Glieder dieser Entwicklungskette zu sein, davor bewahre uns, lieber Herre Gott!

Wohlan denn alle, die ihr euch sorgt und kränkt um unsrer Kirche Zukunft, laßt euch selbst diese Sorge nur nicht erkälten und gleichgültig machen; laßt sie euch vielmehr mahnen, das eigene Herz zu festigen in Liebe zu Gott, und es der Heilsoffenbarung Christi immer gewisser zu machen. So lange euer eigenes Feuer nicht erloschen ist, so lange seht und fühlt ihr noch, daß es Gott nicht an Mitteln und Wegen fehlt, einen Brand anzufachen, dessen Flamme bis zum Himmel schlägt. In solcher Überzeugung laßt uns leben, wirken, sterben und damit eintreten in die Reihe derer, an deren Anfang Petrus mit seinen Genossen und die Witwe mit dem Scherflein steht, und

von wo ein anderer Apostel, dem all das Gesagte in vollem Maße gilt, uns zuruft: „Unsre Arbeit ist nicht vergeblich in dem Herrn!" Amen.

Zur Dogmatik*).

Von Stadtpfarrer Dr. Faut in Nagold (Württ.).

Es wird bei uns unter den jüngeren Theologen nicht wenige geben, die von Haering mannigfache persönliche und wissenschaftliche Anregung empfangen haben, ohne daß es ihnen vergönnt war, ihn als Lehrer der „systematischen" Theologie zu hören. Sie haben nun einen Ersatz für das ihnen fehlende Manuskript. Freilich, die möglichst gedrängte Besprechung der dogmatischen Probleme in der bekannten präzisen, gewählten Form fordert die volle Konzentration des Lesers, und mancher wird sich die mündlichen Erweiterungen und Erläuterungen des vortragenden Lehrers hinzuwünschen. Aber das ist nun eben der Mangel des Buchs gegenüber dem lebendigen Wort, den die Buchform nicht ersetzen kann und auch nicht will. Und wir sind dankbar, daß wir nun lesend durchdenken können, was uns zu hören versagt war. Von diesem Standpunkt eines dankbaren Schülers aus soll die nachfolgende Besprechung verstanden werden.

I.

Wenn ich zunächst hinweise auf die Fülle des Stoffs, so geschieht das deshalb, weil oft zwar die Grundgedanken der von H. vertretenen Theologie bekannt sind; aber es fehlte die Möglichkeit oder Sicherheit, von hier aus zu den einzelnen dogmatischen Problemen, besonders in ihrer überlieferten Form, Stellung zu nehmen. Daß dies in der vorliegenden Dogmatik geschieht, werden H. viele zu Dank wissen. Keine der dogmatischen „Meisterfragen" wird übergangen. Entweder wird ihre Beantwortung gegeben oder ihre Zurückweisung begründet oder endlich werden sie als ungelöste Rätselfragen anerkannt. Dabei kommt die Untersuchung in ihren Resultaten mannigfach der Überlieferung sehr nahe, so in der Frage nach dem Ursprung der Sünde, in der Christologie und sonst. Daraus dürfen jedoch keine falschen Schlüsse gezogen werden. Denn der prinzipiell von der „Orthodoxie" abweichende Standpunkt wird immer wieder aufs bestimmteste konstatiert. Die Annäherung an die Tradition erfolgt nicht um einer gänzlich unevangelischen Glaubensunterwerfung willen unter die Auktorität des Dogmas, sondern sie ist das Resultat des Nachdenkens über den die persönliche Gottesoffenbarung in Christus ergreifenden Heilsglaubens. Er sträubt sich gegen die Zumutung, sich irgend einem Dogma zu unterwerfen; auch gegen die, unter allen Umständen eine dogmatische Entscheidung zu treffen. So sagt H. zum Abschluß der Christologie: „Eine Glaubenslehre, die nicht in individuellen Bekenntnissen sich erschöpfen will, deren Wert oder

*) Der christliche Glaube (Dogmatik). Dargestellt von D. Th. Häring, Professor in Tübingen. Herausgegeben vom Calwer Verlagsverein. 1906. VI, 616. Preis Mk. 7.—.

Unwert einleuchtet, die aber auch nicht mit irgend einer geschichtlichen Formulierung und nicht mit dem Buchstaben der einzelnen Schriftworte sich identifizieren, sondern das ihrer Zeit erreichbare Glaubensverständnis des Evangeliums zum Ausdruck bringen möchte, kann an diesem Punkt um des großen Gegenstands willen nicht mit einer schnellfertigen Entscheidung schließen. Sie muß die Anerkennung des bezeichneten Grenzgedankens gegen den Vorwurf eines Verstandesopfers und unpersönlicher Annahme fremden Glaubens aus den angegebenen Gründen ... schützen. Sie muß aber ebenso fordern, daß die überzeugten Vertreter dieses Grenzgedankens die Zustimmung zu ihm nicht zu einem wesentlichen Bestandteil des Heilsglaubens selbst machen ... Nur soviel Recht und Wert kann also die Anerkennung jenes Gedankens haben, als er für den einzelnen letzter und bester Ausdruck dieses Heilsglaubens ist" (S. 451). Gerade diese Ableitung aller einzelnen dogmatischen Sätze aus dem Zentrum des christlichen Glaubens und darum auch der Dogmatik, dem Glauben an die persönliche Selbstoffenbarung Gottes in Christus, ist sorgfältig und überzeugend überall durchgeführt. Von besonderem Interesse ist in dieser Beziehung das Lehrstück von der Sünde (S. 266 ff.). — Und ebenso wie die Antworten, die der Glaube geben kann, stehen auch die Fragen, die rätselhaft bleiben, alle im Zusammenhang mit dem einen Geheimnis, das eben in der Offenbarung der göttlichen Liebe in Christo besteht. „Das hat die Glaubenslehre nicht ohne Grund in Verruf gebracht, die Überfülle von Geheimnissen, während doch das Evangelium von Offenbarung des Geheimnisses Gottes redet. Dieses offenbare Geheimnis ist ein streng einheitliches trotz der Unerschöpflichkeit seines Inhalts, die Liebe Gottes in Christus. Daß eben dieses offenbare Geheimnis eine für unsere Erkenntnis jetzt noch verborgene, sinnenabgewandte Seite habe, ... ist gleichfalls von Hause aus eine dem Evangelium eigene Wahrheit und wahrlich nicht eine erst in der Verlegenheit erdachte" (334).

II.

Inwiefern die Offenbarung Gottes in Christus Grund und Norm alles Glaubens und darum auch der Glaubenslehre ist, das wird in besonders eingehender Erörterung im I. apologetischen Teil besprochen. Er behandelt die Frage nach dem Wesen und der Wahrheit der christlichen Religion. Von grundlegender Wichtigkeit sind die Ausführungen über das Wesen der Religion. Sie erscheint als ein persönliches Gemeinschaftsverhältnis mit Gott. Sie besteht also nur mit dem Glauben an einen persönlichen Gott, mit dem Gemeinschaft möglich ist. „Eine Religion, in der von Hause aus Gott unpersönlich gedacht wird, ist ein Widerspruch in sich selbst" (29). Die Vertreter einer ästhetisch-pantheistischen Religiosität werden damit nicht einverstanden sein. Aber daß jedenfalls die christliche Religion in einem persönlichen Gemeinschaftsverhältnis mit Gott besteht, darüber kann ein Zweifel nicht obwalten. Solche Religion muß auf Offenbarung gründen (S. 32). Nicht von sich aus kann der Mensch Gemeinschaft mit Gott erstreben, sondern nur auf Grund einer Kundgebung Gottes, die ihn zur Gemeinschaft beruft. Die Religion ist ihrem Wesen nach nie bloß Sache des fühlenden oder wollenden Subjekts, sondern Gemeinschaft des Subjekts mit

Gott, als der objektivsten aller Realitäten. Im Zusammenhang damit wird der eigentliche Sinn der „Werturteile" so deutlich als nur möglich dargestellt (40ff.). Alle religiösen Sätze sind Werturteile, weil es sich in aller Religion um eine persönliche Stellungnahme des Subjekts handelt. Aber nicht das ist die Meinung, daß nun das in der Religion erlebte Heilsgut um seines Werts willen für wirklich gehalten wurde, sondern die in dieser oder jener Form an den Frommen herantretende Wirklichkeit wertet er als Offenbarung Gottes. Der Fromme „hält nicht das Wertvolle für wirklich, weil es ihm wertvoll ist, sondern für wertvoll, was ihm als wirklich gegenübertritt, aber gegenübertritt nicht als Wirklichkeit, die niemand leugnen kann, vielmehr als eine, welche nur der anzuerkennen vermag, der ihren Wert persönlich anerkennen will" (S. 42). – Von der christlichen Religion gilt, wie wir sagten, zweifellos, daß sie in einem persönlichen Gemeinschaftsverhältnis mit Gott besteht. Darum ruht sie auch ganz und gar auf der persönlichen Gottesoffenbarung in Christus. Es gibt kein „Christentum Christi", das von seiner Person lösbar wäre, sondern aus der Religion Jesu ergibt sich mit innerer Notwendigkeit der Glaube an Jesus (S. 61). Das wird von vornherein klar ins Licht gestellt durch den Hinweis auf die Eigenart der christlichen Religion. Immer wieder will man zwar die Religion Jesu festhalten, aber den Glauben an Jesus ablehnen. Das ist eine Inkonsequenz, nur möglich für den, der sich über das eigentliche Wesen der „Religion Jesu" nicht klar ist. Aus ihr ergibt sich heute noch wie dereinst der Glaube an ihn.

Das Wesen der christlichen Religion gibt die Richtlinien für die Beantwortung der Frage nach ihrer Wahrheit. Zunächst erhellt die Wichtigkeit dieser Frage. Mehrfach wird darauf hingewiesen. So S. 86: „Es sieht unter Umständen sehr vornehm aus, im Blick auf andere der Apologetik entraten zu wollen, weil sie doch nicht Glauben schaffen könne. In Wahrheit zeugt diese Geringschätzung von Unkenntnis der Wirklichkeit. Häufiger, als das schnellfertige Urteil über die Oberfläche fremden Lebens meint, schauen viele unserer Zeitgenossen nach einer sachgemäßen Widerlegung ihrer Bedenken aus; denn im Herzen dem Evangelium weithin geneigt, vermögen sie doch die Mauer von Vorurteilen nicht zu durchbrechen, die das allgemeine Bewußtsein ihnen entgegentürmt". Dies Wort zugleich ein Zeugnis dafür, wieviel H. daran gelegen ist, der Stimmung der Zeit gerecht zu werden. Sie verlangt dringend den Nachweis der Wahrheit der Religion. Eine Auseinandersetzung des Glaubens mit den Ansprüchen und Ergebnissen des Wissens ist unbedingt nötig. „Ritschl selbst hat die hier jedenfalls vorliegende Aufgabe einer kritischen Auseinandersetzung mit den Ansprüchen des Wissens unterschätzt" (88). Aber ebenso wie das Bedürfnis nach seiner Rechtfertigung ist auch die Art derselben durch das Wesen des Glaubens bestimmt. Dieser ruht auf persönlicher Willensentscheidung. Ein logisch zwingender Wahrheitsbeweis läßt sich also nicht führen. Anderseits führt das Wissen seinerseits nicht zur Begründung einer Weltanschauung. Eine solche „kann gar nicht zustande kommen auf dem Weg zwingenden Wissens; sie kann sich entweder überhaupt nicht rechtfertigen oder aus Gründen, die im wollenden und fühlenden Geist ihre Wurzel haben" (99). Ausdrücklich wird darauf hingewiesen, daß die Zustimmung zu diesen Sätzen von der

Stellungnahme zum Kant'schen Kritizismus gänzlich unabhängig ist. Es bleibt also bei den von Schleiermacher und Ritschl aufgestellten Grundlinien der Apologetik, wie durch eine in ihrer Kürze und Klarheit musterhafte Geschichte der Apologetik (S. 66ff.) nachgewiesen wird. Auch die religionsgeschichtliche Richtung muß letzthin auf das „Moment der persönlichen Entscheidung" hinweisen (82). Der Wahrheitsbeweis kann also nur so geführt werden, daß zunächst der innere Wert des christlichen Glaubens aufgezeigt wird, der die „Einheit und Freiheit" der Persönlichkeit erst ermöglicht. Aber dieser Nachweis genügt noch nicht. Denn das ganze Verlangen des Frommen geht darauf, „aus dem Bannkreis seiner inneren Erlebnisse als nur eigener Erlebnisse herauszukommen, sie mit gutem Grund als des lebendigen Gottes wahrhaftige Zuwendung zu ihm verstehen zu dürfen" (S. 118). Und darum beruht die Wahrheit des christlichen Glaubens auf der Gottesoffenbarung in Christus. Nicht aus dem Wert wird die Wirklichkeit postuliert; das gäbe keine Gewißheit des Glaubens. Sondern die geschichtliche Wirklichkeit Jesu wird als persönliche Selbstoffenbarung Gottes gewertet. Es ist aber klar, daß diese Gewißheit nur dem Glauben gilt. Darauf möchte ich besonders hinweisen. Manchmal wird der Gedankengang des Wahrheitsbeweises, den hier auch H. geht, in der Weise mißverstanden, als sollte gegenüber einer Theologie der bloßen Postulate durch den Hinweis auf die geschichtliche Offenbarung in Christus die Wirklichkeit und Gewißheit des Glaubens b e w i e s e n werden. Nun aber sei doch die Anerkennung Jesu als der Offenbarung Gottes selbst wieder abhängig von dem wertenden Urteil des Glaubens. Also komme man in Wahrheit über die Theologie der Postulate nicht hinaus. Zuletzt ruhe der Glaube doch auf persönlicher Entscheidung. – Allerdings, das ist auch die Meinung H.'s. Der Hinweis auf die Offenbarung soll nicht ein zwingender Beweis für die Wahrheit des Glaubens sein. Um einen solchen kann es sich der Natur der Sache nach nicht handeln. Sondern er soll dem Glauben selbst den festen Boden geben, auf dem er allein stehen kann. Religion überhaupt ist nie Sache bloß des Subjekts; vollends die christliche ist Gemeinschaft des Frommen mit dem persönlichen Gott. Sie kann nur, wie schon oben ausgeführt wurde, auf persönlicher Gottesoffenbarung beruhen. – Und es ist keine Einengung unserer Religion, wenn sie allein auf dieser Grundlage ruht. Denn von hier aus eröffnet sich die Möglichkeit, die ganze Welt, Natur und Geschichte, als Gottesoffenbarung zu verstehen. Diese Gebiete sind, wie H. meint, nicht genügend in den Bereich des christlichen Glaubens hereingezogen worden. „Erkenntnistheoretischen, geschichtsphilosophischen und naturphilosophischen Aufgaben wird das christliche Nachdenken mit neuem Eifer sich zuwenden müssen" (S. 159).

III.

Die nach allen Seiten sorgfältig abwägende, vor einseitigen Übertreibungen sich hütende, auf notwendige Ergänzungen der sog. Ritschl'schen Theologie hinweisende Glaubenslehre H.'s wird sicherlich manche Vorurteile und Mißverständnisse beseitigen. Wer freilich den Grundgedanken nicht teilt, daß der christliche Glaube ganz und gar ruht auf der persönlichen Selbstoffenbarung Gottes in Christus, wird auch durch diese wahrhaft systematische

Durchführung desselben kaum gewonnen werden. Uns scheint es gerade für die Gegenwart besonders wertvoll, daß wir einen neuen Beweis der Fruchtbarkeit der Schleiermacher-Ritschl'schen Grundpositionen in Händen haben. Und zwar aus dem Grund, weil der christliche Glaube sich über sein eigentliches und tiefstes Wesen absolut klar sein muß. Und das kann doch kein anderes sein, als das in der Person Jesu zur Erscheinung gekommene. Es handelt sich in der Gegenwart immer deutlicher nicht sowohl um den Kampf zwischen Glauben und Wissen, sondern um den des Glaubens gegen den Glauben. Nietzsche und seine Nachahmer, Häckel und der Monismus wollen einen neuen Glauben an die Stelle des alten setzen. Immer bestimmter tritt die Frage hervor, nicht ob Religion, ob Gott denkbar ist, sondern welche Religion, was für ein Gott recht hat. H. schildert nach unserem Eindruck die moderne Stimmung ganz richtig, wenn er darauf hinweist, daß zwar Empfänglichkeit für Religion weit mehr als früher wahrzunehmen ist, daß aber damit noch keine Zuwendung zum christlichen Glauben gegeben sei. Es regt sich vielfach religiöses Empfinden und damit steht im Zusammenhang eine religiöse Anschauung der Welt. Diese erscheint nicht mehr bloß als Objekt des Wissens, sondern zugleich als Gegenstand des Glaubens. Die Frage, um die der Kampf sich dreht und drehen wird, wird sein: Was ist Gott? Der Monismus antwortet: Die unterschiedslose Einheit der Welt. Der christliche Glaube sagt: Die in Jesus Christus offenbarte Liebe. Diese Antwort muß die christliche Dogmatik begründen. Sie kann das auf keinem anderen Weg als dem auch von H. eingeschlagenen tun, indem sie zeigt, wie nur die Gottesoffenbarung in Christus die tiefsten Lebensbedürfnisse, das Streben nach Einheit und Freiheit der Persönlichkeit, sicherstellt.

Aber so notwendig es auch ist, den christlichen Glauben an den in Jesus offenbaren Gott jeder andern Art von Glauben bestimmt und klar gegenüberzustellen, die Apologetik jedenfalls wird doch wohl nicht von diesem Gegensatz ausgehen. Sie wird eher an das wiedererwachte religiöse Empfinden anknüpfen, das in der Fülle und im Stolz des Wissens fast erstickt schien. Dieses religiöse Empfinden will sich nun freilich in keiner Weise auf einen irgendwie überweltlichen, persönlichen Gott beziehen, sondern auf die Welt, das „Universum", die „Allwirklichkeit". Sollte nun nicht zu zeigen sein, daß diese „Allwirklichkeit" nicht in gleichartiger und gleichwertiger Weise uns Menschen als göttlich sich kund tut; daß höher als das Naturleben das geistig-geschichtliche Leben steht; daß in der Geschichte an keinem Punkt das Göttliche uns so nahe berührt, wie in der Person Jesu; daß also Gott nicht die unterschiedslose Einheit der Welt sein kann, sondern die Wirklichkeit, wie sie in Jesus Christus in einzigartiger Weise der Menschheit sich aufgeschlossen hat? Dies wäre freilich nur dem nachzuweisen, der die Werte des geistig-sittlichen, persönlichen Lebens kennt und sich ihnen aufschließt.

Welchen Weg indes die Apologetik auch einschlagen mag: Die Grundposition des christlichen Glaubens an Gott, den Vater Jesu Christi und durch denselben auch unsern Vater, kann nicht verlassen werden. Das ist uns durch die Dogmatik Härings aufs neue gewiß geworden.

Der Religionsunterricht in der Fortbildungsschule.

Von Pfarrer O. Gail in Eisemroth.

Die Klagen über Verwahrlosung der Jugend, besonders der jungen Leute vom 14.—18. Jahre und zwar der Jugend beiderlei Geschlechts, wollen in unseren Tagen nicht verstummen. Solche Klagen sind allerdings nicht neu. Das Sprichwort: „Jugend hat keine Tugend" ist alt. „Flegeljahre" hat es immer gegeben. Dieses Alter ist schon infolge der körperlichen Entwicklung zur Pubertät geistig und geschlechtlich erregt. Aber man müßte ein schlechter Beobachter sein, wenn man nicht zugeben wollte, daß in der Gegenwart die Jugend besonders gefährdet ist. Die Reichskriminalstatistik des Jahres 1889 spricht es offen aus, „daß die jugendlichen Delinquenten die Rekruten einer Verbrecherarmee bilden, gegen welche die Strafmittel des bestehenden Rechtes sich als machtlos zu erweisen scheinen". (Wurster, „Die Lehre von der Innern Mission" S. 298.) Die sozialen Verhältnisse, in die jetzt unsere jungen Leute nach der Konfirmation eintreten, sind ganz andere wie früher. Früher herrschten da patriarchalische Verhältnisse. Der junge Mensch kam zum Meister in Wohnung und Kost. Jetzt tritt der junge Mensch sofort in das Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeiter. Dadurch kommen aber die jungen Leute in eine wirtschaftlich vielfach vollkommen unabhängige Lage. Die Bande der Autorität und Pietät lockern sich leicht dadurch, daß die Eltern häufig mit dem Verdienst ihrer 14—18jährigen Kinder rechnen. Diese jugendlichen Arbeiter machen oft mehr Ausgaben als die in gleichem Alter stehenden Sekundaner und Primaner. Regierungsrat Evert sagt in seiner lesenswerten Schrift: „Unsere gewerbliche Jugend und unsere Pflichten gegen sie" (Leipzig, Grunow 1891) hierüber: „Viele Eltern treiben Raubbau mit der Zukunft ihrer Kinder. Weil nun eben die Eltern so mit den Groschen ihrer Kinder rechnen, lassen sie sich von denselben vieles, ja alles gefallen." So hat v. Örtzen (Die Jünglingsvereine in Deutschland, S. 156) die Lage nicht zu schwarz gezeichnet, wenn er sagt: „Entweder die Christen machen sich auf, um durch Wort und Wandel die Ideen der Gottesfurcht, der Autorität, der Mäßigkeit, der Keuschheit wieder ins Volk und vor allem in die Jugend zu tragen — oder aber die erzenen Sandalen der Sozialrevolution schreiten auch über uns hinweg, um alle Kultur und Zivilisation unter ihren dröhnenden Tritten erbarmungslos zu zermalmen. So müssen in der Tat jetzt alle Anstrengungen der Kirche sich auf die Jugend richten; jede Fußbreite Landes muß mit hoher Ausdauer verteidigt, das schon Verlorene mit aller Macht zurückerobert werden."

Welches sind die Mittel zur Hilfe bei dieser schwierigen Arbeit? Wir beschränken unsere Untersuchung auf die Fürsorge für die heranwachsende männliche Jugend. Ein Nichtgeistlicher, der schon oben erwähnte Regierungsrat Evert, sagt in seiner Schrift über die Mittel zur Abhilfe: „Die Beseitigung der Übelstände ist nur zu hoffen, wenn die Zeit der unreifen Jugend wieder mehr zu einer Zeit der Erziehung, des inneren und äußeren Wachstums wird." Unter den Mitteln zur Abhilfe nennt Evert bessere Ausbildung der Arbeiter, Fortbildungsschulen, Spareinlagen der jüngeren Arbeiter mit ge-

sperrtem Sparkassenbuch, bessere Disziplinierung und Ausschluß der jungen Leute vom 14.—18. Jahre von Wirtschaften und Tanzböden, Erholung durch Turnen." Evert sagt ausdrücklich S. 15: „Tausende von jungen, in das Gewerbe eintretenden Leuten, die heute verkümmern und verbittern, weil sich niemand ihrer in geeigneter Weise annimmt, können ohne Staatshilfe auf einen befriedigenden Lebensweg geführt werden, wenn nur jedermann, der als Vormund, Geistlicher, als sonstiger Führer in die Lage kommt auf das Schicksal solcher Personen einzuwirken, dabei in vollem Maße seine Schuldigkeit tut." Die Mittel zur Abhilfe sind also vorzugsweise erzieherischer Natur. Wo es sich aber um Erziehung handelt, darf die Kirche nicht zurückbleiben. Und die Kirche ist nicht zurückgeblieben in der Fürsorge für die heranwachsende Jugend. Außer Predigt und Seelsorge legen die Christenlehren, die Jünglingsvereine und ähnliche Veranstaltungen Zeugnis ab von der Arbeit der Kirche auf diesem Gebiet. Woher kommt es nun, daß diese Einrichtungen vielfach nicht leisten, was sie leisten könnten und leisten sollten? Die Christenlehren, besonders in der Stadt, werden von Jahr zu Jahr weniger befriedigend besucht. Baumgarten fällt in seinem Buch „Neue Bahnen, der Unterricht in der christlichen Religion im Geiste der modernen Theologie" (Tübingen, Mohr) über die Christenlehre das scharfe Urteil (S. 90): „Die Christenlehre, die im Süden und Norden unter sehr verschiedenen Titeln gehalten wird, besteht doch meistens aus Repetition des Katechismus, des Spruchbuches oder der Bibelkunde. Es ist wesentlich ein Abfragen und Beschämen der Jugend; die Pastoren spielen gar oft die Rolle der Klageweiber mit ihrem wiederholten: Das habt ihr doch alles gelernt und schon wieder vergessen". Sind diese Behauptungen auch übertrieben, so kann man doch auch aus ihnen lernen. Eibach sagt in seinem Buch „Der Gottesdienst in der Gewerbe- bezw. Fortbildungsschule" (Berlin, Reuther & Reichard): „in den großen Städten und ländlichen Gemeinden, die immer mehr den Charakter der Großstädte annehmen, verkümmert und erstickt die Christenlehre immer mehr. Es erhalten sich höchstens geringe schwache Reste. Dieser Tatbestand ist wahrscheinlich so allgemein und so allgemein anerkannt, daß es sich nicht verlohnt weitere Worte darüber zu verlieren" (S. 2). Vielleicht gelingt es die Christenlehre wieder zu heben, wenn nach den Vorschlägen des Mitherausgebers der Monatsblätter für Innere Mission, Pfarrers Hasselbach in Sulz (1891, S. 137 ff.) eine Entlassungsfeierlichkeit (ein an die Konfirmation erinnernder feierlicher Akt) eingerichtet wird und die Säumigen durch die Kirchenvorsteher aufgesucht werden.

Die Anziehungskraft der Jünglingsvereine ist gering. Die Klage, daß unsere Jünglingsvereine zu engherzig seien, ist weit verbreitet. Nicht bloß Leute wie Bebel, der die Langeweile, die in den evangelischen Jünglingsvereinen herrsche, tadelt, während er die katholischen Gesellenvereine rühmt, erheben sie, sondern auch christlich gesinnte Männer. Auch Krummacher, wohl der bedeutendste Wortführer der Jünglingsvereinssache in Deutschland, warnt, man solle aus den Vereinen keine Bekehrungsfabriken machen. v. Örtzen streitet gegen jedes Übermaß des erbaulichen Elementes, das leicht energische und aufrichtige Naturen zurückstoße. Baumgarten bemerkt von den Jünglingsvereinen (vgl. oben): „überall, wo sie florieren,

sind sie ein Segen zur Bewahrung einzelner. Für das Ganze unseres Volks und für den Unterricht in der christlichen Religion kommen sie nicht in Betracht. Es sind meist, betont Baumgarten, religiös angeregte und intellektuell rückständige Elemente". Dieses Urteil Baumgartens ist falsch, wenn es auch richtig ist, daß unsere Jünglingsvereine zurzeit die große Masse der jungen Leute vielfach nicht erreichen.

In der Erkenntnis nun, daß die vorhandenen und bisher gebrauchten Mittel nicht geholfen, hat man gemeint mit der gegenwärtigen Konfirmationspraxis brechen zu müssen. Aber die Verlegung des Konfirmationstermins etwa auf das 16. Jahr bedeutet nur einen Sprung ins Dunkle, vor dem zu warnen ist. Anstatt allerlei neue Ordnungen zu schaffen ist es besser festzuhalten, was wir haben und die vorhandenen Einrichtungen mit christlichem Geist zu durchdringen. Auch hier gilt: Warum willst Du weiter schweifen, sieh, das Gute liegt so nah! Die ersten Christengemeinden waren darauf bedacht die bestehenden heidnischen Einrichtungen, die heidnischen Organisationen, mit christlichem Geist zu erfüllen (vgl. Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums, S. 14, Leipzig, Hinrichs). So ist es Aufgabe der Kirche, auf die Organisationen, die schon zur Erziehung der Jugend von Staats- und Gemeindewegen vorhanden sind, Einfluß zu gewinnen. Solche Anstalten sind die Fortbildungsschulen.

Man teilt die Fortbildungsschulen ein in ländliche und gewerbliche Fortbildungsschulen. Die Zahl beider Arten von Fortbildungsschulen ist in stetigem Wachsen begriffen. 1896/97 gab es in Preußen 875 ländliche Fortbildungsschulen mit 13337 Schülern, 1902/03 1427 mit 20755 Schülern. Noch 1902 gab es in der Provinz Brandenburg nur 1 ländliche Fortbildungsschule. Neuerdings ist auch im Osten die Zahl der ländlichen Fortbildungsschulen im langsamen Wachsen. Die Gesamtzahl der gewerblichen Fortbildungsschulen in Preußen im Winter 1904/05 betrug nach dem Ministerialblatt der Handels- und Gewerbeverwaltung 1290, unter denen 1100 vom Staate Zuschuß erhalten. Insgesammt werden 201 716 Schüler, darunter 27 222 freiwillige, unterrichtet. Neben diesen Schulen bestehen 17 Fachschulen für Maschinenbau und Metallindustrie, 22 für das Baugewerbe, 26 für Handwerk und Kunstgewerbe, 13 für Textilindustrie und endlich eine Reihe Webereilehrstätten. Die Fachschulen insgesamt wurden von 25 352 Schülern besucht. Die kaufmännischen Fortbildungsschulen umfaßten in 290, darunter 137 staatlich unterstützten Anstalten 22 603 besuchspflichtige und 9067 freiwillige Schüler. Die 428 von Innungen und Vereinen unterhaltenen Fachschulen beherbergten 28 043 Schüler. Der Unterricht in allen diesen Anstalten lag in den Händen von insgesamt 13 037 Lehrern, unter denen 1207 dem Handwerkerstande, 147 dem Kaufmannsberuf, 931 sonstigen Berufen angehörten. Die gewerblichen Fortbildungsschulen haben in allen deutschen Bundesstaaten einen obligatorischen Charakter. Die ländlichen Fortbildungsschulen sind wohl in vielen deutschen Bundesstaaten, aber nicht in Preußen obligatorisch. Nur in der Provinz Hessen-Nassau kann durch das am 8. August 1904 veröffentlichte Gesetz, betr. die Verpflichtung zum Besuche ländlicher Fortbildungsschulen in der Provinz Hessen-Nassau durch Ortsstatut der Besuch der ländlichen Fortbildungsschulen obligatorisch gemacht werden. Der unterrichtliche und erzieherische Wert dieser Fort-

bildungsschulen steht trotz allem fest. Schon das ist von erzieherischer Bedeutung, daß diese jungen Leute, die vielfach außer ihrer Arbeitsstätte keine Autorität, und auch da nur bedingt, anerkennen, gezeigt bekommen, daß sie noch keine Herren sind (vgl. Evert S. 28). Auch finden sich wohl in allen Lesebüchern für ländliche und gewerbliche Fortbildungsschulen Lesestücke erzieherischen Charakters. Krausbauer z. B. behandelt in seinem Lesebuche für gewerbliche Unterrichtsanstalten (Ausgabe A, Hofmann, Leipzig) im 2. Teile, der des Handwerkers Gemeinschaftsleben bespricht, den Handwerker in seiner Gemeinschaft mit Gott, im Verkehr mit der Natur, mit Menschen. Der erzieherische Einfluß dieser Fortbildungsschulen kann gesteigert werden, wenn diese, auch die ländlichen, mehr als bisher den Fachunterricht betonen. Wer dem Unterricht und den Prüfungen in Fortbildungsschulen beigewohnt hat, wird bestätigen, daß die meisten Schüler nur da Interesse zeigen, wo sie sich sagen: von diesem Unterricht haben wir greifbaren Nutzen für unseren Beruf. Die Fachschulen sind die Fortbildungsschulen der Zukunft. Baumgarten sagt in seinem Buch „Neue Bahnen" S. 93 f. mit Recht, „was allein packt im Fortbildungsunterricht, ist die direkte Fachbildung. Je mehr ein Unterrichtsgegenstand der unmittelbaren Verwertung im Fache der Jungen sicher ist, desto mehr kann darin erreicht werden." Wo es sich aber um Erziehung handelt, und um Erziehung handelt es sich in jeder Fortbildungsschule, darf die Religion nicht fehlen. In dieser Erkenntnis ist in den letzten Jahren immer lauter der Ruf nach Religionsunterricht in der Fortbildungsschule erhoben worden. Die Generalsynode in Preußen hat sich damit beschäftigt; die Bezirkssynode des Konsistorialbezirks Wiesbaden hat 1903 über den Religionsunterricht in Fortbildungsschulen verhandelt (vgl. Verhandlungen der 9. ordentlichen Synode des Konsistorialbezirks Wiesbaden S. 68 ff.). Das Oberkonsistorium zu München hat durch den Erlaß vom 2. Oktober 1902 sogar über die Zahl der Religionsstunden in der Woche Bestimmung getroffen; der evang.-soziale Kongreß in Karlsruhe 1898 hat sich eingehend hiermit beschäftigt; in Preußen ist seitens des Kgl. Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, des Ministers für Landwirtschaft, des Ministers für Handel und Gewerbe am 26. März 1897 folgender Erlaß erschienen: „Es ist wiederholt der Wunsch ausgesprochen worden und hat auch in den Verhandlungen des Landtags Ausdruck gefunden, es möchte den Zöglingen der gewerblichen und ländlichen Fortbildungsschulen eine Förderung ihrer religiösen Erziehung zu teil werden. Dies kann, da die Aufnahme des Religionsunterrichts in den Lehr- und Stundenplan der Fortbildungsschule nicht möglich ist, am besten dadurch erreicht werden, daß die Geistlichen beider Konfessionen durch Unterweisung und belehrende Vorträge, die womöglich in den Räumen der Fortbildungsschulen und im Anschluß an den Unterricht stattfinden, die religiöse Erkenntnis der Zöglinge zu vertiefen und ihren religiösen Sinn zu wecken und zu fördern suchen. N. N. ersuchen wir daher ergebenst, gefälligst die Vorstände der Fortbildungsschulen dahin geneigt zu machen, daß sie den Geistlichen auf ihren bezüglichen Wunsch die Schulräume zur Verfügung stellen und ihnen auch sonst die Ausrichtung ihrer Arbeit auf jede Weise ermöglichen und erleichtern" (vgl. Kirchliches Amtsblatt des Konsistoriums zu Wiesbaden Nr. 6, 1897).

Durch den Fortbildungsschulunterricht wird tatsächlich Tausenden von hier in Betracht kommenden jungen Leuten der Besuch des Gemeindegottesdienstes und der Christenlehre unmöglich gemacht. Etwa von $7^1/_2 - 9^1/_2$ Uhr ist Fortbildungsschule, von $10 - 11^1/_4$ Uhr Gemeindegottesdienst, von $11^1/_4$ bis $11^3/_4$ Uhr ist Christenlehre. Wo soll die erforderliche Lust und die geistige Spannkraft für die jungen Leute, die vielleicht eine ganze Woche lang ihren Geist nicht besonders angestrengt haben, herkommen, vier Stunden hintereinander frisch zu sein? So ist es denn dahin gekommen, daß unsere Fortbildungsschüler am Gemeindegottesdienst und an der Christenlehre nur selten teilnehmen. Diesem Übelstande abzuhelfen hat man hier und da an den Sonntagen unmittelbar vor oder nach dem Gemeindegottesdienste besondere Gottesdienste für die Fortbildungsschüler eingerichtet. Manche rühmen und empfehlen diese Einrichtung. Auf der Synode 1903 des Konsistorialbezirkes Wiesbaden (vgl. Verhandlungen S. 67) wurde von einem Synodalen ausdrücklich erklärt, daß die Einrichtung eines besonderen Gottesdienstes für die Fortbildungsschüler an den Sonntagen sich gut bewährt habe und daß dessen Einwirkung auf die Schüler durchaus bemerkbar sei. Aber dieser Weg, besondere Gottesdienste an Sonntagen für die Fortbildungsschüler einzurichten, erscheint wenig gangbar. Nachdem der Lehrer 6 Tage unterrichtet, hat er ein Recht auf einen Ruhetag. Die Pfarrer, die jeden Sonntag, öfters auch zweimal zu predigen, wohl auch Filialdienst haben, besitzen zu einem besonderen Gottesdienst für Fortbildungsschüler an den Sonntagen zumeist keine Zeit und Kraft. Versteht sich die Kirche dazu solche Gottesdienste einzurichten, so ist sie mit schuld, wenn diese jungen Leute den Gemeindegottesdiensten entfremdet werden. Durch Einrichtung besonderer Gottesdienste an den Sonntagen für Fortbildungsschüler schneidet sich die Kirche ins eigene Fleisch und setzt sich in Widerspruch mit ihren eigenen Forderungen. Kaum haben die jungen Leute im Konfirmandenunterricht es eingeschärft bekommen die Sonntage zu heiligen durch fleißige Teilnahme am öffentlichen Gottesdienst, so ist ihnen alsbald dieselbe Kirche behilflich diese Lehre zu übertreten und legalisiert diese Übertretung noch obendrein. Hier ist es Pflicht der Kirche zu fordern und immer wieder auch im Interesse des Staates und der jungen Leute zu fordern, daß die Sonntage von jedem Forbildungsschulunterricht frei bleiben, um so den jungen Leuten Gelegenheit zu geben ihrer Christenpflicht zu genügen. So lange in den Fortbildungsschulen noch Sonntags Unterricht erteilt wird, wird dieser Unterricht den Zöglingen stets als sogenannte Überstundenarbeit, erscheinen, die selten gern getan wird. Was in Preußen in den ländlichen Fortbildungsschulen möglich ist, sollte auch für die gewerbliche Fortbildungsschule durchführbar sein. In dem, dem preußischen Landtage seitens der Staatsregierung vorgelegten Gesetzentwurf, betr. die Verpflichtung zum Besuch ländlicher Fortbildungsschulen in der Provinz Hessen-Nassau stand der Satz: „an Sonntagen darf während der Stunde des Hauptgottesdienstes Unterricht nicht erteilt werden". Die Kommission des Abgeordnetenhauses hat diesen Satz gestrichen und dafür gesetzt: „an Sonntagen darf Unterricht nicht erteilt werden". Dieser Beschluß hat in dem am 8. August 1904 veröffentlichten Gesetz Gesetzeskraft erlangt. Neuerdings ist durch Ministerialerlaß des Herrn Handelsministers bestimmt worden, daß an den Sonntagen in neu eingerichteten gewerblichen Fort-

bildungsschulen, die auf staatliche Unterstützung Anspruch erheben, kein verbindlicher Unterricht erteilt werden darf.

Soll nun der Religionsunterricht in den Fortbildungsschulen fakultativ oder obligatorisch sein? Es lassen sich beachtenswerte Gründe für den fakultativen und für den obligatorischen Religionsunterricht geltend machen. Für den obligatorischen Religionsunterricht in diesen Schulen dürften folgende Gründe in Betracht kommen. Auch die sogenannten höheren Schulen haben Religionsunterricht als obligatorischen Unterrichtsgegenstand in ihrem Lehrplan. Es hat noch niemand daran gedacht in diesen Schulen den Religionsunterricht fakultativ zu machen, aus Furcht, dieser Religionsunterricht an sich könne den jungen Leuten die Religion selbst verekeln. Es wird nun an den höheren Schulen obligatorischer Religionsunterricht nicht bloß aus erzieherischen Gründen erteilt, sondern weil es einfach zur allgemeinen Bildung gehört, über eine solche Kulturmacht wie das Christentum unterrichtet zu sein. Hase hat einmal mit Recht gesagt, es würde noch die Zeit kommen, wo die Kirchengeschichte in allen Schulen eingehend behandelt würde, das gehöre zur allgemeinen Bildung. Siedel (Leitfaden für den Religionsunterricht in der Fortbildungsschule, Dresden, Justus Naumann) setzt den obligatorischen Religionsunterricht als selbstverständlich voraus. Er sagt nämlich (S. 5): „man wird es auch nie zu einer so regelmäßigen Beteiligung an der Christenlehre von seiten der Jünglinge bringen als bei der Fortbildungsschule, zu deren Besuch sie unter Androhung von Strafen für Versäumnisse verpflichtet sind.“ Professor Sachsse-Bonn betont in seiner Evang. Katechetik (Berlin, Reuther & Reichard) S. 420: „man hat Fortbildungsschulen errichtet, aber hat man auch an den Religionsunterricht gedacht? Das taten einst die Magistrate des 16. Jahrhunderts, aber im 19. Jahrhundert ist man so kurzsichtig, daß man das für unnötig hält. Die kirchlichen Behörden haben wiederholt darum gebeten, auf die Folgen dieser Unterlassung hinzuweisen.“ Das Königl. Landesökonomiekollegium in Preußen hat in seiner Session vom Jahre 1895 unter den obligatorischen Unterrichtsgegenständen für die ländlichen Fortbildungsschulen Religion an allererster Stelle genannt. Das Oberkonsistorium zu München hat durch Erlaß vom 2. Oktober 1903 den Religionsunterricht an den landwirtschaftlichen Winterschulen zur Pflicht gemacht und bemerkt, „daß die völlige Umgangnahme von der Einrichtung eines Religionsunterrichtes nur dort, wo es in den besonderen Verhältnissen der betreffenden Schule begründet ist, gestattet werden soll“. 1905 hat die Brandenburgische Provinzialsynode folgenden Antrag angenommen: „Die Provinzialsynode beauftragt den Vorstand, geeignete Schritte zu tun, um die Aufnahme der Religion als gleichberechtigten Lehrgegenstand in den Lehrplan der Fortbildungsschulen zu erlangen“. Der verstorbene Stuttgarter Oberkonsistorialrat Braun hat hierzu bemerkt (vgl. Verhandlungen des 11. ev.-soz. Kongresses 1900 in Karlsruhe S. 57): „wir haben in Württemberg Glaubens- und Lebenslehrunterricht in den Fortbildungsschulen schon lange. Ich wünsche auch, daß er in ganz Deutschland eingeführt würde. Ich möchte bei dieser Gelegenheit bemerken, daß in unserer württembergischen Kammer es wesentlich dem Zusammenwirken evang. kirchlicher und katholischer Männer gelungen ist, den Religionsunterricht in die Fortbildungsschule hineinzubringen.“ Scherffig

(Die religiöse Unterweisung der Jugend in Konfirmandenunterricht, kirchlicher Unterredung und Fortbildungsschule, Leipzig, Bernh. Richter, S. 19) schreibt hierzu: „Unser Religionsunterricht in der Fortbildungsschule hängt ganz von dem guten Willen der Schulvorstände ab. Er ist auf das denkbar geringste Zeitmaß beschränkt, auf eine oder gar ½ Stunde monatlich für jede Klasse. Im Interesse der Jugend müssen wir fordern, daß der Religionsunterricht in der Fortbildungsschule, wenn er überhaupt erteilt werden soll, im ganzen Lande obligatorisch werde, wie er es in Sachsen-Weimar wohl schon ist. Das Mindestmaß müßte monatlich 1 Stunde für jede Klasse sein. Diese Stunde dürfte nicht dem übrigen Unterricht abgespart, sondern müßte ihm zugesetzt werden, und zwar möglichst Sonntags vormittags um 11 Uhr oder nachmittags um 2 Uhr abgehalten werden, während selbstverständlich aller andere Unterricht, auch der in den Fachschulen, auf den Wochentag zu verweisen wäre."

Gegen den obligatorischen Religionsunterricht spricht folgendes: Man müsse daran festhalten, nur kein Zwang, nur keine Einimpfung der Religion, der Rückschlag bleibe nicht aus. Da die Einrichtung von obligatorischem Religionsunterricht nur mit Hilfe des Staates möglich sei, so bekunde jeder Appell an den Zwang die Ohnmacht der Kirche. So schreibt Baumgarten (Neue Bahnen S. 94): „nachdem ich selbst jahrelang für den Gedanken des Religionsunterrichtes Propaganda gemacht habe, ist es mir allmählich fraglich geworden, ob wir mit der Angliederung einer wöchentlichen Religionsstunde an den Fortbildungsschulunterricht weit kommen werden. Es ist jedenfalls sehr dankenswert, daß die Staats- und Schulbehörden diesem Unternehmen Vorschub leisten; allein sie werden sich nicht leicht dazu bewegen lassen, dasselbe den Gemeinden aufzunötigen und die Religionsstunde obligatorisch zu machen." Da die Jungen keinen unmittelbaren Nutzen von diesem Religionsunterricht haben, so sind Handwerker, Gewerbetreibende vielfach wie gegen den Fortbildungsschulunterricht überhaupt, so gegen diesen Religionsunterricht, da durch all diesen Unterricht der junge Mensch zu sehr seinem Beruf entzogen würde. Schuldirektor Übel zu Leipzig hat in seinem Vortrage (vgl. Leipziger Lehrerzeitung, 10. Jahrg., Nr. 22, S. 345) „Zur Frage des Religionsunterrichtes in der Fortbildungsschule" folgendes geäußert: „Mit den Dienern der Kirche erkennen wir Lehrer der Fortbildungsschule die Notwendigkeit einer Befestigung und Vertiefung der religiös-sittlichen Bildung der aus der Schule entlassenen Jugend an und haben daher bereits jetzt schon durch Unterricht und Erziehung fördernd auf die religiös-sittliche Bildung eingewirkt. Wir können uns aber nicht für die Einführung des obligatorischen Unterrichts aussprechen, schlagen vielmehr eine Erweiterung der vorhandenen, von den Lehrern abzuhaltenden Schulandachten vor."

Der Schwierigkeiten solchen Religionsunterricht zu erteilen sind zudem gar manche. Einen abgerundeten Stoff in 15—20 Minuten zu behandeln fordert gründliche, stundenlange Vorbereitung. Weitere Schwierigkeiten liegen häufig in der Mischung der verschiedenen Konfessionen und den zahlreichen Klassen. Nach einem Erlaß des preußischen Handelsministers soll eine Klasse in der Fortbildungsschule nicht mehr als 40 Schüler zählen. Es ist deshalb selbstverständlich, daß auch die Lehrer mit dem Religionsunterricht in der Fortbildungsschule betraut werden. Aber da ergibt sich nun

neue Schwierigkeit, auf dem Lande junge Lehrer zum Religionsunterricht für Schüler, die nur wenig jünger sind als sie, heranzuziehen. Wie schwierig ist es für solche junge Lehrer die Disziplin bei den in den Flegeljahren stehenden Jungen aufrecht zu erhalten. Bei dem häufigen Wechsel der jungen Lehrer auf dem Lande wird die Aufrechterhaltung der Disziplin noch dadurch erschwert, daß in vielen Fällen die Fortbildungsschüler die Volksschule bei anderen Lehrern besucht haben. Bei einer Einfügung des Religionsunterrichtes in den Lehrplan der Fortbildungsschule muß die Stundenzahl, jetzt zumeist 4 in der Woche, vermehrt werden. Es ist aber rechtlich nicht zulässig, aber auch nicht rätlich, einen Lehrer mit mehr als 36 Stunden Unterricht wöchentlich zu belasten. Von großer Bedeutung ist der Geldpunkt. Sobald der Religionsunterricht in der Fortbildungsschule obligatorisch wird, ist er den Lehrern zu vergüten. Von dem Pfarrer wird vorausgesetzt, daß er den betreffenden Religionsunterricht unentgeltlich übernimmt. Schon jetzt aber würden die meisten Fortbildungsschulen ohne reiche staatliche Unterstützung eingehen. Wenn also nicht der Staat die Bezahlung für den Religionsunterricht in der Fortbildungsschule übernimmt, wird die Einrichtung des Religionsunterrichtes in vielen Fällen unmöglich sein. Mit Rücksicht auf diese Schwierigkeiten halten wir die allgemeine Einrichtung eines solchen obligatorischen Religionsunterrichtes zurzeit für ausgeschlossen.

Wohl unter dem Gewicht dieser Gründe hat in dem obenerwähnten Erlaß vom 26. März 1897 in Preußen das Kultusministerium erklärt, daß die Aufnahme des Religionsunterichtes in den Lehr- und Stundenplan der Fortbildungsschule nicht möglich ist.

Von entscheidender Bedeutung neben der Person des Lehrers ist im Religionsunterricht der Lehrplan. Wie ist nun dieser Lehrplan für Religion in demjenigen der Fortbildungsschule zu gestalten? Entsprechende Lehrpläne liegen mehrere vor. Wir erinnern zunächst wieder an Siedel und lassen diesen selbst zu Worte kommen. „Also erobert", bemerkt Siedel S. 2f. „hatte ich den Unterricht in der Fortbildungsschule. Wie aber sollte er gegeben werden? Das war die Frage. Soviel war mir von vornherein völlig klar, daß er nicht in einer Unterweisung nach den 6 Hauptstücken des kleinen Katechismus Luthers oder in einer Wiederholung des Konfirmandenunterrichts bestehen dürfe, denn die Besucher der Fortbildungsschule sind zwar auch Schüler, aber konfirmierte, und für solche muß daher der Religionsunterricht eine andere, neue Form annehmen, so daß die Lebensverhältnisse und Herzenszustände, welche für diese Jünglinge von besonderer Wichtigkeit sind, in das Licht des Wortes Gottes gestellt und den Fortbildungsschülern zu Gemüte geführt werden. Mithin zerfiel der Unterricht gleichsam ganz wie von selbst in 2 Teile, deren erster mehr die äußeren Lebensverhältnisse der Jünglinge behandelt, während der zweite auf das innere Leben derselben eingeht. Nach und nach haben sich auf diese Weise 16 Kapitel herausgebildet. Acht für das 1. Lehrjahr: 1) Fortbildung, 2) Beruf, 3) Freundschaft, 4) Freuden des Jünglingsalters, 5) Gefahren desselben, 6) Vaterland, 7) Soldatenstand, 8) das Wandern in der Fremde, so, daß die 10 Gebote und einzelne Bitten des Vaterunsers mit eingeflochten werden. Dann 8 Kapitel für das 2. Lehrjahr, welche den Jüngling zeigen 1) als Glied seiner Kirche, 2) am Sonntage, 3) am Taufsteine, 4) in der

Beichte, 5) am Gottestische, 6) im Gebetkämmerlein, 7) auf dem Wege zum Leben, 8) am Grabe und am Sarge. Dabei werden nicht bloß alle einschlagenden christlichen und kirchlichen Sitten und Gebräuche berücksichtigt, sondern auch die 3 Hauptartikel unseres christlichen Glaubens und die übrigen Bitten des Vaterunsers behandelt. Im 3. Lehrjahre behandelt Siedel den Stoff in 2 Abteilungen, in der 1. Abteilung ist die Rede von der Bibel und ihrer Geschichte. Die 2. Abteilung handelt von der Sozialdemokratie und zwar in folgenden Kapiteln: I. Einleitung. II. Geschichtliches von der sozialen Frage. III. Das Auftreten des 4. Standes. IV. Was will die Sozialdemokratie? V. Was hat die Sozialdemokratie für eine Religion und Moral? VI. Ist denn gar nichts Gutes an der Sozialdemokratie? VII. Die Irrtümer der Sozialdemokratie. VIII. Was ist zu tun? An die Spitze jeder Stunde stellt Siedel einen Bibelspruch, z. B. an die Spitze der Stunde über die Buchdruckerkunst das Wort aus 1. Mos. 1,3: „Gott sprach, es werde Licht! Und es ward Licht!" Baumgarten (Neue Bahnen S. 94) führt hierzu an: „man hat hierzulande, nämlich in Schleswig-Holstein, einen wie ich meine, vorzüglichen Plan entworfen. 1. Die Religion und das Einzelleben in seinen Hauptstationen. 2. Die Religion und die Familie. 3. Die Religion und das Arbeits- und Berufsleben. 4. Die Religion und das Volks- und Staatsleben. 5. Die Religion und die kirchliche Gemeinde. Erklärung der Gottesdienste und der christlichen Feste. Dabei müssen alle Hauptsünden und Hauptzweifel offen besprochen werden, und gerade das Lokale ist stark herbeizuziehen." Der Lehrplan des Oberkonsistoriums zu München hebt besonders das kursorische Bibellesen hervor, wie die praktische Anleitung zu einem nutzbringenden Gebrauche der heiligen Schrift. Scherffig führt in seinem Heftchen „Die religiöse Unterweisung u. s. w." S. 6 aus: „in der Fortbildungsschule gilt es nicht zu erbauen, sondern zu unterrichten, d. h. Realkenntnisse zu pflanzen. Die Unwissenheit ev. Christen in bezug auf den äußeren Organismus ihrer Kirche ist ja geradezu erschreckend. Hier muß der Geistliche durch die Fortbildungsschule eingreifen. Während der Konfirmandenunterricht es wesentlich mit dem 2. Artikel zu tun hat, dürfte die kirchliche Unterredung und den Religionsunterricht in der Fortbildungsschule mehr der 3. Artikel beschäftigen (S. 5). Geschichte, Verfassung und Betätigung der Kirche — das ist sein weites Unterrichtsgebiet. In der Fortbildungsschule gilt es weiter für die Kirche zu interessieren, Vorurteile zu beseitigen, Vorwürfe der Gegner zu entkräften: das wäre also Apologetik. Kurz: Die Fortbildungsschule hat es mit der sichtbaren Kirche zu tun und der Abwehr ihrer Feinde." Dementsprechend gibt Scherffig in seinen „Stoffdarbietungen für den Religions-Unterricht in der Fortbildungsschule" (Leipzig, Richter) in 3 Kursen, jeder Kursus auf 12 Unterrichtsstunden berechnet (S. VII): A. Bilder aus der Kirchengeschichte, B. Apologetische Fragen I. Woher? Wohin? II. Was ich nicht begreife, das glaube ich nicht — ein armseliger Standpunkt. III. Die Wissenschaft hat den Glauben überwunden — ein Widerspruch in sich selbst. IV. Hat der Mensch eine Seele? V. Das Christentum taugt nichts für die Welt — ein Vorwurf der Ungerechtigkeit. VI. Gibt's einen Gott? VII. Christ, Jud, Türk, Hottentott, die glauben all an einen Gott — eine Lüge. VIII. Laune des Zufalles oder Gottes Weisheit? IX. Darwin oder Christus? X. Das

erste Blatt der Bibel. XI. Es geht alles natürlich zu – ein zu kurzer Maßstab. XII. Gottes Gerechtigkeit, der Menschen Leid – wie reimen sich beid? C. Die Verfassung der Kirche.“ Nach Einsichtnahme von diesen Skizzen, wie Scherffig seine Arbeit selbst nennt, muß ich die Skizzen unter A, die P. Max Richter in Wilkau zum Verfasser haben, im allgemeinen als unbrauchbar für unseren Zweck bezeichnen. Es ist zu fürchten, daß das Interesse der Zöglinge für die Kirchengeschichte vollständig erkaltet, wenn diese nicht biographisch behandelt wird. Wie kalt läßt z. B. das über Karl den Großen gesagte, wie trocken wird in dem Abschnitt der Protestantismus im 19. Jahrhundert die Innere Mission behandelt. Anstatt eine kurze Lebensbeschreibung Wicherns, Fliedners u. a. zu bieten, wird von der Innern Mission nur gesagt: „Auf dem Kirchentage zu Wittenberg 1848 hat Heinrich Wichern die innere Mission ins Leben gerufen. Unter diesem Namen faßt man alle die Bestrebungen zusammen, die darauf ausgehen, die leibliche und geistliche Not zu lindern.“ Der apologetische Teil des Scherffig-schen Buchs, von Pfarrer Geest bearbeitet, ist dagegen meist zu empfehlen. Die Ausführungen sind maßvoll und interessant. So wissenswert das in dem 3., von Scherffig selbst bearbeiteten Teil über die Verfassung der Kirche Angeführte sein mag, so erscheint es doch nicht zweckmäßig, in einem ganzen Kursus nur solchen Stoff den Schülern zu bieten. An dem Buche vermißt man, was der Vorzug von Siedels Buch ist, daß der Verfasser viel zu wenig Verständnis zeigt für die Ideen, die diese jungen Leute haben. Baumgarten bemerkt sehr richtig in seinem Vortrag (vgl. Verhandlungen des ev.-soz. Kongresses 1900, S. 25): „Hier gilt es, frisch und frei ins volle Menschenleben, in die Probleme des Lebens hineinzugreifen. Es gilt nicht einen Leitfaden, eine systematische Ordnung vorzutragen. Junge Leute leben nicht in diesen systematischen Konstruktionen und Zusammenhängen, sie wollen starke Anschauungen und sie wollen bestimmte Fragen haben. Darum lassen Sie uns, statt hintereinander in bestimmter Folge die Glaubens- und Sittenlehre zu entwickeln, ganz bestimmte Fragen auf das Programm bringen: die christlichen Feste, wie ist's mit der Auferstehung? wie steht es mit dem Tod unseres Herrn? wie hat der Jüngling die Sittlichkeit und Reinheit seines Lebens zu wahren? und ähnliche, ganz bestimmt umrissene Fragen, die jeweils in einer Stunde zur Besprechung, nicht zur Erledigung kommen und nicht mehr abgefragt und von dem Inspizienten nicht geprüft, sondern eben in dem Vertrauen behandelt werden, daß solche Anregungen, wie sie in ganz freier und vertrauensvoller Weise an die Jugend herangebracht werden als ein lebendiges Zeugnis von der Wichtigkeit und Dringlichkeit der Sache, auch in dieser Jugend eine gewisse, wenn auch nicht eine festgeschlossene Nachwirkung haben.“ In seinen „Neue Bahnen“ (S. 94 f.) sagt Baumgarten weiter: „Es sind keine Erbauungsstunden, beginnen auch weder mit Gebet noch mit erbaulicher Schriftbetrachtung. Man mag das wohl beklagen, aber man kann es in diesem Alter nicht erzwingen. Das spezifisch Religiöse wird am besten alle vier Wochen in Anschluß an die Feste und an die Kirchenzeit erläutert; auch muß der Unterricht darin immer realistisch, auch ganz offen kritisch gehalten werden. Je mehr man offen und ehrlich die Außenwerke des Christentums der Bezweiflung des Zeitgeistes, wie er auch die Jugend ergreift,

preisgibt, desto fester kann man die zentrale Wahrheit behaupten: der Eindruck, daß der Lehrer allen ehrlichen Zweifeln und Einwänden zugänglich und in seiner Position durchaus klar und sicher ist, ist mit das Wichtigste an diesen Stunden". Also Bibelkritik zu treiben wird für den Unterricht von 14—17jährigen Jungen empfohlen, als ob die Kritik begeistern könnte. Selbstverständlich werden auch die Leute, welche sich einbilden durch Abstriche von Bibel und Kirchenlehre die Jugend für das Christentum zu gewinnen, es für pädagogisch verfehlt halten, wenn der Lehrer die nicht sicheren Ergebnisse der Bibelkritik den Schülern mitteilen wollte. Aber wie wenig Ergebnisse der Bibelkritik haben wir, die sicher sind? Wird nicht das, was von den einen als durchaus sicher ausgegeben wird, von den andern aufs heftigste bestritten? Was ist unter den „Außenwerken des Christentums zu verstehen?" Auch hier dürfte eine Verständigung niemals zu erzielen sein. Was den einen als Märchen erscheint, die Wunder der Schrift, halten andere für Tatsachen. Wollten wir in diesem Unterricht Bibelkritik treiben, so erheben wir den Anspruch, unsere Autorität gegen die Autorität der Kirche auszuspielen, da zu einer Selbstprüfung den Schülern ebenso Zeit wie Kraft fehlt. Wilhelmi (vgl. Firnhaber, die Nassauische Simultanvolksschule II, S. 164) will den Unterricht in Fortbildungsschulen am Sonntag auf Kirchengeschichte und Übung in Kirchengesang eingeschränkt wissen.

Als ich vor einigen Jahren zum erstenmal in der Fortbildungsschule den Religionsunterricht übernahm, war mir nur Siedels Lehrplan bekannt. Bestimmend waren für meine Auswahl des Stoffes vor allem folgende Gesichtspunkte. Ich stellte mir meine Fortbildungsschüler vor Augen, wie sie abgearbeitet, mit großem Überdruß gegen alles, was Schule heißt oder auch nur damit zusammenhängt, zur Fortbildungsschule gingen. Die innere Sammlung fehlte ihnen, aber nicht der Lärm und manchmal auch nicht die brennende Zigarre. So hatte ich sie öfters beobachtet beim Unterricht und bei der Prüfung: blasiert, wortkarg, ohne Interesse. In diesen Jungen, sagte ich mir, willst du Sinn für das Ewige wecken? Wie willst du dies anfangen? Hüte dich vor allem Schulmäßigen, vor allem Langweiligen, sonst schlafen die müden Jungen auch noch äußerlich ein, sei interessant. Die Jugend, sagte ich mir weiter, entzündet und begeistert sich so leicht, begeistert sich weniger an Sachen als an neuen Ideen, vor allem an großen Männern, sei es des Staates oder der Kirche. Ich vergegenwärtigte mir das ganze Milieu, in dem diese Jungen leben. Die Jungen der großen Stadt wachsen in dem Bannkreise der Sozialdemokratie auf. Von ihren Vätern, ihren älteren Verwandten und Kameraden, von der sozialdemokratischen Presse bekommen sie immer wieder zu hören, wie der Schöpfungsbericht, die Wunder der Bibel Märchen seien, wie es keine Ewigkeit gäbe. Was Gebhardt in seinem Buch die Bäuerliche Glaubens- und Sittenlehre über die Jugend in rein ländlichen Gemeinden sagt, klingt nicht minder ernst. Auch da, wo die Jugend noch nicht sozialdemokratisch angekränkelt ist, geht durch dieselbe, zu ihrem Vorteil und ihrem Nachteil, ein kritischer Zug. Das war mir ein Fingerzeig, daß in dem Lehrplan die Apologetik nicht fehlen darf.

Sollte ich den Fortbildungsschülern Bibelstunde halten? fragte ich mich.

Es wurde mir geraten. Bequem wäre das für mich gewesen, ich brauchte dann nur die Bibelstunde, die ich in derselben Woche für die Gemeinde hielt, den Fortbildungsschülern zu halten, denn in dieser Bibelstunde für die Gemeinde war nie einer jener Jungen anwesend. Dieser Umstand war mir ein praktischer Hinweis, keine Bibelstunde in den Lehrplan aufzunehmen. Oder sollte ich den Katechismus durchnehmen, etwa mit besonderer Berücksichtigung der Abschnitte, die im Konfirmandenunterricht zu kurz gekommen? Wenn ich auch nicht fürchte, daß der Katechismusunterricht je vollständig durch den Unterricht in der Biblischen Geschichte verdrängt werden wird (Bücher wie Luthers Kleiner Katechismus werden immer ihren Wert behalten), so sagte ich mir doch auch hier, der Katechismusunterricht würde zu sehr an die Schule erinnern, und solche Erinnerungen bewirken bei den Fortbildungsschülern zu leicht Gleichgültigkeit gegen jeden Unterricht. Der Gedanke, an den religiösen Stoff, den die in den Fortbildungsschulen eingeführten Lesebücher bieten, anzuknüpfen und für den Religionsunterricht fruchtbar zu machen, lag nahe. Ich nahm deshalb Einblick in Krausbauer, Lesebuch für gewerbliche (Fortbildungsschulen) Unterrichtsanstalten. Dieser zeigt uns in dem 2. Teile seines Buches, der das Gemeinschaftsleben des Handwerkers behandelt, den Handwerker in Gemeinschaft mit Gott, im Verkehr mit der Natur, mit Menschen und bringt 2 Gedichte: eines, der Vater an seinen scheidenden Sohn und ein Gedicht von Gerok, Abschiedsworte einer Mutter an ihr Kind. An der Spitze eines andern Lesebuchs für gewerbl. Fortbildungsschulen, des von Heinecke (Essen, Bädecker) steht der alte Spruch: „In Gottes Namen fang ich an". Von den 463 Seiten des Buches enthalten 9 Seiten religiösen Stoff. Gedichte sind bevorzugt. Der Anknüpfungspunkte waren also nur wenige. Der Weg, auf Grund der schon in den Händen der Schüler befindlichen Lesebücher einen Lehrplan aufzustellen, erwies sich als nicht gangbar.

Unter solchen Erwägungen sah ich mir Siedels Leitfaden an. Ich fand sehr viel Gutes, aber auch Manches, was mein Bedenken weckte. Gleich das, was Siedel in seiner Einleitung (S. 3) sagt, erregte meinen Widerspruch. Er sagt da nämlich: „Jeder hat mitzubringen: einmal das Gesangbuch, denn jede Stunde ist mit Gesang zu beginnen und zu beschließen; sodann die Bibel, damit alle die betreffenden Stellen und Geschichten aufschlagen können und im Worte Gottes immer besser bewandert werden. Um die Aufmerksamkeit aller dabei wachzuhalten, ist jeder neue Vers immer von einem andern Schüler zu lesen." Durchaus brauchbar fand ich dagegen Siedels Ausführungen für das 1. Lehrjahr. Die Mitteilungen über den Stoff für das 2. Schuljahr wie die des 3. Schuljahres 1. Abteilung (die Bibel und ihre Geschichte) enthalten viel Treffliches, besonders gute Erzählungen. Siedels Bemerkungen für das 3. Schuljahr 2. Abteilung über die Sozialdemokratie gehören jedoch, mit Ausnahme von: „Was hat die Sozialdemokratie für eine Religion und Moral?" nicht in den Religionsunterricht. Was sollen zudem Ausführungen wie die S. 266 vor 14—17 jährigen unreifen jungen Leuten: „Der Staat muß in der angefangenen Sozialreform fortfahren und allen berechtigten Klagen des 4. Standes suchen Abhilfe zu schaffen?" Ebensowenig am Platze ist seine Mahnung (S. 267), „sich die handgreiflichen Irrtümer wohl zu merken, damit ihr im stande seid — gesperrt ge-

druckt —, andere, die in Gefahr sind verführt zu werden, ernstlich zu warnen, die Irregeleiteten aber zurechtzuweisen."

Ich habe in dem 1. Schuljahre folgende Kapitel behandelt. In der 1. Stunde ging ich aus vom alten Blücher, dem Marschall Vorwärts, und ermahnte die jungen Leute vorwärts zu streben mit Leib, Geist und Seele. Die Stunde schloß ich mit dem Unser Vater. In der Stunde, die in die Woche fiel, in der die Rekruten einrückten, sprach ich über den Eid unter besonderer Berücksichtigung der Fahnentreue unserer Soldaten im Kriege 1870/71, wo nur die Fahne des 61. Regiments verloren ging. Das betreffende Gedicht wurde von einigen Schülern gelesen. In der Zeit von Buß- und Bettag richtete ich einige Fragen nach den 10 Geboten an die Jungen und sprach über Tod und ewiges Leben. In der Advents- und Weihnachtszeit kam die Rede auf Bethlehem und Jerusalem nach Schnellers Buch: „Kennst du das Land". In der 1. Stunde nach Neujahr wurde der 90. Psalm gelesen und kurz ausgelegt. Zur Behandlung kamen ferner: der irdische und der himmlische Beruf, die Gefahren der Unzucht und des Alkohols, Abschnitte aus Luthers Leben, Wichern, Heidenmission in deutschen Kolonien. Man mag über diesen meinen Lehrstoff das Urteil fällen: kein System. Ich kann nur sagen, es fehlte mir die Zeit, den Stoff zu ordnen. Auch jetzt mache ich es nicht viel anders. Selbst bei einem ausgearbeiteten Lehrplan dürfte es sich empfehlen, Ereignisse, die die jungen Leute angehen und beschäftigen, Eintritt der Kameraden ins Militär, Unglücksfälle zur Besprechung heranzuziehen und in das Licht des ewigen Wortes zu stellen. Die Innere Mission und Luthers Leben, Kirchengeschichte, darunter Lokalkirchengeschichte, Apologetik, wie sie Luthardt in seinen Apologetischen Vorträgen treibt, dürfen in keinem Lehrplan fehlen. Jede Stunde wurde übrigens mit dem Segen geschlossen.

Ebenso wie über den Lehrplan für den Religionsunterricht in der Fortbildungsschule große Meinungsverschiedenheiten herrschen, so gehen auch die Ansichten über die hier in Betracht kommende Unterrichtsmethode sehr auseinander.

Man hat betont, der Konfirmandenunterricht solle im Unterschied vom Religionsunterricht der Schule einen seelsorgerlichen Charakter tragen. Ist dies richtig, und es ist richtig, so hat der Religionsunterricht in der Fortbildungsschule erst recht auf seelsorgerliches Gepräge Anspruch. Es handelt sich nicht darum den jungen Leuten ein bestimmtes Maß von Wissen zu vermitteln, sondern sie zu erbauen, ihnen behilflich zu sein vollkommene Männer zu werden nach Eph. 4, 13. Ob aber solches Ziel in diesen Stunden durch die katechetische Form erreicht werden kann, ist sehr fraglich. Siedel (vgl. S. 3) empfiehlt allerdings die katechetische Form. Er sagt, „beim Unterricht muß der Inhalt der Ansprachen selbstverständlich auf katechetische Weise in Frage und Antwort behandelt werden. Jedes Kapitel wird womöglich mit einer Geschichte eingeleitet — ein treffliches Mittel, um das Interesse der Schüler für den darin zu besprechenden Gegenstand zu wecken." Scherffig bemerkt hierzu (vgl. Stoffdarbietungen): „Der gewohnte katechetische Apparat erscheint den Schülern von früher her zu bekannt und erweckt darum kein Interesse."

Ich habe von vornherein darauf verzichtet in katechetischer Form den

Stoff zu behandeln, und das schon mit Rücksicht auf die Kürze der Zeit. Mehr als 15 – 20 Minuten waren mir in dem Stundenplan nicht eingeräumt. Mehr Zeit auf diesen Religionsunterricht zu verwenden ist auch nicht angängig, da die durch die vorausgehende Berufsarbeit ohnehin abgespannten Schüler bereits vor dem Religionsunterricht 2 Unterrichtsstunden gehabt haben. In dieser kurzen Zeit aber in der Form der Katechese das bestimmte Kapitel, immer einen abgerundeten Gegenstand zu behandeln, da ja die Stunden eine Woche auseinanderliegen, erscheint mir unmöglich, zumal zu der Ermüdung der Zöglinge noch der schwerfällige Charakter einzelner hinzukommt. Ich habe deshalb vorgetragen und ab und zu einige Fragen an die Schüler gerichtet, teils um sie aufmerksam zu erhalten, teils um mich davon zu überzeugen, ob aufgepaßt würde. Bei allen Fragen ist aber jeder Spott, überhaupt alles, was geeignet ist, zu beschämen, zu vermeiden. Man soll auch bei recht verkehrten Antworten der Schüler nicht tadeln, daß sie so vieles oder wohl gar alles vergessen hätten. Besser eine noch so verkehrte Antwort als gar keine Antwort, als ein Schweigen, das auf verletztes Ehrgefühl oder auf Trotz zurückzuführen ist. Denn diese jungen Leute sind gar leicht verletzt und gekränkt und besonders für diese Stunden gilt Augustins Wort: hilarem doctorem diligit Deus. Was Achelis in seiner Praktischen Theologie (S. 249) über den Lehrton des Katecheten überhaupt sagt, gilt in erhöhtem Grade von dem Religionsunterricht in der Fortbildungsschule: „Die Aufgabe erfordert eine durch nichts zu ermüdende Liebe und Freundlichkeit zu den Katechumenen, ein Verständnis für ihre Gedankenwelt, ihre Vorstellungsweise und ihre Fassungskraft und ein lebhaftes Sichversetzen in die Lage der Katechumenen, um durch Herablassung zu erheben."

Von Wert ist es zu wissen, welche Erfahrungen man bisher mit dem Religionsunterricht in der Fortbildungsschule gemacht hat. Es liegen nur geringe Erfahrungen vor. Nach der „Denkschrift über die Entwicklung der ländlichen Fortbildungsschulen in Preußen für 1902/03" erteilten damals 89 Geistliche Religionsunterricht in ländlichen Fortbildungsschulen. Ich konnte weder ermitteln, wieviel davon evang. oder kathol. waren, noch feststellen, an wieviel gewerblichen Fortbildungsschulen Religionsunterricht erteilt wurde. Siedel äußert sich über seine Erfahrungen sehr günstig. Er sagt nämlich (S. 53): „Durch 15 Jahre hindurch habe ich mich so als christlicher Lebensphilosoph an der Fortbildungsschule beteiligt. War es mitunter auch eine schwere Aufgabe, 60—70 solche junge Leute, bei denen gewöhnlich die Flegeljahre in der Blüte zu stehen pflegen, in Zucht zu halten, so hätte ich diesen Unterricht doch um keinen Preis missen mögen. Wir Geistliche müssen diese Sache auf das nachdrücklichste unterstützen, weil es eine gute Sache ist, und wer die Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit und den Segen der Fortbildungsschule nicht erkennt, der sieht den Wald vor Bäumen nicht." Auch die Gemeinde Siedels hatte ihre Freude an diesem Religionsunterricht. (S. 4) „Es ging ein Gesuch der Meister und Brotherren ein, worin gebeten ward, daß die Religionsstunde nicht mehr, wie bisher aus besonderen Gründen geschehen war, zuletzt, sondern in Betracht der Wichtigkeit des Gegenstandes zuerst gehalten werden möchte." Scherffig (Die religiöse Unterweisung S. 20) spricht von Erfolgen, „welche praktische Versuche an mehreren Orten Sachsens schon vor Jahren gezeitigt haben." Dagegen haben andere weniger günstige

Erfahrungen gemacht. In verschiedenen Orten Sachsens, wo nach Siebels Vorbild ein solcher Religionsunterricht eingerichtet worden ist, ist derselbe bald wieder eingegangen. Ich kann nur sagen, daß ich den Unterricht mit Freuden erteilt habe und noch erteile, zuerst in einer fakultativen bergmännischen und jetzt in einer obligatorischen gewerblichen Fortbildungsschule. Auf alle Fälle wollen wir unsere Erwartungen von dem Religionsunterricht in der Fortbildungsschule nicht zu hoch spannen. Nicht alle Schüler werden durch diesen Religionsunterricht erreicht. An Orten, in denen gewerbliche Fortbildungsschulen sind, kommen nicht alle in der Landwirtschaft beschäftigten jungen Leute; wo ländliche Fortbildungsschulen sind, bleiben wieder gewerbliche Arbeiter aus. Unterschätzen wir vor allem nicht die schwierigen sozialen Verhältnisse, unter denen die jungen Leute aufwachsen, die Gegenwirkung des Hauses und der älteren Kameraden. Aber trotz allem ist der Religionsunterricht in der Fortbildungsschule ein Weg zum Herzen unserer Jugend.

Der Gustav Adolf-Verein im Jahre 1906.

Von Pfarrer D. J. Guyot in Heppenheim (Bergstr.).

Es war keine ganz gewöhnliche Tagung, die der G. A.-V. in diesem Jahr in Augsburg erlebt hat. Fast schien es, als hätte die unfreiwillige Pause im vorigen Jahr Kraft für die diesjährige Jahresversammlung aufgespeichert. Wenn Schreiber dieses die Jahresversammlungen, die er seit 1886 (Düsseldorf) besucht hat, überblickt, so kann er unbedenklich die Augsburger als die gelungenste bezeichnen, zumal was die Tiefe und Schlagkraft der ausgesprochenen Gedanken betrifft. Gar oft hatte man schon bei solchen Versammlungen das Gefühl: was da gesagt wird, das konnte man sich auch ausrechnen, daß es gesagt werden würde. Ganz gefehlt haben natürlich solche Töne auch nicht. Ich rechne hierher die stereotypen Beteuerungen von der „Friedensliebe" des Vereins. Man fragt sich unwillkürlich, warum alle Redner noch eigens bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit es aussprechen müssen, daß „der G. A.-V. kein Kampfverein ist". Den Reiz der Neuheit hat diese Behauptung für niemand, den Reiz der Überzeugungskraft auch für niemand, der nicht durch die mehr denn sechzigjährige Geschichte des Vereins davon zum voraus überzeugt ist. Daß man aber aus den gleichlautenden Versicherungen der Katholikenversammlungen die Notwendigkeit herleitet, empfinde ich direkt als Beleidigung unserer guten Sache. Politische Vereinigungen wie es die „Katholikenversammlungen" sind, mögen Grund zu politischen Erwägungen haben, ein kirchlicher Verein wie der G. A.-V. sollte schlichter, gerader denken. Das letztere gilt auch von den Fürstentelegrammen. Ich wünschte sie einfacher, weniger blumenreich, kernhafter, männlicher.

Augsburg hatte einen selbst für G. A.-Versammlungen ungewöhnlichen Reichtum an historischen Erinnerungen zu bieten. Das merkte man sofort bei der Begrüßungsversammlung im Prunksaal des Rathauses, bei welcher der Vorsitzende, Geh. Kirchenrat D. Pank, mit gewohnter Sicherheit die Hörer durch die neunzehn Jahrhunderte Augsburger Geschichte führte. Man merkte es auch bei der stillen Nachmittagsversammlung in den „drei Mohren", bei der wir

an das „selige Entschlafen“ des Bundestages erinnert und zugleich so gründlich und nachdrücklich aus aller Schlafneigung aufgerüttelt wurden durch Zauleck, der uns das Wort eines englischen Missionsfreundes unsanft variierte: „bisher haben wir mit dem G. A.-V. nur mehr gespielt. Lassen Sie uns jetzt daran arbeiten!“

Überhaupt! Es waren da manche Töne, die von der gewohnten Harmonie in den üblichen Akkorden erheblich abwichen. Und das war gut. Es zeigte sich das ehrliche Bestreben, die Gustav Adolf-Arbeit tiefer und zugleich weiter zu erfassen. Am deutlichsten kam das zum Ausdruck in den Predigten von Häring und Kaftan und dem Bericht Braunschweigs über die Auslandsgemeinden. Wie hat uns Häring in die Tiefe geführt! Da war keine Spur der üblichen Hurrastimmung, dafür aber gewaltiger Ernst der Selbstbesinnung auf die Frage, ob das Augsburger Bekenntnis noch unser persönliches Bekenntnis ist. Ganz ähnlich bei Kaftan. Der Gustav Adolf-Verein ein Rote Kreuz-Verein in dem Kampf zwischen Ultramontanismus und Protestantismus, zwischen Priesterherrschaft und Gewissensfreiheit, das war der Grundton. Dazwischen Töne von dem Bruderbegriff, der erweitert und vertieft werden müsse, wenn das Wort „Evangelium“ nicht bloß ein Wort bleiben solle, von der Schwäche der Landeskirchen, die sie nicht zum wenigsten dadurch dokumentieren, daß sie ihre Diaspora nicht selbst versorgen können, von der Weltkirche des Evangeliums, vor der auch die Gegensätze von „national“ und „international“ in das Gebiet der Relativität herabsinken. „Höchstpersönliche“ Mitarbeiter, nicht Mitläufer braucht die in solchem Sinn getriebene G. A.-Arbeit. Solche Töne klangen auch in der Pank'schen Rede am ersten Tag nach, sie wurden aber in der schon erwähnten Nachmittagssitzung durch Zauleck wesentlich vertieft und erst recht verstärkt durch den trockenen zahlenmäßigen Nachweis Braunschweigs, daß dem Zentralvorstand für seine Riesenaufgabe, zumal an der außerdeutschen Diaspora, ganze 17000 Mark zur freien Verfügung stehen. In der Tat, das ist eine Zahl, die sich jedem aufrichtigen G. A.-Freund drückend auf das Gewissen legen muß. 17000 Mark für die Riesenaufgabe, die zumal in der überseeischen Diaspora zu leisten ist! Fürwahr, da gilt es, alle Kraft zusammenzunehmen und mit jedem Pfennig zu rechnen.

Im allgemeinen sind ja die Einnahmen des Vereins etwas gestiegen. Mit 1688000 Mk. Jahresverwendung ist die bis jetzt überhaupt höchste Zahl erreicht worden. Von den 45 Hauptvereinen haben 15 eine z. T. erhebliche Mehreinnahme zu verzeichnen. Besonders erfreulich sind die Fortschritte, die in Berlin und Wien erzielt worden sind. Die Zahl der Zweigvereine ist auf 2000, die der Frauenvereine auf 648 gestiegen. Der Vermehrung der Zahl der Zweigvereine wird man allerdings mit etwas gemischten Gefühlen gegenüber stehen, wenn man hört, daß es solche mit noch nicht ganz 25 Mk. Jahreseinnahme, aber großen (!) Ansprüchen an das Recht selbständiger (!) Verwendung ihrer Jahreseinnahme gibt. Was würden diese Zweigvereine sagen, wenn man jedem von ihnen eine eigene von den 2171 unterstützten Gemeinden überweisen und sie so der Not direkt gegenüberstellen wollte? Sie würden bald merken, daß ihre Leistungen in keiner Weise den vorhandenen Notständen entsprächen. Im letzten Jahr sind neu in den Unterstützungsplan aufgenommen worden: 39 Gemeinden, ausgeschieden als versorgt: 33. Unter den neu Aufgenommenen sind 18 reichsdeutsche, 5 österreichische, 12 (!) ungarische, 2 belgische, 2 südamerikanische. Unter den Ausgeschiedenen sind 15

reichsdeutsche, 7 österreichische, 6 ungarische, 2 belgische, je 1 französische, ägyptische, niederländische. Auch an diesen Zahlen ist ersichtlich, wie sehr Österreich, und speziell Ungarn, die Kräfte des Vereins in Anspruch nimmt. Es liegt deshalb auch kein Grund vor, daß die österreichischen Pfarrer, die stets in großer Zahl weite Reisen unternehmen, um die Versammlungen zu besuchen, einen scherzhaften Hinweis auf die „Pension Austria", die im gleichen Haus, aber eine Stiege tiefer als der Zentral-Vorstand in Leipzig untergebracht sei, übel nahmen. Ihr Kollege Selle hat ihnen in seiner Schrift über die Kirchensteuer in Österreich einen sehr guten Weg gezeigt, wie sie solchen Scherzen am wirksamsten begegnen können. Vor allen Dingen sollte man in Ungarn endlich einmal aufhören, den Verein der „Germanisierung" anzuklagen oder auch der „Lutherisierung" oder „Calvinisierung". Gerade die Zusammenstellung der einander widersprechenden Anklagen zeigt, wie der Vorsitzende mit Recht hervorhob, ihre Grundlosigkeit, indem immer eine die andere ausschließt.

Die beste Verteidigung des Vereins gegen grundlose Verdächtigungen wird immer die Arbeit sein, die er in aller Stille tut. Sie zerfällt in Werbearbeit für die Vereinssache und in Pflegearbeit an den Diasporagemeinden. Die Werbearbeit in den Vereinen ist im abgelaufenen Jahr ihren gewohnten Weg weitergegangen. Der Typus der einzelnen Vereinsfeste steht fest, vom Hauptfest des Gesamtvereins bis zum einfachsten Zweigvereinsfest; fast will es scheinen, daß er zu fest steht, und da und dort, wo nun einmal nach dem hergebrachten Schema eine Nach- oder Abendversammlung angesetzt ist, wird gar oft aus der Not eine Tugend gemacht und Stoff und Redner an den Haaren herbeigezogen. Es gibt unter den aufrichtigsten G. A.-Freunden viele Leute, die dieser, zum Teil sehr schlecht vorbereiteten Abendversammlungen herzlich müde sind. Oft muß man sagen: weniger wäre mehr. Oft muß man auch fragen, wer mehr zu bedauern ist, der Redner aus der Diaspora, der mit einem vollen Herzen vor einem sehr satten und leiblich sehr wohl gepflegten Publikum [NB. 10 Minuten lang!] von der Not seiner Gemeinde reden muß oder die Festversammlung, die zu all den vielen Bildern, die ihr schon vorgeführt sind, abends um 11 Uhr immer noch eine neue Schilderung hören soll. Man soll gewiß das Kind nicht mit dem Bad ausschütten, man soll aber auch das Kind nicht im Bad ertränken. Für gut und wirksam halte ich es, daß überall, wo G. A.-Feste gefeiert werden, auch die Kinder besonders in das Interesse gezogen werden. Man muß wirklich allen Respekt davor haben, wie Zauleck mit seiner Kindergabe fortgeschritten ist und auch unsere anfänglichen Bedenken zu Schanden gemacht hat. Von 1036 Mk. ist er auf 8400, dann auf 10600 und jetzt für Kesselsdorf in Schlesien auf 12000 Mk. gestiegen, und er hat fröhlichen Mut, in diesem Tempo weiterzusteigen, bis er die 100000 erreicht hat. Wahrlich, wenn man den Mann sieht, muß man unwillkürlich denken: nicht bloß einen fröhlichen Geber, nein, auch einen fröhlichen Sammler hat Gott lieb! — Einen neuen Weg der Werbearbeit hat der Hauptverein Kiel eingeschlagen. Er hat einen zweitägigen „Instruktionskursus für Diasporakunde" abgehalten, bei welchem Generalsuperintendent D. Kaftan, Prof. Lic. Rendtorff, P. Braunschweig, P. Wiegand, P. Jasper, P. Hasselmann die Teilnehmer in die verschiedenen Zweige der G. A.-Arbeit einführten. In der Tat ein Weg, der für solche Gebiete wie Schleswig-Holstein, die keine eigene Diaspora haben, sehr wichtig werden kann.

Sehen wir nun auf das Arbeitsfeld des Vereins, so zeigt die reichsdeutsche Diaspora eine gewisse Unbewegtheit und Unbeweglichkeit. Das kommt daher, daß die Mischung der Konfessionen zu einem gewissen Stillstand und die deut-

schen Diasporagemeinden zu einer gewissen inneren Konsolidation gekommen sind. So fehlen jetzt die auffälligen Verschiebungen und augenscheinlichen Vergrößerungen, es fehlen auch zum Teil die interessanten Einzelheiten, welche sich bei Neugründungen ereignen und sich so gut und zugkräftig erzählen lassen. So sind die deutschen Gemeinden in Gefahr, allzu sehr in den Hintergrund zu treten, wie vor einigen Jahren vor den österreichischen Übertrittsgemeinden (ich denke an Kassel!) so jetzt vor den überseeischen Diasporagemeinden. Aber eins begrüße ich in diesem Zusammenhang mit großer Freude und möchte es hier noch einmal besonders unterstreichen: nämlich, daß die heimische Diaspora in erster Linie der heimatlichen Landeskirche als Lazarus vor die Türe gelegt ist. Generalsuperintendent D. Kaftan hat doch einfach recht, wenn er sagt: es tut uns weh um unsere Landeskirchen, wenn sie ihre Ohnmacht nicht zum letzten dadurch dokumentieren, daß sie ihre eigene Diaspora nicht versorgen können, und zwar aus Mangel an Geld, das doch auch für die Zwecke des Reiches Gottes „konzentrierte Kraft" ist. Mit Absicht und Nachdruck hat Geh. Kirchenrat Pank dieses Wort wiederholt. In Hannover hat man bereits begonnen, der Sache praktischen Nachdruck zu geben. Auf dem Jahresfest der vereinigten hannöverschen G. A.-V. in Hameln 1905 hat nach einem Vortrag des Superintendenten Wachsmuth der Antrag einstimmige Annahme gefunden: „Die Versammlung der hannöverschen G. A.-Ve. richtet an die Landessynode die Bitte, für die ausreichende Versorgung der einheimischen Diaspora sorgen zu wollen". Ich wünschte, daß recht viele Landessynoden sich mit solchen Fragen ernstlich beschäftigten. Mit 1 % Aufschlag auf die allgemeine Landeskirchensteuer und entsprechender Erhöhung der Parochialumlagen der Diasporagemeinden selbst wäre in manchem deutsch-evangelischen Land die ganze Gustav Adolf-Sammlung frei zum Dienst der Brüder im „Ausland", d. h. in der Ostmark und Westmark und in der Übersee. Vielleicht daß es wirklich da oder dort nur der energischen und beharrlichen Vertretung dieser Gedanken bedürfte, um sie durchzusetzen. Auf keinen Fall freilich darf unter dem Engagement des G. A.-V. für die außerdeutsche und überseeische Diaspora die inländische leiden oder in ihrer Wichtigkeit übersehen werden. Denn auch für den G. A.-V. gilt: wer seine Hausgenossen nicht versorgt, der hat den Glauben verleugnet.

Allerdings: die ausländische und überseeische Diaspora zeigt ein geradezu beängstigendes Anwachsen der Verpflichtungen des G. A.-V. Wir empfehlen dringend die Broschüre von P. Carl Paul: „Was tut das evangelische Deutschland für seine Diaspora in überseeischen Ländern?" zum eingehenden Studium und ebenso den Bericht des Zentralvorstands über die besondere Aufgabe des G. A.-V. neben der Denkschrift des deutschen evangelischen Kirchenausschusses. Wer diese drei Berichte liest, wird mit dem Berichterstatter des Zentralvorstands, Herrn Pastor Braunschweig, nicht bloß für die Diaspora in Rio Grande do Sul in Brasilien, sondern für das ganze weite Gebiet in das Wort einstimmen: „mit halber Hilfe ist jetzt der deutschen evangelischen Kirche im Ausland nicht mehr zu helfen", es muß ganze Arbeit getan werden.

Der Entscheidung über die große Liebesgabe bin ich noch nie mit solch zwiespältigem Herzen gefolgt wie diesmal. Hofprediger D. Rogge, der ehrwürdige Veteran des Vereins, hat nicht bloß mit jugendlicher Frische, sondern in voller Unparteilichkeit seines Amtes gewaltet. Um so schwerer wurde wohl manchem Vertreter die Stimmabgabe. Charakteristisch war die geringe Stimmenzahl für

Stahlheim. Es gehört zu dem Kreis von Gemeinden, für den das Interesse der großen Menge zurückgegangen ist — leider! Windhuk hat ohne Zweifel viel Sympathien gehabt, zumal unter den Kreisen, welche mit dem Evangelischen Bund empfinden, und die gern auch im G. A.-V. ein wenig gegen das Zentrum demonstrieren. Nachdem Windhuk einmal in die Terna aufgenommen war, kann man allerdings fragen, ob es nicht eine nationale und konfessionelle Ehrenpflicht gewesen wäre, ihm auch zum Sieg zu verhelfen. Ich hoffe im stillen, daß andere Kreise diese Frage zu einer besonderen Aktion verdichten, und daß der Kirchenausschuß, der in Augsburg durch seinen Vorsitzenden vertreten war, hier eintritt, wo in besonderem Maße die Ehre gerade der deutsch-evangelischen Kirche engagiert ist. Bei der Abstimmung hat Leoben gesiegt, und ohne Zweifel lagen bei ihm die Verhältnisse am meisten in dem Rahmen und der Linie, welche der Verein bisher eingehalten hat. Gott segne der treuen Gemeinde die Gabe, und er helfe auch den beiden anderen zum erwünschten Ziel!

Die Erfüllung dieses letzten Wunsches wird aufs engste zusammenhängen mit dem Wachsen und Erstarken des Vereins selbst, und davon gilt, was der Zentralvorstandsbericht sagt: „Wenn die Organisation unsers Vereinswerks ein Handwerkszeug lebendigen Glaubens bleibt, dann, aber auch nur dann, wird sie zur Bewältigung der wachsenden Aufgaben als geeignet sich erweisen können; andernfalls wird sie zu einem kunstvollen mechanischen Apparat, der, in Schwung gesetzt, eine Zeitlang mit viel Geklapper arbeitet und vielleicht mancherlei leisten kann, aber allmählich stehen bleibt, weil die Triebkraft fehlt. G. A.-Arbeit treiben mit rechtem Sinn und anderen zum Segen, offenen Auges das Wachstum der Aufgaben auf den sich täglich dehnenden Arbeitsfeldern anschauen — das kann niemand, ohne daß ganz von selbst in seinem Herzen die Jüngerbitte rege wird: „Herr, stärke uns den Glauben!"". Damit stehen wir wieder vor der Frage, die Häring dem Verein in Augsburg als die Frage Augsburgs an den Verein in das Gewissen geschoben hat: „ist das Augsburger Bekenntnis vom Jahr 1530 noch unser persönliches Bekenntnis?" Pank, der verdienstvolle, schlagfertige, geistreiche Vorsitzende des Vereins, hat ihm solche „Konfessoren" gewünscht. Er hat auch den Geist des „Augsburger" Luther zitiert, der sich hier zum entscheidenden Bekenntnis durchgerungen habe: „nur, daß man mich nicht nötige, etwas wider mein Gewissen zu tun!" Wenn solche Konfessoren mit „höchstpersönlicher" Überzeugung für den Verein eintreten, daheim und draußen, dann geht der Verein voran und das Reich Gottes mit ihm.

Auguste Supper.*)

Von Lic. theol. Rudolf Günther, Dekan in Langenburg.

Die waldfrische, seelenkundige Muse der Frau A. Supper hat sich in kurzer Frist einen größeren Leserkreis erworben; sie verdient es aber, daß in diesen Blättern noch ausdrücklich auf sie hingewiesen wird. Die Pflege der Religion hat es immer mit der Psychologie der kleinen Leute zu tun, und dies ist gerade das Feld, auf dem die Verfasserin uns etwas zu sagen

*) Vgl. II, 477.

hat. Man hat sie daher natürlich auch bereits klassifiziert und ihr bisher reifstes Werk „Da hinten bei uns", Erzählungen aus dem Schwarzwald*) mit den Bildern verglichen, die Maclaren von dem schottischen Kirchenvolk entworfen hat. Der Unterschied springt doch in die Augen Das Buch der Supper hat nichts Theologisches und Kirchliches, es ist rein religiös und menschlich, und das Religiöse ist nicht als etwas besonderes neben anderem da, es ist vorhanden, wie es in der Wirklichkeit vorhanden ist, als der tiefe Grundton, der je und je die Tonmasse stärker durchschüttert, als der Ausklang, wenn die anderen Töne allmählich verhallen, zuweilen auch als der sonntägliche Feierklang über dem harten, mühseligen Lebenskampf auf der kümmerlichen Scholle. Es sind überdies kräftiger gezeichnete Gestalten, es ist volkstümliches Empfinden und ein lachender Humor, wie er dem Schotten in dieser Weise gar nicht gegeben ist. Will man dem Buch überhaupt ein anderes zur Seite stellen, so gehört es neben Ernst Zahns „Helden des Alltags", beides Bücher, an die der vielgenannte Frenssen nicht von ferne heranreicht, wenn er es auch verstanden hätte, jene gedrängten Bilder zu umfänglichen Büchern in die Breite zu ziehen. So straff ist zuweilen die Linienführung und der Aufbau, daß der letzte Satz erst das lösende Wort der Erzählung enthält. In keiner Weise würde man den weiblichen Verfasser erraten.

Sollen einzelne Stücke namhaft gemacht werden, so ragen „Wie der Adam starb", „Johann Kusterer auf Abwegen", „Nix B'sonders" hervor; die poetisch zarteste und feinste Skizze ist „Die Hexe". Wir atmen Schwarzwaldluft; taufrisch, mit würzigem Hauch und leichtem Dunstschleier schreitet der Morgen über die bläulichen Tannen her und übergießt mit seinem Glanz und Tau die sattgrünen Wiesen am Waldeshang, in deren leuchtenden Gräsern sich die Sonne tausend- und abertausendmal spiegelt. Karg freilich ist der Boden und rauh das Geschlecht, das ihn bearbeitet. Aber die Verfasserin hat in der Seele ihres Stammes mit dem Auge der Liebe gelesen, und die Menschen, die sie herausbringt, haben Seele in sich, ohne daß ihnen an Wirklichkeitszügen etwas verloren ginge. Die religiöse Volkskunde in Ehren! – aber es geht damit gerne so, daß man wohl die Teile in der Hand hält, – leider fehlt das geistige Band. Wie armselig und äußerlich erscheint da leicht die Frömmigkeit des Bauern, wenn man die unausgesprochenen Laute der Seele nicht hört, die hinter der stereotypen Formel der konventionellen Religion sich verbergen! Diese hört der Dichter heraus und daher bleibt er der berufene Dolmetscher der Volksseele. Die unbeholfene, spröde, langsam reifende Bauernfrömmigkeit weiß auch unsere Dichterin herauszuholen; wie Johann Kusterer auf seine alten Tage „fromm" wird, ohne daß er es Wort haben will, und mit ganzer Bauernscheu und auf allerlei Umwegen mit dem ebenso verschlossenen Dorfmetaphysiker seine Unterredungen über die letzten Fragen anknüpft, ist unübertrefflich geschildert. Hier ist für den theologisch gebildeten Leser wirklich zu lernen; auch der „Leibsorger", der ein Seelsorger ist und es doch nicht weiß, muß sich, obwohl er den Theologenrock längst ausgezogen hat, von der alten Jungfer belehren lassen, daß sie auf keine Stimme sei es vom Himmel oder aus der Hölle gehört

*) Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn. 5. Aufl. 1906. geb. 3 Mk.

hätte, die ihr über ihrem Kinde geboten haben würde: Lege deine Hand an den Knaben! Während man in der Kirche die Kinder des Neuen Testaments immer noch lehrt, daß Gott einmal ein Menschenopfer als ein besonders wohlgefälliges Werk gefordert habe, trifft das unverbildete religiöse Gefühl hier wie so manchmal mit den Ergebnissen der exakten religionsgeschichtlichen Forschung zusammen.

Auguste Supper ist jedoch nicht nur Heimatdichterin, wenn vielleicht auch ihre eigentliche Stärke hierin beruht. Selbst vom schwäbischen Dialekt macht sie maßvollen Gebrauch, und dieser setzt der Verbreitung des Buchs im übrigen Deutschland kein größeres Hindernis entgegen; wer unverfälschtes Schwäbisch kennen lernen will, kann es hier genießen. Die Dichterin hat sich aber bereits auch auf anderen Gebieten versucht. Im Jahr 1898 erschien als ihr Erstlingswerk das Epos „Der Mönch von Hirsau“. Ihm folgte 1899 die historische Erzählung aus Würzburgs düsterer Zeit (1627—29) „Der schwarze Doktor“. Diese Geschichte aus den Glaubens- und Hexenverfolgungen unter Julius Echter und seinem Nachfolger, die beide wie auch Friedrich Spee die Verfasserin in die Handlung einzuführen wagen darf, läßt schon ihr Talent erkennen, sie ist ohne alle Aufdringlichkeit spannend geschrieben und im allgemeinen lebenswahr gehalten. Supper hat den geschichtlichen Hintergrund mit Verständnis und unparteiischem Urteil gezeichnet, und wenn sie auch gelegentlich den wunderlichen Magister ein Lutherlied in der Fassung des württembergischen Gesangbuchs anstimmen läßt, so zeigt sich doch ihre Vertrautheit mit der Geschichte selbst in kleinen Zügen. Mancher Kenner der lutherischen Tauflehre findet die Zuversicht des lutherischen Weibes, daß ihr ungetauft verstorbenes Kind in die Seligkeit eingegangen sei, den Tatsachen vielleicht nicht ganz entsprechend. Doch hat sich z. B. in der hiesigen evangelischen Kirche aus dem Jahr 1620 ein Grabstein mit folgender Inschrift erhalten: „Anno 1620 den 27. Oktobris war in dem Gräfflichen Mutterleib in der Geburttstundt in Christo Jesu seelig eingeschlafen das hoch- und wohlgeborrn Herrlein Graff von Hohenloe und Herr zu Langenburg, dem Gott gnedig sein wolle. Amen. Matth. 18 v. 14. Es ist für eurem Vatter Im Himmel nit der will, daß Jemands under dißen kleinen verlohren werde.“ Der gräfliche Mutterleib hat ja wohl an dieser Seligsprechung des ungetauft verstorbenen Kindes durch den Hofprediger Anteil gehabt, doch hat die Praxis die Konsequenz der nie ganz eindeutigen lutherischen Tauflehre nicht zu ziehen gewagt. Dagegen sollte die Verfasserin die allgemeine Lage der Lutheraner in Würzburg deutlicher herausgestellt haben; das Erscheinen derselben bei dem lutherischen Aufstand kommt etwas unvermittelt. Die Sprache ist im ganzen ohne Zwang der Zeit angemessen, nur bei der Verteidigungsrede Renatas vor dem bischöflichen Gericht fällt die Verfasserin aus der Rolle; so hat diese Rede nicht gelautet und noch weniger hat die Chronistin sie später in dieser Form eingetragen. Gegen das Ende eilt die Verfasserin mit allzu raschen Schritten zum Schluß; das Schicksal der blinden Ursula ist mit dem Gang der Handlung zu eng verflochten, als daß diese ganz aus der Erzählung verschwinden dürfte, und auch sonst wird die Darstellung etwas skizzenhaft. Doch das sind Ausstellungen, welche den Kern der Erzählung nicht treffen und welche

die bessernde Hand der Dichterin bei einer künftigen Auflage zu beseitigen vermag.

Sie ist eine echte Dichterin und diese Zeilen haben den Zweck, die Aufmerksamkeit der theologischen Leser auf ihr Schaffen zu lenken.

Ansprache am Totensonntag auf dem Friedhof in Friedberg

am 26. Nov. 1905,

von Prof. Dr. Wurster.

Die Liebe höret nimmer auf (1. Kor. 13, 8).

Ja, Freunde, weil unsere Liebe zu den Entschlafenen nicht aufhört, weil wir leben möchten mit ihnen trotz aller Trennung durch den Tod, darum treibt es uns immer wieder hin an diese Stätte, da wir ihren Leib in die Erde gebettet haben. Darum sind wir auch heute hierher gekommen und darum feiern wir einen Totensonntag.

Aber wie meinen wir's eigentlich? Was will der Spruch, den man auf Grabsteinen so häufig liest, im Grunde uns sagen? Ist es das allein, daß wir in unsern Herzen neben dem vielen, was drinnen ist, neben den hunderterlei Freuden und Sorgen der Gegenwart doch auch ein Plätzchen übrig behalten wollen, das der wehmütigen Erinnerung an die Toten gehört und das wir dann ab und zu, so an Tagen wie heute einer ist, schmücken, wie wir die Kränze hinlegen auf ihr Grab? Wenn's das allein wäre, dann hätten wir sehr wenig vom Totensonntag. Was ist die Erinnerung anders als ein Schatten vergangenen Lebens, und wenn der Tod dieses Leben für immer getilgt hat aus dieser bunten Welt, ein recht dunkler Schatten! Oder wollen wir vielleicht alles noch einmal aufgraben, was wir durchgemacht haben, den heißen, bittern Schmerz um den Verlust, den Jammer des Begräbnistags, das Gefühl der Vereinsamung in den ersten Wochen nach der Einkehr des Todes? Wollen wir jetzt, nachdem unsere Seele ruhiger geworden ist, und die Alltagspflicht sie wieder ans Leben gebunden hat, ins Haus des Todes einkehren, um neue Trauer nach Hause zu nehmen?

Nein, das wollen wir nicht. Des Lebens möchten wir gedenken, nicht des Todes. Lebens- und Ewigkeitsgedanken möchten wir mitnehmen von dieser Stätte. Die Liebe höret nimmer auf. In der wahren Liebe lebt etwas Ewiges.

Die Toten, die wir betrauern, sind bei uns und tun uns etwas zu lieb. Und wir können ihnen auch etwas zu lieb tun. Nicht als könnten wir ihr Los in der andern Welt verändern. Wir täten's gern, wenn wir nicht längst erkannt hätten, daß wir es nicht können und nicht sollen. Gott hat sie von uns genommen, und nun sind sie ganz in seiner Hand. Es ist gut so. Wir denken uns wohl, wie schön es wäre, wenn wir nachträglich noch allerlei hereinholen und gut machen könnten, was wir an den Verstorbenen versäumt haben. Aber Gott will, daß wir an den Unsrigen alles Gute tun, so lange wir sie haben, und an ihnen gut machen, was möglich ist, so lange sie bei uns sind. Nachher hilft uns keine Fürbitte und keine Art von Opfer etwas, das wir für sie bringen wollten. Gott hat den Schnitt gemacht, der unser Leben äußerlich von ihnen trennt. Aber damit hat er das Band der Liebe nicht zerschnitten.

Unsere Toten tun uns einen wichtigen Liebesdienst. Nicht, als ob sie drüben für uns bitten würden; davon *wissen* wir jedenfalls nichts. Es sind in dieser Welt lebende Hände genug da, die sich für uns aufheben können in der Fürbitte, und ohnehin weiß ein jedes von uns den Zugang zu Gottes Thron für sich allein. Und doch tun die Verstorbenen etwas für uns. Ihre Gestalt steht deutlicher und reiner vor uns, als sie einst gewesen ist, nicht mehr gedrückt von der Arbeits- und Sorgenlast dieses Lebens, freier auch von den Flecken ihrer Schwachheiten und Fehler;

wo sie nun auch weilen mögen in der andern Welt, unsere Liebe macht sich von ihnen ein Bild, das unserer Seele so nahe als nur möglich ist, ein lebendiges Bild, das zu unserem Herzen spricht.

Was sagen uns unsere Toten?

Zuerst das: „Sieh hin auf die Menschen, die wir dir hinterlassen haben! Sie waren uns lieb; wir können für sie nichts mehr tun. Ist deine Liebe zu uns echt, dann zeig's, indem du an ihnen Gutes tust, so viel du kannst, Geduld mit ihnen hast, ihnen zu lieb lebst, ihnen einen wahren Christenwandel vorlebst in Gottesfurcht, Herzensreinheit und Glaubenstreue; tu's ihnen zu lieb, deinem Gott zu lieb, tu's aber auch uns zu lieb. Dann hört in Wahrheit die Liebe nimmer auf!"

Haben unsere Toten nicht Recht, wenn sie so zu uns reden? Tun sie uns nicht Gutes, wenn sie es tun? Ja wohl, Klagen macht müd, Weinen nimmt Kraft; aber die Liebe, zu der uns die Toten aufmuntern, ist Leben und gibt Stärke.

Aber sie haben uns noch etwas zu sagen. Wir sehen jetzt in ihrem Bild manchen Zug deutlicher als einst, da sie unter uns weilten. Wie oft ist um den Mund der Hingeschiedenen in den ersten Stunden nach dem Tode ein wunderbar milder, verklärter Ausdruck! So treten heute die Züge ihres Wesens vor uns, als wären sie vor unsern Augen verklärt. Wir sehen ihre unermüdliche Treue, ihre Charakterfestigkeit, ihre wohltuende Freundlichkeit, ihren Edelsinn, ihre Geduld, ihre Seele ohne Falsch – wie gern lesen wir alle diese Züge von ihrem Bilde ab! Es soll nicht geschehen, nur damit uns wieder neue Tränen in die Augen kommen; nein, ihr Bild soll etwas Lebendiges in uns schaffen. Es tritt vor unsere Seele, damit wir uns nach ihm bilden. Das heißt eine Liebe, die nimmer aufhört! Gerade wenn wir die Gestorbenen wirklich lieb gehabt haben, dann wird ihr Bild jetzt mit besonderer Kraft, mit der sanft überzeugenden, still zwingenden Macht der Liebe zu uns reden. Hören wir auf sie, dann tun sie uns einen Liebesdienst über das Grab herüber, dann ist ein Lebenszusammenhang enger geknüpft uns zum Heil. Die Liebe höret nimmer auf.

Endlich aber. Schau hin, ihr Mund ist stumm. Du bringst den herben Zug des Todes nicht aus ihrem Bilde weg. Vor deinem Auge steht der unvergeßlich ernste Anblick: dein Liebstes im Sarge liegend. Nicht wahr, kein Blumenschmuck und kein Trostwort aus Freundesmund konnte uns den gewaltigen Eindruck des Sterbens zudecken. Der Tod hat uns damals eine Predigt gehalten, die durch Mark und Bein gegangen ist. Und diese Predigt wiederholen uns unsere Toten allemal wieder, so oft wir uns in ihr Bild versenken, nicht um uns die Freude am Leben zu verderben oder unsern Lebensmut zu lähmen, im Gegenteil. Sie wollen uns sagen: „Denk dran, es hört alles einmal auf, vielleicht bälder als du denkst. Für was sammelst du? Wofür lebst du? Drehst du gedankenlos das Rad herum: Arbeit, Vergnügen, Geld verdienen, Geld ausgeben, und weißt nicht recht, was du eigentlich willst? Lebst du dieser vergänglichen Welt? Dann bist du ein Tor! Leb' deinem Gott! Ihn suche im Gebet! Ihm mache Freude! Seiner Gnade versichere dich unter allen Umständen! Deinem Herrn Jesus folge und trage dein Kreuz ihm nach! Er ging in den Tod und hat ihn überwunden. Das darfst du in seiner Nachfolge auch. Nimm, was dein ist, aus Gottes Hand; seine Liebe hört nimmer auf. Es ist nichts als lauter Liebe von ihm, auch wenn er dich dunkle Wege schickt und an die Gräber deiner Lieben führt. Das Leben ist das Ende seiner Wege mit dir und nicht der Tod!"

So reden unsere Toten mit uns, und wenn wir ihr Andenken recht wert halten wollen, dann ist uns ihr Wort heilig. So kommt denn in Wahrheit Leben aus dem Tod und es wachsen Früchte einer Liebe, die nimmer aufhört. Amen.

Vom Büchertisch.

Neue Lutherliteratur. Die beste Lutherliteratur hat uns Martinus selber geschenkt. Handliche Auszüge aus seinem Riesenerbe sind uns allen willkommen. Man möchte den Gemeindegliedern das Beste, was er für seine geliebten Deutschen geschrieben hat, selber in die Hand geben, möchte aber auch für sich ein Nachschlagebuch haben, in dem man die Kernstellen, die man für Vorträge, Predigten, Unterrichtsstunden braucht, sogleich zur Hand hat. Um so dankenswerter ist die Gabe D. Buchwalds, der uns ein „Lutherlesebuch für das evangelische Volk" geschenkt hat. Hier sind mit Kennerblick Auszüge aus den Lutherschriften von der frühesten Zeit (1512) bis zur letzten Predigt auf der Koburg (1530) zusammengestellt. Wenn man etwas an der Sammlung bedauert, so ist es dies, daß sie am Anfang zu reichlich spendet, so daß für die Zeit nach 1530 kein Raum mehr geblieben ist. Die lateinischen Stücke sind von Buchwald verständnisvoll übersetzt (warum ist aber das quid ego sus Minervam? S. 160 verblaßt in „wozu belehre ich Tor einen Weisen ?"). Daß sachkundige Einleitungen und Anmerkungen, namentlich auch zu den Liedern nicht fehlen, versteht sich von selbst. Das „ein' feste Burg" wird aus der Stimmung von 1527 heraus erklärt. Der ganze, 368 S. starke, gut ausgestattete Band kostet gebunden 5 Mk. (Hamburg 1905, G. Schlößmann).

Einen „Laienluther" nennt Joh. Dose seine populäre Lutherbiographie mit dem Titel „der Held von Wittenberg und Worms" (399 S. 4 Mk., geb. 4.50 Mk. Düsseldorf 1906, C. Schaffnit). Es ist ein Lutherleben, wie es nicht der zünftige Theologe oder Gelehrte beschreibt, sondern der Volkserzähler schaut. Ausgezeichnet sind die Partien, die einen Arbeitstag Luthers schildern oder den Riesen im Kreis seiner Freunde und Schüler zeigen. Daß der Verf. eindringende Studien gemacht hat, sieht man überall; daß er so viel als möglich Luther selbst reden läßt, ist vortrefflich. W.

Auf den zweiten Teil meines Hausandachtsbuchs darf ich an dieser Stelle wohl auch mit einem Wort hinweisen. Aus dem Kreis derer, die mein „Hausbrot" lieb gewonnen haben, bin ich vielfach aufgefordert worden, als Gegenstück ein Abendandachtsbuch zu schreiben. Dieses liegt nun vor unter dem Titel „Abendsegen für die christliche Familie" und ist nach denselben Grundsätzen gearbeitet wie das „Hausbrot", in dessen Vorwort zur ersten Auflage (1902) es hieß, daß es sich bemühe „aus der Stimmung eines Hausvaters unserer Zeit heraus zu reden und zwar so schlicht und einfach als möglich ist, ohne trivial zu werden". Ich wollte also weder Theologie bringen noch predigen, sondern so sprechen wie ein Hausvater im Kreis der Seinigen, mit denen er am Schluß des Tages aus der Schrift abschließende und erhebende Ewigkeitsgedanken sucht. Die Gebete sind diesmal kürzer; häufig sind sie in Liedform gegeben. Das 396 Seiten starke Buch kostet 2 Mk. (Karlsruhe 1906, Evangel. Schriftenverein). Die Morgen- und Abendandachten sind auch zusammen in einem Band zu haben.

Wurster.

Ernst Gollnow, Die Liebe als Leitstern zur Lösung der Welträtsel. Leipzig, 1905. A. Deichertsche Verlagsbuchh. Nachf. 3 Mk., geb. 3,75 Mk.

Je mehr in den Kreisen der Gebildeten die auf Häckels „Welträtsel" sich gründende, dem Christentum feindselige, materialistische Weltanschauung sich breit macht,

um so dankbarer müssen wir die hier vorliegende feinsinnige Apologie des evangelischen Christentums begrüßen. Daß der Verf. die Form von Briefen zur Rede und Gegenrede gewählt hat, ist gewiß nicht ohne Absicht geschehen, um in möglichst unbefangener Weise das Für und Wider zum Ausdruck zu bringen. Offen und rückhaltlos läßt der Sohn den Vater einen tiefen Einblick tun in all die religiösen Zweifel und Bedenken, die ihm zu schaffen machen, aber auch in das Vertrauen zu der väterlichen Liebe, das ihm unter den Irrungen und Wirrungen des Lebens niemals wankend geworden ist. Mit liebevollem Verständnis geht der Vater auf diese Gedanken ein, und Schritt für Schritt weiß er den Sohn von der verkehrten Position abzubringen und zum Glauben an die ewige Gottesliebe zurückzugewinnen. Das Buch ist in der Tat vorzüglich geeignet, den vielen suchenden Seelen unter den Gebildeten den Weg zum Finden und zum Frieden zu zeigen.

Papenbrock, Langenberg.

Morten Pontoppidan, Niemals verzagen! Ein Wort der Aufmunterung für Sonn- und Wochentage. Basel 1906. Verlag von Ernst Finckh. 1,80 Mk., geb. 2,80 Mk.

Mit einem offenen Blick für das Leben mit seinen mancherlei Nöten, die dem Menschen Angst und Sorge bereiten, verbindet sich hier ein auf die Bibel sich gründender, aus edlem Optimismus heraus geborener, warmer Appell an Herz und Gewissen: „Niemals verzagen!", der sicherlich vielen Niedergeschlagenen zur Aufrichtung und Ermunterung dienen kann. P. L.

Heinrich Stuhrmann, Schwert und Kelch. Bunte Bilder für ernste Leute und solche, die es werden wollen. Berlin, 1905. Emil Richter. 1,50 Mk., geb. 2,—

Tiefergreifende Bilder, aus der reichen seelsorgerischen Erfahrung des Großstadtlebens geschöpft, die den Stachel ins Gewissen treiben, und doch auch wieder in herrlicher Weise die rettende und bewahrende Jesusliebe anmutig schildern. Fast möchte man wünschen, daß der Bilder und Gedanken etwas weniger wären. Es würde mehr Stille zum Nachsinnen sich über das Ganze breiten. Aber die frische, lebendige, packende Darstellung wird ohne Frage dem Buche viele Freunde zuführen.

P. L.

Aus der neuesten Literatur.

Zu beachten: **ThR** = Theol. Rundschau, **GluW** = Glaube u. Wissen, **ZThK** = Zeitschrift f. Theol. u. Kirche, **MKP** = Monatschrift für kirchl. Praxis, **BlPflPL** = Blätter z. Pflege pers. Lebens, **AMZ** = Allg. Missionszeitschrift, **RKZ** = Ref.-Kirchenzeitung, **ALK** = Allg. luth. Kirchenzeitung **MIM** = Monatschrift f. Innere Mission, **ChrW** = Christl. Welt, **DEBl** = Deutsch-Ev. Blätter.

I. Biblische Wissenschaft. **Fiebig,** Paul: Jesu Blut, ein Geheimnis? (Neutestamentl. Untersuchung mit dogmat. Schlußfolgerung.) Nr. 14 der „Lebensfragen" von H. Weinel. Tübingen. J. C. B. Mohr. 78 S. 1,20 Mk. — **Grützmacher,** Das liberale, moderne und kirchliche Christusbild. **ALK,** 1906, Nr. 37 u. ff. — **Soden,** H. v.: Der Brief des Apostels Paulus an die Philipper. Zweite, durchgesehene Auflage. Tübingen. J. C. B. Mohr. VI, 106 S. 1,50 Mk. — **Voigt,** D. H. G.: Die ältesten Berichte über die Auferstehung Christi. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 167 S. —

II. Systematische Theologie. **Bousset, W.**, Th. Kaftans moderne Theologie des alten Glaubens, **ThR** 1906, IX, S. 327—340. — **Gallwitz,** Hans: Religion und Naturwissenschaft. I. Rudolf Otto, **ChW** 1906, Nr. 37 S. 870—873. — **Kaftan,** Th.: Alter Glaube und moderne Theologie (gegen Prof. Herrmann) **ALK** 1906, Nr. 40, S. 946—953. — **Müller,** D. K.: Christentum und Monismus. Vortrag. Buchh. d. Erziehungsvereins in Neukirchen, Kr. Mörs. 43 S. 50 Pfg. — **Riggenbach,** Pf. E.: Vererbung und Verantwortung. Stuttgart. Chr. Belser. 39 S. 60 Pf. — **Wilhelmi,** P.: Die moderne Gemeinschaftsbewegung und die Gottheit Christi, **MIM** 1906, IX, S. 340—351.

III. Historische Theologie. **Bamberg:** Emil Hermanns Eintritt in die Leitung des Evang. Oberkirchenrats zu Berlin und sein Austritt. Aus seinem schriftlichen Nachlaß. **DEBl** 1906, Heft 9 u. ff. — **Grünberg,** D.: Philipp Jakob Spener. 3. Band. Spener im Urteil der Nachwelt und seine Einwirkung auf die Folgezeit. Spener-Bibliographie. Nachträge und Register. VIII, 447 S. Göttingen, Vandenhoeck u. R. 9,40 Mk.

IV. Aus dem Gebiet der praktischen Theologie. 1. Predigten und Lehre von der Predigt. **Bußtagspredigten,** hrsgb. von Dr. Conrad Berlin. (Neue Bearbeitung von „Im Reich der Gnade III, 3.) Dresden, C. L. Ungelenk, 1906. 92 S. 1 Mk. — **Paul Gerhardt als Prediger.** Vier Leichenpredigten von ihm aus 1655—1661 Neuer Abdruck. Zwickau, Joh. Herrmann. 109 S. 1,50 Mk. — **Gedächtnisworte** für D. Hermann Frhr. **v. d. Goltz,** † 25. Juli 1906. Potsdam, Stiftungsverlag. 36 S. 1 Mk. — **Kliche,** Fr.: Für Arbeit und Stille! Gedanken, Bilder und Dispositionen zu den Neuen „Eisenacher Evangelien“. Heft I. Kassel, E. Röttger. 96 S. 1 Mk. — **Missionsfestpredigten,** hrsgb. von Dr. Conrad Berlin. (Neue Bearbeitung von „Im Reich der Gnade“ III, 1.) Dresden, C. L. Ungelenk. 88 S. 1 Mk. — **Müller,** Paul, Divisionspfarrer: Zum Erlöser! 18 Predigten und Ansprachen. Dresden, C. L. Ungelenk. 78 S. 1 Mk. — **Neumeister,** Past. Clemens: Pilgerstand und Vaterland, Mahnung und Trost an den Gedenktagen unserer Verstorbenen. Ebenda. 52 S. 60 Pf. — **Niebergall:** Die religiöse Phantasie und die Verkündigung an unsere Zeit, **ZThK** 1906, S. 251—285. — **Sandberger,** D. V. v., Konsistorialpräsident: Predigt zur Eröffnung der 28. Deutschen Evang. Kirchenkonferenz, in der Wartburgkapelle zu Eisenach am 13. Juni 1906. Stuttgart, K. Grüninger. 7 S.

2. Zur Katechetik. **Heß,** Prof. a. D. W.: Die Bibel, praktische Einführung in Inhalt und Verständnis der heil. Schrift für höhere Lehranstalten. 2. Aufl. Tübingen, J. C. B. Mohr. IV, 87 S. 1 Mk. — **Schiele,** F. M.: Religion und Schule. Aufsätze und Reden. Tübingen, J. C. B. Mohr. VI, 220 S. 3,60 Mk. — **U. Z.:** Tertium dabitur! (Zur Frage der Verwertung der biblischen Geschichte als „Heilsgeschichte“, besonders im Jugendunterricht.) **MKP** 1906, 9. Heft, S. 376—382. — **Zurhellen,** Else u. Otto: Wie erzählen wir den Kindern die bibl. Geschichten? Nr. 15 der „Lebensfragen“ von H. Weinel. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1906. 359 S. 3,60 Mk.

3. Aus dem Gebiet der Inneren Mission. **Dannert,** H.: Vor- und Nacharbeit bei Evangelisationen. Mit Vorwort von E. Schrenk. Kassel, E. Röttger. 77 S. 80 Pfg. — **Dannert,** H.: Im Strom vom Heiligtum oder daneben (über die Wales'sche Erweckung). 2. Aufl. Kassel, E. Röttger. 108 S. 60 Pf. — **Stubbe,** P. Dr. Ch.: Die ältere Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsbewegung in Schleswig-Holstein. (Geschichtliches aus dem Kampf gegen den Alkoholismus in Deutschland, Heft 1.) Berlin, Verlag des deutschen Vereins gegen Mißbr. g. Getr. 133 S. 2 Mk.

4. Pastorales und Erbauliches. **Better,** F.: „Zweifel?“ 1. Unbekannte Welten. 2. Zweifel? 3. Offenbarung. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 209 S. 2,50 Mk. — **Lamers,** W.: Vom Ernst des Lebens. Aus dem Holländischen übersetzt von Karl Emrich. Dresden, C. L. Ungelenk. 67 S. 80 Pfg. — **Lüpke,** Hans v., Pfarrer: Bauerntum (im Anschluß an A. l'Houet, Zur Psychologie des Bauerntums). **ChW** Nr. 39, Sp. 925—930. — **Spemann,** Franz: Jesus im 20. Jahrhundert. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 67 S. 1 Mk.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. P. Wurster in Friedberg.

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Dieterich'schen Univ.-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

Die erste Liebe.

Offenb. Joh. 2, 4.

Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest.

Wenn wir Diener des Wortes uns selber richten, werden wir nicht gerichtet. Wer hat es aber so nötig, sich selber zu prüfen und immer und immer wieder im Spiegel des göttlichen Wortes sich zu betrachten, als gerade der Geistliche, der andern predigen und voran leuchten soll! Wie so ganz anders gestaltet sich die Amtsarbeit in Predigt, Jugendunterricht und Seelsorge bei dem Pfarrer, der in steter Selbstprüfung und Selbstzucht steht. Wir müssen so viel ausgeben, daß wir innerlich hohl werden, wenn wir nicht beständig über uns wachen und abtun, was vor Gott nicht bestehen kann. Die Leitung nach oben darf bei uns nicht unterbrochen werden. Nun gibt es so viele Dinge im Amtsleben, die einen Pfarrer mutlos machen können, so viel Enttäuschungen, so viel Erfahrungen von Herzenshärtigkeit und Widerstand gegen das göttliche Wort, so viel Feindschaft und Anfechtung, so viele Vorstöße des Reiches der Finsternis, so viel Unglauben und Aberglauben, daß die Anfechtungen nicht ausbleiben, daß eine gewisse Mutlosigkeit und Trockenheit sich leicht in das Herz schleicht. So kann man es verstehen, wie ein Geistlicher einmal mutlos werden kann, aber es gilt dann, so schnell wie möglich aus diesem gefährlichen und für die Gemeinden höchst verderblichen Zustand herauszukommen, damit die erste Liebe uns wieder durchdringe und durchglühe. Man hat hin und her gestritten, ob in der oben genannten Stelle von der Liebe zum Heiland oder der Liebe zu den Seelen die Rede sei? Ich glaube, beides hängt auf das Engste zusammen; ich kann mir keine wirkliche Liebe zum Heiland ohne innige Liebe zu den Mitmenschen und keine rechte auf das Seelenheil sich erstreckende Liebe zu den Menschen denken, ohne wahre starke Liebe zu dem Herrn. Beides steht und fällt miteinander. An dem Nachlassen der Liebe zu den Seelen kann man auch das Ermatten der Heilandsliebe spüren. Ein solcher in der Liebe nachlassender Pfarrer kann aus Pflichtgefühl sich noch viel in seiner Gemeinde zu tun machen, er kann die Bösen strafen,

er kann an der Wahrheit des Evangeliums in Predigt und Unterricht festhalten, er kann viel arbeiten und unermüdlich tätig sein, wie solches auch in dem unserm Vers vorangehenden Abschnitt geschildert ist, und doch fehlt allem diesem Wirken die rechte Seele, die erste Liebe. O, die Gewohnheit hat auch bei der Verrichtung der heiligsten Geschäfte einen einschläfernden, abstumpfenden Einfluß, daß man in Gefahr steht, etwas handwerksmäßig zu verrichten, wenn man nicht wachend und betend sich erneuern läßt im Geist seines Gemüts. – Die geistlichen Funktionen, die man handwerksmäßig mit einer gewissen Routine verrichtet, sind tote Werke. So ruft der edle A. Vinet einmal aus: „Muß man nicht erschrecken, wenn das Amt zu einer feierlichen Handlung ruft und man sich nichts weniger als feierlich gestimmt fühlt? Wie wenn um dich her alles groß und in deiner Seele alles klein ist? Vor einer Sterbeszene z. B. kann Gewohnheit dein Herz kalt lassen." O, wie wird man es dann, wenn Gottes Geist am Herzen arbeitet, gewahr, daß wir den edlen Schatz in irdenen Gefäßen tragen. Wie gilt es darum an jedem Tag neben dem labora das ora zu üben, damit die Liebe Christi uns mehr ergreife und bei allem Wirken durchdringe! Nur diejenige Liebe, die aus dem heiligen Geist geboren ist, bleibt frisch und neu, sie ist ein Teil des ewigen Lebens, sie muß, wenn wir die Hindernisse wegräumen, immer wieder durchbrechen, während die irdische Liebe das Los der Blumen teilt, die verwelken, so daß der Dichter ihr nachseufzen muß: o daß sie ewig grünen bliebe! Die erste Liebe, von der unser Text schreibt, hat etwas Frühlingsartiges an sich. Jeder, der nach schweren innern Kämpfen zum lebendigen Glauben und zur Heilsgewißheit gekommen ist, weiß, welches selige Bewußtsein damit verbunden ist, wie die Liebe Gottes in unser Herz ausgegossen wurde, wie man von dem heiligen Drang durchglüht war, daß alle Menschen so selig sein möchten. Die erste Liebe hat etwas Ueberwältigendes an sich, dabei ist sie gar zart und rein. Wie viel richtet ein Geistlicher aus, den diese erste Liebe beseelt. Warum behaupten wir uns aber nicht auf dieser Höhe? Warum tritt so viel Erkältung ein? das sage dir selbst. Denke über das Herrnwort nach: Ich habe wider dich, daß du deine erste Liebe verlassen hast. Der Herr ist nicht schuld daran, er kann dich in jeder Versuchung stärken, kräftigen und bewahren, d u hast sie verlassen. Sage dir selbst: hätte ich treuer gewacht, treuer gelebt, treuer in der Nachfolge des Herrn gewandelt, treuer sein Wort gehalten, hätte ich treuer gekämpft, wäre jene Liebe nicht so erkaltet. So denke denn daran, von wo du gefallen bist! Das Wirken in der ersten Liebe ist die rechte Höhe, auf der du bleiben sollst. Tue Buße und tue die ersten Werke, die nicht so gewohnheitsmäßig von dir verrichtet wurden, die keine toten Werke waren. Nur diejenigen Werke,

die aus der rechten Gottes- und Nächstenliebe in Kraft des heiligen Geistes geboren werden, sind keine toten Werke, sondern lebendige Früchte. Alles ist tot in unserm Amtsleben, was wir mechanisch, gleichgültig, aus Menschenfurcht und Menschengefälligkeit oder auch damit unsre Amtsehre nicht geschädigt wird, vollbringen. Unsere Amtswerke werden einmal auf einer untrüglichen Wage gewogen, das wollen wir beizeiten bedenken, damit wir unser Amtsgewissen von toten Werken reinigen lassen und damit wir inniger um jene starke, zarte erste Liebe bitten, die den unliebenswürdigen Menschen gegenüber nicht müde wird, denn die Liebe zu den Seelen ist und bleibt die Seele der Liebe. Die erste Liebe ist die rechte, die wahre Liebe, sie ist notwendig, denn der Heiland will uns als seine Werkzeuge damit erfüllen, wenn wir nur recht demütig und geistlich arm darum flehen, sie ist notwendig, sonst bleibe ich mit allen meinen Worten und Taten ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Wo sie durch den rechten Glauben in die Seele des Seelsorgers eingezogen ist, wo das Herz es spürt: mich jammert des Volkes, da grünt und blüht es auch in den Gemeinden, und das aus solcher Liebe heraus geredete Wort und das aus solcher Liebe heraus gelebte Leben vermag auch heute noch Großes auszurichten.

Knodt.

Unsere Predigt von Christus.

Von Prof. D. Häring-Tübingen.

Vorbemerkung. Indem ich dem Wunsche der Schriftleitung folge, und das Nachstehende hier veröffentliche, bitte ich zu beachten, daß ich meinen Vortrag in der Stuttgarter Herbst-Predigerkonferenz in freiem Anschluß an einen Entwurf hielt und nur diesen letzteren zur Verfügung hatte. Aus der an den Vortrag anschließenden Besprechung nahm ich einige Ergänzungen auf.

Die Fassung des Thema setzt voraus, was an und für sich viel wichtiger ist, als was im folgenden zur Besprechung kommt: den Glauben an Jesus Christus. Nur unter dieser Voraussetzung gibt es Predigt von Christus. Nur wenn er irgendwie Objekt des Heilsglaubens ist, nicht bloß Verkündiger der frohen Botschaft von Gott und seinem Reich, nicht bloß erstes Subjekt unserer christlichen Religion. Diese Voraussetzung ist allerdings durch die neueste Leben-Jesu-Forschung in ein ganz besonderes Licht gerückt worden. Die Zeit dürfte nämlich für immer vorbei sein, in der man ohne genaues Eingehen auf die Sache zwischen dem Christentum Christi und dem Glauben der Christenheit an Christus unterscheiden, jenes für eine in sich selbst unmittelbar ein-

leuchtende Möglichkeit halten konnte. Daß wir geschichtlich, in den ältesten uns zugänglichen Quellen, bereits Glauben an Christus finden, daß dieser Glaube die Gemeinde konstituiert hat, das wird immer rückhaltloser als geschichtliche Tatsache anerkannt (vgl. z. B. Wellhausen zu der Überschrift des Markusevangeliums und Einleitung in die drei ersten Evangelien). Damit ist freilich durchaus nicht die Wahrheit dieses Glaubens bewiesen, die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen, daß die Gemeinde aus dem Rabbi den Messias gemacht. Aber der Beweis für diese Möglichkeit ist eine ungeheuer ernste Pflicht geworden; oder, so dürfen wir hier gleich sagen, es läßt sich wohl kein anderer Beweis versuchen als der aus dem damaligen Religionssynkretismus: die Sehnsucht der Zeit sah in der durch die Reinheit und Größe ihrer religiösen Gedankenwelt ausgezeichneten Person Jesu unter dem gewaltigen Eindruck seines Schicksals alle ihre tiefsten Bedürfnisse verwirklicht. Ob nicht dieser Lösungsversuch in dem Augenblick viel unwahrscheinlicher geworden sei, in dem er bestimmt formuliert wird, darf der Glaube ernstlich fragen. (Vgl. Gunkel, Wrede, besonders jetzt auch Jülicher „Neue Linien“ 1906.)

Allein nicht diese gewaltige, unsern Glauben im Innersten bewegende Frage beschäftigt uns hier. Auch nicht die sofort, wenn sie zu Gunsten des Glaubens entschieden ist, sich erhebende Frage, welcher Ausdruck für den Glauben an Christus der beste, uns Heutigen befriedigendste sei, kurz nicht die Christologie. Weder eine Maximal- noch eine Minimalchristologie, worüber wir auch wohl bald in Meinungsverschiedenheiten kämen. Vielmehr eine weit bescheidenere, friedlichere Aufgabe, die dann allerdings vielleicht auch einen kleinen Beitrag zur Lösung jener großen Aufgabe zu leisten im stande ist; denn ein inneres Verhältnis, eine Wechselwirkung geradezu besteht wohl in der Tat zwischen beiden. Unsere Frage lautet einfach dahin: wie gestalten wir das Zeugnis von Christus, an den wir glauben, möglichst wirkungskräftig? Also eine praktisch-theologische Untersuchung gilt es, so gewiß sie bei dem Zusammenhang aller Theologie „dogmatinfrei“ weder sein kann noch sein will. Im Gegenteil ist der innere Zusammenhang von Dogmatik und Predigt weithin noch zu wenig im allgemeinen Bewußtsein lebendig. Ganz richtig hat Karl Weizsäcker die Predigt als beste Selbstkontrolle des Dogmatikers bezeichnet, aus diesem Grund die Tübinger uralte Einrichtung des Frühpredigeramts der Professoren als eine nicht aufzugebende Eigentümlichkeit gerühmt und es als das liebste Urteil über seine eigene Predigttätigkeit bezeichnet, daß ihm ein scheidender philosophischer Kollege bezeugte, er habe keinen Widerspruch zwischen

seiner Predigt- und Lehrkanzel bemerkt. (Diese Bemerkung, die ja schwäbische Lokalfarbe trägt, darf doch wohl auch hier stehen bleiben, zusammen mit der manchem unter uns teuren Erinnerung, daß der frühvollendete Kirchenhistoriker Hegler wie der uns jüngst entrissene Reischle ganz ebenso urteilte).

Nun hat man mir gesagt: du willst also für die Predigt zeigen, wie man deutlich mache, was wir an Christus haben. Natürlich Ja, wenn man den Zweck ganz allgemein ausdrücken will. Aber Nein, weil er so noch viel zu allgemein ausgedrückt ist. Denn dabei bliebe als Weg zu diesem Ziel der offen: man trägt eine Lehre über Christus vor (welche immer, eine streng orthodoxe oder mild liberale) und zeigt dann, „welchen Nutzen man von diesem Glauben" an Christus habe. So heißt es ja geradezu in manchen, in ihrer Art trefflichen, exponierten Katechismen; und ein solches Verfahren muß nicht an und für sich so äußerlich sein, daß es sich selbst richtet, also z. B. nicht in dem Schema verlaufen: das und das ist die Sünde, wir können uns nicht erlösen; so und so ist der uns von Gott geschenkte Erlöser; glaube an ihn, so hast du die und die Frucht deines Glaubens! Aber im folgenden ist überhaupt und grundsätzlich ein solches Verfahren als ungenügend vorausgesetzt, mag es auch in der Hand eines frommen und lebhaften Homileten gewiß nicht verächtlich und wirkungslos sein. Vielmehr so lautet unsre Frage: wie sollen wir unsere Verkündigung von Jesus Christus gestalten, damit sie selbst als solche, unmittelbar, zu ihm zieht, Vertrauen auf ihn weckt und mehrt? Naturgemäß werden uns dabei zunächst drei Punkte beschäftigen: aus welchen Gründen ist diese Frage für uns eine nicht überflüssige, vielmehr wichtige Frage? Auf welche Art und Weise können wir sie lösen? Welche Bedenken erheben sich etwa dagegen? Und von selbst werden sich an den letzten Punkt Erwägungen anreihen, die von unsrem besonderen Gegenstand in Allgemeineres führen, das damit zusammenhängt.

Warum ist unsere Frage überhaupt der Mühe wert? Unterscheiden wir die tatsächliche Begründung und die aus innerlicher Notwendigkeit. Die Tatsachen sprechen eindringlicher, wenn sie mit Bewußtsein von allen Standpunktsrücksichten losgelöst werden. Und das wird hier bei gutem Willen leichter als sonst möglich sein. Denn es ist eine Tatsache, daß Prediger derselben theologischen Richtung, sonst gleiche Begabung und persönliche Wirkungsfähigkeit vorausgesetzt, in der jetzt in Rede stehenden Hinsicht mit verschiedener Stärke wirken. Jedem, der unter diesem Gesichtspunkt Leben und Literatur studiert,

werden sich Beispiele darbieten; aber die Sache bleibt reiner, wenn keine Namen genannt werden. Es genüge, daß Uhlhorn gerne von der innersten Einheit in der ev. Predigt der Gegenwart sprach, die weithin von der Zugehörigkeit zu dem und jenem theologischen Lager unabhängig sei. Völlig korrekte Predigten bleiben oft wirkungslos, auf strenger Wage zu leicht befundene wirken; und umgekehrt. Dann aber muß, jene Annahme gleicher Begabung und persönlicher Kraft hinzugenommen, der Grund der verschiedenen Eindrucksfähigkeit in der Art liegen, wie Christus gepredigt wird; darin ob das Zeugnis von ihm in sich selbst geeignet ist zu zeigen, wodurch er uns Vertrauen abgewinnt. Die größere Beachtung dieser Tatsache wäre, nebenbei gesagt, auch ethisch, genauer pastoralethisch, von Wichtigkeit. An die Stelle von viel Aburteilen oder doch Reizbarkeit in allen Lagern träte Ehrerbietung und herrlicher Wettstreit auf Grund der Zinzendorf'schen Freude daran, daß „Jesus seine Gegenwart bald da bald dort verklärt".

Aber es handelt sich nicht nur um tatsächliche Begründung unsrer Aufgabe. Wir verstehen auch ihre innere Notwendigkeit. Ihrer gedenkend ist es nützlich, einen Einwand zum voraus zu beseitigen, der in den letzten Jahren nicht ganz selten ausgesprochen worden ist. Man sagt: wenn so eindringend nach dem Wie der Glauben weckenden und stärkenden Predigt von Christus gefragt werde, so sei dabei verkannt, daß doch im letzten Grund allein der h. Geist, nicht unsre Predigt Glauben wirke. Dieser Einwand ist ein völliges Mißverständnis, und zwar kein ungefährliches. Das „nicht aus eigener Vernunft noch Kraft" steht gar nicht in Frage für unsern Zusammenhang. Das Wirken des h. Geistes ist vorausgesetzt, und zwar sowohl in dem Sinne, daß er wirkt wo und wann er will (Augsb. Bek. 5.), d. h. daß sein Wirken nach Gottes Rat sich bindet an die für uns im einzelnen unerforschlichen Lebensführungen und Geschichtswege (Röm. 11, 33 ff); als auch in dem Sinn, daß Gottes Wirken als Geist auf unsern Geist das große Wunder des religiösen Vorgangs selbst ist und bleibt. Aber von alldem ist jetzt gar nicht die Rede, sondern davon, was wir tun können, damit Gott in unsrem Zeugnis von Christus sich wirksam erweise; wie unsre Predigt tauglichstes Mittel seiner Gnade werde. Ungenaues Reden vom h. Geist am unrichtigen Ort ist aber nicht nur Gegenteil zu der Ehrerbietung, die wir diesem hohen Artikel schulden und die sich in möglichst deutlichen Gedanken über unsre Pflicht, willige und geschickte Werkzeuge des Geistes zu werden, zeigt, sondern es ist auch und zwar eben deswegen gefährlich. Es verführt nämlich nur allzuleicht zu einer falschen Aufforderung zum Glauben. Man kann doch nicht bloß sagen: warte,

bis der Geist dir Glauben an Christus schenkt! Wenn man nun aber nicht so von Christus predigt, daß unmittelbar in der Verkündigung von ihm die überzeugenden Gründe zum Glauben hervortreten, so bleibt kaum etwas übrig, als zudringlich einen Willensentschluß zur Unterwerfung der Vernunft zu fordern oder gefühlsmäßig Stimmungen hervorzurufen, die wie Glauben aussehen. Daß beides ungefähr das Gegenteil von wirklichem Vertrauen ist, versteht sich von selbst. Aber dürfen wir gewiß sein, daß beide Surrogate nirgendsmehr in der evangelischen Kirche angepriesen werden, weder der harte Glaubenszwang noch die geistliche Hypnose? Wie dem sei, wir sind durch die Beseitigung eines Einwandes, unsre Forderung sei unnötig, dringlicher zu ihr zurückgeführt, und wir dürfen nur um so zuversichtlicher wiederholen: sie ist aus inneren Gründen ganz unausweichlich.

Sie ist es immer gewesen, und sie ist es heutzutage ganz besonders. Jenes ist der Fall wegen des durchaus persönlichen Charakters des Evangeliums. Wie wir auch seinen Inhalt ausdrücken mögen, diese Hauptsache für unser Thema bleibt sich ganz gleich. Sagen wir z. B., es sei Gotteskindschaft im Gottesreich, so sind wir mitten drin in einer Welt von lauter persönlichen Wirklichkeiten. Gott ist die Liebe. Wer vermöchte Liebe zu denken ohne Persönlichkeit? Gott als Liebe, ohne daß wir durchdrungen werden von der andächtigen Gewißheit: alles, was wir sonst Persönlichkeit nennen, ist nur ein Abglanz des Ewigen, der allein wahrhaftig so heißen kann? Und wir werden Person, von seiner Liebe zu persönlichem Leben erhoben, durch den Glauben, das Vertrauen, in dem die Gemeinschaft zwischen ihm und uns wirklich wird, und der die allerpersönlichste Lebensbeziehung ist, deren wir gewürdigt werden: das persönlichste Geschenk und die persönlichste Tat in Einem. Nun ist aber diese persönliche Gemeinschaft mit dem persönlichen Gott für uns in Jesus Christus wirklich und nur in Ihm: Gott in Ihm für uns, wir in ihm für Gott. Also ist sein Wirken, und zwar in dieser doppelten Hinsicht, persönliches Wirken. Wäre Gottes Gnade eine Sache, eine dingliche von der Person zu unterscheidende lösbare Gabe, wenn auch eine übernatürliche; wäre sie jene sinnlich-übersinnliche Kraft, wie die römische Lehre es meint, wenn sie von Gnade redet: ja dann könnte sie uns durch die Sakramente eingegossen werden, ja dann genügte eine Predigt von Christus, die ihn dem Verstand darstellte als die Voraussetzung für die Mitteilung jener Gnadenkräfte in den Sakramenten. Aber der persönliche Liebeswille Gottes kann nur persönlich wirksam werden, in einer Person, in deren Wirken wir ihn wirksam erfahren können. Damit aber sind wir unweigerlich vor die

Frage unsres Thema gestellt, wie sie oben bestimmt worden ist. Es wäre sonst, um Großes mit Kleinem zu verdeutlichen, wie wenn ich eines Freundes, eines Vaters Liebe anders als aus ihrer Selbstbezeugung, wie wenn ich sie aus gewissen von ihr losgelösten Geschenken so kennen lernen wollte, daß ich ihrer gewiß bin als des besten Besitzes, als Grundes meines eigenen höheren Lebens.

So ist es denn im Wesen des Evangeliums begründet, wie die Predigt von Christus beschaffen sein soll. Aber für uns Heutige ist die im Evangelium begründete Forderung ganz besonders unausweichlich geworden. Zunächst aus dem einfachen Grund, weil die Predigt von ihm eine Reihe wichtiger Voraussetzungen nicht mehr machen kann, die sie einst machen durfte. Wer bezweifelte in der Zeit der Reformation die Grundsätze, die allgeheiligten des kirchlichen Bekenntnisses von Christus? Da mochte es weithin genügen, was wir oben als ungenügend für uns abwiesen: daß man zeigte, welchen Nutzen wir von den Wahrheiten dieses unbestrittenen Bekenntnisses haben, von seiner Geburt, seinem Tod, seiner Auferstehung. Ein anschauliches Beispiel mögen Hedingers Passionsbetrachtungen sein; so hätte schon ein Bengel unmöglich mehr schreiben können. Aber nicht nur die alte Christologie, ist denn Gott selbst unter uns für unsere Predigt unantastbare Voraussetzung im Bewußtsein aller Hörer unserer Predigt? Oft genug liest man gegenwärtig Sätze des Inhalts: wie krieg' ich einen gnädigen Gott? fragte Luther, wir vielmehr: gibt es einen Gott? Und gibt es einen, wie ist er? Erlöser aus dem Elend der Welt? nicht aus der Schuld der Sünde? Wer aber in diesen Tatsachen nur Abfall sehen wollte, darf daran erinnert werden, daß Luther selbst, so gewiß ihm jene Grundlagen feststanden, für seine Predigt von Christus gerade da, wo er am ergreifendsten predigt, oft genug jenen andern Weg geht. Denken wir an das Evangelium von Zachäus. Was ihm das Herz abgewinnt an Jesus, das schildert Luther so lebendig, daß wir Jericho und Zachäus vergessen und nur ein Ohr für das Eine, uns Angehende haben: ich muß heute in deinem Haus einkehren. Übersehen wir in diesem Zusammenhang auch nicht die Mahnungen des Reformators, an die Krippe Jesu sich zu stellen, statt die Geheimnisse der Trinität ergründen zu wollen, oder seine bittern Worte über die scholastischen Spitzfindigkeiten in der Zweinaturenlehre; so fern es uns liegen soll, andere Zeugnisse zu verkürzen oder überhaupt Luther irgend zu modernisieren. Aber diese Gefahr darf doch nicht die Tatsache verdunkeln, welch neue triebkräftige Keime nicht nur im Inhalt seiner Predigt, das leugnet ja niemand, sondern auch in der Art und Weise seiner Predigt, in seinem instinktiven Bewußtsein für das, was

die Predigt von Christus zu einer wirksamen macht, liegen. Der bekannte Satz, daß Christum erkennen heiße seine Wohltaten erkennen, bedeutet in der Zeit der großen Anfänge nicht nur eine dogmatische Erkenntnis, sondern auch die Wurzel einer homiletischen Methode: nicht nur erkennen wir überhaupt die Person aus ihrem Wirken, sondern wir müssen dieses Wirken als auf uns wirksames nachweisen können.

Und von hier aus gesehen erscheint uns jene Zurückhaltung des modernen Geistes gegenüber den früher selbstverständlichen Voraussetzungen der Predigt keineswegs nur als beklagenswerter Unglaube, mag sie das noch so oft wirklich sein, sondern doch auch als von Gott gewolltes Mittel für ein tieferes, sagen wir wieder am einfachsten, persönlicheres Verständnis vom Wesen unsrer Religion. Wohl tritt uns zunächst die Not unsrer Lage vor Augen, ja sie soll uns aufs Herz drücken. Unzählige, denen öffentliche Geltung des Glaubens einigen Halt bieten würde, werden vom Unglauben, von der religiösen Gleichgültigkeit der Luft, in der sie leben, haltlos mitgezogen und verarmen an allem höheren Besitz. So mag ein Heimwehgefühl nach den Zeiten des wohl umfriedigten Glaubens aufkommen — aus Liebe. Aber der persönliche Glaube, aus dem neue Liebe, nicht romantisches Sichzurückträumen quillt, spricht unter eigenem Ringen, seiner eigenen Schwachheit vollbewußt, also: sinkt nicht die äußere Autorität dahin, damit lebendige Überzeugung geboren werde? Sind nicht alle die Losungsworte unsrer Zeit, mit der von den allerverschiedensten Seiten aus ihre Eigenart bezeichnet wird: Subjektivität, Individualismus und Autonomie, zuletzt Kinder des Evangeliums von der Gotteskindschaft? Und selbst das gewiß dem Evangelium zunächst entgegengesetzteste Losungswort der Immanenz, ist es nicht wenigstens als Protest gegen einen Glauben berechtigt, der sich nicht wirksam erweist in der vollen Wirklichkeit des Lebens, aus dem innersten Wesen des Glaubens herausgewachsen? Es ist hier nicht unsre Aufgabe, diesem umfassenden Gedanken nachzugehen. Es genüge der Hinweis darauf, wie z. B. das Wort Subjektivität von vermeintlichen Verteidigern des Glaubens oft völlig ungeprüft in einen durch nichts gerechtfertigten Gegensatz zu objektiver Wahrheit gesetzt wird. Freilich haben wir die seltsame wissenschaftliche Entgleisung erlebt, daß man die Untersuchung der Religion als subjektiven psychischen Vorgangs mit Ausschaltung des Gottesgedankens empfehlen wollte, was etwa so viel ist, wie wenn ein Naturforscher seinen Gegenstand dann erst rein zu fassen glaubte, wenn er das am meisten charakteristische Moment des Vorgangs ausschaltete. Solche Unternehmungen korrigieren sich selbst. Aber das Motiv dazu ist doch Befriedigung eines ver-

ständlichen und berechtigten Interesses. Wirklich für uns ist nun einmal nur, was sich uns als wirklich erweist, auf uns wirksam ist. Diese Selbstverständlichkeit gilt nun eben auch (sollen wir nicht sagen, ganz besonders selbstverständlich wie unerschöpflich?) auf dem Gebiet der Religion, wie jeder ordentliche Katechet schon aus Luthers Erklärung des ersten Artikels im Großen Katechismus gelernt hat, ohne daß ihm der Gedanke auch nur von Ferne kommen kann, „Gott sei nicht das Größte und Beste, das Allergewißste, von allen Schätzen der edelste Hort". Dann sind wir aber unmittelbar mitten drin in der Erkenntnis von der Notwendigkeit unsres Thema.

II

Unmittelbar sind wir dann aber auch mitten drin in der zweiten Aufgabe, die das Thema stellt. Vielmehr, indem wir uns deutlich machten, daß dieses Thema sich uns als noch nicht überall gelöste, auf die seinem Wesen nach und besonders für uns Heutige unabweisliche Art gelöste Aufgabe aufdrängt, sind wir von selbst darauf geführt worden, zu fragen, wie sie gelöst werden könne, oder lieber, in welcher Richtung sich die Lösungsversuche zu bewegen haben. Nämlich: die Predigt von Christus muß aufzeigen, wie er auf uns so wirkt, daß wir an ihn glauben dürfen.

Ohne Zweifel ist es leichter zu sagen, welche Abwege zu meiden seien, als welche Wege im einzelnen sicher zum Ziele führen. Aber eben darum mag auf jene nur kurz hingewiesen werden. Unsre Predigt von Christus darf also nicht bestehen im Vortrag irgend einer Lehre über Christus als solcher, als einer fertigen Lehre, sei es nun, das muß ausdrücklich wiederholt werden, einer mehr konservativen oder einer mehr liberalen. In beiden Fällen ist keine Garantie gegeben, daß Christus, soweit dazu (s. o.) unsre Predigt schwaches armes Mittel sein darf, wirksam sich erweise. Ja man muß um der Deutlichkeit willen weiter gehen und den leicht mißdeutbaren Satz nicht scheuen: unsre Predigt von Christus soll auch nicht Vortrag biblischer Lehre als solcher sein; vor allem nicht einzelner und vereinzelter biblischer Aussagen z. B. vom mitfolgenden Fels (1. Korr. 10) und dgl., aber auch nicht grundlegender allgemeiner Schriftaussagen nur eben als bestimmter objektiver Aussagen ohne jene notwendige Subjektivierung, ohne deutliches Aufzeigen, wie sie für uns Bedeutung gewinnen, sich uns als wichtig und tatsächlich erweisen können. Oder abermals herausfordernder: nicht einmal der Erhöhte als solcher ist der direkte Gegenstand der Predigt, wenn die Predigt nicht klar macht, wie das herrliche (gewiß unverlier-

bare) Zeugnis vom lebendigen Herrn Inhalt und Gewißheit für uns gewinne.

In diesen Negativen ist nun aber doch auch schon die Position enthalten. Oder genauer: der einfache Gedanke, von dem wir ausgingen, als es galt das Thema zu formulieren, wird dadurch immer deutlicher. Eben so sollen wir Christus predigen, daß nicht durch eine angehängte Aufforderung „glaubet an ihn", sondern unmittelbar durch das, was von ihm gesagt wird, Heilsvertrauen hervorgerufen, gepflanzt, gemehrt, vollendet wird; m. a. W. daß er selbst im oben angegebenen Sinn sich wirksam erweisen kann. Die näheren Bezeichnungen für ein solches Verfahren sind hier Nebensache. Man kann anknüpfen an das paulinische „vor Augen malen". Wenn hierbei der Apostel als das eigentliche Objekt den Gekreuzigten nennt, so mag uns das an den Höhepunkt unsrer Predigt erinnern, ohne irgend diesen einseitig zu bevorzugen. Denn es steht doch zu hoffen, daß die Meinung, Paulus habe überhaupt nur die Botschaft von Jesus als dem gekreuzigten und auferstandenen Messias gleichsam ausgerufen, allmählich durch Vergegenwärtigung seines Bildes als des großen Missionars in ihre selbstverständlichen Schranken zurückgewiesen werde: vor Augen malen kann man nun einmal vernünftigerweise den Gekreuzigten nicht, wenn man nicht sehr anschaulich macht, wer dieser Gekreuzigte ist, welche Züge seines Kreuzesbildes ihn von jedem andern Gekreuzigten unterscheiden, und auf welche Züge des Lebensbildes sie notwendig zurückweisen, wenn sie irgend welchen Eindruck machen sollen, jedenfalls den Eindruck, den die paulinische Predigt vom Gekreuzigten gemacht hat, wenn sie eine Gemeinde von seiner Liebe beschenkter und dadurch zum Lieben, zum neuen Leben im Geist erweckter Menschen hervorrief (2. Kor. 5, 14 ff. 1. Kor. 13). Aber auf den Ausdruck kommt es nicht so sehr an. Andere werden gerne reden vom Gleichzeitigwerden mit Jesus und mit gutem Grund sich dagegen verwahren, daß sie nur eine Nachbildung des religiösen Bewußtseins Jesu meinen, vielmehr wirkliche religiöse Abhängigkeit; aber eben betonen wollen, wie alles an dem glaubenschaffenden Eindruck seines Sichgebens, Sichoffenbarens hänge als eines solchen, der über die Ferne der Zeiten hinweg als ein gegenwärtiger, nicht in unsrer Erinnerung, sondern in seiner Wirksamkeit selbst sich erweist.

Wie immer man nun die große Wahrheit ausdrücken mag, die Hauptsache bleibt sich gleich. Darum handelt es sich, daß die Predigt von Jesus Christus durch die Art, wie sie ihn bezeugt, den Eindruck weckt, Gott selbst wirke in ihm so auf uns, daß wir, zu Jesus

Christus als dem, in welchem Gott auf uns wirkt, Vertrauen fassend, zu Gott Vertrauen fassen. Als die lebendige Gegenwart Gottes in dieser Welt, in dieser Geschichte soll er gepredigt werden, als die persönliche Selbstoffenbarung des ewigen Gottes in dieser Person der wirklichen Geschichte, und zwar eben dieses Gottes in der Einheit von Ernst und Liebe, die wir in Jesus sehen, in der Jesus mit uns verkehrt. Alles das tritt in den Vordergrund der Predigt, was geeignet ist, so zu wirken, und gerade so, wie es geeignet ist, diese Wirkung hervorzubringen. Formelhaft ausgedrückt: als die Wirklichkeit des höchsten (religiösen) Wertes; beides in unzertrennlicher Einheit. Was hülfen uns die herrlichsten Gedanken von Gott, wenn nicht dieses Gottes Wirklichkeit uns ergreifen würde? „Wir sehnen uns nach Offenbarung". Daß wir nicht bei unsrer Sehnsucht stehen bleiben müssen, sondern ein Wirken Gottes auf uns erleben dürfen, also Gott als wirklich in dieser wirklichen Welt erleben dürfen; und zwar als die wertvollste Wirklichkeit, als den Gott der heiligen Liebe, als eine Wirklichkeit so inhaltreich und beseligend, wie keine menschliche Sehnsucht je sie hätte träumen können — das ist Predigt von Christus. Wir haben doch wahrlich in Ihm, unsren Herrn, nicht einen zweiten Gott, eine Verdoppelung Gottes (der Tod alles wirklichen Glaubens!), sondern den wirklichen, d. h. auf uns wirksamen Gott, die Offenbarung Gottes. Darin mögen genug theologische Probleme enthalten sein. Zweifellos; aber die Predigt von Christus hat den eben bezeichneten Inhalt.

Wie ernstlich dabei jeder Prediger bemüht sein soll, diesen unwandelbaren Inhalt für seine Zeit und ihre Bedürfnisse geltend zu machen, versteht sich von selbst. Das meinen ja auch jene Ausdrücke vom Gleichzeitigwerden und Vor-Augen-Malen. Ein Text wie der vom Ärgernis des Auges aus der Bergpredigt wird nur fruchtbar durch lebendige Kontrastierung solch furchtbaren Ernstes im Kampf um das höchste Gut mit der Diesseitigkeitsstimmung der Gegenwart; der Text vom Gichtbrüchigen nur durch lebendige Vergegenwärtigung der Tatsache, wie fremd dem heutigen Empfinden weithin lebhaftes Schuldgefühl geworden, und wie doch alles Elendsgefühl schlaff und ohnmächtig bleibt ohne seine Vertiefung zum Schuldgefühl. Aber in beiden Fällen ist die Predigt eine vollchristliche nur, wenn sie im Bilde dessen, der jenes „reiße aus" gesprochen und der mit dem Gichtbrüchigen also verkehrt, die Züge aufleuchten läßt, die, indem sie Vertrauen zu ihm und darin zum Vater im Himmel wecken, überhaupt erst jene Forderung und diesen Verkehr verständlich und für uns wertvoll machen. Bei diesem Unternehmen werden wir uns besonders dankbar eben den evangelischen

Geschichten zuwenden. Sie leiten uns unmittelbar den rechten Weg, wie einst z. B. unser J. T. Beck einen großen Teil seiner Wirkung dem treuen Bemühen verdankte, uns auf diesem schlichten Weg der lernbegierigen, folgsamen Jüngerschaft in das Heiligtum des Glaubens an Jesus zu führen; er zeigte in seiner Weise, was denn an Jesus anzuziehen und festzuhalten im stande sei, gerade auch für uns Menschen von heute. Bei den Episteltexten werden wir vielfach den hellen Ton des schon gegründeten Glaubens zwar gewiß nicht herabstimmen, aber sozusagen unterführen müssen mit den unmittelbar wirksamen Grundtönen des evangelischen Bildes; die Vermittlung ist notwendig ausgedehnter und eingehender.

Und die Aussicht solcher Predigt von Christus? Welche Schwierigkeiten erheben sich gegen ihre Durchführung? Der willkommenste Einwand wäre der: so habe man immer gepredigt, die Forderung sei gar keine erst ausdrücklich zu stellende. Desto besser, wenn das wahr ist. Dann ist also nur mit immer deutlicherem Bewußtsein, mit immer größerer Energie das schon Anerkannte durch- und fortzuführen. In der Tat, das ist schon oben behauptet worden, sind wirksame Prediger aller Richtungen zu allen Zeiten irgendwie wenigstens von einem Gefühl dieser Aufgabe geleitet worden. Und umgekehrt werden die obigen Ausführungen aufs neue gezeigt haben, wie schwer es ist, auch nur wenige allgemein gültige Sätze aufzustellen, die dieses Gefühl zu klarer Einsicht erheben und ihm in jedem einzelnen Fall zu folgen Anleitung geben. Die Einbildung, daß man etwas besonders Neues oder neues Besonderes damit sage, wäre in der Tat seltsam. Aber davon kann doch auch keine Rede sein, daß schon alle mit diesem „Selbstverständlichen" Ernst machen. So ist also unsere letzte Frage nach Aussichten und Schwierigkeiten doch nicht unnütz.

Ein Einwand würde jedenfalls von allen Ehrlichen abgewiesen werden: nämlich der, daß diese Predigtweise zu schwer sei. Schwer ist sie in der Tat, fordert ein weit persönlicheres Eindringen in die Eigenart jedes Textes und jeder Gemeinde. Aber darin kann kein Hemmnis, darf nur ein Sporn liegen. Wenn eine amerikanische Synode jüngst über das Thema verhandelt hat: wie entgehen wir der Totenlinie im geistlichen Amt? so liegt ein Stückchen Antwort auch in unsrer Forderung der sachgemäßen Predigt von Christus.

Ein ernsthafterer Einwand mag es sein, wenn manche besorgen, durch den Ausbau der angedeuteten Methode werden die geförderten Gemeindeglieder verkürzt; wenn ihnen immer wieder die Gründe des

Glaubens an Christus in der Predigt von Christus nahegebracht werden, so kommen sie nie zu dem frohen Besitz der großen Glaubenswahrheit von Christus. Wäre dieses Bedenken im Recht, so wäre offenbar unsere Meinung völlig mißverstanden; als sollte immer nur der erste Grund des Glaubens an Christus gelegt werden, am Ende gar mit hölzerner Apologetik (letzteres wäre freilich die reine Umkehrung des Gewollten). Vielmehr ist immer wiederholt worden: was den Glauben weckt, stärkt, vollendet, solle gepredigt werden. Aber freilich: den wirklichen Glauben. Und der ist doch wohl auf jeder Stufe ein neu zu erwerbender Besitz, kein Glaube auf Lager, den wir in der evangelischen Kirche überhaupt nicht kennen. Würde die aufgestellte Regel grundsätzlich verneint, so ist zu befürchten, es möchte ein solcher bedenklicher Glaubensbegriff Prediger und Gemeindeglieder im Banne halten. Warum hören so manche immer nur Einen Prediger gerne? Von tief berechtigten Gründen abgesehen, manchmal doch auch deshalb, weil sie gewohnte hohe Worte nicht vermissen mögen, deren Wiederholung ihnen eine Art Ersatz für den Glauben bietet, der nur wirklich lebendig ist, wenn er immer neu aus dem ewigen Evangelium geboren wird. Indessen aber solche stumpfe Hörer des Wortes selbst sich schädigen, schädigen sie zugleich oft genug andere. Solche, die eben nicht, sei es auf Grund einstigen wirklichen Erlebens, sei es auch nur zufolge einer gewissen Erziehung in frommem Kreise, immer die festgefügten höchsten Aussagen von Christus hören wollen, sondern aus irgend welchen Gründen an diesen sich nur stoßen können, wenn ihnen nicht ein Weg zur persönlichen Aneignung eröffnet wird. Es ist nicht ganz leicht, hiervon so zu reden, daß nur eben die Wahrheit selbst, nicht irgend ein Wunsch irgend einer vergänglichen Tagesmeinung von rechts oder links, zum Worte kommt. Aber aussprechen muß man es doch: dann und wann wird ein Hörer geärgert, nicht durch das Evangelium, das in der Tat nicht ohne Ärgernis bleiben kann, sondern durch die schablonenhafte, tote Form der Verkündigung, und tot kann sie sein trotz großer äußerer Lebendigkeit des Predigers, auch eines berühmten Predigers. Und kaum an einem Punkt ist die Schablone so gefährlich, als in der Predigt von Christus. Vielleicht ist dieses Urteil unmißverständlicher und verletzt niemand, wenn hinzugefügt wird, daß die besprochene Forderung der Individualität in keiner Weise Fesseln anlegen will, weder der des Textes noch der des Predigers. Im Gegenteil, sie will sie erst recht frei machen. Also z. B. an den h o h e n F e s t e n ist auch die Aussprache der höchstgreifenden Worte der h. Schrift von Christus in anderem Maß berechtigt als am gewöhnlichen Sonntag. Nur wird der Festtag auch wieder doppelt die Pflicht der Keuschheit

einschärfen, schon weil am Festtag auch viele Fernerstehende kommen. Es ist einfach eine Tatsache, daß an Weihnacht, Karfreitag und Ostern manche seltene Gäste darin bestärkt werden, seltene zu bleiben, weil das Evangelium von Christus gerade in seinen Höhepunkten ihnen nicht als Evangelium entgegentrat, nicht als ein „teuer wertes" und „gewißlich wahres" Wort, sondern vermengt mit allerlei Einfällen und Halbwahrheiten, vor denen der Glaube des Predigers und ein ehrliches Studium ihn hätten behüten können. Z. B. wer am Christfest von Phil. 2 oder Joh. 1 predigt, ohne zu zeigen, wie in dieser wirklichen Welt „das Wort" Fleisch wurde, wie im scheinbaren Reichtum dieser Welt die Armut des allein Reichen sich offenbarte, der wundere sich doch nicht, wenn seine Zuhörer „kalt" bleiben. Kann er mit persönlicher Überzeugung jene höchsten Register erklingen lassen, so tue er es doch nicht, ohne seiner Gemeinde und sich selbst in Wahrhaftigkeit zu bezeugen, wiefern auch das Größte nicht zu groß sei.

Aber legt sich denn nicht ein anderer Einwand nahe? Wo bleibt die Sicherheit, die lapidare Objektivität der Verkündigung? Auch dieses Bedenken entsteht doch aus einem Mißverständnis, das durch lange Gewohnheit begreiflich ist. Es gibt im letzten Grund nichts Objektiveres und Gewaltigeres, als den gepredigten Christus; gerade wenn er so, wie gesagt, gepredigt wird, nicht immer sofort in den festgefügten Worten eines bestimmten Systems. Die scheinen vielmehr nur objektiv und lapidar und sind vielfach nicht der feste Grund für wirkliches persönliches Vertrauen, denn nur „Persönliches kann Persönliches heilen". Vor leerem Subjektivismus ist aber die gemeinte Art der Verkündigung am sichersten behütet. In der Gemeinde Christi, deren Glied doch wohl der Prediger ist wie die, welchen er predigt, bezeugt sich Christus als der Herr von Geschlecht zu Geschlecht, sein Evangelium verklärend; immer in „einer andern Gestalt", wie schon der letzte Evangelist sagt, und gerade darin ebenderselbe.

Viel eher ließe sich das ganze Thema selbst als ein nicht dringliches angreifen. Warum nicht unsre „Predigt von Gott" statt unsre „Predigt von Christus" zum Gegenstand der Verhandlung machen? In der Tat müßten wir blind durch unsre Gegenwart gehen, wenn wir dem Ernst dieser Frage ausweichen wollten. Das bedarf gar keiner Ausführung. Aber was von dieser Seite unserem Thema gefährlich zu werden droht, wird zuletzt doch eine Bestätigung seines Rechtes, wenn unser Thema, wie immer vorausgesetzt wurde, nicht aufdringlich sich geltend macht. Es entsteht, das war von Anfang an die Meinung, überhaupt nur für den, der offenen Sinnes in der wirklichen Welt lebt

und von dem Wirklichkeitssinn des heutigen Menschen, dieser oft nachgerühmten Tugend, wirklich etwas besitzt. Also nur frisch hinein in die Predigt über den ersten Artikel; beispielsweise recht eingehend den Vorsehungsglauben bezeugt, der Unzähligen entschwunden ist, und ohne den, nach des Origenes von Strauß wiederholtem Wort, die ganze Erlösungslehre zum Mythus wird. Aber gerade dann, wenn wir den ersten Artikel treiben, treiben wir für die so skeptische und doch so wirklichkeitshungrige Welt von heute den zweiten Artikel; und desto mehr, je weniger wir meinen absichtlich immer von Christus reden zu müssen, wird er Grund und Kraft solcher Predigt sein. Oft nach dem Wort „darf's auch Dich nicht nennen, ist's doch von Dir belebt." Oft und noch öfter, richtig verstanden doch immer so, daß sein Name verherrlicht wird zur Ehre Gottes des Vaters. Dann aber eben als Evangelium von Jesus Christus in der Art und Weise, wie diese Ausführungen sie verdeutlichen wollten.

Zur Standesseelsorge der Pfarrer.

Von Professor D. H. A. Köstlin in Cannstatt-Stuttgart.

Zu den mancherlei Fragen und Erwägungen, die Paul Drews' schönes Buch „Der evangelische Pfarrer in der deutschen Vergangenheit" *) in uns anregt, dürfte wohl auch die gehören, ob denn wir Pfarrer, denen die Seelsorge an den Gemeindegliedern als Beruf obliegt, diese auch an uns selbst und untereinander in genügendem Maß und mit dem genügenden Ernst und Nachdruck ausüben.

Die Geschichte unseres Standes ist, das wissen wir schon aus Gustav Freytag's „Bildern aus der deutschen Vergangenheit", eine ehrenvolle. Was Drews am Eingang seines Buches als Ergebnis seiner Studien darüber ausspricht, erfüllt uns mit Stolz und Rührung: „Einen so lebendigen Anteil am geistigen Leben unseres Volkes, wie ihn der evangelische Pfarrstand genommen hat, hat wohl kaum ein andrer Stand aufzuweisen. Ebenso kann man ohne Übertreibung behaupten, daß er am meisten für die kulturelle Entwicklung getan hat." **) „Wie viel reine Begeisterung, wie viel opferfreudige Hingabe an den idealsten Beruf, wie viel stilles Dulden und Leiden unter miserablen Verhältnissen haben nicht unsre deutschen evangelischen Pfarrhäuser gesehen! Was haben sie der Nation damit gegeben! Wie viel stille Tüchtigkeit, Pflichttreue und wahre Frömmigkeit haben sie ihren Söhnen mitgegeben, die auf allen Gebieten an der Kulturentwicklung unsres Volkes hervorragend mitgearbeitet haben". ***) Aber dem, was der Stand

---

*) Vergl. Monatschrift für Pastoraltheologie II, S. 148. Dazu Drews, Was lehrt uns die Geschichte des evangelischen Pfarrstandes? Monatsschrift für kirchliche Praxis V, S. 21 ff (Tübingen 1905).

**) A. a. O. S. 6.

***) Monatsschrift für kirchliche Praxis a. a. O. S, 27.

unserem Volke geleistet hat, entsprach zu keiner Zeit seine äußere Geltung, seine gesellschaftliche Stellung und materielle Lage. Die Geschichte des Pfarrstandes ist zugleich eine Geschichte des Drucks, der Demütigung, der Anfeindung und Verhöhnung von oben und unten. Daß er trotzdem sich mit Ehren behauptet und emporgerungen hat, ist nur ein Beweis für die Stärke und Ausdauer des in ihm lebenden Triebs nach Aufwärtsentwicklung, für die ihm innewohnende Lebenskraft, und kann unsere Hochachtung und Sympathie nur erhöhen. Alle Anerkennung seiner Leistungen, seiner kernhaften Tüchtigkeit und inneren Kraft aber darf uns nicht blind gegen die Tatsache machen, daß der Pfarrstand als solcher auch in der Vergangenheit niemals auf idealer Höhe gestanden, vielmehr zu jeder Zeit genug Anlaß zur Klage gegeben hat, so daß die Mißachtung, mit der ihm weite Volkskreise begegneten, begreiflich wird. Zu keiner Zeit, von der Reformation bis zur Gegenwart, hat es in seiner Mitte an solchen gefehlt, die es mit Entrüstung und Schmerz empfanden, wie viel dem Stande fehle, um seiner Aufgabe an der Volksseele zu genügen, und ihren Standesgenossen das Idealbild des Pastors, wie er sein soll, vorhielten. Zeuge des ist die reiche Literatur der Pastoraltheologie von Bucer's „Von der waren Seelsorg" und Zwingli's „Der Hirt" bis auf Herder, Harms, Löhe, Büchsel u. s. f. Das Standesgewissen war auch in den schlimmsten Zeiten nie verstummt. Auch an energischen Bemühungen, das Standesgewissen zu wecken und lebendig zu erhalten, hat es nie gefehlt. Wenn gleichwohl die Geschichte des Standes zu einem guten Teil auch eine Geschichte großer menschlicher Schwachheit, mannigfacher Verirrungen und Sünden ist, so erklärt sich das, was die Vergangenheit betrifft, ganz gewiß aus den Kämpfen und Schwierigkeiten, unter denen er sich emporzuringen und zu behaupten hatte. Man denke z. B. nur an das Material, auf das die großen Führer in der Reformationsperiode angewiesen waren. Es waren doch meist ehemalige Priester, die religiös und sittlich vom Katholizismus übelster Sorte lange nicht so los waren, wie wir es uns oft denken; oder es waren unwissende Neulinge, ehemalige Küster, Angehörige der niedersten Stände, die nur notdürftig herangeschult werden konnten. Man denke an die Besoldungs- und Besetzungsverhältnisse mit ihren sittlichen Gefahren, die teilweise noch in unsre Zeit hereinwirken; dann wird man vieles erklärlich finden und sich eher darüber wundern, daß es nicht noch schlimmer gewesen ist.

Es ist seither anders geworden. Vieles, was dem Stande gefährlich werden mußte, ist abgetan, vieles, was ihn in den Augen der Gesellschaft herabsetzte und mißliebig machte, ist weggefallen. Die materielle Lage und die soziale Stellung ist, so viel auch noch zu wünschen übrig bleibt, eine andere geworden. Im Durchschnitt der Allgemeinbildung wie im sittlichen Verhalten kann der Pfarrstand, das wird man behaupten dürfen, den Vergleich mit jedem anderen Stande aushalten. „Die Besten im Pfarrstand haben das Beste zu seiner Hebung getan". Das wird man mit Drews*) dankbar aussprechen dürfen. Dennoch hören die Klagen über den Pfarrstand in der Tagesliteratur und in den Kreisen der Gesellschaft, der Gebildeten wie der Ungebildeten nicht auf. Gälten sie etwa nur den Sünden und Ausschreitungen einzelner

*) Monatsschrift für kirchliche Praxis a. a. O. S. 30.

unwürdiger Elemente, die sich ja in jedem Stande finden, so gäben sie uns ja wohl auch zu denken, aber sie wären als Appell an das Standesgewissen und als mächtiger Sporn zu fortgesetzter Selbstreinigung des Standes, als Zeugnis dafür, wie hoch man von unserem Stande denkt, was man ihm zutraut und was man von ihm erwartet und fordert, nur zu begrüßen. Wir können uns aber dem Eindruck nicht verschließen, daß sie dem Stande selbst, nicht seinem Sosein, sondern seinem Dasein gelten. Gerade die Ernstesten und Eifrigsten seiner Vertreter seufzen am schwersten unter dem Widerwillen, auf den sie nicht etwa um ihrer Person willen — denn die wird meist ausdrücklich gnädig ausgenommen — sondern um des Standes willen in weiten Kreisen der Gebildeten und Ungebildeten stoßen. Fein gestimmte Gemüter leiden innerlich mehr, als man draußen weiß, unter dem Mißtrauen, das man ihnen eben, weil sie Pfarrer sind, entgegenbringt. Auch darüber könnten wir uns trösten, wenn wir nur immer dessen gewiß sein könnten, daß es die von uns vertretene Sache des Evangeliums ist, die den Widerspruch herausfordert. Wir könnten uns beruhigt auf Worte wie Joh. 15, 18. 19; 1. Joh. 3, 13 zurückziehen. Der Haß der Welt könnte uns nicht entmutigen, uns die Freude an unserem Berufe nicht beeinträchtigen, er würde uns nur in der Gewißheit bestärken, daß wir auf dem rechten Wege sind, daß unser Wirken sich in der Richtung Jesu selbst bewegt.

Aber es sind ja durchaus nicht immer und nicht bloß ausgesprochen unkirchlich gesinnte oder unchristlich gerichtete Kreise, die unserem amtlichen Wirken Mißtrauen oder doch eine recht kühle Haltung und passiven Widerstand entgegenbringen, sondern Gemeindegenossen, in denen ein ernstgemeintes Suchen und Fragen, ein lebendiges religiöses Interesse nicht zu verkennen ist. Es kann nicht das Evangelium selbst, es kann nicht die Religion überhaupt sein, wogegen sie sich auflehnen. Es kann im Grunde auch nicht unsere Person und unser Verhalten sein, woran sie sich stoßen. Denn sobald wir als Menschen mit ihnen verkehren, bezeugen sie uns ihre Achtung, ja Freundschaft. Es ist also das Amt, die berufliche Einfassung des Dienstes am Wort, die observanzmäßige Form und was damit zusammenhängt, es sind Gepflogenheiten, vielleicht uns gar nicht bewußte Äußerlichkeiten in Auftreten und Gebahren, was, mit Paulus zu reden, bei ihnen dem Evangelium ein Hindernis macht. *) Hier also müßte gerade in unseren Tagen die Standesseelsorge mit besonderer Offenheit und Gründlichkeit einsetzen. Sie hätte zwar natürlich immer in erster Linie sich auf dasjenige zu richten, was in der Person des Pfarrers, in seinem amtlichen und außeramtlichen Verhalten, im persönlichen und im häuslichen Leben der Wirkung des von ihm verkündigten Evangeliums sich hindernd in den Weg stellt. Das versteht sich von selbst, daß die, welche andern predigen, nicht selbst verwerflich werden dürfen, **) mit dem, was sie von andern fordern, zuerst bei sich und in ihrer nächsten Umgebung Ernst machen müssen, wenn sie anders von der Gemeinde ernst genommen werden wollen. Darüber brauchen wir gar kein Wort zu verlieren. Auch das versteht sich von selbst, daß die

*) 1 Kor. 9, 12 b.
**) 1 Kor. 9, 27 b.

Standesseelsorge den Stand als solchen nicht schonen darf, daß sie mit Ernst und Nachdruck sich bemühen muß, alles, was an den Sitten und Gepflogenheiten, an den Eigentümlichkeiten und Überlieferungen unseres Standes, mag es durch seine Geschichte noch so berechtigt und begreiflich erscheinen, aufzudecken und abzutun ist, was dem Evangelium den Eingang in die Gemeinde und die Aufnahme erschwert. Daß die Betätigung warmen Interesses für die Wohlfahrt unseres Standes, die Arbeit für seine wirtschaftliche und gesellschaftliche Hebung uns nicht der Arbeit an der eigenen Gemeinde entziehen darf, daß unter den Nebenbeschäftigungen, zu denen uns das Interesse des Standes nötigt, der uns zunächst befohlene Dienst nicht leiden darf u. a., darüber ist bei den ernsten Vertretern des Standes kein Zweifel. Die Pietät gegen den Stand, die Rücksicht auf die Wahrung der Standesinteressen darf uns niemals dazu verleiten, am Standesgenossen etwas zu entschuldigen oder gar zu billigen, was wir an einem Christen zu verurteilen haben. Es ist gewiß berechtigt, daß wir vieles schonend den Blicken der Welt entziehen, was menschliche Schwachheit fehlt. Niemals aber darf die Rücksicht auf die Ehre des Standes so weit gehen, daß wir Böses gut heißen, offenbare Sünde mit dem Evangelium zudecken. Vieles hängt unserem Stande an und geht ihm noch aus der Zeit seines Emporringens nach, was die Gesellschaft bislang mild beurteilte, zwar belächelte, aber nach dem bekannten Grundsatze sich gefallen ließ: tout comprendre c'est tout pardonner. Heutzutage kann die liebenswürdigste Schwäche zur Gefahr werden, dem Evangelium ein Hindernis machen. Der Pfarrer darf an Wissen und Allgemeinbildung, an gesellschaftlicher Haltung und Anstand des Betragens hinter dem Gebildetsten in seiner Gemeinde nicht zurückstehen. Einst konnte der verbauerte Landpastor, wenn er nur seine Sache verstand und über der Landwirtschaft die gewissenhafte Vorbereitung für seine amtlichen Pflichten nicht versäumte, noch auf eine Wirksamkeit rechnen. Heute, wo Stadt- und Landbevölkerung immer mehr ineinander fließen, können Bauernmanieren nicht mehr getragen werden. Doch das alles ist selbstverständlich und bedarf keiner weiteren Ausführung. Wohl aber, meinen wir, müßte in unserer empfindlichen Zeit die Standesseelsorge mit noch mehr Ernst auf die Versuchungen und Gefahren hindeuten, die uns nicht sowohl aus der äußeren Zugehörigkeit zum Stand, aus der Belastung desselben mit Überlieferungen oft nicht ganz unbedenklicher Art, als vielmehr aus unserem Beruf als Diener des Wortes erwachsen. Vielleicht sind es gerade sie, bezw. die daraus entstehenden Einseitigkeiten, Verirrungen und Sünden, die unserer Wirksamkeit am meisten zum Hindernis werden. Die schwerste Gefahr für unsere eigene Seele, für unser persönliches Heil ist der Beruf selbst, der uns anvertraut ist. Das klingt auf den ersten Blick paradox. Unser Beruf nötigt uns doch zur täglichen Beschäftigung mit dem Worte Gottes, stellt uns immer und immer wieder unter die unmittelbare Wirkung der Person Jesu Christi. Aber bringt nicht gerade diese vom Beruf erforderte unausgesetzte Beschäftigung mit dem Worte Gottes, die tägliche Nötigung, es für andre auszuschöpfen und zu verwerten, die Gefahr mit sich, daß es für uns selbst die Kraft und Frische der Wirkung verliert, unser Sinn sich dagegen abstumpft, daß wir im amtlichen Gebrauch des Wortes Gottes und über demselben der verhärtenden Wirkung der Gewohnheit verfallen, dadurch, daß

wir fort und fort den Samen ausstreuen, selbst zum harten Weg werden, von dem Matth. 13, 1. 2 die Rede ist?

Zu der Gefahr, daß über dem berufsmäßigen Gebrauch des Evangeliums uns der persönliche, der Gebrauch im Interesse des eigenen Heils abhanden oder außer Übung kommt, gesellt sich die weitere, daß wir über der theologischen Beschäftigung mit dem Worte Gottes, die für uns allererste Pflicht ist, sehr leicht, wenn wir nicht sorgfältig acht haben, die religiöse verlernen. Diese Gefahr liegt um so näher, als schon unsere ganze Berufsbildung es mit sich bringt, das Wort Gottes vorwiegend und einseitig als Mittel zur richtigen Heilserkenntnis zu verstehen und zu verwerten. Darüber versäumen wir leicht, es als Heilswort zu gebrauchen und seine personbildende Kraft auf uns wirken zu lassen. Das hängt mit dem vorwiegend intellektualistischen Zug unserer Theologie, bezw. unserer Kirche zusammen und ist in deren Entstehung und Wesen wohl begründet. Es handelt sich vor allem um die Prüfung und Feststellung der Wirklichkeit, mit der unser Glaube zu rechnen hat und sich in lebendige Beziehung setzen will; wir müssen immer aufs neue der Tragkraft des Grundes uns vergewissern, auf den wir uns stützen. Die streng wissenschaftliche Schriftforschung ist der Stolz unserer Theologie. Sie würde sich das Rückgrat zerbrechen, würde sie aus irgend welchen Rücksichten, sei es denen der Bequemlichkeit, sei es denen der Opportunität, darauf verzichten. Die Wirkung unserer Verkündigung in Predigt, Unterricht und Seelsorge ist wesentlich durch das Vertrauen bedingt, daß wir uns dabei durch kein anderes Interesse, als das der Wahrheit leiten lassen. Dieses Vertrauen berechtigt uns nicht nur, sondern verpflichtet uns zur wissenschaftlichen Forschung und bei dieser zum rückhaltlosen Gehorsam gegen die Wahrheit. Denn nicht eine gedachte, zum voraus gewollte und angenommene, durch irgend eine außer ihr liegende Autorität zu deckende Wirklichkeit ist es, auf die wir das Heil gründen können und dürfen, sondern die Wirklichkeit, wie sie ist, sich uns als solche darstellt und erweist, aller kritischen Forschung standhält. Denn nur sie bietet den festen Rückhalt und unerschütterlichen Grund für Leben, Leiden und Sterben. Nur das Wort Gottes, wie es gelautet hat und gemeint ist, in seinem ursprünglichen und authentischen Sinn erweist sich wirklich als unseres Fußes Leuchte und als Licht auf unserem Wege, als Kraft des Trostes, als unausweichliche Forderung, als Wort G o t t e s, mit dem nicht zu scherzen ist. Darum müssen wir unermüdlich daran arbeiten, es immer reiner und voller zu gewinnen und zu verstehen. Aber was unser Recht und unsere Pflicht, unsere Ehre und die Bedingung unserer Kraft ist, das kann uns, wenn wir nicht streng genug acht haben, zur Gefahr, kann unserer Theologie und damit unserer Kirche zum Verhängnis werden, wenn wir vergessen, daß die Forschung zuletzt doch nur das Mittel zum Zweck ist, die religiöse Wirklichkeit festzustellen und zu sichern, wenn wir vergessen, daß es für uns selbst und für die, die an uns gewiesen sind, vor allem darauf ankommt, die so erkannte und gesicherte Wirklichkeit auf unser Gewissen wirken zu lassen, uns mit ihr in Beziehung zu setzen, unser Denken und Handeln, unsere Grundsätze und unsere gesamte Lebensrichtung mit ihr in Einklang zu bringen. Was diese Gefahr eines einseitigen Intellektualismus für die Theologie, für den Pfarrstand, für das Leben der

Kirche bedeutet, das lehrt zur Genüge das Zeitalter der Orthodoxie.*) Liegt sie der Gegenwart so sehr fern? Wie damals, so steht auch jetzt wieder die Theologie im Zeichen des Kampfes um die „reine Lehre“, um die Feststellung und Sicherung der Heilsgrundlagen, bezw. um deren Freilegung, um das Recht und die Grenzen der wissenschaftlichen Forschung. Muß nun nicht die Art und Weise, wie dieser Kampf geführt wird, die Leidenschaft und Heftigkeit, die nörgelnde, schulmeisternde Kleinlichkeit, vor allem aber die Ungerechtigkeit und Unwahrhaftigkeit, wie sie in gegenseitiger Verdächtigung, im Unterschieben falscher Motive und Behauptungen so häufig zu Tage tritt, bei Unbeteiligten und Unbefangenen, besonders aber bei solchen, denen es mit der Religion Ernst ist, den Eindruck hervorrufen, daß es uns Theologen eben um den Streit selbst zu tun sei, daß die Wahrheit, um die wir kämpfen, uns im tiefsten Grunde doch nicht so viel bedeute, als der Eifer, mit dem wir kämpfen, glauben lassen möchte, weil diese Wahrheit, wäre sie uns selbst die Wirklichkeit, mit der jeder zu rechnen hat, dann doch einigermaßen auf uns selbst wirken, mindestens den Ton und die Art unseres Kampfes beeinflussen müßte? Wenn dies aber der Eindruck ist, können wir uns dann darüber wundern, wenn Gebildete und Ungebildete auf die Meinung kommen, daß es sich um bloßes Schulgezänke der Theologen, nicht um Heils- und Lebensfragen handle, und sich mehr und mehr in tiefer Verstimmung abwenden? Denn die Wichtigkeit, der Wert und die Tragweite von Wahrheiten, auf die etwas ankommt, also vorab von religiösen Wahrheiten wird vor allem durch den Gebrauch bezeugt und erhärtet, den wir für die eigene Person davon machen. Von der Heilsnotwendigkeit einer religiösen Wahrheit, für die wir uns einsetzen, von dem alles überragenden Wert eines religiösen Gutes, um das wir kämpfen, können wir niemand überzeugen, wenn nicht schon die Art und Weise, der Geist und Ton unseres Kämpfens den Beweis liefert, daß diese Wahrheit eine religiöse, das Denken und Leben bestimmende Macht, daß dieses Gut ein religiöser, die ganze Seele erfüllender, über alles Niedrige erhebender Besitz ist. Erscheint uns also z. B. die Übereinstimmung im Lehrausdruck als ein solches Gut, weil wir den Bestand und Zusammenhalt unserer Kirche als der Kirche des Evangeliums nur durch die Einheitlichkeit und Geschlossenheit des Lehrtypus gewährleistet, und nur durch den Bestand und Zusammenhalt der Kirche als einer organisierten Gemeinschaft die zielbewußte Verkündigung des Evangeliums, sowie dessen volle Wirkung auf die Gewissen gesichert sehen, so haben wir uns in den Sätzen, die wir aufstellen, in den Forderungen, die wir erheben, in den Worten, mit denen wir dafür eintreten, sorgfältig vor dem Scheine zu hüten, als gälte es uns nicht zuletzt einzig und allein um das Evangelium selbst, um die Sicherung seiner vollen und reinen Wirkung.

Erscheint uns anderseits gerade diese durch eine formale gesetzliche Lehrzucht gefährdet, weil wir so, wie wir die Zeichen der Zeit verstehen und die religiöse Lage beurteilen, die Überzeugung haben, daß die Verkündigung des Evangeliums nur dann noch Aussicht auf Erfolg habe, wenn sie ungezwungen, aus persönlichem Drang, als unbeeinflußter, unverdächtiger Aus-

*) Drews a. a. O. S. 48–71.

druck innerster Überzeugung erfolge, weil jeder Schein des Zwanges oder der gesetzlichen Verschränkung sie in den Verdacht bringt, als erfolge sie aus irgendwelchen fremden Interessen, und ihr damit das Vertrauen entzieht, — erscheint uns also die Freilassung der Lehre, das freie Spiel der Kräfte als das religiöse Gut, für das wir uns mit allem Eifer einsetzen zu müssen glauben, so haben wir wiederum uns mit aller Sorgfalt vor dem Scheine zu hüten, als sei es die Freiheit als solche, um die es uns gilt, nicht einzig das Evangelium selbst, die Reinheit und die Ungebrochenheit seiner Wirkung auf die Gewissen, zu deren Sicherung wir allein die Freiheit begehren. Denn so wenig man auf jener Seite das Evangelium einer menschlichen Organisation ausliefern und dadurch binden will, so wenig will man es auf dieser in Frage stellen, das Heil in die Luft bauen. Um solchen Schein zu vermeiden, gibt es kein anderes Mittel, als daß wir hüben und drüben das Evangelium vor allem auf uns selbst wirken lassen, also uns selbst fleißig zudienen, d. i. Seelsorge an uns selbst und aneinander treiben. Kein Superintendent, kein Bischof kann uns das leisten. Wir müssen es selbst besorgen, und wir wollen uns dabei auch durch die Beurteilung unseres Standes und seines Gebahrens fördern lassen, wie sie uns in der Literatur entgegentritt. Sie mag uns sehr weh tun, weil sie häufig ungerecht und unbillig ist, das, was einzelne versehen, verallgemeinert und überhaupt selten unsere Aufgabe zum Ausgangspunkt, sondern den Pfarrer, wie sie ihn haben will, zum Maßstab nimmt. Auseinandersetzung wird auch dann immer noch nötig sein. Aber sie wird immer mehr den Ton des brüderlichen Austausches annehmen. Wir werden nie auf eine Formel — es wäre gar nicht heilsam — uns vereinigen, aber in Einer Gesinnung zusammenfinden (Phil. 2, 5), und das ist die Einheit, die der Herr für die Seinen erbeten hat (Joh. 17, 22), eine Einheit, die nicht gemacht werden kann, sondern frei werden muß und uns wird, je mehr wir an uns selbst und aneinander Seelsorge treiben.

Zur Reform der Bibelstunde.

Von Lic. Hermann Freytag, Pfarrer in Reichenberg (Westpreußen). *)

„Es ist die Ehre der evangelischen Kirche seit der Reformation, daß sie Bibelchristen erzieht, darin liegt auch ihre Hauptstärke gegen Rom". Als ich kürzlich wieder diese Worte bei Achelis (Prakt. Theol. 2. Aufl. Bd. II S. 89) las, konnte ich doch nicht umhin, angesichts dieser von der Wirklichkeit so stark sich entfernenden Äußerung, mich zu fragen: wo sind diese Bibelchristen? Gewiß, in der Schule werden die Kinder zur Bibellektüre angehalten, im Konfirmandenunterricht wird diese Anleitung fortgesetzt, aber dennoch: wo sind in unsern Gemeinden diese Bibelchristen? Mir ist ja nicht unbekannt, daß es einzelne Gegenden unseres Vaterlandes, einzelne Kreise innerhalb unserer Kirche gibt, wo noch ein solches Bibelchristentum vor-

*) Anm. der Red. Nachstehender Aufsatz ist schon im Jahre 1905 eingereicht worden und mußte zu unserm Bedauern wegen Stoffandrangs immer wieder zurückgestellt werden.

handen ist, und zwar sowohl bei hochgebildeten Leuten als auch beim einfachen Manne, aber neun Zehntel unserer Gemeinden dürften einem solchen Bibelchristentum ganz fern stehen. Auch wo noch ein reger kirchlicher Sinn vorhanden ist, gründet er sich nicht auf ein engeres Vertrautsein mit der heiligen Schrift. Und das ist auf dem Lande meist ebenso wie in der Stadt. Keine Bibel im Hause zu haben, wird wohl überall, wo man noch nicht in offener Feindschaft der Kirche gegenübersteht, als etwas Ungehöriges empfunden, aber die Bibel zu gebrauchen, fleißig zu lesen, fühlt man weder das Bedürfnis noch die Verpflichtung. Wozu auch? Man hat ja seinen Katechismus noch nicht vergessen und das ist doch, wie man gelernt hat, ein Auszug des Wichtigsten aus der heiligen Schrift. In ihm hat man doch alles zum seligmachenden Glauben Notwendige, wozu sollte da noch die Bibellektüre nötig sein? So liegen die Dinge heute bei uns. Nicht Bibelchristen haben wir in unsern Gemeinden, sondern Katechismuschristen.

Daß das nicht der für eine evangelische Gemeinde normale Zustand ist, ist sicher. Aber wie ist ihm abzuhelfen? Mahnungen an die Pflicht des evangelischen Christen, Predigten über den Wert, ja, die Notwendigkeit des Schriftgebrauchs tun's nicht, Drängen auf die Wiederaufnahme der häuslichen Andacht ebensowenig, denn wo dieses von Erfolg ist, wird sich die Hausandacht doch weit eher an ein Andachtsbuch anschließen als an die Bibel.

Nun hat sich ja an manchen Stellen ein Mittel dagegen bewährt und wird in Erlassen der Kirchenbehörden immer wieder als eine wertvolle und segensreiche Einrichtung den Geistlichen dringend ans Herz gelegt, die Bibelstunde. Ist sie denn aber wirklich im allgemeinen ein so wertvolles Stück in der Arbeit der Wortverkündigung? Sehen wir uns zunächst rein äußerlich ihre Erfolge an. Da hält in der großen Stadtgemeinde von 10000 Seelen der Pfarrer treulich seine wöchentliche Bibelstunde vor 30 bis 40 Zuhörern oder vielmehr Zuhörerinnen, während in der kleinen Landgemeinde dieselbe oder eine noch geringere Hörerzahl nur durch das fleißige Erscheinen der Konfirmanden erreicht wird. Kann man da wirklich von einem Erfolg reden, insofern es sich doch um eine Einführung der Gemeinde in die Schrift handelt? Immerhin wäre es ja schon ein sehr dankenswerter Erfolg, wenn dieses Ziel bei jenen 20 bis 40 Seelen erreicht würde. Aber geschieht das? Solange die Bibelstunde nichts anderes ist als eine nur wenig von der sonntäglichen Predigt sich unterscheidende erbauliche Ansprache — und das ist sie in unendlich vielen Fällen*) — geschieht es jedenfalls nicht. Aber auch da, wo man versucht, ein zusammenhängendes Verständnis eines biblischen Buches zu vermitteln, wird der Erfolg meistens ausbleiben. Oder kann man wirklich gerade von dem Bibelstundenpublikum die Summe von geistiger Elastizität erwarten, die dazu gehört, wochen- ja monatelang immer wieder den abgerissenen Gedankenfaden nach etwa achttägiger Unterbrechung aufzunehmen und so am Schlusse einer langen Reihe von Bibelstunden wirklich im Besitze eines positiven

*) Begriff und Aufgabe der Bibelstunde ist ja von der theologischen Wissenschaft bisher noch kaum festgestellt. Die praktische Theologie ignoriert sie gewöhnlich vollständig. Die bisher einzige Untersuchung ihres Wesens hat, soviel ich sehe, Gottfried Berndt in „Mancherlei Gaben und ein Geist" Bd. 34 S. 583 ff. geboten. Vgl. Anm. der Red. oben und Monatschr. f. Pastoralth. Heft 1 d. Jahrg. S. 29 ff.

Verständnisses von dem behandelten biblischen Buche zu scheiden? Ja, ist es überhaupt möglich, dem einfachen Manne dieses Verständnis so zu vermitteln, daß es sein dauernder Besitz bleiben kann? — Aber vielleicht ist damit die Aufgabe der Bibelstunde auch noch nicht richtig bezeichnet. Nie wird sie dieselbe richtig erfassen können, wenn sie etwa meint, an die Stelle häuslicher Bibellektüre treten zu müssen. Das soll sie nicht und kann sie nicht. Nur das kann ihre Aufgabe sein, zu jener Lektüre anzuregen und die ihr entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen. Das wird sie aber nie erreichen, wenn sie sich zu einer Predigt über den zu behandelnden Schriftabschnitt ausbildet, wodurch der Hörer einmal den Text so gründlich entwickeln sieht, daß für ihn selbst kaum noch etwas hinzuzufügen bleibt, zugleich aber ihm der Mut genommen wird, selbst an die Schrift heranzutreten, da er ja von vornherein weiß, daß er zu einer auch nur annähernd vollkommenen Ergründung seines Textes nie kommen kann. Näher kommt sie ihrem Ziele, wenn sie die heute schon häufiger angewandte Form der Bibelbesprechung, die doch eine gewisse Selbsttätigkeit der Teilnehmer fordert, annimmt, obgleich auch diese schon Bibelleser voraussetzt, jedenfalls aber kaum jemand anziehen wird, der nicht das Bedürfnis des Eindringens in die Schrift mitbringt. Das eigentlich zu lösende Problem ist aber doch das, wie wir in unsern Gemeinden dieses Bedürfnis wieder erwecken können.

Um diesem Problem näher zu kommen, gilt es zunächst zu fragen, warum die Bibel nicht mehr gelesen wird. Wohlgemerkt handelt es sich hier nicht um die Bibelfeindschaft des Unglaubens, sondern um die Vernachlässigung der Bibellektüre in den Kreisen der kirchlich Gesinnten. Da ist als erster Grund wohl der zu beachten, daß die Bibel eben nicht mehr den meisten Christen „das Buch“ d. h. das einzige Buch ist, das in ihre Hände kommt. Der Gesichtskreis auch des einfachen Mannes hat sich erweitert, sein Interesse hat sich in weit höherem Maße, als dies früher der Fall war, den allgemeinen Weltbegebenheiten zugewandt und die Mittel, dieses Interesse zu befriedigen, sind ihm zugänglich geworden in der Tagespresse sowie in zahlreichen Bibliotheken, die für sein Lesebedürfnis sorgen. So wird die ihm für seine Lektüre zur Verfügung stehende Zeit sowie seine geistige Aufnahmefähigkeit durch eine Lektüre in Anspruch genommen, die dem augenblicklichen Bedürfnis weit mehr entspricht als diejenige der Bibel und darum diese verdrängt hat. Natürlich kann aber dieses nicht der einzige Grund für die Vernachlässigung der Bibel sein und ist es auch nicht.

Ein viel wichtigerer liegt in dem eigentümlichen Gebrauch, den die evangelische Kirche von vornherein von der Bibel gemacht hat. Das sola scriptura gilt uns als die Grundlage der evangelischen Kirche und mit Recht, aber es wäre doch ein böser Irrtum, wenn wir meinen wollten, die evangelische Kirche wäre so entstanden, daß der einzelne auf Grund seines Schriftstudiums und seiner an der Schrift gemachten Glaubenserfahrung zu einer Heilsgewißheit gekommen sei, die wegen ihrer Übereinstimmung mit der Lehre Luthers ihn sich der evangelischen Kirche anschließen ließ. O nein! — Als Luthers Thesen, als seine ersten reformatorischen Schriften ihren Siegeslauf durch Deutschland machten, da hatte nicht der Hundertste, ja, wohl kaum der Tausendste von denen, die ihnen zujubelten, eine Heils-

gewißheit aus der Schrift gewonnen, die jener Luthers so verwandt war, daß er um dieser Übereinstimmung willen ihm zugefallen wäre, sondern jene Tausende die ihm zufielen, taten dies, weil sie fühlten, daß das, was Luther zu sagen hatte, das wäre, was sie zu ihrem Heile brauchten. Sie gewannen ihre Glaubenszuversicht nicht auf Grund der Schrift sondern auf Grund der Verkündigung des Evangeliums, wie sie in Luthers Schriften ihnen entgegentrat. Erst als durch Luthers Übersetzung die Schrift in vieler Hände kam, konnte der einzelne daran gehen, durch fleißiges Schriftstudium die Probe zu machen, ob Luthers Lehre auch in der Schrift gegründet sei. So wurde von vornherein für den einzelnen die Schrift nicht Quelle des Glaubens sondern Prüfstein der Lehre, und gerade diese Stellung hat sie Jahrhunderte hindurch eingenommen. Quelle des Glaubens dagegen war die Predigt, die sich ihrerseits als mit der Schrift in Einklang befindlich bewähren mußte. Nur wo diese ganz unerreichbar blieb, mag die Lektüre der Bibel sie ersetzt haben und damit zur direkten Glaubensquelle geworden sein, wobei aber doch immer zu beachten ist, daß auch hier das evangelische Bewußtsein der Leser die Richtlinien für ihr Schriftverständnis von vornherein feststellte, so daß doch auch hier im ganzen sich die schon oben festgestellte Norm wiederholt. Die aus der Schrift entnommene Lehre der Kirche ist des Glaubens Quelle und wird als richtig auch von dem einzelnen erkannt an ihrer Übereinstimmung mit der Schrift.

Dieser Schriftgebrauch war wohl geeignet bibelfeste Leute zu erziehen, so lange man seinen Glauben gegen die Römischen auf der einen Seite, gegen alle möglichen Sekten und Schwärmer auf der andern Seite zu verteidigen hatte. Da nämlich diese alle doch auch mit dem Schriftwort ihren Glauben verteidigten, so konnte nur der in Angriff und Verteidigung seinen Mann stehen, der die allen gemeinsame Waffe, das Gotteswort, zu gebrauchen verstand. Sobald aber für die Kirche die Zeit der Ruhe kam, verschwand eigentlich ganz naturgemäß jene Bibelfestigkeit, da man als Waffe die Schrift nicht mehr brauchte, für die Gewinnung der eigenen Heilsgewißheit aber eigentlich immer ohne sie ausgekommen war.

Freilich erstand fast gleichzeitig der Kirche und der persönlichen Glaubensgewißheit ein neuer Feind in dem **kritischen Geiste** des Zweifels und Unglaubens, aber gegen ihn war die Schrift nicht so leicht als Waffe zu handhaben, weil er eben die Schrift selbst angriff, ihre Gründe hatten keine Beweiskraft, weil man nicht mehr in der Voraussetzung der Normativität der Schrift übereinstimmte. Hier haben wir den andern Grund für die Gleichgültigkeit eines großen Teils unserer altgläubigen kirchlichen Kreise gegen die Schriftlektüre. Die Stellung dieser Kreise zur Schrift ist eine eigentümlich gespannte geworden. Man kennt aus der kirchlichen Lehre die heilige Schrift als Gotteswort, und versteht diesen Satz einfach im Sinne der alten Inspirationslehre, die gerade in gläubigen Laienkreisen noch immer für die kirchlich einzig korrekte und mit dem Glauben einzig vereinbare gilt. Nun hat aber die ganze moderne Denkweise dieser Auffassung vom Wesen der heiligen Schrift jeden Boden entzogen und auch der gläubige Christ kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß er mit der einfachen Identifikation von Schrift und Gotteswort nicht mehr auskommt, ja er selbst muß, mit moderner Bildung, und wenn es die der einfachsten Dorf-

schule ist, ausgestattet, an einzelnen Dingen, zum mindesten an dem ganzen biblischen Weltbilde Anstoß nehmen. Wie zieht er sich nun aus diesem Dilemma? Entweder er stellt sich mit Bewußtsein auf den streng biblischen Standpunkt des scriptum est, und lehnt damit alles moderne Denken ab, oder — und das scheint am häufigsten die Lösung zu sein —, er hält streng an seinem Katechismusglauben fest, braucht aber die Bibel nur so, daß sie ihm eine Sammlung von Sätzen zur Bestätigung der Lehre ist (dicta probantia), die umgeben sind von einer Menge von Erzählungen und Beweisführungen, die für das Glaubensleben im allgemeinen geringe Bedeutung haben, für sein eigenes Glaubensleben jedenfalls nie von irgend welcher Bedeutung gewesen sind. Theoretisch ist ihm die Bibel Gottes Wort, die Quelle aller christlichen Lehre und alles Glaubens, in der Praxis weicht er jeder Bibellektüre und jeder Auseinandersetzung über die Bibel aus, weil er das peinliche Gefühl hat, seinen Standpunkt weder gegen die Angriffe des Gegners noch gegen die seines eigenen Denkens siegreich behaupten zu können.

Wie ist nun diesen Leuten zu helfen? Jedenfalls nicht durch die Bibelstunde in ihrer gewöhnlichen Form. Denn für das gründliche Durchdringen des einzelnen Bibelabschnitts oder gar für die Erfassung größerer Zusammenhänge haben sie gar kein Bedürfnis. Diese Arbeit haben für sie die Väter der evangelischen Kirche getan, und daß deren Lehre mit der Schrift übereinstimmt, steht ihnen auch ohne den Nachweis im einzelnen fest. Ebensowenig darf man etwa meinen, durch Verbreitung christlicher Volksliteratur diesem Übel steuern zu können. Was soll die in diesem Falle helfen? Unsere christliche Volksliteratur, vor allem unsere Sonntagsblätter, Traktate u. s. w. geben sich gewöhnlich den Anschein, als kennten sie die Bibel auch nur als das vollkommene Gotteswort, ja, als sei dies auch heute noch der allgemein anerkannte Standpunkt, wobei höchstens zugegeben wird, daß offenbare Feinde des Gottesreichs, Kinder der Finsternis einen andern Standpunkt vertreten. Was soll das dem helfen, der trotz seines Glaubens an seinen Heiland jenen seinen Bibelglauben bedrohenden Zweifeln sein Herz nicht verschließen kann? Da wird das, was pädagogische Weisheit sein soll, zur größten Torheit, ja zur Versündigung an den Seelen, die man leiten soll. Statt daß man sie lehrt, den Feind scharf im Auge zu behalten, daß man sie mit Waffen gegen denselben ausrüstet, gibt man sich den Anschein, nichts von einem nahenden Feinde zu spüren, schläfert sie ein und liefert sie so dem Feinde wehrlos aus.

Was soll denn überhaupt diese ewige Angst der kirchlichen Kreise davor, Fragen der Bibelkritik vor die Gemeinde zu bringen? Wir können völlig sicher sein, daß das für uns schon längst andere besorgt haben. Oder glauben wir denn wirklich im Ernst, daß alle die unendlich zahlreichen kleinen und kleinsten Kanäle, durch die bei der heutigen Vielseitigkeit und Regsamkeit des geistigen Lebens jeder neue Gedanke schließlich den Weg in die abgelegensten Erdenwinkel findet, gerade bei der Behandlung dieser Fragen versagen könnten, gerade bis in unsere Gemeinden nicht reichten? Und wir brauchen dabei nicht bloß an die Propaganda des Unglaubens zu denken, auch die gute Presse, auch die ernste Literatur geht doch heutzutage an diesen Fragen nicht achtlos vorüber. Ja, schließlich sitzt vielleicht, während wir uns ängstlich hüten, irgend eine Frage des Zweifels vor den

Ohren der Gemeinde zu berühren, um ja nicht Zweifel anzuregen, dicht neben uns ein Menschenkind und wartet mit Sehnsucht darauf, daß einer käme und es den Weg aus seinen Zweifeln heraus finden lehrte. Wie wunderlich die Wege, auf denen jene Dinge zuweilen ins Volk kommen, sein können, möge folgende kleine Geschichte lehren.

Kommt da einmal in einem abgelegenen Dörflein der Kassubei der junge Pfarrer zu einem alten Bauern, der ihm schon als ein Querkopf und Grübler bezeichnet worden ist. Der Alte sitzt, als der Pfarrer eintritt, bei seiner kleinen Lampe und liest in einer Zeitung, ist aber sehr erfreut, den Pfarrer zu sehn, und schnell dabei, viel schneller als das sonst bei solchen Besuchen zu gehen pflegt, das Gespräch auch auf religiöses Gebiet hinüberführen zu lassen. Hier hat er vor allem das Bedürfnis, einer Reihe von Zweifeln gegen die Glaubwürdigkeit der Bibel Ausdruck zu geben. Die redende Schlange im Paradiese und die Eselin Bileams waren die Dinge, an denen er hauptsächlich Anstoß nahm, und die Quelle, auf die er sich bei der Entwicklung seiner Gedanken am liebsten berief war Professor Michaelis. Professor Michaelis? — Der Pfarrer mühte sich zunächst vergeblich, diesem auf die Spur zu kommen. Sollte damit ein Glied der Theologenfamilie des 18. Jahrhunderts gemeint sein? Endlich löste sich das Rätsel, der Bauer brachte das Buch herbei, das seine Lektüre gebildet und seiner Bibelbetrachtung die Anregung gegeben hatte, es war Johann David Michaelis, Einleitung in die göttlichen Schriften des Neuen Bundes, Göttingen 1750.

Dieses Geschichtchen, für dessen Wahrheit der Verfasser sich verbürgen kann, da er selbst der Pfarrer ist, dem es vor etwa 8 Jahren passierte, dürfte so viel zeigen, daß wir nie die mannigfaltigen Wege, auf welchen die kritischen Fragen auch in die entferntesten Winkel unserer Gemeinde gelangen, völlig überschauen können. Aber nicht jedes Gemeindeglied ist so mitteilsam und so disputiereifrig wie jener Bauer, und deshalb dürfen wir ja nicht meinen, daß da, wo uns gegenüber kein Zweifel laut wird, auch keiner vorhanden sei. Vergessen wir doch nicht immer wieder, daß gerade uns, die wir in den Augen der Gemeinde als Hüter der Heiligkeit der Bibel, als berufene Vertreter der allein als kirchlich korrekt geltenden Inspirationslehre dastehen, sich die Herzen derer, die hier wankend geworden sind, nur mit Widerstreben öffnen können.

Darum gilt es, diesen Dingen mit Ernst gegenüberzutreten und wirklich mit Klarheit dem Ziele zuzuarbeiten, daß unsern Gemeinden ihre Bibel wieder lieb werde. Haben wir oben die Gründe für die Vernachlässigung der Bibel in den Gemeinden erkannt, so gaben uns diese auch die Richtlinien für unsere Gegenwirkung an. Es gilt zunächst die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die dem Bibelgebrauch die Unsicherheit in Bezug auf Wort und Wahrheit der Bibel in den Weg legt und sodann die Notwendigkeit des Forschens in der Schrift als Voraussetzung unserer Glaubensgewißheit zur Erkenntnis der Gemeinde zu bringen.

Wie kann man der Gemeinde zu einer sichern Stellung gegenüber den kritischen Fragen der Gegenwart verhelfen? — Nur indem man ihr die Wege ebnet zu einer historischen Auffassung der Schrift. So lange wir nicht Ernst damit machen, den Gemeinden klar und deutlich zu sagen, daß der

Satz „die Bibel ist Gottes Wort", so wie er gewöhnlich im Sinne der alten Inspirationstheorie verstanden wird, auf einem Irrtum beruht, so lange müssen wir noch für sie zittern vor jedem Hauche der Kritik, der sie berührt. Nur wenn wir ihnen zeigen, daß in der heiligen Schrift das göttliche Wort nur so enthalten ist, daß dieser ewige unvergängliche Kern umschlossen ist von einer menschlich-irdischen vergänglichen Schale, nur dann können sie es begreifen, daß die Arbeit der Kritik, die diese Schale zerlegt, durchbohrt, zerkleinert, den Kern nicht zu zerstören braucht, ja, wohl schließlich dahinführen muß, diesen Kern uns von allen Seiten freizulegen und zugänglich zu machen. Nun fällt aber unter dieser kritischen Arbeit hier und da auch ein Stück der biblischen Überlieferung, das zugleich eine Stütze unseres Glaubens zu sein schien. Da gilt es nun wiederum den rechten religiösen Gebrauch der Schrift klarzustellen und zu fördern. Nicht dazu ist sie da, uns Stützen für unsern Katechismusglauben zu geben, sondern dazu uns Christum zu zeigen, und wer zu ihr kommt mit der Sehnsucht: „Wir wollten Jesum gerne sehen", der kann sein Sehnen ebenso gestillt finden in einer kritisch angeschauten Bibel wie in einer als Ergebnis göttlicher Inspiration im altdogmatischen Verstand verehrten.

Hiermit ist aber auch schon die Antwort auf den bei solchen Ausführungen stets zu erwartenden Einwurf, daß man doch unmöglich die Bibelkritik in die Gemeinden tragen dürfe, gegeben. Der Schwerpunkt der Arbeit an und in der Gemeinde muß ganz und gar auf religiösem Gebiete liegen. Darum besteht auch in Bezug auf die Bibel unsere Aufgabe ganz und gar darin, den rechten religiösen Gebrauch der Schrift nach Kräften zu fördern. Jene Auseinandersetzung mit der Kritik, jene Feststellung des berechtigten Arbeitsgebiets derselben, dient nur, wie schon oben gesagt, dazu, Hindernisse, die jenem religiösen Gebrauch entgegenstehen, zu beseitigen, hat also ein selbständiges Recht innerhalb der Wortverkündigung nicht. Darum wäre es allerdings falsch, der Gemeinde Kritik zu bieten ohne Zusammenhang mit der positiven Evangeliumsverkündigung. Wie man aber etwa ein Lebensbild Jesu bieten will, ohne wenigstens auf die elementarsten Fragen der Kritik einzugehen, ist nicht recht verständlich. Auf den Standpunkt der alten Evangelienharmonie können wir uns doch nicht einfach stellen. Und etwa um jener Notwendigkeit des Berührens kritischer Fragen willen um gewisse Aufgaben immer wieder herumzugehen ohne den Mut, sie anzugreifen, geht doch auf die Dauer auch nicht an. Anderseits gilt doch auch, wenn man an jene Aufgaben herangeht, die Pflicht strengster Selbstbescheidung. Wir wissen hoffentlich alle, wie mißlich es ist, von „gesicherten Ergebnissen der kritischen Forschung" zu reden oder auch von einem „festen Ertrage der positiven Wissenschaft". Dann aber müßte es uns auch von vornherein feststehen, daß unsere Gemeindearbeit nie im Dienste einer theologischen Schule stehen darf, daß wir, seien wir selbst positiv oder liberal, in keinem Falle Herren über das Glauben und Denken unserer Gemeinden sind. So töricht und falsch es ist, wenn der positive Pfarrer alles liberale Denken in seiner Gemeinde zu Tode predigen, lehren, zeugen möchte, so töricht und falsch ist es auch, wenn der liberale Pfarrer jede positive Richtung als rückständig und unwissenschaftlich zu Grunde richten will. Nach beiden Seiten wird genug gesündigt und da-

durch bewiesen, wie wenig wir noch immer gelernt haben, unsere Arbeit an den Seelen, abgesehen von aller Theologie, auf das rein religiöse Gebiet zu beschränken. Wir müssen auch hier immer im Auge behalten, daß unsere Aufgabe nur die ist, klarzustellen, wie Bibelkritik und Glauben nebeneinander bestehen können, nicht aber die, eine Entscheidung nach rechts oder links in den kritischen Fragen selbst herbeizuführen. Darum dürfen wir unsere Aufgabe auf diesem Gebiet auch nicht von vornherein als eine apologetische betrachten. Denn abgesehen davon, daß dann gerade der Glaube der Gemeinde in Abhängigkeit gesetzt würde von der größeren oder geringeren Durchschlagskraft unserer apologetischen Beweisgründe, fehlt hier für eine Apologetik geradezu der Boden. Denn Verteidigung des Glaubens ist doch nur denkbar als Abwehr eines Angriffs auf denselben, die kritische Exegese aber, von Positiven und Liberalen in gleicher Weise getrieben, hat an sich die Tendenz eines solchen Angriffs gar nicht. Fühlt sich der Glaube wirklich durch sie beunruhigt, so ist das ein Beweis, daß er sich falscher Stützen bedient, und ihn von diesen zu befreien und ihn auf ein festes, sicheres Fundament zu stellen, das muß gerade das Ziel unserer Arbeit sein.

Nun bleibt endlich noch die eine Frage zu erledigen, wo denn in unserer amtlichen Wirksamkeit der Ort für diese Arbeit ist. Daß er nicht in der Predigt gesucht werden darf, ist wohl von vornherein klar, da die Aufgabe der letzteren stets nur eine religiös aufbauende sein kann, nicht aber eine solche, daß sie für ins Gebiet der Glaubenslehre fallende prinzipielle Erörterungen über die Fundamentierung des Glaubens oder gar über das Verhältnis des Glaubens zur Bibelkritik Raum böte. Wir brauchen aber nicht lange zu suchen. Haben wir doch längst eine Veranstaltung, die dazu dienen soll, die Gemeinde in die Bibel einzuführen, die Bibelstunde. In ihrer alten Gestalt freilich wird sie uns wenig nützen können, aber sie kann in dieser Gestalt, wie wir oben sahen, für unsere heutigen Gemeinden überhaupt wenig Nutzen bringen. Insofern aber das, was wir als eine in unsern Gemeinden notwendig zu leistende Arbeit nachgewiesen haben, gerade dazu dienen soll, den Gemeinden ihre Bibel wieder interessant und lieb zu machen, d. h. insofern diese Aufgabe mit der Aufgabe der Bibelstunde genau übereinstimmt, wird darin wohl das Recht gefunden werden dürfen, die Bibelstunde den neuen Bedürfnissen entsprechend umzugestalten.

Man biete also nicht eine Auslegung einzelner Schriftabschnitte, die unfruchtbar bleibt, so lange nicht der Boden bereitet ist, sondern man führe zunächst in die Bibel als Ganzes ein, lehre sie als Quelle des Glaubens verstehen und gebrauchen, und weise diesen religiösen Gebrauch als von der Kritik unabhängig nach. Nur wenn diese grundlegende Arbeit immer wieder mit allem Fleiße getan wird, dürfen wir hoffen, daß vielleicht wieder ein Gemeindeglied zur Bibel greift, um darin Jesum zu suchen.

Über die Art der Ausführung lassen sich kaum allgemein gültige Vorschläge machen. Bewährt hat sich in der Gemeinde, an der der Verfasser arbeitet, folgendes Verfahren. Da auch hier die Bibelstunden alter Art nur von etwa zwanzig Personen besucht wurden, wovon die Hälfte Konfirmanden waren, wurden an Stelle derselben „biblische Vorträge“ gehalten, die im Sinne der obigen Ausführungen dazu dienen sollten, der Gemeinde das Verständnis für die Schrift zu vermitteln: „Menschenwort und Gotteswort

in der Bibel", „Die babylonischen Forschungen und die heilige Schrift", „Das Wunder", „Wie werde ich meines Glaubens gewiß?" — Das waren die hauptsächlichsten Themata allgemeinen Inhalts, die in diesen Vorträgen behandelt wurden, dann folgten in längerer Reihe Darstellungen aus der Geschichte Israels, endlich solche aus dem Leben Jesu, wobei selbstverständlich nicht der Versuch gemacht wurde, etwa im Sinne unserer Leben-Jesu-Literatur eine Biographie des Herrn zu geben, sondern vielmehr die für das religiöse Leben wertvollen Probleme behandelt wurden. Als Fortsetzung sind dann in Aussicht genommen Charakteristiken einzelner biblischer Schriftsteller und Schriften, Darstellungen aus der Geschichte des Urchristentums u. s. w.

Und der Erfolg? — Die Besucherzahl dieser Vorträge ist im Vergleich zu dem früheren Bibelstundenpublikum auf das Dreifache und Vierfache gestiegen, und zwar besteht der Zugang ausschließlich aus Erwachsenen, Männern und Frauen der verschiedenen Stände. Ob unter diesen allen ein einziger durch diese biblischen Vorträge zum Lesen der Bibel angeregt werden wird? — Wer will es sagen? — Gelingt es aber, ihnen die Bibel wieder interessant zu machen, den Wunsch nach tieferem Eindringen in die Schrift zu wecken, die Überzeugung zu begründen, daß die Schrift gewiß und sie allein ein Zeugnis von Christo enthält, auf das der Glaube sich gründen läßt, so ist die Arbeit nicht vergeblich gewesen, so läßt sie Erfolge auch da hoffen, wo unser Auge nichts davon sieht.

Und nun zum Schluß noch eine Bemerkung. „Zur Reform der Bibelstunde" sind diese Seiten überschrieben. Das soll nicht heißen, daß der Verfasser verlangt, daß überall die Bibelstunden in der alten Form durch Bibelvorträge nach seinen Vorschlägen ersetzt würden. Zwar ist er der Überzeugung, daß in den weitaus meisten Fällen dadurch allein der Zweck der Bibelstunden zu erfüllen wäre, aber wo jemand meint, auf dem alten Wege wirklich Ersprießliches zur Erbauung der Gemeinde zu schaffen, soll er gewiß das Gute nicht fallen lassen. Aber er soll dann auch nicht vergessen, daß er deshalb der Aufgabe, die Gemeinde in das geschichtliche Verständnis der Schrift einzuführen, sich nicht entziehen darf und daß er dann diese Arbeit neben jener wird treiben müssen. Und vielleicht wird er die Erfahrung machen, daß er durch diese neue Arbeit den Boden so bereitet, daß jene alte weit bessere Früchte bringt als bisher.

Predigt auf das Christfest,

gehalten 1896 in der Göttinger Universitätskirche

von

† D. Max Reischle, Prof. in Halle.*)

Text: Luk. 2,9—11: Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie; und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht, siehe ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren

*) Durch die Güte der Witwe aus Reischles Nachlaß mitgeteilt.

wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr in der Stadt Davids.

In Jesu Christo geliebte Gemeinde! Einst hat unser Herr ein Kind mitten unter seine Jünger gestellt und die Worte zu ihnen gesprochen: „Es sei denn, daß ihr euch umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.“ Sind nicht auch in der Weihnachtszeit, da sich in der Christenheit Jesu Segnung über die Kinder kräftig erweist, die Kinder in unsere Mitte gestellt und ergeht nicht dasselbe Wort auch an uns wie dort an die Jünger? — Und was ist's denn, worin wir ihnen gleich werden sollen? Wir können nicht wieder Kinder werden in unserem Denken und Dichten, wenn einmal unser Anschauungskreis und der Kreis unserer Lebensarbeit sich erweitert hat; die Kinder können auch nicht in ihrer ganzen Gesinnung als gut und vorbildlich für uns hingestellt werden, schon in ihrem Herzen finden wir, wenn wir nicht in nachsichtiger Schwäche uns selbst täuschen, Regungen, gegen die wir nur in ernster Zucht ankämpfen können.

Aber eins haben sie vor uns voraus, was gerade in dieser Weihnachtszeit diese Kleinen groß vor uns macht: sie lassen sich herzlich gerne schenken und wissen das, was ihnen als Gabe der Liebe dargereicht wird, in Einfalt zu nehmen, ohne Zurückhaltung, ohne den Stolz, in dem wir Erwachsenen so manchmal nicht gern als die rein Empfangenden, sondern lieber als die Gebenden dastehen. Und sie vermögen sich ihrer Gaben von ganzem Herzen zu freuen, so daß ihr ganzes Wesen Freude ist, frei von allen Sorgen und aller Herzbeschwer. Das ist's auch, was der Herr in den Kindern uns zum Vorbild stellt. Hören wir doch aus seinem eigenen Munde an anderer Stelle das Wort: „Wer das Reich Gottes nicht empfähet als ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen.“ Empfangen als ein Kind und sich des Empfangenen freuen als ein Kind, das ist die rechte Stellung unseres Herzens heute am Weihnachtsfest und allezeit. Darum wollen wir uns auch in dieser Stunde der Andacht gegenseitig ermuntern:

Lasset uns in kindlicher Freude die Weihnachtsgabe Gottes aufnehmen!

Diese Aufforderung mag uns lebendig werden durch Beantwortung der beiden Fragen:

Worauf soll unsere Freude sich richten?
Was soll unsere Freude in uns wirken?

I.

Von den Hirten wird uns erzählt, wie des Herrn Engel zu ihnen trat und ihnen zuerst vom Himmel her das Evangelium brachte: „Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren.“ Wir wollen nicht zweifelnd darüber nachgrübeln, wie denn dieses Wunderbare sich zugetragen habe, sondern aus der alten und immer neuen Weihnachtsgeschichte entnehmen: als eine Botschaft aus der Himmelswelt ist einst dieses Evangelium zu den Menschen gekommen; als eine Botschaft aus der Himmelswelt ertönt es auch uns: „euch ist heute der Heiland geboren!“ „Heiland“ ist eines von den Worten, bei deren Klang unser Herz im Innersten bewegt wird. Ein Kinderwort ist es und manche Kindeserinnerung mag sich daran knüpfen; und hinwiederum vermag erst die ernste Erfahrung des reifen Lebens uns die Tiefe seines Sinnes zu deuten. Es kündet uns von des Herzens Sehnsucht nach Frieden und verspricht ihm Erfüllung. Darum klingt es uns so mild und friedevoll. Und doch ist's nicht etwa nur ein Wort

für weichmütige Herzen, die sich in schlaffen Gefühlen ergehen möchten, sondern es erinnert an Kampf und Arbeit unsres Lebens, es wendet sich an die, die in ihm umgetrieben und verwundet, mühselig und beladen sind. Ja noch mehr, es greift in unser Gewissen hinein: es läßt die inneren Wunden uns fühlen, die wir im Ringen nach dem Guten erlitten haben und täglich erleiden im Kampf gegen der Sinne Lust, die Eitelkeit, den Hochmut. Und nicht nur unserem Bedürfen kommt das Wort „Heiland" entgegen, es geht ein Heilandsverlangen durch die ganze Geschichte der Menschheit hindurch: da wo der Mensch sich nicht zu helfen weiß, schaut er nach der Hilfe einer höheren Macht aus; aber er richtet zugleich seinen hoffenden Blick auf seine Brüder: wird nicht aus ihnen ein Heiland in Gotteskraft aufstehen? In Zeiten besonderer Not, unter dem Joch der Feinde oder in innerer Zerrüttung hat so manches Volk nach einem Retter ausgeschaut, der aus seiner eigenen Mitte komme. Aber nicht nur in besonderer Not ist diese Sehnsucht erwacht, sondern die Frage ist hervorgebrochen: wer rettet uns von aller Not des Lebens? Wer kann die Last der Schuld, die sich uns anheftet, von uns nehmen? — Und Führer der Völker, Retter für ihre Brüder sind auch wirklich erschienen, als Heilande begrüßt und gefeiert; Helden mit blutigem Schwert, im finsteren Glanz des Krieges; friedliche Gesetzgeber, die ihres Volkes Sitte milderten und ihm Ordnung und Recht schafften; geisterbeherrschende Propheten, die mit Gewalt ein neues Gottesgesetz ihren Anhängern auflegten; priesterliche Gemüter, die mit ihrem Nachsinnen sich in Gottes Geheimnisse versenkten und an ihrem Schauen auch andere teilnehmen ließen und ihre Seelen von der Sinnenwelt loszumachen suchten; entsagungsvolle Verächter der Welt, die doch tiefen Mitleids voll ihr Leben daran setzten, auch andere der Welt Eitelkeit verachten und alles Wünschen stillen zu lehren.

Aber all ihr Glanz verdunkelt sich vor dem Einen, von dem uns verkündigt wird: „euch ist heute der Heiland geboren". Nicht als Kriegsheld, nicht als Stifter bürgerlicher Ordnung, nicht als Verkünder des Gottesgesetzes, nicht als Grübler über Gottes Geheimnisse, nicht als Muster weltflüchtigen Lebens steht er vor uns; sondern als das lautere Gotteskind, das mit seinem himmlischen Vater vertraut und ihm gehorsam war bis zum Tod am Kreuz; und als der Zöllner- und Sünderfreund, der gekommen ist zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, und sein Leben gegeben hat um ihre Seelen zu gewinnen. Darum ist auch die Wohltat eine andere als die jener Helden und Heilande. Er stellt uns unter die Macht von Gottes väterlicher, vergebender Liebe, daß auch wir nun als Gottes Kinder im Vertrauen zu dem Vater und in Liebe zu unsern Brüdern leben sollen. Auf die Botschaft: „Siehe, ich verkündige euch große Freude! Euch ist heute der Heiland geboren!" ist die Antwort des Glaubens gegeben in dem Wort des Johannesbriefs: „Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen". (I. Joh. 3 1.) Und wer in dieser Antwort die Gabe des Heilands erkennt, wie sollte der sich nicht dieses Heilandes von Herzen freuen?

Zu der Verkündigung „Heiland" fügt die Himmelsbotschaft das Wort „welcher ist Christus". Das war dort im Volk Israel die allen verständliche Lösung: der Messias ist erschienen. In diesem Namen drängten sich alle Hoffnungen Israels zusammen. Darum war denen aus Israel die Botschaft vom „Heiland" erklärt durch die Worte „welcher ist Christus". Uns wird umgekehrt die Verheißung des Messias durch die Botschaft von dem Heiland verständlich gemacht und überboten; erst in der Erscheinung des Heilandes sehen wir das, was die Propheten von dem Messias verkündigt, in viel größerer Weise erfüllt. Es verbleichen manche Züge des

alttestamentlichen Bildes. Nicht die Königsherrlichkeit Davids trägt er an sich, nicht weidet er die Völker mit eisernem Zepter. Wohl aber kommt er sanftmütig und freundlich; er trägt andere Züge, die die Propheten geschildert: der leidende Gottesknecht im 53. Kapitel des Jesaja zeigt uns seine Gestalt: „Er schoß auf wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich", und „er hatte keine Gestalt noch Schöne". Daran gemahnt uns die armselige Krippe am Beginn seines Weges und das Kreuz an dessen Ende. Aber wir gedenken auch an das prophetische Wort Gottes über diesen Knecht: „Daß du seiest mein Heil bis an der Welt Ende" (Jes. 49 6).

Hat es denn für uns Wert, daß auch wir noch zurückschauen auf die Weissagungen, die doch an das uns Erschienene nicht heranreichen? Ja, denn in jener Vorbereitung auf unseres Herrn Kommen, bis daß die Zeit erfüllet war, schauen wir wie nirgends sonst unseres Gottes Walten in der menschlichen Geschichte. In Israel war ihm die Stätte bereitet durch prophetisches Wort und bei denen, die auf das Heil Israels warteten. Allem Volk, d. h. dem ganzen Volk Israel galt daher die Freudenbotschaft, daß der Messias geboren sei; aber doch nur, damit sie von dort aus hinausgehe zu allen Völkern der Erde. Unter ihnen soll er „auch die Starken zum Raube haben"; ja auch alle jene „Heilande", denen die Völker häufig sich hingaben, unter deren Fahne sie gegen ihn kämpfen, müssen seine Vorläufer sein; sie müssen seinem Reich untertan werden, ja selbst ihm den Weg bereiten helfen.

Unsere menschliche Geschichte ist dadurch in allen ihren verschlungenen Wegen, in allen ihren Wirren und Schrecknissen doch geheiligt zu einer Gottesgeschichte. In ihrem Mittelpunkt steht Jesus Christus. Sinnbild davon ist es geworden, daß wir von seiner Geburt an nach rückwärts und vorwärts die Zeit der Geschichte rechnen. Wenn vor hundert Jahren ein selbstbewußtes, kühn umstürzendes Geschlecht versucht hat, mit seinen Neuerungen eine neue Zeitrechnung zu beginnen, so hat es nur bewiesen, wie sehr es sich von dem Boden der Geschichte, auf dem es selbst erwachsen war, losgelöst hat; und darum ist auch die Weltgeschichte selbst nach wenig Jahren über die neue Zeitrechnung hinweggeschritten. Wer in der Geschichte die geistigen Mächte wirken und Gottes Hand walten sieht, für den bleibt Jesus Christus ihr Mittelpunkt und ihr Ziel das vollendete Reich Gottes und Jesu Christi. Darum: wir freuen uns des Heilandes, der, als die Zeit erfüllet war, als der verheißene Messias hereingetreten ist in den gottgeordneten Zusammenhang der menschlichen Geschichte. Und wir freuen uns des Heilandes, „welcher ist Christus der Herr". Der Herr! Das Wort mutet uns allerdings zu, daß wir uns vor ihm beugen und ihm dienen; dies beides aber will in allewege uns Menschen schwer eingehen. Aber auch das Wort „Herr" steht unter dem Zeichen: „Siehe, ich verkündige euch große Freude!" Sollten wir uns denn nicht mit Freuden vor dem beugen und dem dienen, der nur durch Dienen uns zu gut der Größte hat sein wollen? Sollten wir uns nicht freuen, daß dem, welcher nur unsre Seligkeit sucht, Reich und Sieg gehören muß? Gehört es damit doch auch denen, die „in seinem Reich unter ihm leben und ihm dienen". Darum grüßen wir ihn freudig als König schon in der Krippe. Wir tun dies nicht nur so, wie man auch sonst bei dem Gedächtnis an eines Helden Geburt in dem Kinde schon das zusammenfaßt, was hernach aus ihm wird; sondern die Verbindung von Kind und König, von Krippe und Gottesherrlichkeit hat hier ihre besondere göttliche Tiefe. Das ist's, wovor wir anbetend stille stehen, daß das ewige göttliche Leben in einem schwachen Menschenkindlein, das in diese Welt geboren wird, sich uns darbeut, daß der Offenbarungsreichtum unseres

Gottes, daß Gottes Wort Fleisch ward und unter uns wohnte. Das bekennen wir anbetend an der Krippe, daß die Herrlichkeit göttlichen, heiligen Wesens in irdische Niedrigkeit sich herabsenkt. Wir können davon nur stammeln mit dem Dichter:

Sehet das Wunder,
Wie tief sich der Höchste hier beuget,
Sehet die Liebe,
Die endlich als Liebe sich zeiget!
Gott wird ein Kind,
Träget und hebet die Sünd.
Alles anbetet und schweiget.

Und so wie wir nach rückwärts in die Tiefen der Ewigkeit gewiesen werden, so bildet jene Verbindung von Kind und König, von Krippe und Thron auch sein ganzes weiteres Leben uns vor: Kind und dennoch ein König! König ist er nur als des lieben Vaters einig und gehorsam Kind; ja er thront hoch über uns: aber wie die Krippe so wird Niedrigkeit, Kreuz und Leiden seiner Herrlichkeit Offenbarungsstätte. — Heiland, Christus, Herr — diese drei Worte sind es, die unserer Weihnachtsfreude die Richtung weisen.

II.

Und was soll die Weihnachtsfreude bei uns wirken? — Dürfen wir überhaupt so fragen? Ist denn Freude nicht einfach ein Genießen, ein inniges Fühlen, ein Leben in einer seligen Gegenwart, ohne daß man fragen dürfte, was sie für unser weiteres Leben und unser Wollen bei uns wirken soll? — Aber wie ist's denn, wenn wir den Kindern eine Freude bereiten? Ja, wir wollen, daß sie fröhlich, mit ganzem Herzen genießen; aber wenn wir wochenlang zurüsten, um ihnen diese Freude zu machen, so geschieht es doch nicht nur für einen flüchtigen, rasch verrauschenden Augenblick, sondern wir möchten, daß diese Freude ihrem ganzen Leben eine Frische gibt, so wie der Sonnenschein, der der Knospe zuteil wird, ihr quellendes Leben gibt, und die zukünftige Frucht vorbereitet. Die Freude soll ihnen neue Gewißheit der Liebe, neue Dankbarkeit, neuen Gehorsam, neue Freudigkeit zu den Aufgaben des Lebens mitteilen; kurz, Freude soll Kraft für sie sein.

Und noch vielmehr gilt dies von der Weihnachtsfreude des Christen: sie ist eine Freude an dem lebendigen Gott, der uns seine Gabe mitteilt, sie ist ein Aufnehmen des Heilands und Herrn Jesus Christus. Aber Gott als der lebendige kann nicht müßig sein, sondern wo er in unsern Herzen eine Stätte findet, da muß er das Herz neu machen; den Heiland und Herrn können wir nicht bei uns als Gottes Geschenk aufnehmen, ohne daß wir klar erkennen, was in ihm uns geschenkt; er kann als Heiland und Herr nicht einziehen, ohne Heil zu bringen und im Herzen zu herrschen. Auch diese Freude ist Kraft, so wie es im Alten Testament bei der Aufforderung zu einer Festfeier Israels einmal heißt: „Die Freude an dem Herrn ist eure Stärke" (Neh. 8 10).

Die Neuheit des Lebens aber, das von dieser wirkungskräftigen Weihnachtsfreude ausgeht, können wir zusammenfassen in dem Wort, daß auch uns die Klarheit des Herrn umleuchtet. Von den Hirten erzählt uns die Weihnachtsgeschichte, daß ein Lichtglanz des Herrn sie umfing, und daß sie darin ein Stück himmlischer Herrlichkeit schauten. Auch uns, meine lieben Freunde, soll die Freude an Gottes Weihnachtsgabe das Auge für die himmlische Welt öffnen. Verschlossenen Auges gehen so viele durchs Leben: sie nehmen seine Freuden und tragen seine

Leiden, sie gehen von Tag zu Tag einen Schritt Wegs dem Tode entgegen, sie tun ihre Arbeit, und in diese Grenzen ist ihr Blick gebannt: sie sehen menschliche Kraft sich entfalten, sie sehen unter den Menschen Haß und Liebe walten und menschliche Gemeinschaften sich bilden. Aber sie sehen nichts von göttlichen Kräften, die hereinwirken, nichts von einer höheren Gemeinschaft, in die die Menschen aufgenommen wären. – Dagegen in Jesu Christo tut sich uns eine neue ewige Welt auf von unendlicher Tiefe und Weite, und unser eigenes Leben erscheint hineingestellt in den großen Zusammenhang dieser geheimnisvollen himmlischen Welt nach seinem Ursprung und seinem Ziel; Gottes Heiligkeit und Herrlichkeit ist uns nahegerückt.

Auch bei uns ist's nicht anders, als daß ein Gefühl der Furcht gleich jenen Hirten uns beschleicht, wenn wir in die Gegenwart des heiligen Gottes uns gestellt wissen: es will uns unheimlich werden bei diesem Zusammenhang unsres Lebens mit dem Ewigen. Wir möchten die Augen verschließen und in unserer eigenen engen Welt allein bleiben. – Nur die Freude an Gottes Weihnachtsgabe, an der Liebe und Freundlichkeit unseres Gottes vertreibt die Furcht: „fürchtet euch nicht, denn euch ist heute der Heiland geboren". Da schaut das zuvor geblendete Auge in die wunderbare Tiefe jener Gotteswelt hinein: wir werden Hellseher, die in Jesu Christo den Himmel aufgetan und die Klarheit des Herrn um sich sehen. Wo aber das geschieht, da ist auch unser Leben ein neues geworden.

Die Freude an Gottes Weihnachtsgabe und der Blick in die Himmelswelt macht uns kindlich ergeben in Gottes Führungen, auch wenn sie uns nicht gefallen wollen und wir andere Wege gehen mögen, auch wenn wir klagen über dieses Lebens Unruhe und Unstetigkeit. Die Klarheit des Herrn leuchtet auch in die Verworrenheit hinein. Wir sehen eine Heimat aufgetan, in der wir da und dort heimisch sind, eine Gemeinschaft, in der wir verbunden bleiben, auch wenn irdische Bande zerreißen. Die Weihnachtsfreude heiligt uns: Gottes heilsame Gnade zeigt uns unsere Undankbarkeit, unseren Unglauben, unsere Lässigkeit und Untreue; sie will uns zu neuer Treue, zu neuem Arbeitsmut erziehen. Die Klarheit des Herrn zeigt uns, was wir sind und was wir werden sollen, und was Gott an Arbeit uns anweist. Weihnachtsfreude ist rechte Buße! – Und die Weihnachtsfreude macht vor allem freundlich und linde. Im Licht der göttlichen Klarheit sehen wir alle Lieblosigkeit in ihrer ganzen Größe; denn Gottes Liebe, Gottes Heilsratschluß ist über den Menschen strahlend aufgegangen und wir sehen in diesem Licht die Welt als eine neue. Die Klarheit Gottes zeigt uns da, wo wir nur harte Notwendigkeit des Lebens und Feindschaft der Menschen sehen, große Aufgaben der Liebe, und sie läßt uns nicht ruhen.

So wirkt die rechte Weihnachtsfreude mit nimmer ruhender Kraft ein neues starkes Leben in denen, die sich ihr hingeben. Stark gegenüber der Welt mit ihren Leiden und Freuden, stark in der Heiligung gegenüber dem eigenen Herzen, stark in der Liebe gegenüber von Not und Haß. Welch wunderbarer Zusammenhang! Um männlich und stark zu werden, sollen wir zu Kindern werden und Gottes Gabe annehmen. Gott beuge selbst unser stolzes Herz durch die Größe seiner Gabe, daß wir klein werden und nehmen, was uns Gott gegeben hat. Ja, selig ist der Gottes Weihnachtsgabe empfähet als ein Kind! Nur Kinder im Geist können mit den Engeln einstimmen in den Lobgesang: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Amen.

Rede bei einer studentischen Weihnachtsfeier.

Gehalten von Prof. D. Spitta in Straßburg.

Meine lieben Freunde! Seit ich vor Jahren zum ersten Male auf Ihrer Weihnachtskneipe war, habe ich die meisten dieser Feiern miterlebt und manch gutem Worte zugehört, das bei dieser Gelegenheit gesprochen worden ist. Neben herzlicher Mitfreude an Ihrer Feier habe ich gelegentlich auch wohl eine Äußerung der Kritik vernommen; sie zielte nicht darauf, daß Sie nicht alles getan hätten, um den Abend recht festlich und gemütlich zu gestalten, sondern darauf, daß bei dieser Feier zusammengefügt werde, was doch nicht zusammengehöre, Andacht und Kneipe, und daß durch diesen nicht natürlichen Bund das Heilige selbst Schaden nehme und profaniert werde.

Nun, auch Sie wissen, daß wohl einmal von der Kneipe ein Schmutzflecken hinübergespritzt ist auf das, was die fromme Gemeinde in den weihnachtlichen Feiern zu heiliger Andacht erhebt. Sie kennen ja das zum Teil lustige, zum Teil aber auch rohe Studentenlied, das man aus dem In dulci jubilo, jenem Prachtstück deutsch-lateinischer Mischpoesie des Mittelalters, gemacht hat:*)

In dulci jubilo,
nun singet und seid froh.
Unsers Herzens Wonne
latet in poculo,
Gezapfet aus der Tonne
pro hoc convivio.
Nunc, nunc bibito!

Und was hin und her heutzutage auf den Weihnachtskneipen gesungen wird, mag sich vielleicht an Adel der Gesinnung nicht weit über jenes Machwerk erheben. Bei der Sitte des Schenkens ist aber oft nicht bloß der letzte Rest eines freundlichen, geistvollen Symboles geschwunden, sondern hat leider wohl auch solches Eingang gefunden, auf das die Lichter des Weihnachtsbaumes lieber nicht herabstrahlen sollten.

Aber können uns diese Tatsachen ernstlich den Gedanken nahe legen, in Ihrer Feier mische sich, was sich überhaupt nicht vermischen könne; oder gar, Ihre Feier schädige und entweihe das, was zu den zarten, keuschen Geheimnissen des Christentums gehöre? — Was hat denn jene Profanation des In dulci jubilo unserm Weihnachtsliede geschadet? Singen nicht unsre Kinder und Gemeinden ihr „Nun singet und seid froh" aller Orten mit derselben Freudigkeit? Und ist es unsern Kirchenkomponisten leid geworden, eine Melodie zu kunstreichem Satze zu verwenden, die auch einmal von Bier- und Tabakdunst, von roher Rede und possenhaften Zoten angeweht worden ist? Wir wissen aus der musikalischen Weihnachtsfeier vom vorigen Sonntag das Gegenteil.**) Und unsre Weihnachtssitten, die mitten aus dem einfachen, oft derben Volksleben hervorgewachsen sind, sollten durch Verwendung in studentischem Kreise degeneriert werden? Nein, in ihnen pulsiert eine Kraft naiven religiösen Lebens, der die Berührung mit Erdenstoff und Erdenrest nicht

*) Vgl. Hoffmann von Fallersleben, In dulci jubilo, Nun singet und seid froh. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Poesie. 2. Aufl. S. 113.

**) Es handelte sich um die Aufführung des Weihnachtsoratoriums „Die Geburt Christi" von H. von Herzogenberg.

peinlich und gefährlich ist, ebensowenig wie dem echten Christentum, das sich nicht hinter Kirchen- und Klostermauern verkriechen kann und soll.

Aber fügt man hier nicht doch vielleicht zusammen, was keinen harmonischen Klang gibt, und was, wenn auch nicht dem christlichen Lied und der kirchlichen Sitte, so doch der studentischen Fröhlichkeit schadet? Man hängt doch gewöhnlich auch in einem Tanzlokale kein Andachtsbild auf; oder, wo das der Fall ist, da pflegt der naive Volksinstinkt gewisser religiös warmer, aber sittlich nicht zum besten beleumundeter Volksstämme den Kruzifixus zu verhüllen, wenn's ans Saufen und Raufen geht. – Sie, meine Freunde verhüllen den Tannenbaum mit seinem freundlichen Schmuck nicht, wenn nachher beim Becher auch Frohsinn und Laune in ihr Recht treten; nein, sie freuen sich darüber, daß er hineinschaut in Ihre Feier, und daß Sie ihn immer wieder anschauen können, wie er seine duftigen Zweige Ihnen entgegenstreckt. Sie empfinden, daß dieses Weihnachtssymbol sich so schnell und leicht anwenden läßt auf Ihr Leben und Treiben. Ist er, der Tannenbaum, mit den treuen Blättern nicht ein Sinnbild der von Frost und Eis, von Kälte und Kargheit nicht zu brechenden Lebenskraft? Wer ließe sich das lieber vorhalten als die Jugend, die, wenn sie rechter Art ist, die Hindernisse ihrer Entwicklung nur ansieht als Mittel der Verstärkung ihrer Kraft: Palma sub pondere crescit. — Und die Lichter in den Zweigen? Wir brauchen gar nicht an das in der Anwendung auf diese relativ junge Sitte mehr wie zweifelhafte Julfeuer zu denken, das mitsamt den dazu gehörigen Bärenschinken auch in den neueren Weihnachtsspielen spukt. Das Licht ist auch ohne dieses ein Sinnbild der Freude. Leben und Licht, Kraft und Lust gehören zusammen; und wo sollte man sie lieber als Sinnbild dargestellt sehen als da, wo die Kraft unsres Volkes sich „zu löblichem Tun versammelt"?

Aber diese symbolische Bedeutung des Baumes und seiner Lichter wird von Ihnen vielleicht noch nicht einmal so stark empfunden, wie der Zauber, der ahnungsreich diesen Baum umschwebt, den die Erinnerung um seine Zweige webt, die Erinnerung an Kindheit und Elternhaus, an jene Familienfeiern, da man mit Vater und Mutter im Glanze des Christbaums stand, und da die Geschwister uns umjauchzten; da jeder dem anderen wohl wollte und keiner wehe; da man sich die Weihnachtsgaben reichte und Überraschungen machte, wie die Liebe sie eingegeben. Ein Symbol der Liebe, der Gemeinschaft ist dieser Baum. Ist uns der Gedanke schmerzlich, einen Einsamen unter dem Weihnachtsbaume zu sehen; ja, verzichtet ein solcher lieber überhaupt auf den Baum, so gehören Brüder, treue Freunde, eine traute Gemeinschaft, die in ihrem Wahlspruch stehen hat: in omnibus caritas,*) in seinen Glanz, und er gehört in ihr Zimmer. Seine sinnbildliche Rede lautet nicht disharmonisch zu dem, was man hier tut und denkt, sondern klingt mit ihm zusammen zu einem frohen und vollen Akkord.

Und noch etwas ist diesem Weihnachtssymbol eigen und strahlt über ihm wie der Stern auf dem höchsten Zweige. Wie ist es doch gekommen, daß Lebenskraft und -lust unter diesem Baum einen Bund geschlossen haben mit der Liebe, mit der auf inniger Hingabe des einen an den den anderen beruhenden Gemeinschaft? Nun, das weiß jedes Glied eines theologischen Kollegiums. Das hat die in dem Christkinde der Welt geoffenbarte Gottesliebe getan: Das Leben, das sich hingegeben

---

*) Das akademisch-theologische Kollegium, bei dessen Weihnachtsfeier diese Rede gehalten wurde, führt den Wahlspruch: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.

hat, um Leben — ich sage nicht, zu erhalten, zu mehren, nein, zu schaffen. Das ist's, was uns wie himmlischer Gesang aus den Zweigen des Baumes entgegenklingt.

Ob diejenigen, die sich hier versammeln, solche Botschaft als etwas Fremdartiges empfinden; ob sie der Meinung sind, daß bei ihnen Kraft und Liebe immer beieinander stehn, oder ob sie nicht oft in dem Ringen des eigenen zwiespältigen Lebens sehnsüchtig nach Licht ausgeblickt haben:

O klares Licht, o schöner Stern*)
dich sähen wir von Herzen gern,
komm, Sonne, ohne deren Schein
in Finsternis wir müssen sein —?

Ich weiß, daß dem so ist. Nun, so klinge denn die volle Weihnachtsbotschaft vom Jesuskind hinein in diesen Saal und mache alle die Lieben, die hier vereinigt sind, von Herzen froh und stark, lieb und lind, und vor allem dankbar dafür, daß sie sich Christen nennen dürfen und verkündigen die Tugenden des, der sie berufen von der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte; daß sie davongehen können von Kollegium und Universität wie die Hirten von der Krippe mit dem Bekenntnis:

Das Kind zu mir sein Äuglein wandt,
mein Herz gab ich in seine Hand.
Des bin ich froh.
Benedicamus domino!**)

Referat über einige Predigtwerke.

Von K.-R. Prof. D. E. Chr. Achelis in Marburg.

1. Römheld, D. Karl Julius, weiland Pfarrer zu Seeheim an der Bergstraße: Der Wandel in der Wahrheit in Predigten über die Episteln des Kirchenjahres dem evangelischen Volke ans Herz gelegt. 5. Aufl. Leipzig, Strübig. o. J. S. VIII und 707. M. 6,—, geb. M. 7,50. — 2. Quandt, D. Emil, erster Direktor des Kgl. Predigerseminars, Sup. und Oberpfarrer in Wittenberg: Ein evangelisches Osterbuch. 3. Aufl. Dresden, Ungelenk 1905. S. VIII und 258. M. 2,50, geb. M. 3,50. — 3. Quandt, Johannes, Pastor an der Friedenskirche in Bremen: Wasser aus dem Heiligtum. Predigten. Berlin, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt 1906. S. VI und 120. M. 1,80, geb. M. 2,50. — 4. Stöwesand, Max, Pastor in Perleberg: Laß dich finden! Predigten über alttestamentliche Texte. Schwerin i. M., Bahn 1906. S. VI und 180. M. 3,—, geb. M. 3,60. — 5. Siebert, Richard, Pastor in Schwerin a. d. Warthe: Predigten über das „Vaterunser". Schwerin-Warthe 1906. S. VI und 62. — 6. List, Pfarrer in Herbrechtingen: Zwölf Predigten über freie Texte. Stuttgart, Lung. S. 50. — 7. Trepte, Dr. A., Pfarrer: Jünglingsglaube. Evangelische Predigten für Werdende und für Suchende. Leipzig, Deichert. S. VI und 203. M. 2,80, geb. M. 3,40. — 8. Ziegler, Wilhelm, Pfarrer: Drei Predigten über den christlichen Hausstand. Karlsruhe, Evang.

---

*) Aus dem schönen katholischen Adventsliede „O Heiland reiß die Himmel auf" das von J. Brahms und H. von Herzogenberg herrlich gesetzt worden ist.

**) Die Strophe stammt aus dem Volksliede: „Als ich bei meinen Schafen wacht."

Schriftenverein 1906. S. 32. M. 0,50. – 9. Langheinrich, Fr., Kirchenrat., 1. Pfarrer und Dekan in Pegnitz: Die stille Woche. Eine Palmsonntags- und zehn Karfreitags-Predigten. Leipzig, Jansa 1906. S. 82. M. 1,—, geb. M. 1,60. – 10. Rüling, J., Lic. Dr., Pfarrer zu St. Johannis in Leipzig. Leipzig, Jansa 1906. S. 88. M. 1,–, geb. M. 1,60. – 11. Hoffmann, Bernhard, weil. ev. luth. Archidiakonus und Anstaltspfarrer zu Pirna: Fastenpredigten. Neue Ausgabe. Dresden, Ungelenk 1906. S. 48.

---

1. Römhelds Predigtbuch ist auf Wunsch des Sohnes des Verfassers vom Verleger eingesandt. Wann die vorliegende 5. Auflage erschienen ist, wird nicht angegeben; vermutlich haben wir es mit einem älteren Werke zu tun, das in Erinnerung gebracht werden soll. Vor 24 Jahren, als die erste Auflage erschien, wurde es von zahlreichen Pfarrern begrüßt; sie meinten, das Geheimnis der „Popularität" aus ihm lernen zu können. Heute ist das Buch durch Frenssens, Hesselbachers u. a. Dorfpredigten in den Hintergrund gedrängt, obgleich es durch seinen orthodoxen massiven Lehrinhalt mit jenen Büchern nicht in Konkurrenz steht. Worin Römheld vorbildlich ist, ist nicht die hausbackene Form seiner Predigt, sondern die Tatsache, der sich kein Leser wird entziehen können, daß er eins ist mit dem Worte seiner Predigt und eins mit seiner Gemeinde, – das ist das Geheimnis der „Popularität". Und dies Geheimnis wird nicht durch Nachahmung entschleiert, sondern auf religiös-ethischem Wege. – 2. Auch das evangelische Osterbuch von Quandt ist ein alter Bekannter. Zum dritten Male erscheint es, nach zehnjähriger Pause. Daß ein Predigtjahrgang mehrere Auflagen erlebt, ist ja aus leider naheliegenden Gründen nicht gar selten; die dritte Auflage eines nur Osterpredigten enthaltenden Werkes ist ein Lobebrief für seinen Inhalt. 27 Prediger haben zu den 28 Predigten beigesteuert; viele sind bereits entschlafen, von den noch lebenden seien Nebe, Behrmann, Quandt, Dibelius, Dryander, Kaiser (Leipzig), Faber (Berlin) und G. Rietschel genannt. Diese Namen werden genügen, den Lobebrief zu begründen. – 3. Der Sohn des Vorgenannten, Nachfolger D. Funckes an der Friedenskirche in Bremen, hat die 16 Predigten mit dem auffallenden Titel: „Wasser aus dem Heiligtum" seinem Amtsvorgänger als Festgabe zu seinem 70. Geburtstage gewidmet. Ein gewandter Redner, literarisch und künstlerisch reich gebildet – die vielen Zitate aus Dichtern und Schriftstellern, die Festpredigt zur Jahresfeier des Niedersächsischen Kirchenchorverbandes in Oldenburg geben den Beweis –, theologisch nicht engherzig, religiös ernst und tief. Seine Stellung zum Text und seine Stellung zur Gemeinde scheinen jedoch der Normalisierung zu bedürfen. Daß die Predigt auf die Bedürfnisse der Gemeinde Rücksicht zu nehmen hat, ist ja selbstverständlich; aber es darf nicht in reflektierender Weise, nicht mit wahrnehmbarer Absicht geschehen, es muß sich ungezwungen aus dem Einssein des Predigers mit der Gemeinde ergeben. Auf den Text hat der Prediger seine Absicht zu konzentrieren, in ihn sich zu versenken, aus ihm heraus zu reden. Z. B. Joh. 4 39—42 ist der locus classicus für Autoritätsglaube und Erfahrungsglaube; das Thema des Verfassers: „Die rechte Predigt und der rechte Glaube" ist in seinem ersten Teil eingetragen, daher nicht am Platze, entstanden aus dem Seitenblick auf „das Bedürfnis" der Gemeinde. Im 2. Teil unterscheidet der Prediger Hörglauben, Betglauben, Erfahrungsglauben; der „Betglaube" wird angeknüpft an: „sie baten Jesum, daß er bei ihnen bleibe", ist wiederum künstlich konstruiert. Das Verhältnis zur Gemeinde: der Verfasser steht ihr gegenüber, kritisiert gern die verschiedenen Herzenszustände der Hörer, spaltet demnach die Gemeinde in mehrere Haufen; das

Stärkste tritt in der Predigt am Ostermontag über Gal. 2 20 auf: „Gestern wußte ich unter zahlreichen Ostergläubigen auch Osterzweifler und Osterleugner unter den Hörern, heute rede ich zu Ostergläubigen. Wir sind sozusagen unter uns; jeder stimmt demütig und freudig Paulo zu: Christus lebt in mir usw." Das ist Konventikelrede in wenig geeigneter Form. Dazu kommt, daß der Prediger seinen Text auf die Worte beschränkt: „Ich lebe aber, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir", ohne auf die weitere Begründung, die Pl. hinzufügt, Rücksicht zu nehmen. Wünschenswert würde sein, wenn der Prediger grundsätzlich zu der einheitlichen Gemeinde — denn einheitlich ist die gottesdienstlich versammelte Gemeinde; inwiefern sie es ist, heischt wahrheitliebende Antwort — nur in Kommunikativform sprechen wollte. — 4. Die 20 Predigten von Stöwesand: „Laß dich finden" sind Prof. Kähler in dankbarer Verehrung gewidmet. [Sie bedürfen des überschwenglichen Waschzettels nicht, den der Verleger beizulegen für nötig gefunden hat. Aber dieser Waschzettel verbietet uns näheres Eingehen, um so mehr als wir, nur einige Töne tiefer, mit ihm so ziemlich übereinstimmen. Der Verfasser ist augenscheinlich ein noch jugendlicher Prediger, reich begabt, voll heiligen Eifers und hoher Begeisterung. Diese duldet es nicht, der Schwierigkeit der Behandlung alttest. Texte gerecht zu werden, sie treibt ihn zur unmittelbaren Verwertung für die Gemeinde durch Transkription ins Neue Testament. Für seine weitere Entwicklung möge der Verfasser das Wort beherzigen: simplex est sigillum veri. — 5. Diese Einfachheit ist in schöner Weise ausgeprägt in den Vaterunser-Predigten von Siebert, deren Widmung K.-R. Prof. Kawerau freundlichst angenommen hat. Die Schlichtheit der Sprache ist mit herzgewinnender Innigkeit und Frische verbunden, mit großer ehrfürchtiger Freude an dem Gebet des Herrn, und diese Freude schöpft der Prediger zugleich mit seiner Gemeinde, der er die Tiefen des Wortes öffnet. Hie und da, z. B. bei der fünften Bitte, wo eine reichere Darlegung des Gutes der Sündenvergebung wohl am Platze gewesen wäre, hätten wir ein tieferes Eingehen gewünscht; aber auch so, wie sie sind, gebührt den anspruchslosen Worten in der großen Reihe der Vaterunser Predigten eine keineswegs untergeordnete Stelle. — 6. Pfarrer List hat uns in seinen 12 Predigten über freie Texte ein im besten Sinne hochinteressantes Büchlein beschert. Er predigt über Selbstmord, Aberglauben, Arbeit, Gesundheit, Krankheit, Tod, Geld, Lebensfreuden, Fasten, Gottesdienst, Herrschaft, Zufriedenheit — außerordentlich frisch, packend, mitunter auch einmal etwas derb, doch nie die Würde der Kanzel verletzend. Daß ihm mitunter Sirach passendere Texte bietet, als die kanonischen Bücher, soll ihm nicht verdacht werden; die Hauptsache ist ja, daß das gepredigte Wort als göttliche Wahrheit den Hörern ans Herz und Gewissen tritt, und das ist gewiß geschehen und geschieht dem Leser noch stets. — 7. „Der gedruckten Predigten, die in der Sprache unserer Zeit werdenden Männern, Jünglingen, zu einem selbständigen, kraftvollen und freudigen Glaubensleben verhelfen wollen, gibt es nur wenige", sagt der Verfasser Crepte im Vorwort mit Recht. In den 28 Predigten, die den jugendlichen Kadetten in Naumburg gehalten worden sind, ist der Mangel in trefflicher Weise ausgeglichen. Der Verfasser weiß zu den Herzen und Gewissen der jungen Leute mit freundlichem Ernst zu reden und ihnen in einer Weise, die ihnen verständlich und traulich ist, das Evangelium als Gottes Kraft nahe zu bringen. Zu Rogate legt der Verfasser seinen Hörern in Anschluß an Mt. 6 5—15 drei Gewissensfragen über das Beten vor: Betest du? Wie betest du? Warum betest du? — Wie stehst du zu deinem Gewissen? fragt der 3. Advent nach Mk. 6 14—30; in der Herodias wird die Gewissenlosigkeit gezeichnet, in Herodes das laue und schwankende Gewissen,

in Johannes dem Täufer der heilige Gewissensernst. Nur Beispiele sind es, die der warmen Empfehlung der Predigten eine konkrete Unterlage geben sollen. — 8. Pfarrer Ziegler in der Südstadt von Karlsruhe gibt in den 3 Predigten über den christlichen Hausstand seinen einfachen Hörern gesundes und kräftiges Brot. „Mann und Weib", „Eltern und Kinder", „Herrschaften und Dienstboten" sind die Themata; volkstümlich und herzgewinnend sind sie durchgeführt. — 9—11 geben uns Passionspredigten. Langheinrich ist weiteren Kreisen durch seinen Beitrag zu einer biblischen Pastoraltheologie, die er in der praktischen Auslegung des 2. Korintherbriefes dargeboten hat, vorteilhaft bekannt. Seine 12 Predigten „Die stille Woche" werden in ihrer gedankenreichen Sinnigkeit und eindringlichen Kraft jenem Buche würdig an die Seite zu stellen sein. Rülings „Christus für uns!" enthält 10 Passionspredigten. Der Prediger arbeitet gern mit rhetorischen Mitteln und sucht das Dogma in herkömmlicher Fassung seinen Hörern verständlich zu machen, während Hoffmanns „Fastenpredigten" — der Name ist absichtlich mit Beziehung auf Jesaja 58 5—9 gewählt — uns in 7 Reden, ohne auf die Person des Herrn ausschließlich Bezug zu nehmen, die ethische Frucht des evangelischen „Fastens" in kraftvoller Weise zu Gemüte führt. Jede dieser 3 Sammlungen hat ihre Vorzüge und wird ihre Freunde finden. — Dem der wissenschaftlichen Homiletik dienenden Werk des Prof. Lic. Dr. Carl Clemen: „Predigt und biblischer Text" wird an anderem Orte Würdigung zuteil werden.

Ein Erbauungsbüchlein

ganz besonderer Art möchte ich das Bändchen neuer Gedichte von Therese Köstlin nennen, das unter dem Titel „Traum und Tag" im Verlag von Max Kielmann in Stuttgart kürzlich erschienen ist. Eine persönliche Weltanschauung spricht sich da, in edler abgeklärter Form, aus einzelnen Bildern und Gedanken zu einem Ganzen sich aufbauend, aus, und diese Weltanschauung wird gewiß nicht wenigen der Leser dieses Blattes sympathisch sein. Wir verstehen ja so gut dieses Sehnen, dies große Fragen, dieses „Fernweh" der von der Gegenwart, von dem Diesseits nicht Befriedigten gegenüber den Satten, Zufriedenen, den „beati possidentes", den in glücklichem Besitz, auch im Besitz der im Kurs stehenden Wahrheiten, so sicher sich Fühlenden, ja oft stolz lächelnd auf die Sehner und Sucher Herabblickenden. Der arme Ikarus (S. 19) ist im Grunde doch viel reicher als diese Reichen, Besitzenden. Diesem unbefriedigten Sehnen verleiht nun allerdings „die Schönheit" (S. 18), wie Natur und Kunst sie bieten, ein Ziel, einen Ruhepunkt; wie mancher hat aus dem Pessimismus heraus zur Schönheit, zur Kunst sich geflüchtet! „Nur als ästhetisches Phänomen", hören wir da einen sagen, „ist die Welt gerechtfertigt." Aber völlig kommt die Sehnsucht auf diesem Wege doch nicht zur Ruhe, sie schläft nur scheinbar, es ist ein halbwaches Träumen, und gerade die Traumbilder, je entzückender, herrlicher sie sind, desto heftiger wecken sie die Sehnsucht nach wahrhaftigem Leben, nach dem Vollkommenen in der Wirklichkeit anstatt des schönen Scheins (S. 23). Auch die grellen Blitze von Jammer, Krankheit und Elend (die „Fiebervision" — ach, schrecklich wahr! Auch das Schöne muß sterben!), die uns immer wieder aufscheuchen aus unserem stillen Asyl im Traumland des Schönen, halten das Sehnen des Herzens wach, und es ist nicht befremdlich, wenn dasselbe manchmal den Frieden des Nirwana für sich herbeiwünscht. Aber (II. Teil) eine mächtige, immer wieder laut zu

uns dringende Stimme ruft uns doch stets heraus aus dem Sehnen und Träumen zum Tag, zur Tat! Bei so manchen und oft sehr begabten Dichternaturen bleibt es ja bei jenem Sehnen und Träumen, sie kommen nicht darüber hinaus zu einem energischen Aufschwung. Auch die Dichterin von „Traum und Tag“ hört anfangs den Mahnruf hinein ins „heilige Leben“ nicht gerne. „Träume nur haben mir selige Freude gebracht.“ Immer wieder kehrt die Sehnsucht nach dem stillen, ungestörten Traumland zurück. Aber sie sträubt sich doch nicht dagegen, mannhaft — wenn ich so sagen darf — kämpft sie die Traumseligkeit nieder und rafft sich auf zum Leben im Tag. Nicht soll ja das Sehnen schwinden aus unserem Leben, nein, es soll so stark, so heftig werden, daß es zum Entschluß sich festigt, zum Willen, zur Tat wird. Auch für das Weib gibt es Taten: „Mutter sollst du allem Elend sein,“ „Mitleid kann die Welt erlösen.“ Und wer mit Liebe dem Leben sich zuwendet, gleich im engsten Kreise damit Ernst macht, dem begegnet auch wieder die Schönheit. Ja, „in des Lebens Regen und Bewegen strahlt sie dir am herrlichsten entgegen.“ Wohl stößt man da auf dunkle, unheimliche Dinge, auf das Rätsel des „Bösen in der Welt“ — aber Grund genug bleibt trotzdem zum Glauben: auch das Böse, auch die zerstörenden Triebe und Kräfte, im Menschen wie in der Natur, sind doch in den großen Weltenplan mit eingerechnet, und die Dissonanz führt immer wieder zur Harmonie. Ein köstliches Beispiel dafür ist (S. 32) des Verbrecherkindes Trotz zum Guten, „Jetzt werd' ich euch grad' ein braver Mann.“ Auch dem großherzigen Gedanken „Sie kommen alle einmal zurück“ hat die Dichterin einen schönen bündigen Ausdruck zu geben verstanden. Also frisch hinein in die Tiefen des Lebens, wo die lebendige Schönheit, die lebendige Wahrheit zu finden ist, ob man auch manchmal auf spitzen Steinen die Füße sich wund läuft, und die Nacht, in die wir das Licht des Trostes bringen wollen, uns selber umfängt und zu verdüstern droht (S. 38). Mutig dem Leid entgegengehen und wenn es sein muß, es auch selber auf sich nehmen, ist groß, macht den Menschen zum Helden. Solcher Heroismus ist wunderschön gezeichnet in „Der Dornkranz“ und „Sonne müßt ihr werden — Leiden, bis ihr Sonne seid“. In diesem erhebenden Gedanken darf man sich verwandt fühlen den großen Geistern, die in ernstem Ringen sich mühten, zur Sonne zu dringen; man drückt ihnen im Geist die Hand, das stärkt und ermuntert auf dem oft schweren Weg. Mich freut's, daß auch die engherzigen Pharisäer und Eiferer in dem Büchlein manchmal eins abbekommen, mich freut die Sympathie für die Pfadfinder und Neulandsucher, denen es gewiß nicht so leicht wird, wie jene wähnen, altgeheiligte Bande zu sprengen. Man braucht eine Stärkung und Erfrischung, wenn man so in des Lebens Kampf sich hineinbegibt (S. 54). Was soll nun noch der dritte Teil? Ich denke mir ihn als höhere Einheit; die Dichterin ist bemüht, den Sinn des Lebens zu ergründen, das Fazit zu ziehen. Es gibt, so dünkt ihr, nun einmal keinen andern Weg als den Weg des Glaubens. „Woher? Wohin? — Wir hoffen, glauben, doch wir wissen nichts.“ Überall Gott finden, in Allem Gott lieben, gibt der suchenden, sehnenden Seele den Frieden. Wie herrlich und groß ist die Welt! Nur ein kleiner Ausschnitt, was wir sehen und erkennen; noch andere Welten, ein großes Jenseits sind uns aufbehalten. Was hier als Ende erscheint, ist Anfang für dort (S. 77), Sterben keine Vernichtung: ein neuer Morgen! Wie wenig versteht der Fernstehende die furchtbare Macht des Todes! (S. 80.) Nur wer es erlebt hat, kann da mitreden und darf auch wieder trösten. „Wen die Götter lieben“, „Das heilige Leid“, „Das Lied vom siegesfrohen Glauben“ u. s. f., das sind herrliche, ergreifende Töne, da wird das Büchlein zu einem wahren Trostquell für Trauernde. Ein mutiger,

mannhafter Geist spricht daraus, so auch aus der Bitte um ein strenges, richtendes Gewissen statt des sanften Ruhekissens des braven Bürgers. Schön und würdig schließt die Sammlung mit dem Gebet an die „Ewige Liebe“. Als Kind unserer modernen Zeit kennzeichnet sich die Sammlung dadurch, daß dem Suchen ein heiliges Recht zuerkannt ist, und wieder dadurch, daß sie uns sagen will: Schönheit erfreut uns am höchsten nicht als stabile, ewige Harmonie, sondern als Sieg nach Kampf und Arbeit, als überwundene Dissonanz, also als lebendige Schönheit, und wer sie finden will, suche sie nicht in blauer Ferne, suche sie mitten im Leben drin. Nicht daß der Dichter deshalb selber in dem Kampf des Lebens sich verlieren müßte: wenn nur diese Erkenntnis, dies Licht in seinem Liede ist, so ist's eine fruchtbare Wahrheit. Darum hat auch der ästhetische Mensch, die Dichternatur im Blick auf die Praktischen, die Willensnaturen keinen Grund über ein nutzloses Leben zu klagen (S. 55). Im Gegenteil, die Ernte, ob er sie gleich oft nicht sieht, kann doch eine schöne, reiche sein. Das dürfen wir auch von der vorliegenden Gedichtsammlung „Traum und Tag“ erhoffen. Wenn schon nur ein schlichtes poetisches Büchlein so könnte es doch vielleicht manchem Irrenden, Suchenden, nach einem festen Lebensgrund sich Sehnenden ein Wegweiser werden zu dem Glauben, dem die Verfasserin so ergreifenden Ausdruck gibt in den Worten:

Nun kann den siegesfrohen Glauben
Mir keine Macht, kein Kampf mehr rauben,
Die letzte Nebelhülle schwand . . .
Das ist der Tag! Die Stürme schweigen,
Aus grauen Tiefen seh' ich steigen
Ein sonnbeglänztes, schönes Land.

Stuttgart. Dr. Alfred Schüz.

Aus der neuesten Literatur.

Zu beachten: ThR = Theol. Rundschau, GluW = Glaube u. Wissen, ZThK = Zeitschrift f. Theol. u. Kirche, MKP = Monatschrift für kirchl. Praxis, BlPflpL = Blätter z. Pflege pers. Lebens, AMZ = Allg. Missionszeitschrift, RKZ = Ref.-Kirchenzeitung, ALK = Allg. luth. Kirchenzeitung MIM = Monatschrift f. Innere Mission, ChrW = Christl. Welt, DEBl = Deutsch-Ev. Blätter.

I. Biblische Wissenschaft. **Huck**, Pf., A.: Synopse der 3 ersten Evangelien. 3. gänzlich umgearbeitete Aufl. XXXVIII, 208 S. Tübingen, Mohr. 4 Mk. – **Kölbing**, D., Paul: Die geistige Einwirkung der Person Jesu auf Paulus. Göttingen, Vandenhoeck u. R. 114 S. 2,80 Mk.

II. Systematische Theologie. **Bousset**, D., W.: Moderne positive Theologie II. Reinhold Seeberg. **ThR.** 1906 (Okt.) S. 371–381. – **Gallwitz:** Religion u. Naturwissenschaft II. Gustav Portig. **ThW.** Nr. 42 (997–1002). – **Haack**, D., Ernst: Kirche, Gemeinde, „Gemeinschaft“. Prinzipielles zu ihrer rechten Beurteilung und Begriffsbestimmung. 2 Vorlesungen auf der Möllner Lehrerkonferenz. Schwerin, Fr. Bahn. 55 S. 1 Mk. – **Kaftan**, Gen.-Sup., Th.: Für den Glauben der Väter. An die Adresse von Prof. Bousset. **ALK.** 44 (1042–47). – **Kähler**, Prof. D., M.: Dogmatische Zeitfragen. Zweite sehr vermehrte Auflage. I. Band: Zur Bibelfrage. Leipzig, A. Deichert. 441 S. 8,50 Mk. – **Kirn**, D., Otto: Grenzfragen der Ethik. Programm der Leipziger Universität. Leipzig, A. Edelmann. 43 S. – **Schmidt**, Prof. D., Wilh.: „Moderne Theologie des alten Glaubens“ in kritischer Beleuchtung. Gütersloh, Bertelsmann. 160 S. 2,40 Mk.

III. Historische Theologie. 1. Wissenschaftliche Arbeiten: **Hunzinger**, Lic., A.: Lutherstudien II. 1. Das Furchtproblem in der katho-

lischen Kirche von Augustin bis Luther. Leipzig, A. Deichert. 127 S. 2,60 Mk. — **Knipfer**, Superint., J.: Paul Gerhardt. Gesammelte Aufsätze. Leipzig, A. Deichert. 56 S. 1 Mk. — **Seeberg**, Prof., R.: Aus Religion u. Geschichte. Gesammelte Aufsätze. Leipzig, A. Deichert. 400 S. 6,50 Mk.

2. Volksschriften kirchengeschichtlichen Inhalts. **Dose**, Joh.: Der Held von Wittenberg u. Worms. Düsseldorf, C. Schaffnit. 399 S. mit Abbildgn. Gbd. 4,50 Mk. — **Kaiser**, Pfr. D., Paul: Paul Gerhardt. Ein Bild seines Lebens (77 S. m. Abbildgn.). Leipzig, M. Hesse. 50 Pfg. — **Wittekindt**, Pfr., Ernst: Blätter der Erinnerung an † Generalsuperintendent D. Wilhelm Lohr. Nebst einem Beitrag von D. Klingender. Kassel, F. Lometsch. 188 S. Gbd. 3 Mk.

IV. Aus dem Gebiet der praktischen Theologie.

1. Predigten u. Lehre von der Predigt. **Geyer**, Dr. und **Rittelmeyer**, Dr., beide Pfarrer in Nürnberg: Gott u. die Seele. Ein Jahrgang (68) Predigten. Ulm, H. Kerler. 614 S. 6 Mk. — **Hoffmann**, D., H.: Neutestamentliche Bibelstunden. 4. Band: Galater, Epheser, Philipper. Zweite Aufl. Leipzig, A. Deichert. 260 S. 4,20 Mk. — Wie predigen wir dem modernen Geschlecht? **ALK.** Nr. 42 (994—998). 43 (1018—21). 44 (1047—49).

2. Katechetische Hilfsmittel u. Katechetik. **Schettler**, Divisionspfarrer: Die Vorbereitung der Helfer u. Helferinnen für den Kindergottesdienst. **MKP.** 1906 (10. Heft) S. 416—421. — **Schöll**, Professor Dr., J.: Sittenlehre. Heilbronn, E. Salzer. 137 S. — **Wurster**, Prof. Dr., P.: Christliche Glaubens- und Sittenlehre. Leitfaden für den Religionsunterricht hauptsächlich an höheren Klassen von Realanstalten und Realgymnasien. 2. mehrfach veränderte Aufl. Heilbronn, E. Salzer. 144 S. Gbd. 80 Pfg.

V. Zur Kirchenpolitik.

Rothe, Rechtsanwalt: Gegen den Gotteslästerungsparagraphen, u. **Schreiber**, Pfr., Adolf: Gegen das Jesuitengesetz. Hefte zur Christl. Welt. Nr. 57. J. C. B. Mohr, Tübingen. 47 S. 50 Pfg.

Stuhrmann, Heinr.: Schwert und Kelch. Bunte Bilder für ernste Leute und solche, die es werden wollen. Bd. II u. III; jeder Band brosch. 2,50 Mk., eleg. geb. 3 Mk. Berlin 1906. Verlag von Emil Richter.

Nach dem ersten, kürzlich erschienenen Band werden uns zwei weitere Bände vom Verfasser vorgelegt. Vielseitig, wie die Form, ist der Inhalt des Gebotenen. Schlichte, zuweilen etwas breit angelegte Schilderung wechselt mit packendem Appell an das Gewissen, köstlicher Humor mit scharfer Satire und manchmal beißendem Sarkasmus, sinnige Märchen mit historischen Darstellungen und mancherlei Erfahrungen aus dem eigenen amtlichen Leben, aber freilich auch treffliche Wahrheiten in edler Form mit manchen Sätzen, die die Vermutung der Effekthascherei nahelegen, und erhebende Worte mit solchen, die wohl die meisten als Entgleisungen bezeichnen müssen. Indessen, solche kleinen Ausstellungen beeinträchtigen den Wert des Ganzen nicht. Die frische Art, in der hier mit tiefem Ernst die Wahrheit und Herrlichkeit des biblischen Christentums vor allem den Gebildeten nahegebracht wird, verdient vollste Anerkennung und wärmste Empfehlung.

Papenbrock, Langenberg.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. P. Wurster in Friedberg.
Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.
Druck der Dieterich'schen Univ.-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

Was vor allem not tut.

Matth. 11, 29.

„Lernet von mir!"

Ein neues Jahr steht vor uns. Es wird unsere ganze Kraft fordern. Darum wollen wir uns nicht allzulange mit der Vergangenheit aufhalten. Nicht mit dem, was sie uns Liebes genommen oder Schweres gebracht hat. Mag unser Verlust noch so groß, unsre Last noch so schwer sein: Trauer und Sorge macht schwach. Wir dürfen aber nicht schwach sein, so lange wir in der Arbeit und im Leben stehen; denn wir brauchen die ganze Kraft für das, was vor uns liegt. Auch mit dem wollen wir uns nicht allzulange aufhalten, was uns bei dem Rückblick beschwert und quält. Wir wollen es damit gewiß nicht leicht nehmen und es an der Selbstprüfung und bußfertigen Demütigung vor dem Angesicht unseres Gottes nicht fehlen lassen, ehe wir unseren Weg fortsetzen. Aber damit, daß wir uns fruchtlos mit unseren Versäumnissen und Mißgriffen abquälen, machen wir noch nichts besser und kommen wir noch nicht vorwärts. Beides aber muß sein, damit wir den Aufgaben, den Kraftproben und Versuchungen, die unser warten, besser als bisher gewachsen seien. Wir wollen also unsere Gedanken und Sorgen vor allem auf das richten, was vor uns liegt, unsere Kraft am Täglichen üben und, so viel an uns liegt, Kraft ansammeln für die Tage, da sie uns not sein wird. Wo ihre Quelle liegt, das darf man uns Theologen nicht erst sagen. Das Evangelium, mit dessen Verkündigung wir betraut sind, das durch unsere Verkündigung im Umlauf zu erhalten und in lebendige, wirksame, rettende, erneuernde, beseligende Kraft umzusetzen unser Lebensberuf ist, muß uns selbst sich als die Kraft erweisen, die selig macht, tüchtig und stark. Was gibt ihm seine Kraft? Was ist an ihm und in ihm dasjenige, was zu Kraft wird und in denen, die es im Glauben aufnehmen und auf sich wirken lassen, Kraft auslöst? Das ist ja nicht der

heilige Buchstabe, in dem es verfaßt ist, sondern das ist, wie wir alle wissen, die heilige Persönlichkeit, mit der uns der Buchstabe in persönliche Beziehung setzt, der Herr Jesus Christus, der eine, dem der Vater gegeben hat das Leben zu haben in ihm selbst. Und wieder an ihm ist es nicht sowohl oder doch nicht zuerst das, was über ihn gesagt und berichtet ist, sondern das, was er ist, in ihm zutage tritt, in seinen Worten und Taten aufleuchtet, in seinem Wesen uns berührt, das neue, ungekannte, das „ewige" Leben, das in unsere Seele sich überträgt, wenn wir uns mit ihm persönlich zusammenschließen. Kraft ist das Evangelium als die frohe Botschaft von ihm, als das Zeugnis von dem in ihm erschienenen Leben. Kraft wird es in denen, in die sein Wesen und Leben übergeht. Sie müssen ja natürlich erst von ihm wissen, ihn im Evangelium richtig sehen und verstehen lernen, damit er selbst, nicht ein eingebildeter Heiland, auf sie einwirke. Aber Kraft wird er in ihnen dadurch, daß sie ihn, sein Wort und Wesen auf sich wirken lassen, zu ihm aufschauend „von ihm lernen". Um etwas durch ihn zu werden, deshalb müssen wir von ihm wissen. Wir müssen ihn kennen, um von ihm zu lernen. Das ist uns Theologen eine alte Wahrheit. Aber machen wir Theologen selbst gehörig Ernst damit? Unser Beruf bringt es mit sich und nötigt dazu, daß wir mehr als andere von Jesus Christus reden. Halten wir es uns immer gegenwärtig, daß das Wort, das wir verkündigen, sich nur dann in Kraft umsetzt, wenn es an uns selbst zur Anschauung kommt? Daß das Leben, von dem wir zeugen, nur dann Macht über andere gewinnt, wenn es bei uns selbst als Wirklichkeit offenbar wird? Daß das, was unserer Arbeit an der Gemeinde Kraft und Erfolg verleiht, die Arbeit an uns selbst ist, die dahintersteht? Daß das Evangelium von Jesus Christus nur dann Eindruck macht, wenn man sieht, daß wir selbst von Jesus lernen? Wir würden nicht über so viele Versäumnisse und Mißgriffe, über so viele Enttäuschungen und Fehlschläge im Berufsleben zu klagen haben, wenn wir nicht alles zu einseitig auf die Worte stellten, wenn wir für die eigene Person mehr Ernst damit machten, von Jesus zu lernen. Gerade in der Gegenwart wiegt dieses Versäumnis doppelt schwer. Es hat in der Geschichte des Christentums noch wenige Perioden gegeben, da die Person Jesu Christi so im Mittelpunkt des Interesses gestanden, in allen Lagern, weit über die Kreise der Theologen hinaus, ein so eifriges Fragen um ihn gewesen ist, wie in der jüngsten Vergangenheit. Es ist wohl kaum je vorher so eifrig und gründlich über ihn geforscht, um ihn gerungen und gekämpft, gestritten und gezankt worden. Vielleicht sehen wir ihn heute richtiger, verstehen ihn besser, als unsere Väter. Und dennoch: wenn gerade jetzt immer ernster und immer dringlicher in allen Lagern die Frage laut wird: „Sind wir denn wirklich

Christen? Sind wir's nicht mehr? Sind wir's am Ende überhaupt noch nicht?" — liegt darin nicht ein Vorwurf für uns, eine schwere Anklage wider uns? Die Welt ist des vielen Redens, vollends des vielen Streitens über Jesus müde. Sie will von ihm selbst etwas merken. Sie will von seiner Kraft etwas inne werden vor allem an denen, die ihn verkündigen. Daher der Zulauf zu den Gemeinschaften, ja zur Heilsarmee. Man sieht dort den Heiland wohl nicht so richtig, wie bei uns, ganz gewiß nicht, aber man müht sich redlich, von ihm zu lernen.

Laßt uns damit Ernst machen, aber vollen Ernst! Wir haben vieles über Jesus zutage gefördert. Wir sehen ihn ihm Freilicht des Tages. Das erhöht Pflicht und Verantwortung. Es wird vielleicht stiller unter uns, aber in uns und um uns wird es lebendiger werden. Kräfte werden sich regen. Jesus sagt nicht umsonst: „Wer an mich glaubt (mein Wesen in sich aufnimmt), wie die Schrift sagt (mich nach treuester Auslegung gibt), von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen" (Joh. 7, 38).

Unser eigenes Wesen wird ein gehobeneres, zuversichtlicheres werden. Wir werden nicht so ängstlich und so unsicher tasten, sondern freudig und herzhaft zugreifen. Denn er wird uns zur Seite stehen. Wir werden nicht mehr so darauf aus sein, das letzte Wort haben zu wollen. Denn er ist „sanftmütig und demütig". Wir werden noch mehr als bisher aus den Mauern der Kirche heraustreten, mutiger, unbefangener und hoffnungsfreudiger unter die Menschen gehen. Denn die Spuren Jesu weisen zu den Mühseligen und Beladenen, zu den Zöllnern und Sündern. Aber auch den armen Reichen versagt er sich nicht, auch dem Pharisäer weicht er nicht aus. Für alle ist er da. Für jeden hat er Verständnis und das rechte Wort. Von keiner Seite werden wir uns den Weg verschränken lassen. Jesus ließ sich von denen, die das Ansehen hatten, nicht meistern, noch den Mund verbieten, aber er ließ sich auch nicht vom Volk zum König machen, nicht einmal von der eigenen Familie, von der besten Mutter Treue drein reden. Nur muß es immer der Weg Jesu sein, den wir verfolgen. Das ist nicht immer so leicht und auch nicht immer so einfach. Denn von Jesus lernen heißt nicht ihn nachmachen, sondern ihn in die eigene Art, die besonderen Verhältnisse, die besondere Zeit und Lage übertragen, darin sich mit ihm zurechtfinden und in seinen Spuren halten. Das fordert Nachdenken und kostet Arbeit. Die buchstäbliche Gesetzlichkeit tut's nicht. Aber es lohnt sich. Sei es denn unsre Neujahrslosung: „Lernet von mir!" — K.

Moderne positive Theologie.

Von Fr. Traub, Ephorus in Schöntal (Württbg.).

Im sechsten Heft des letzten Jahrgangs habe ich versucht, das Programm der modernen positiven Theologie in das Gesamtbild der heutigen dogmatischen Arbeit einzuordnen. Ich entspreche einem Wunsche der Redaktion, wenn ich auf den nachfolgenden Blättern den Gegenstand aus jenem Zusammenhang löse und einer gesonderten Betrachtung unterziehe.

Es sind erst wenige Jahre her, daß zum erstenmal jene Losung ausgegeben wurde, die in kurzer Frist zu einem vielverhandelten Schlagwort geworden ist. Ungefähr gleichzeitig haben R. Seeberg und Th. Kaftan die Forderung erhoben, daß auch die rechtsstehende Theologie mit dem modernen Geistesleben Fühlung suchen müsse, jener in seinem Buche: Die Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert. 1903, dieser in der Schrift: Vier Kapitel von der Landeskirche. 1903. Die Formel lautet bei beiden nicht ganz gleich; bei Seeberg: „moderne positive Theologie", bei Kaftan: „moderne Theologie des alten Glaubens". Die Seebergsche Losung wurde hauptsächlich von Grützmacher aufgenommen und in dessen „Studien zur systematischen Theologie" 1905 ausführlich begründet, während Kaftan sein Programm in einer „moderne Theologie des alten Glaubens" betitelten, ebenfalls 1905 erschienenen Schrift entwickelte. Man wird es unter allen Umständen als eine erfreuliche Erscheinung begrüßen dürfen, daß auch in den Kreisen, in denen bisher der Name der modernen Theologie verpönt war, die Erkenntnis zum Durchbruch kommt, daß die Theologie dem modernen Geistesleben sich nicht verschließen kann. Fast sollte man denken, die neue Losung müßte überall freudigen Widerhall finden, zumal wenn sie mit so herzerquickender Frische, in so frommem und freiem Geiste vertreten wird, wie von dem Schleswiger Generalsuperintendenten. Anderseits ist es auch verständlich, wenn die verheißene Zukunftstheologie einem starken Mißtrauen begegnet. Modern und positiv, moderne Theologie und alter Glaube — sind das nicht sich ausschließende Begriffe? Ist jene Losung nicht ein Widerspruch in sich selbst? Leicht erscheinen die, welche sie vertreten, als unklare Köpfe, die Widersprechendes zusammendenken, oder als unselbständige Charaktere, die meinen zwei Herren dienen zu können. Dabei wird auf der rechten Seite mehr die Befürchtung vorherrschen, es möchte durch eine falsche Konnivenz gegen die Moderne der Glaube verleugnet werden, während links der Verdacht näher liegt, daß es mit der Be-

tonung des Modernen kein rechter Ernst sei. Beiden Urteilen aber liegt die gemeinsame Überzeugung zugrunde, daß modern und positiv widersprechende Begriffe seien. Es wird also, wenn man über die moderne positive Theologie ein Urteil gewinnen will, darauf ankommen, sich klar zu machen, wie die beiden Begriffe modern und positiv in ihr gemeint sind. Dabei muß sich zeigen, ob die Begriffe unter allen Umständen sich widersprechen oder ob eine solche Fassung derselben sich denken läßt, daß beide ohne Widerspruch zusammenstimmen und somit die Forderung einer modernen positiven Theologie ihren guten Sinn und ihr gutes Recht hat.

I.

1. Fassen wir zunächst den Begriff des Modernen ins Auge, so dürfte Eines von vornherein klar sein. Wenn man jenen Begriff mit dem Inhalt irgend einer modernen Weltanschauung gleichsetzt, so steht derselbe in einem unausgleichbaren Gegensatz nicht bloß zu einer „positiven", sondern überhaupt zu jeder Theologie. Schopenhauers und Hartmanns Pessimismus, Nietzsches Herrenmoral, Häckels Monismus, der Marxistische Geschichtsmaterialismus, die theosophischen und spiritistischen Religionsstiftungen und was heute als moderne Weltanschauung sich ausgibt — das alles bildet den direkten Gegensatz zur christlichen Weltanschauung. Keine Theologie kann mit irgend einer dieser Anschauungen einen Bund eingehen. Das hat Kaftan mit aller wünschenswerten Deutlichkeit ausgesprochen. „Auf Grund der Entwicklung der modernen exakten Wissenschaft einerseits, wie anderseits der modernen Autonomie des Individuums sind in unserem modernen Leben zwei Größen herangewachsen, die zu der Kirche, wie zu der Theologie des Evangeliums in kontradiktorischem Gegensatz stehen, eine Weltanschauung des reinen Diesseits und eine Ethik des natürlichen Menschen, und diese beiden Größen treten im modernen Leben auf mit dem Anspruch, selbstfolgliche Erzeugnisse des modernen Geisteslebens zu sein. Von da aus will es verstanden sein, daß so viele rechtschaffene Christenmenschen wider alles Moderne sind. Von da aus ist das auch zu verstehen und doch ist es falsch. Die moderne Weltanschauung und die moderne Ethik dürfen uns nicht veranlassen, das moderne Geistesleben als solches zu verleugnen. Es ist ein ganz anderes, das es gilt und darin zu dieser unserer modernen Zeit der echte Gottesdienst besteht. Das ist es, das wir sollen: dem falschen Anspruch dieser Größen, ohne weiteres die Resultate des modernen Geisteslebens zu sein, entgegentreten, ihnen die Maske vom Gesicht reißen und sie aufzeigen als das was sie sind: modern zugestutzte

Produkte alter Weisheit und alter Selbstherrlichkeit, legitime Erzeugnisse des uralten Eritis sicut deus in modernem Gewande" S. 79f.

Nicht ganz so klar ist auf diesem Punkt die Stellung von Grützmacher. Er ist stolz darauf, moderner zu sein als die modernsten unter den modernen Theologen. Wenn man es häufig so ansieht, als ob die sog. „moderne Theologie" nur an positivem Gehalt hinter der „positiven" zurückstehe, dagegen hinsichtlich des modernen Charakters ihres Denkens jener überlegen sei, so findet dagegen Grützmacher, daß die „moderne Theologie" nicht bloß nicht positiv, sondern auch nicht modern genug sei. „Der Mensch, auf den Weinel und Bousset ihre Arbeit zuschneiden, ist gar nicht der Mensch unserer Tage. Porträt für ihre Zeichnungen stehen Goethe und Kant; Goethe sofern er den Glauben an die menschliche Natur und an ihre Selbstvervollkommnung repräsentiert, Kant sofern in ihm die möglichste Abwendung von allem Transzendenten, Mystischen, die Rationalität im Denken und Handeln zum Ausdruck kommt". Es handelt sich aber „um die Frage, ob die Menschen unserer Tage wirklich in Massen oder in ihren geistig lebendigsten und beherrschenden Vertretern den Typus Goethes und Kants an sich tragen. Das aber meinen, kann man nur von dem Standort des kleinen deutschen Professors, der da meint, was er oder die Kollegen denken, das denke auch die ganze Welt". S. 76. Dann wird Bousset getadelt, daß er in seiner Kritik der Satisfaktionslehre gesagt hatte: „Unser an Kants Ethik gebildetes Empfinden sagt uns mit aller wünschenswerten Deutlichkeit: die Schuld, die du begangen, die kann kein anderer dir abnehmen und für dich büßen, kein Mensch und kein Gott. Sie läßt sich nicht wie ein Ding, wie eine Sache übertragen". Das moderne Empfinden wisse von Individualschuld nichts; nicht individuelle Bildung entscheide über das Wesen des Menschen, sondern Vererbung. „Nicht ich bin schuld, wenn es mir schlecht geht, sondern das sind die andern, nicht von mir hat die Besserung zu kommen, sondern von der Gesellschaft. So laufen die modernen Gedanken, aber nicht in der Richtung Kants." S. 77. Auch Goethes Optimismus sei längst überholt. Die führenden Geister seien vielmehr Pessimisten und wahre Virtuosen in der Schilderung der Sünde. Überall die Erkenntnis von der absoluten Gebundenheit an die Naturtriebe und dabei eine lebhafte Zuneigung zu allem, was Offenbarung irgendwelcher mystischen Kräfte aus der oberen Welt verspricht. „Wer die Mysterien des Mithras wieder erneuern wollte, würde weit mehr Zulauf finden, als ein Begründer ethischer Gesellschaften. Die Moderne fühlt sich darum auch dem Katholizismus am meisten verwandt." S. 79. Aber was soll nun die Theologie mit dieser Moderne?

Hätte etwa Bousset den Gedanken der Individualschuld preisgeben sollen, weil Ibsen dem modernen Menschen den Gedanken der Vererbung eingeprägt hat? Hätte er dies tun sollen, trotzdem der kantisch orientierte Gedanke der Individualschuld dem christlichen Verantwortlichkeitsgefühl ungleich näher steht, als Ibsens Idee der Kollektivschuld, welche die Verantwortung des einzelnen aufhebt? Soll wirklich die Theologie von der Moderne sich ihre Wege weisen lassen? Am Schluß der ganzen Erörterung schreibt Grützmacher: „nicht auf eine Verminderung der Sündenerkenntnis und ein Fallenlassen der wunderbaren Offenbarung drängt die Moderne, sondern sie verlangt vielmehr, daß beides ihr mit den Mitteln der Zeit so deutlich und so zugänglich gemacht werde wie möglich.“ Aber darf die Theologie diesem Drängen nachgeben? Die Sündenerkenntnis und die Offenbarungssehnsucht der Moderne, wie Grützmacher selbst sie schildert, sind ja das gerade Gegenteil der christlichen. Was sollen sie der Theologie für ihre Zwecke frommen? Sie kann dieselben nur bekämpfen, aber sich nicht mit ihnen verbünden. In Wirklichkeit will das natürlich auch Grützmacher nicht. Es dürfte sich in jenen Äußerungen mehr um vorübergehende Entgleisungen handeln; was er wirklich meint und ausdrücken will, ist nur dies, daß der Theologe, der auf die Zeit wirken will, die geistigen Kräfte der Zeit kennen und sich innerlich mit ihnen auseinandersetzen muß.

2. Aber die bloße Auseinandersetzung reicht noch nicht aus, um eine Theologie als moderne zu charakterisieren. Vielmehr müssen in der Moderne selbst gewisse Wahrheitsmomente enthalten sein, welche auch die Theologie anerkennen und verwerten kann. Darin stimmen Grützmacher und Kaftan überein. Wenn es aber nun gilt, jene Wahrheitsmomente herauszustellen, gehen die Wege beider auseinander. Grützmacher entnimmt dem modernen Denken den Entwicklungsgedanken als denjenigen, welcher auch der theologischen Arbeit wertvolle Dienste zu leisten vermöge. Er folgt darin seinem Lehrer Seeberg und sieht, wie dieser, die eigentliche Aufgabe der modernen Theologie darin, die Begriffe Offenbarung und Entwicklung so zu bestimmen, daß sie ohne Widerspruch sich zusammendenken lassen. Man ist über diese Beschränkung einigermaßen erstaunt. Nachdem Grützmacher seine reiche Kenntnis moderner Literatur vor dem Leser ausgebreitet, nachdem man die Namen Ibsen, Nietzsche, Gorki, Wilde u. a. vernommen hat, ist man darauf gefaßt, aus dieser bunten Fülle ein reicheres Maß von „Wahrheitsmomenten“ heraustreten zu sehen, als den einzigen Entwicklungsgedanken. Wenn das alles ist, dann bedurften wir jener Skizzen moderner Literaturprodukte nicht! Dann hat Grützmacher auch vor seinen Gegnern

Bousset und Weinel nichts voraus; denn den Entwicklungsgedanken verwerten sie auch. Die Art der Verwertung wird freilich von Grützmacher beanstandet; aber einwandfrei ist auch die seine nicht. Das Verhältnis des kausalen und des teleologischen Moments im Entwicklungsbegriff ist nicht klargestellt und die erkenntniskritische Frage nach dem Verhältnis des strengen Wissenschaftsbegriffs zu den geistigen Kausalitäten ist gar nicht gestellt. Vollends der Versuch, mittelst des Entwicklungsbegriffs die Gleichstellung der Autorität des Paulus und Johannes mit der Jesu zu beweisen, kann nur gegen die ganze Art der Verwendung jenes Begriffs mißtrauisch machen.

Im Unterschied von Grützmacher, der sich auf den Entwicklungsbegriff beschränkt, nennt Kaftan drei Faktoren des modernen Geisteslebens, welche auch für die Theologie ihre Geltung behaupten: das Recht der individuellen Persönlichkeit, sich keiner bloß äußeren Autorität zu beugen, die kantische Scheidung von theoretischem und praktischem Erkennen und den in der Natur- und Geschichtswissenschaft fleischgewordenen Wirklichkeitssinn. Diese formalen Grundsätze stehen mit dem christlichen Glauben nicht im Widerspruch; sie sind vielmehr seinem innersten Wesen kongenial. Die Autonomie der Persönlichkeit ist nur die Folge der in Luthers Reformation zum Durchbruch gekommenen Glaubens- und Gewissensfreiheit; die durch Kant bestimmte moderne Denkweise ermöglicht eine viel reinere Erfassung des Glaubensgehalts, als die durch Plato bestimmte antike, und da es der Glaube mit der höchsten Wirklichkeit zu tun hat, so kann auch der moderne Wirklichkeitssinn ihm nicht zuwider sein; auch die historische Kritik an Dogma und Schrift ist durch den Glauben nicht aus- sondern eingeschlossen.

3. Gegen Kaftans Begriff des Modernen haben Grützmacher und andere Vertreter der modern-positiven Theologie lebhaften Widerspruch erhoben. Es ist insbesondere der zweite Punkt, gegen den sich der Widerspruch richtet. Auch Bousset in seinem Aufsatz: „Moderne positive Theologie" Theolog. Rundschau 1906 VIII—XI hat sich gegen diesen Punkt gewendet. Er sagt, die Kaftan-Ritschlsche Verwertung Kants beruhe auf einem Mißverständnis dieses Philosophen. Kant hätte nie daran gedacht, die religiös-sittlichen Probleme einer nur traditionell oder historisch orientierten Theologie zu überlassen. Dies dürfte richtig sein, enthält aber auch umgekehrt eine starke Verzeichnung der Kaftan-Ritschlschen Position. Denn bloßer Traditionalismus oder Historizismus ist diese wahrlich nicht. Im übrigen dürfte sich Kaftan von dem Einwand Boussets wenig getroffen fühlen, da es ihm mehr um den Gedanken selbst, als um seine Herkunft von Kant zu tun ist. Gegen jenen aber hat Bousset nichts

Ernstliches vorgebracht. Es ist Tatsache, daß im Naturerkennen die Geltung eines Urteils gerade darauf beruht, daß alle persönlichen Motive ausgeschieden werden; daß die Anerkennung der sittlichen Normen einem unpersönlichen Denken nicht andemonstriert werden kann, sondern auf einer persönlichen Entscheidung beruht; daß die Liebe Gottes, wenn überhaupt, so nur durch ein Vertrauensurteil festgestellt werden kann. Aus allem folgt, daß die Geltung der sittlichen und religiösen Urteile anders begründet ist als diejenige des Naturerkennens. Stehen diese Ergebnisse der Erkenntniskritik fest, so ist es von untergeordneter Bedeutung, ob sie dem historischen oder dem idealen Kant entsprechen.

Aber von den Vertretern der modern-positiven Theologie werden gerade jene Ergebnisse selbst verneint. Mit der ganzen Scheidung von theoretischem und praktischem Erkennen sei es nichts. Grützmacher schreibt: „die neuere empirische Psychologie hat uns gelehrt, daß jede Seelenregung in den drei üblicherweise unterschiedenen Sphären des Wollens, Fühlens, Denkens, wenn auch in der einen mehr, in der anderen weniger verläuft, somit immer unsere praktische und theoretische Vernunft gleichzeitig in Anspruch genommen wird." Allg. Evang.-Luth. Kirchenzeitung*) 1903. Sp. 1046. Darin hat er natürlich recht; das hat nicht erst die neuere Psychologie gelehrt, sondern ist eine ziemlich alte Erkenntnis, die aber für die erkenntniskritische Frage, um die es sich hier handelt, gar nichts austrägt. Man muß auf die e r k e n n t n i s k r i t i s c h e F r a g e s t e l l u n g eingehen, wenn man die Unterscheidung überhaupt verstehen will. Dann wären Behauptungen unmöglich, wie sie in den folgenden Sätzen ausgesprochen sind: „in alle Seinsurteile der Wissenschaft greifen Werturteile ein" Sp. 1046. Natürlich greifen sie ein und zwar nicht bloß in die historischen, sondern auch in die naturwissenschaftlichen. Aber die Frage ist, ob darauf ihre G e l t u n g beruht und nicht vielmehr darauf, daß man von dem „Eingreifen der Werturteile" absieht? Und was soll man vollends zu dem weiteren Satze sagen: „ebenso gibt es keine Glaubensurteile, die sich nicht auf bestimmte, objektive, wissenschaftliche Erkenntnisse stützten". Das müßten wunderliche Glaubensurteile sein, von denen man nur das eine nicht verstünde, wie sie dazu kommen sich „Glaubensurteile" zu nennen, wenn sie sich doch auf objektive, wissenschaftliche Erkenntnisse stützen.

Ein anderer Fürsprecher der modern positiven Theologie, ein Schüler Franks, erklärt: „Wir stimmen natürlich freudig bei, wenn die religiöse Erkenntnis von einem Willensakt abhängig gemacht wird, dadurch wir

---

*) Künftig abgekürzt: A. L. K.

auf die Tendenz der Erlösung eingehen. Wir können nur nicht finden, daß das, erkenntnistheoretisch angesehen, grundsätzlich so verschieden sei von dem Willensakt, dadurch wir die Augen aufmachen, wenn es gilt, eine sichtbare Wirklichkeit zu erkennen." Glüer in A. L. K. 1906 Sp. 271. Auch dieses Urteil bleibt an der psychologischen Betrachtung des Erkennens hängen und erreicht nicht die erkenntnistheoretische Fragestellung — trotz des „erkenntnistheoretisch angesehen". Die Geltung der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse beruht nicht auf dem Willensakt, der freilich, psychologisch angesehen, notwendig ist, um den Intellekt in Bewegung zu setzen, während das religiöse Urteil eben seiner Geltung nach ein Vertrauensurteil, also persönlich bedingt ist. Ganz dieselbe Verwechslung der psychologischen und erkenntniskritischen Betrachtung liegt vor, wenn es nachher heißt: „es dürfte ein einfaches Mißverständnis sein, wenn man immer wieder behauptet, persönliche Interessiertheit an dem Erkenntnisobjekt sei bei dem rein wissenschaftlichen Erkennen ein Hindernis, bei dem praktischen der Weg um zur Erkenntnis zu gelangen. Sie kann vielmehr zu gleicher Zeit beides sein." So kommt Glüer schließlich zu dem Ergebnis, daß auch die religiösen Urteile „logisch theoretische" Funktionen seien. Sp. 273. In seltsamem Widerspruch hierzu wird später gesagt, die Wahrheitsgewißheit sei als Moment in der Heilsgewißheit eingeschlossen Sp. 274, oder: die religiöse Gewißheit sei unmittelbar und hänge nicht am Gelingen unserer Erkenntnislehre; es gebe vielleicht mehr als einen Lösungsversuch des Erkenntnisproblems, der ihr gerecht zu werden vermöge Sp. 274, oder endlich: die religiöse Erkenntnis müsse sich demonstrieren lassen, aber freilich nur für solche, welche die christliche Heilserfahrung gemacht haben Sp. 274. Damit ist doch gesagt, daß die religiöse Erkenntnis im Unterschied von der rein wissenschaftlichen persönlich bedingt ist, also eben das, was Kaftan vertritt. Der letztere dürfte also in den Einwänden, welche von der modernen positiven Theologie gegen ihn erhoben worden sind, keinen Anlaß finden, seine Stellung in diesem Punkte zu ändern.

4. Aber auch die beiden andern Merkmale des modernen Denkens, welche Kaftan hervorhebt, der Wirklichkeitssinn und die Autonomie der Persönlichkeit, werden von Grützmacher in Anspruch genommen, da der Inhalt des Wirklichkeitssinns von Generation zu Generation wechsle und auch der Inhalt der autonomen Persönlichkeit den allergrößten Wandlungen unterworfen sei. A. L. K. 1905 Sp. 1047. Eine sonderbare Argumentation! Gerade deshalb nennt ja Kaftan die F o r m des Wirklichkeitssinns und die F o r m der Autonomie, weil die Inhalte sehr mannigfaltige und eben die Formen es sind, welche die Theologie sich aneignen

kann, während sie die modernen Inhalte ablehnen muß. Grützmacher dagegen meint, gerade auf diese Inhalte komme es für die Theologie an. Gerade auf die modernsten Inhalte habe die Theologie positiv und negativ Rücksicht zu nehmen. Worin die positive Rücksichtnahme z. B. gegenüber Häckels Monismus bestehen soll, wird freilich nicht gesagt. Hier begegnet uns wieder dieselbe Unklarheit im Begriff des Modernen, die schon oben konstatiert wurde.

5. Aber Grützmachers Widerspruch richtet sich nicht bloß gegen einzelne Züge, welche Kaftan am modernen Geistesleben glaubt beobachten zu können, sondern überhaupt gegen das Unternehmen, eine Gesamtcharakteristik des modernen Geisteslebens im Unterschied vom antiken zu entwerfen. Er hält das für eine Vergewaltigung der Empirie im Interesse handlicher und brauchbarer Schemata; die „Einheit des Geisteslebens“ sei genau so eine spekulative Eintragung in die Wirklichkeit, wie die der Entwicklung in die Geschichte, speziell in die Religionsgeschichte A. L. K. 1906 Sp. 218. Merkwürdig! In seinem Buch bezeichnet Grützmacher den Entwicklungsgedanken als den wertvollsten Ertrag des modernen Denkens, den auch die Theologie sich aneignen müsse; Entwicklung und Offenbarung bilden geradezu das Problem der modernen Theologie. Hier dagegen erfährt man, die Entwicklung in ihrer Anwendung auf die Geschichte sei nichts als eine spekulative Vergewaltigung der Wirklichkeit! Was soll nun gelten? Doch wohl das erstere, sonst würde ja der Verfechter der modern-positiven Theologie die ganze modern-positive Problemstellung mit einem Schlage preisgeben. Wenn aber demnach die Entwicklung als gemeinsames Merkmal des modernen Geisteslebens gelten soll, welchen Sinn hat es dann, Kaftan gegenüber zu sagen, solche Merkmale gebe es nicht? Oder umgekehrt, wenn Grützmacher darin recht hätte, daß es verlorene Liebesmühe sei, im modernen Geistesleben einheitliche Züge zu erkennen, wie will er selbst dann eine moderne Theologie zu stande bringen? Wenn das natürliche Geistesleben überall nichts ist, als „ein auf- und abwallendes Chaos“, dann wird wohl auch Grützmachers moderne Theologie an diesem chaotischen Charakter teilhaben. Nur wird sie dann auch aufhören, Theologie zu sein; denn jeder rechtschaffenen Theologie eignet ein straffer Zug zur Einheit. Wer also eine moderne Theologie will, wird nicht umhin können, in dem Chaos der Moderne nach einheitlichen Zügen zu suchen. Darin hat Kaftan vollständig recht. Ich glaube auch, daß die von ihm versuchte Charakteristik in der Hauptsache zutreffend ist. Auch Bousset räumt dies ein. Er findet, daß Kaftan in der Durchführung seiner drei Prinzipien nicht durchweg konsequent verfahren sei; den

Prinzipien selbst stimmt er im wesentlichen zu. Ob dieselben weiterhin mit einer „positiven Theologie" oder einer „Theologie des alten Glaubens" zusammengehen, wird davon abhängen, wie diese letzteren Begriffe bestimmt werden. Davon soll im folgenden die Rede sein.

II.

1. Auch hier ist Eins zum voraus klar. Wenn das „Positive" oder der „alte Glaube" mit alter Theologie oder deren Produkt, dem Dogma, gleichgesetzt wird, dann ist die geforderte Theologie von vornherein ein widerspruchsvolles Gebilde. Das Dogma ist dadurch zustande gekommen, daß der christliche Glaube in die Formen des antiken Denkens gefaßt wurde. Dieses letztere ist also ein notwendiger Bestandteil des Dogmas und der mit ihm zusammenhängenden Theologie. Wer nun nicht zu leugnen vermag, daß modernes und antikes Denken zwei heterogene Größen sind, die nicht ohne inneren Widerspruch in ein- und denselben Erkenntnisprozeß sich verbinden lassen, der wird dasselbe auch hinsichtlich des modernen Denkens und des Dogmas, bezw. der von ihm bestimmten Theologie zugeben müssen. Man muß Glauben und Theologie, alten Glauben und alte Theologie unterscheiden, wenn die geforderte moderne Theologie überhaupt möglich sein soll. Insofern verdient die Kaftansche Formel: „moderne Theologie des alten Glaubens" den Vorzug, weil sie jene Unterscheidung voraussetzt, während die andere Bezeichnung „moderne positive Theologie" die Frage offen läßt, ob die Unterscheidung gemacht werden will oder nicht.

Tatsächlich wird sie von Grützmacher abgelehnt. Wiederum nicht in seinem Buche, sondern in seinen polemischen Artikeln in der A. E. K., die gegen Kaftan gerichtet sind. Dort wird der Satz Kaftans zustimmend zitiert, daß die alte Theologie aus der Vermählung des Evangeliums mit dem antiken Geistesleben entstanden sei. S. 62. Es wird also denklich geschieden zwischen alter Theologie und Evangelium oder, da das Korrelat des Evangeliums der Glaube ist, zwischen alter Theologie und altem Glauben. Demgemäß heißt es an einer anderen Stelle, daß keineswegs jede Abweichung von der alten Theologie mit einem Abirren vom alten Evangelium identisch sei. S. 64. „So dürfte sich denn vom Standpunkt des biblischen und kirchlichen Evangeliums kein Einwand denken lassen gegen die recht interpretierte Fassung des Verlangens nach einer modernen positiven Theologie". S. 65. Ich meine natürlich nicht, daß Grützmacher hier zwischen Evangelium bezw. Glaube und Dogma bezw. Theologie bewußt unterschieden hätte, — die

Sperrungen in den Zitaten sind von mir – aber die angeführten Äußerungen sind ein Beweis, daß die Unterscheidung unwillkürlich sich aufdrängt, sobald man eine moderne Theologie fordert. Gleichwohl wird sie von Grützmacher in seiner Polemik gegen Kaftan rundweg verneint. A. L. K. 1905 Sp. 1046. Zwar bricht auch hier gelegentlich die richtige Einsicht durch, wie in dem Satze Sp. 1047, daß im Dogma der ausgesprochene Glaube stecke. Es scheint also doch ein Unterschied zwischen beidem zu sein; der Glaube „steckt" im Dogma, ist also mit dem Dogma nicht identisch. Aber dieser richtigen Einsicht wird keine Folge gegeben; vielmehr wird dieselbe in dem gegen Kaftan gerichteten Artikel ausdrücklich bekämpft und ihr der Satz entgegengestellt: „Das Evangelium ist das Dogma der Kirche in seiner ursprünglichen Gestalt". Sp. 1046. Also Evangelium = Dogma, Glaube = Theologie! Ist diese Gleichung richtig, dann ist die Forderung einer modernen positiven Theologie unter allen Umständen falsch. Dann wird mit dem Dogma nimmer auch das Evangelium angetastet; jede Änderung der Theologie bedeutet eine Änderung auch des Glaubens. Wer hat aber dazu ein Recht? Die „Altgläubigen" haben dann allen Grund, sich gegen die moderne Theologie zu wehren; denn ihren Glauben wollen sie nicht modernisieren, das Evangelium wollen sie nicht antasten lassen. Gar nicht zu reden von den Widersprüchen und Halbheiten, welche bei dem Unterschied der antiken und der modernen Erkenntnisformen notwendig herauskommen müssen, wenn man im großen ganzen das Dogma festhalten und es nur durch Abschleifung seiner schärfsten Kanten und Ecken dem modernen Bewußtsein erträglich machen will: das gibt jene schwächliche Vermittlungstheologie, mit der weder der Kirche noch der Wissenschaft geholfen ist.

2. Th. Kaftans Forderung einer modernen Theologie ist durchaus auf die Unterscheidung von Glaube und Theologie aufgebaut. Die Betonung dieses Unterschiedes zieht sich durch das ganze Buch hindurch. „Aus der Verquickung der alten Theologie mit dem alten Glauben erwächst fort und fort die Fragestellung, was sich mitten im Strom der Gegenwart von der alttheologischen Position noch halten lasse, wo und wie man angesichts des Gewichts der Gegengründe nachgeben müsse. Aber ich lehne eine Fragestellung wie die hier erwähnte überhaupt ab und vertrete meine Sache in einem ganz anderen Stil." S. 13. Indem er daran geht, den Inhalt des alten Glaubens zu entfalten, schickt er die Bemerkung voraus: „um Glauben handelt es sich hier, nicht um Theologie" S. 17. Von diesem Grundsatz wird sodann auf das Problem der metaphysischen Gottheit Christi S. 26, die Jung-

frauengeburt S. 27, die Straffatisfaktion S. 30, die leibliche Auferweckung Jesu S. 32 die Anwendung gemacht. In allen diesen Fragen handelt es sich nicht um den Glauben. Vielmehr sind sie vom Standpunkt des Glaubens aus freizugeben.

Aber ist denn die ganze Unterscheidung überhaupt haltbar? Hat nicht Grützmacher recht, wenn er sie schlechtweg verwirft? Er meint, das was Kaftan als Inhalt des alten Glaubens biete, sei in Wirklichkeit doch Theologie, nur nicht alte, sondern neue. „Kaftans Beschreibung des Wesens Christi ist genau so gut Theologie, wie irgend eine andere Christologie; der Form nach gehört seine Rede von dem „Konstitutiven" in der Person Christi in dieselbe Sphäre, wie etwa die Zweinaturenlehre des Chalcedonense. Es ist eben nur eine andere Theologie, die er vertritt." A. L. K. 1905, Sp. 1046. Daraus würde natürlich zunächst nur folgen, daß Kaftan seine Aufgabe nicht richtig gelöst hat, nicht aber, daß die Aufgabe selbst falsch ist. Aber Grützmacher geht noch weiter: nicht bloß Kaftan habe seinen Glauben theologisch formuliert, sondern so sei es immer, so müsse es sein, weil es so im Wesen der Sache begründet sei. Auch die schlichteste Glaubensaussage des Christen enthalte schon Theologie und damit den Einfluß der menschlichen Denkformen und ihres zeitgeschichtlichen Charakters. Sp. 1046. Das mag richtig sein: es liegt hier ein schwieriges Problem vor, das ich früher an anderer Stelle*) herauszustellen versucht habe. Aber wenn es wahr ist, daß schon die einfachste Glaubensaussage zeitgeschichtlich bedingt ist, folgt daraus nicht um so dringender die Notwendigkeit, zwischen ewigem Gehalt und zeitlicher Form, zwischen Evangelium und Dogma, zwischen Glaube und Theologie begrifflich zu scheiden? Der Verzicht auf diese Scheidung bedeutet, in seine Konsequenzen verfolgt, zugleich den Verzicht auf ewige Wahrheit. In concreto wird es freilich nie möglich sein, mit absoluter Sicherheit die Grenze zu ziehen und zu sagen: hier hört die Theologie auf und fängt der Glaube an; aber in abstracto muß die Unterscheidung vollzogen werden. Und auch in concreto läßt sich oft genug wenigstens das Negative feststellen: dies und jenes ist nicht mehr Glaube, sondern Theologie. Daß es sich mit der Zweinaturenlehre so verhält, steht mir fest, auch wenn es mir nicht gelingt, in meiner eigenen Christologie die Grenze zwischen Theologischem und Religiösem reinlich zu ziehen.

Während Grützmacher Kaftans Scheidung von Glaube und Theologie grundsätzlich bekämpft, wird sie von Bousset merkwürdigerweise ignoriert,

---

*) Zur dogmatischen Methodenlehre. Theol. Stud. u. Krit. 1905, S. 445 ff.

Th. R. 1906, VIII u. IX. Er glaubt Kaftan ins Unrecht zu setzen, wenn er ihm nachweist, daß er mit seiner Auffassung des Todes Jesu als Vollendung seines Berufsgehorsams in modernen Bahnen wandle. Aber das will ja Kaftan, in modernen Bahnen wandeln. Er fordert ja eine moderne Theologie. Will man etwas gegen ihn sagen, so muß man zeigen, daß jener moderne Gedanke dem alten Glauben widerspricht und zwar wirklich dem alten G l a u b e n, nicht der alten Theologie. Zu diesem Zweck muß man auf den Unterschied von Glauben und Theologie eingehen, oder man muß diesen Unterschied als unberechtigt bekämpfen, wie Grützmacher: aber man darf ihn nicht ignorieren. Wenn Kaftan die Satisfaktionslehre für irrelevant erklärt, so ruft Bousset entrüstet aus: „und das will Theologie des alten Glaubens sein!" Bousset rechnet also die Satisfaktionslehre zum alten Glauben; Kaftan rechnet sie nur zur alten Theologie. Vielleicht hat er damit unrecht; aber darüber läßt sich wiederum nichts ausmachen, wenn man Kaftans Unterscheidung überhaupt ignoriert. „Letztlich beruhigt sich Kaftan damit, daß es auf die Tatsache des Kreuzestodes ankomme und nicht auf deren Deutung." Aber das ist nicht eine letztliche Beruhigung, sondern die anfängliche Position. Auf sie hätte Bousset eingehen und sich fragen müssen, ob Kaftan damit recht hat, daß er alle jene Deutungen nur zur Theologie rechnet, oder ob sie wirklich zum Glauben gehören?

Wenn sich Kaftan auf den Eindruck des historischen Jesus von Nazareth zurückzieht, so wundert sich Bousset über die Kühnheit, mit der jener es wage, das als die Quintessenz des Glaubens hinzustellen. Natürlich, wenn alter Glaube mit alter Theologie identisch ist, dann ist es noch sehr milde ausgedrückt, wenn hier von „Kühnheit" gesprochen wird. Aber Kaftan meint ja mit altem Glauben etwas ganz anderes als mit alter Theologie. Vielleicht, daß er darin in einer großen Selbsttäuschung befangen ist; aber das müßte sein Kritiker zeigen, indem er auf jene Unterscheidung wenigstens einginge. „Man kann nicht eine ganze Reihe von Positionen des alten Glaubens aufgeben, um schließlich die aufs erbittertste zu bekämpfen, die einige weitere Positionen aufgeben, die damit aufs engste zusammenhängen." Wiederum: Kaftan meint nicht Positionen des alten Glaubens aufzugeben, sondern der alten Theologie. Vielleicht, daß er darin irrt; aber dieser Irrtum läßt sich als solcher nicht aufzeigen, wenn man ignoriert, daß Kaftan mit dem alten Glauben etwas anderes meint, als mit der alten Theologie. Schließlich erwartet Bousset, man werde Kaftan von seiten des „alten ungebrochenen Glaubens" hundertfach entgegenhalten: Der Glaube, den du verteidigst,

ist ja unser Glaube gar nicht. Er stellt sich in seiner ganzen Kritik auf den Standpunkt der Orthodoxie, des „ungebrochenen alten Glaubens", welche Glaube und Theologie identifiziert. Aber eben diesen Standpunkt lehnt Kaftan ab — und Bousset vermutlich auch. Auch Bousset erhebt, trotzdem er das Dogma und die alte Theologie noch viel entschlossener aufgegeben hat als Kaftan, den Anspruch „auf dem Boden des Evangeliums und der Reformation" zu stehen. Man lese seine schönen Ausführungen bei Chappuzeau „die moderne Theologie auf der hannoverschen Landessynode" 1906, S. 17 ff. Den Glauben an das Evangelium, den Glauben der Reformation d. h. aber doch wohl den „alten Glauben" meint er zu haben, trotz seiner modernen Theologie. Auch Kaftan wird also so unrecht nicht haben, wenn er alten Glauben und alte Theologie voneinander scheidet und auf diese Scheidung seine „moderne Theologie des alten Glaubens" aufbaut.

3. Vergegenwärtigen wir uns nunmehr, wie Kaftan den Inhalt des alten Glaubens beschreibt. Er bezeichnet ihn mit einem zusammenfassenden Ausdruck als Christusglauben und meint damit zugleich den charakteristischen Unterschied des alten und des neuen Glaubens fixiert zu haben. Für den letzteren nämlich ist Christus nur das erste Subjekt, für den ersteren das bleibende Objekt des Glaubens. Wird dann weiterhin der Inhalt des Christusglaubens in seine einzelnen Bestandteile auseinandergelegt, so ergeben sich folgende Sätze: Wir glauben an Gott, den allmächtigen Vater, der uns alle unsere Sünden vergibt und in Kraft solcher Vergebung und ewiges Leben schenkt. Den Glauben an den Vatergott haben wir aber nur durch den Menschen Jesus, der in schlechthin einzigartigem Verhältnis zu Gott stand, einem Verhältnis, das nicht nur niemals sonst gewesen ist, sondern auch keinem anderen erreichbar ist „sintemal es konstitutiv war für seine Person." Die wahrhaftige Gottessohnschaft Jesu hat für uns die Bedeutung, daß uns in ihm Gott selbst begegnet, in Jesu Christo uns mithin eine Gottesoffenbarung gegeben ist, die, alle anderswo herstammenden Gedanken von Gott berichtigend und klärend, uns die wirkliche Erkenntnis des wahrhaftigen Gottes erschließt, nicht in prophetischer Verkündigung, sondern in persönlicher Offenbarung. Die so bezeichnete Berufsaufgabe Jesu findet aber ihre Vollendung erst im Tode am Kreuz. Nur in der Mittlerschaft Jesu, deren Zentrum das Kreuz ist, findet alles Sünden- und Schuldbewußtsein Erlösung und Friede. Das dritte Moment im Verständnis Christi neben Gottessohnschaft und Mittlertod ist seine Auferweckung von den Toten. Sie war dem alten Glauben von Anfang an von grundlegender Bedeutung und ist es heute so ungebrochen, wie

einst. Wie wir aber Gott nur durch Christum haben, den gestorbenen und auferstandenen Gottessohn, so haben wir Christum nur in Kraft des hl. Geistes, der in uns durch Wort und Sakrament den Glauben schafft, der uns zu Gliedern der Gemeinde Jesu Christi und damit aller Gaben Gottes in Jesu Christo teilhaftig macht.

4. Wir werden uns die Bedeutung dieser Sätze am einfachsten zum Bewußtsein bringen, wenn wir uns die Einwände vergegenwärtigen, die von zwei verschiedenen Seiten her, von Bousset und Herrmann, gegen sie erhoben wurden. Bousset bestreitet, daß die Grenze zwischen altem und neuem Glauben richtig gezogen sei. Christus als Subjekt und als Objekt des Glaubens — das sei eine ungenaue und unsichere Formel. Auch ihm sei Christus Glaubensobjekt, nur nicht in demselben Sinn, wie der allmächtige Gott. Worin der Unterschied bestehe, sagt er nicht. Aber den „Glauben an Christus" nimmt er auch für sich in Anspruch. Auch er erklärt Jesum für den Träger der vollendeten Offenbarung Gottes S. 333 „an dem sich alle Glaubensaussagen zu orientieren haben." Jesus ist ihm „die persönliche Offenbarung Gottes" S. 297. Er erkennt ausdrücklich den Satz Kaftans an, daß Jesus in einem schlechthin einzigartigen Verhältnis zu dem lebendigen Gott stand, das nicht nur mehr als sonst erreicht gewesen ist, sondern auch von keinem andern erreichbar ist. S. 297. Nur den „rätselhaften" Schlußsatz: „sintemal es konstitutiv war für seine Person" lehnt er ab. Auch ich halte den Satz für rätselhaft und jedenfalls überflüssig, freue mich aber umsomehr der warmen Zustimmung Boussets zu dem übrigen. Wenn dieser weiterhin als seine Überzeugung ausspricht, daß Jesus nach Vernichtung seines leiblichen Lebens mit seinem persönlichen Leben in das Reich der Herrlichkeit und des Lichts zum Vater eingegangen sei und daß er durch seinen Geist mächtig und lebendig in seiner Gemeinde herrsche, S. 329, so könnte vielleicht auch Kaftan zugeben, daß auf solche Aussagen seine Formel „Christus nur erstes Subjekt des Glaubens" nicht mehr passe. Er könnte aber auch hinzufügen, daß er durch diese Bekenntnisse Boussets einigermaßen überrascht sei. In seinem Buch über „das Wesen der Religion" hatte dieser den Gedanken einer besonderen Gottesoffenbarung so energisch abgelehnt, daß von einem „Glauben an Christus" konsequenterweise keine Rede mehr sein konnte. Wenn der Entwicklungsgedanke es uns verbietet, irgendwo in der Geschichte ein besonderes Offenbarungsgeschehen anzunehmen, welches Recht hat man dann, Jesum von Nazareth als die persönliche Gottesoffenbarung zu werten? Damit wird doch ein besonderer Inhalt der Geschichte, das Selbstbewußtsein Jesu, zur Offenbarung gestempelt. Die Ablehnung

besonderer Offenbarung bedeutet auch Ablehnung der Gottesoffenbarung in Christus. Dem gegenüber hat die Kaftansche Formel ihren guten Sinn.

Für die besondere Offenbarung bietet die vieldeutige Formel der allgemeinen Offenbarung nur ungenügenden Ersatz. Denn eben gegenüber dem Ganzen der Geschichte, auch der Religionsgeschichte, erhebt sich die Frage, was uns denn ein Recht gibt, darin die Offenbarung Gottes zu sehen? Das ist nicht ein Skeptizismus, über den man zu erschrecken braucht; sondern es ist die einfache Tatsache, daß für die wissenschaftliche Betrachtung die ganze Religionsgeschichte nichts anderes ist, als ein psychisches Phänomen, und daß es für den frommen Menschen kein dringenderes Anliegen gibt als die Frage, ob die religiösen Vorstellungen, deren Wert er empfindet, auch wahr sind? Es ist ein Mangel an methodischer Klarheit, der auf diesem Punkt bei manchen Religionsgeschichtlern zu beobachten ist, daß sie die religionspsychologische und die religionskritische Betrachtung nicht scharf auseinanderhalten. Die Begeisterung, mit der sie die Erforschung des weiten Religionsgebiets begleiten, läßt sie übersehen, daß das, was ihnen die wissenschaftliche Forschung gibt, doch nichts anderes ist, als die Geschichte eines seelischen Geschehens. Unwillkürlich nehmen sie die Geschichte der Religion als eine Geschichte, die sich zwischen Gott und Menschheit abspielt und tragen damit unter der Hand das, was die eigentliche Hauptsache ist, die Wirklichkeit Gottes, ein. Wo dagegen die Wirklichkeitsfrage in ihrem ganzen Gewicht zum Bewußtsein kommt, wo insbesondere die Erkenntnis aufgegangen ist, daß es etwas total anderes ist, den Wert des religiösen Heils zu empfinden und seine Wirklichkeit oder Wahrheit zu bejahen, da schärft sich auch der Blick für die Bedeutung der besonderen Offenbarung. Auf diesem Boden erwächst die Fragestellung, ob Jesus nur erstes Subjekt oder bleibendes Objekt des Glaubens ist? Bousset hat diese Fragestellung doch nicht in ihrem ganzen Gewicht erfaßt, weil er jene Scheidung zwischen der Wertfrage und der Wirklichkeitsfrage nicht vollzieht. Er sagt zunächst, daß die Lebenswahrheiten, die Jesus gebracht, durch die Kraft seines Geistes uns persönlich in einer die Zweifel niederschlagenden Gewalt erfassen und packen und daß wir versuchen müssen, durch sittliche Tat und willigen Gehorsam unser Leben auf diese Wahrheit zu gründen. Was heißt nun das, daß die Lebenswahrheiten uns packen und fassen? Heißt das nur, daß wir ihren überwältigenden Wert empfinden? Oder auch, daß wir von der Wirklichkeit ihres Inhalts vergewissert werden? Offenbar das letztere, da von einem „Niederschlagen der Zweifel“ die Rede ist und es im zweiten Satze

heißt, daß wir „auf diese Wahrheit" unser Leben gründen. Aber wo ist dann die Brücke von der Wertempfindung zur Wirklichkeitsbejahung? Darüber hört man nichts; Wertfrage und Wirklichkeitsfrage sind überhaupt nicht geschieden. Nachher heißt es: „auch wir wissen, daß es Augenblicke gibt, in denen unsere individuelle sittlich religiöse Überzeugung nicht ausreicht, um uns den sichren Halt zu geben, und daß wir in solchen Stunden uns des großen Lebenszusammenhangs getrösten dürfen, in dem wir nach Gottes Fügung stehen, und auf dessen Höhepunkt die Person Jesu von Nazareth sich vor unseren Augen erhebt." Th. R. S. 295. Was heißt aber das: sich des großen Lebenszusammenhangs trösten, in dem wir nach Gottes Fügung stehen? Wenn in jenen Augenblicken, von denen die Rede ist, uns überhaupt die Realität Gottes entschwindet, dann gibt es auch keinen Lebenszusammenhang für uns in dem wir nach Gottes Fügung stehen. Immer wieder tritt heraus, daß die Frage nach der Wirklichkeit Gottes nicht in ihrer vollen Schärfe gestellt, sondern unter der Hand als schon entschieden vorausgesetzt wird. Hier scheint mir Kaftan seinem Kritiker an Klarheit und Schärfe in der Erfassung des Problems überlegen zu sein.

Auch darin ist ihm Bousset schwerlich gerecht geworden, wenn er meint, es solle bei Kaftan die Glaubenswahrheit auf eine rein objektive, abgesehen von allem Subjektiven gültige, Autorität begründet werden. Es ist allerdings eine verunglückte Partie der Kaftanschen Schrift, welche Bousset hier im Auge hat. Ich denke insbesondere an den Satz: „Ist Jesus das, was die neugläubige Theologie behauptet, einer, der die Grenze des Menschlichen nie überschreitet, dann kann ich doch nicht anders, als auch ihm gegenüber fragen: woher kommen ihm diese Gedanken, worauf gründet sich sein Verständnis Gottes als des allmächtigen Vaters?" S. 50. Diese Frage wird auch dann nicht verstummen, wenn Jesus anders aufgefaßt wird; sie wird dann nur eine andere Form annehmen und sich gerade darauf richten, ob denn jene Auffassung überhaupt ein Recht hat und warum? Dagegen dürfte Kaftan die Annahme völlig ferne liegen, daß diese Frage nun durch eine rein objektive Autorität zu entscheiden sei, da er doch von Anfang an dafür eintritt, daß in der Christusfrage nur ein Glaubensurteil am Platze sei. Aber immerhin — völlig geklärt ist die Sache bei Kaftan nicht und was S. 57—59 seiner Schrift zu lesen steht, möchte ich in dieser Form nicht vertreten.

Es dürfte dies noch mit einem anderen Punkte zusammenhängen. Ich stimme Bousset völlig zu, wenn er Kaftans Begründung des Glaubens nicht bloß auf die sittlich-religiöse Persönlichkeit, sondern auf die „Ge-

samterscheinung" Christi als inkonsequent beurteilt und den Satz beanstandet, daß die Tatsache der Auferstehung Christi von grundlegender Bedeutung für den Glauben sei, heute so ungebrochen wie einst. Ich werde auf diesen Satz, der in dieser Allgemeinheit aufgestellt verhängnisvollen Mißverständnissen ausgesetzt ist, in einem anderen Zusammenhang zurückkommen. Hier soll nur folgender Punkt klargestellt werden. Bousset führt darüber Klage, daß Kaftan die Grenze des Christlichen zu eng ziehe, wenn er zwar die objektive Visionshypothese noch als christlich gelten lasse, aber nicht mehr die subjektive. Allein was Bousset vertritt und als subjektive Visionshypothese charakterisiert, ist tatsächlich die objektive. Boussets Position fällt also noch innerhalb der von Kaftan gezogenen Grenze. Unter subjektiver Visionshypothese verstehe ich die Annahme, daß das Erlebnis der Jünger ohne objektiven Grund, rein subjektiv, also Illusion ist, während Boussets Annahme, daß die Jünger ein „Erlebnis von ewiger Bedeutung" hatten, nämlich „die Erfahrung, daß der Herr Jesus Christus kraft seines Geistes lebendig, persönlich unter ihnen weiterwirke" S. 328, den Rahmen des bloß Subjektiven überschreitet und eine dem subjektiven Erlebnis entsprechende, dieses wirkende objektive Realität konstatiert. Umgekehrt ist es auch eine irrtümliche Auffassung der sog. „objektiven Visionshypothese," wenn Bousset ihre Eigentümlichkeit darin sehen will, „daß die Ostertatsache in eine Bewußtseinserregung der Jünger verlegt wird und nicht in ein reales, äußerlich leibliches Erlebnis der Person Jesu." In ein „äußerlich leibliches" freilich nicht, wohl aber in ein „reales" — und das eben ist das Eigentümliche. Den „Bewußtseinsvorgang" haben beide: die subjektive und die objektive Hypothese gemeinsam; das Eigentümliche der letzteren aber ist gerade dies, daß sie dem Bewußtseinsvorgang eine objektive Ursache zugrunde legt. Kaftan redet vielleicht zu bestimmt, wenn er von einer „neuen Verleiblichung des Gestorbenen" spricht; um was es sich in der als „objektiv" bezeichneten Hypothese handelt, ist eben dies, daß Jesus lebt und persönlich das Erlebnis der Jünger wirkt. Sofern wir nun sein jenseitiges Leben nicht ohne ein Organ denken können, das dem Organ des Leibes im Diesseits entspricht, mag man von einer „neuen Verleiblichung" reden, man kann aber auch Zurückhaltung üben und einfach die Tatsache aussprechen, daß Jesus persönlich lebt und wirkt. Darauf kommt es Bousset an; das dürfte auch für Kaftan die Hauptsache sein; eine wesentliche Differenz zwischen beiden sehe ich auf diesem Punkte nicht, man müßte sie denn darin erblicken, daß Kaftan für seine Person am leeren Grab festhält: aber er rechnet ja dies nicht zum Glauben — oder daß Bousset es ver-

bieten will, bei dieser Auffassung noch von Auferstehung zu reden: aber es begegnet ihm selbst, daß er von der „Auferstehungserfahrung“ der Jünger spricht. (Chappuzeau S. 15.)

5. Der Haupteinwand, der von Herrmann erhoben wird, geht dahin, daß es Kaftan nicht gelungen sei, die herkömmliche Verquickung von Glaube und Theologie zu überwinden. Es sei eine Eigentümlichkeit der alten Theologie, daß es ihr viel weniger darum zu tun sei, zu zeigen, wie der Glaube freie selbständige Überzeugung sein könne, als dafür zu sorgen, daß der Bestand der Lehren, die die Reformatoren der Schrift entnommen haben, vollständig erhalten werde. Darüber sei auch Kaftan nicht hinausgekommen. Wenn es gelte, die den Glauben begründende Kraft Christi darzustellen, so tue dies auch Kaftan in der Form einer Lehre über ihn. Der Glaube sei ihm demgemäß ein Annehmen geoffenbarter Lehren. Damit hänge es zusammen, daß Kaftan die an sich richtigen Forderungen, die er an eine moderne Theologie stelle, nicht durchzuführen vermöge. Die Betonung der Autonomie der individuellen Persönlichkeit erscheine im Vergleich mit seinem Glaubensbegriff doch nur als eine schöne Inkonsequenz. Die Zustimmung zur kantischen Erkenntnislehre hindere Kaftan nicht, in seinen Sätzen über die Auferstehung dem kantischen Wissenschaftsbegriff Abbruch zu tun. Er sei somit nicht imstande, die Aufgaben der modernen Theologie wirklich durchzuführen. Ebensowenig sei es ihm gelungen, das Motiv der neuen Theologie erschöpfend zu bezeichnen. Man höre immer nur davon, daß der Glaube deshalb eine neue Theologie brauche, weil er in eine neue Umgebung hineingestellt sei, weil er die Sprache des Volkes reden müsse, in dessen Mitte er lebendig sei. Das sei zwar richtig, aber nicht vollständig. Das Motiv zu einer Erneuerung der Theologie müsse in einer Erneuerung des Glaubens selbst liegen, nicht bloß in den Bedürfnissen des neuen Publikums, an das der Theologe sich wende. So sei es bei den Reformatoren gewesen; so müsse es auch heute sein, wenn man die Forderung einer neuen Theologie erhebe. (Zeitschrift für Theol. u. Kirche 1906 S. 175—233.)

Was nun letzteren Punkt betrifft, so scheint mir das von Herrmann Vermißte auch bei Kaftan nicht zu fehlen. Auch er betont nachdrücklich, daß die Forderung einer modernen Theologie auch dem Wesen des Glaubens selbst entspreche und dieses in den modernen Denkformen adäquater zum Ausdruck komme, als in den antiken. Der ganze letzte Abschnitt trägt die Aufschrift: „Daß der alte Glaube die moderne Theologie fordert“. Der alte Glaube fordert sie, nicht bloß die neue Umgebung, in die er gestellt ist. Eine Erneuerung des Glaubens ist es

allerdings nicht, aus der Kaftan seine Forderung ableitet. Aber wenn wirklich die Forderung an diese Bedingung geknüpft sein soll, muß sie überhaupt verstummen; dann müssen wir warten, bis uns von oben eine Glaubenserneuerung geschenkt wird. Aber liegt nicht die Sache vielmehr so, daß der Glaube, der einst den Reformatoren neu geschenkt wurde, bis heute keine ihm völlig entsprechende Theologie gefunden hat? Eine solche zu schaffen ist die Aufgabe, die Kaftan meint.

Ich übergehe die beiden Einwände betreffend die Durchführung der gestellten Forderungen, um nur den Haupteinwand ins Auge zu fassen, mit dem auch jene wesentlich zusammenhängen. Kaftans „alter Glaube" sei in Wirklichkeit alte Theologie — Grützmacher hatte geurteilt: „neue Theologie" — sein Glaubensbegriff sei noch im wesentlichen der orthodoxe. Auf Kaftan hat dieser Einwand geradezu verblüffend gewirkt. Er sieht darin ein ihm schwer begreifliches Mißverständnis. Auch ich muß gestehen, daß mir Herrmanns Auffassung völlig fern lag, als ich Kaftans Schrift zum erstenmal gelesen hatte. Auch jetzt noch kann ich dieselbe so, wie Herrmann sie vorträgt, nicht für zutreffend halten. Den Satz, daß Kaftan den Glauben für ein Annehmen geoffenbarter Lehren halte, möchte ich in dieser Form nicht vertreten. Wenn sein Interesse darauf gerichtet ist zunächst den Inhalt des Glaubens zu beschreiben, so bleibt dabei die Frage nach seiner Form — ob autoritatives Annehmen oder persönliche Überzeugung — noch vorbehalten. Den Ausdruck, daß der Christ die Abkunft Jesu von Gott glaubensmäßig ergreife, finde ich bei Kaftan nicht. Er redet von einem glaubensmäßigen Erfassen der Offenbarungsrealität in der Person Jesu und unterscheidet dieses ausdrücklich von den verstandesmäßigen Erklärungsversuchen, welche die Theologie von dieser Realität zu geben versucht. Er hat überhaupt ein lebhaftes Gefühl dafür, daß der Glaube etwas anderes ist, als die Theologie. Die Unterscheidung beider zieht sich durch das ganze Buch hindurch. Man kann es daher verstehen, daß Kaftan ziemlich verblüfft ist, wenn er hören muß, daß er Glaube und Theologie nicht zu unterscheiden vermöge und sein alter Glaube nichts sei als alte Theologie.

Und dennoch — so ganz ohne Grund ist der Einwand Herrmanns nicht. Dieser Theologe hat seit Jahrzehnten mit unermüdlicher Energie den Kampf gegen jene Verfälschung des evangelischen Glaubensbegriffs geführt, die in der Auffassung enthalten ist, als wäre der Glaube ein durch Willensanstrengung abgequältes Fürwahrhalten überlieferter Lehren und nicht vielmehr ein Ergriffensein von der Macht wirklicher Tatsachen in freier, persönlicher Überzeugung. Herrmann besitzt auf diesem Punkt

ein außerordentliches Feingefühl, das bei jeder noch so leichten Verletzung des Glaubensbegriffs reagiert. Dasselbe hat ihn auch hier nicht ganz getäuscht. Daß Kaftan den Glauben für ein Annehmen geoffenbarter Lehren halte, möchte ich allerdings nicht behaupten. Aber daß er in seinem Buch Sätze vertritt, welche jene Auffassung als ihre Konsequenz nach sich ziehen, wenn sie auch von ihm selbst nicht gezogen ist, das kann, wie mir scheint, nicht geleugnet werden. Ich denke vor allem an den schon oben erwähnten Satz, daß die Auferstehung Jesu grundlegende Bedeutung für den Glauben habe. Man braucht nämlich die Auferstehung gar nicht etwa mit Herrmann für einen bloßen „Glaubensgedanken" zu halten; man kann sie in der Weise von Kattenbusch, Häring, Reischle u. a. in die Offenbarung und damit in das Glaubensfundament selbst miteinrechnen und also wirklich sagen, daß sie von grundlegender Bedeutung für den Glauben sei. Aber dies doch nur dann, wenn der Sinn der Aussage genau begrenzt, insbesondere das Verhältnis der Auferweckung zu der im irdischen Personleben Jesu enthaltenen Gottesoffenbarung genau bestimmt wird. Es muß deutlich werden, daß die innere Heilandsherrlichkeit Jesu den entscheidenden Glaubenseindruck hervorruft und die Kunde von seinem Sieg über den Tod nur die Bedeutung hat, jenen Eindruck zu bestätigen und zu vollenden. Wird dagegen schlechtweg gesagt, die Auferstehung Jesu sei Grund des Glaubens, ohne daß sie in ihrem Zusammenhang mit der sittlich-religiösen Persönlichkeit gewertet wird, so muß sie in dieser Isoliertheit als ein sinnlich faßbares Naturereignis erscheinen, dem gegenüber es keine andere Art der Vergewisserung geben kann, als das entschlossene Fürwahrhalten der Überlieferung. Jener Satz über die Auferweckung hat also, wenn er vollständig durchdacht wird, eine Trübung des evangelischen Glaubensbegriffs zur Konsequenz.

Und damit hängt ein allgemeiner Mangel in Kaftans Darstellung zusammen. Die sittlich-religiöse Persönlichkeit Jesu, sein Charakterbild, sein inneres Leben, sein Geisteswirken oder wie man es nennen will — kommt in Kaftans Glaubensbegründung nicht zu seinem Recht. Und doch ist die Persönlichkeit das Korrelat des Glaubens = Vertrauen und zugleich die Größe, an welcher für den modernen Menschen der Wirklichkeitseindruck haftet. Indem Kaftan es nicht bloß unterläßt, in dem mannigfaltigen Glaubensinhalt diesen Zentralinhalt herauszuheben, sondern ausdrücklich die Gesamterscheinung Jesu der sittlich-religiösen Persönlichkeit gegenüberstellt, hat er den Eindruck mitverschuldet, als meine er mit dem Glauben ein Fürwahrhalten geoffenbarter Lehren.

Nun steht freilich Kaftan der Berufung auf das Charakterbild Jesu

mit äußerstem Mißtrauen gegenüber. Darauf lasse sich der Glaube nicht bauen. Vor hundert Jahren hätte man vielleicht damit kommen können; die historische Kritik unserer Zeit habe jene Illusion zerstört. A. L. K. 1906 Nr. 40. Es ist deutlich, wie hier der Kählersche Einschlag in Kaftans Denken zum Vorschein kommt: eine merkwürdige Skepsis gegenüber dem „historischen Jesus" und ein ebenso merkwürdiger Dogmatismus gegenüber dem „biblischen Christus". Wenn es aber wahr ist, daß die historische Kritik mit dem Charakterbild Jesu aufgeräumt hat, dann hat sie mit dem biblischen Christus zweimal aufgeräumt. Kaftan macht sich selbst diesen Einwand. A. L. K. 1906 Sp. 950. Er glaubt ihn aber durch folgende Betrachtung widerlegen zu können. Er scheidet durchaus zwischen dem, woran das Entstehen des Glaubens anknüpft, und dem, was ihn wirkt und trägt. In ersterer Beziehung will er nicht von dem religiös-sittlichen Leben Jesu als einer Tatsache reden, „sondern nur von der in dem so oder so uns nahetretenden Christus an uns ergehenden, von seiner Geschichtlichkeit relativ unabhängigen Berufung, unsere von Natur durch diese Welt bestimmte und erfüllte Person von dieser Welt weg auf den überweltlichen Gott zu richten, der in ihm uns nahetritt, von ihm uns heilen zu lassen von dem Bösen, das seine Nähe uns aufdeckt, durch ihn aus Menschen der Zeit Menschen der Ewigkeit zu werden." Sp. 951. Schon die Schwerfälligkeit dieses Satzes, die zu der sonstigen Leichtigkeit und Klarheit der Kaftanschen Diktion in auffallendem Kontrast steht, macht gegen seinen Inhalt mißtrauisch. Und in der Tat, wie kann ich den mir „so oder so nahetretenden" Christus auch nur als eine „Berufung" des in ihm mir nahetretenden Gottes empfinden, solange die Frage offen bleibt, ob dieser Christus ein Gebilde der Phantasie oder eine geschichtliche Persönlichkeit ist? Im ersteren Falle ist natürlich auch der in Christus kundwerdende Gott nur ein Gedankending und von einer „Berufung" kann im Ernst keine Rede sein. Wer umgekehrt eine solche aus der Erscheinung Christi heraushört, hat damit auch in der historischen Frage schon eine Entscheidung getroffen. Die „Berufung" ist von der Geschichtlichkeit nicht relativ unabhängig, sondern sehr abhängig; sie setzt jene voraus. Anders wäre es nur, wenn die „Berufung" so gedeutet würde, daß dem Menschen die Wahrheit der sittlichen Forderung und der Wert des religiösen Guts zum Verständnis gebracht wird, also wenn nur die Wert-, nicht die Wirklichkeitsfrage in Betracht käme. Aber von einer solchen Unterscheidung hört man in diesem Zusammenhange nichts.

Glaubt Kaftan für die bloße Anknüpfung im Vergleich mit Herrmann mit einem minus an historischen Voraussetzungen auszukommen,

so will er dagegen, wo es die den Glauben tragende Wirklichkeit gilt, ein entschiedenes plus poniern: nicht das religiös-sittliche Leben Jesu, sondern den ganzen biblischen Christus. Aber dann stehen wir wieder vor der alten Frage: wie kann der moderne Mensch diesen biblischen Christus für Wahrheit halten, wenn ihm die historische Forschung schon den historischen Jesus zerrieben? Die Unterscheidung zwischen dem, woran der Glaube anknüpft, und dem, das ihn wirkt und trägt, hilft hier gar nichts. Entweder ist die Frage der Geschichtlichkeit schon unter dem ersten Titel befaßt; dann durfte sie dort nicht für relativ gleichgültig erklärt werden; oder aber gehört sie erst unter den zweiten Titel, dann trägt das, was unter dem ersten als „Glaubensanknüpfung“ vorgetragen wird, für die entscheidende Frage der Wirklichkeit auch nichts aus. Wird aber für die letztere nicht das Charakterbild, sondern die „Gesamterscheinung“ Christi in Betracht gezogen, dann wüßte ich nicht, wie man der Methode des autoritativen Fürwahrhaltens entgehen will. Oder wie soll ich mich von all den wunderbaren Dingen überzeugen, die vom „ganzen biblischen Christus“ bezeugt sind? Entweder schließt man vom Charakterbild aus, daß diesem Jesus zuzutrauen sei, was die Schrift sonst von ihm zeugt — dann hat man eben nicht die „Gesamterscheinung“ sondern das Charakterbild zugrunde gelegt; oder aber ich richte meinen Blick direkt auf jene hohen Prädikate Christi, dann bleibt eben der Glaube als Annahme geoffenbarter Lehre. Ich glaube also, Kaftan müßte das Seine tun, um diesen Schein zu zerstreuen. Er wird seine Ausführung über den Inhalt des Glaubens so gestalten müssen, daß alles wegfällt, was die Reinheit des evangelischen Glaubensbegriffs zu trüben geeignet ist.

6. Fassen wir zusammen: Grützmachers moderne positive Theologie ist ein Widerspruch in sich selbst. Sein Begriff des Modernen ist nicht einheitlich und nicht klar genug und sein Begriff des Positiven ist durch die Gleichsetzung mit dem Dogma so gefaßt, daß modern und positiv sich notwendig widersprechen müssen. Eine Theologie nach dem Muster dieser modernen positiven Theologie wird notwendig eine Vermittlungs- und Kompromißtheologie, welche durch einzelne Abstriche am Dogma dieses dem modernen Bewußtsein mundgerecht machen will. Im Vergleich dazu hat Kaftan recht, wenn er sagt, er vertrete seine Sache in anderem Stil. Sein Entwurf von Theologie kann auf kleine apologetische Künste verzichten; er braucht nicht um etwas größere oder geringere Abstriche am Dogma zu markten. Das ganze Dogma ist ihm eine vergangene Erkenntnisstufe; er nimmt seinen Standort nicht im Dogma, sondern im Evangelium oder im Glauben. Darauf beruht die innere

Möglichkeit seiner „modernen Theologie des alten Glaubens". Dem Evangelium oder dem Glauben widerstreitet weder die Autonomie der Persönlichkeit, noch das kantische Denken, noch der moderne Wirklichkeitssinn. In der konkreten Durchführung werden immer wieder Widersprüche hervortreten, wie sie auch in Kaftans Entwurf nicht fehlen, sei es, daß die wissenschaftlichen Grundsätze nicht mit voller Konsequenz durchgeführt werden, sei es, daß der Glaube nicht in seiner Reinheit als persönliches Überzeugtsein erfaßt wird. Aber die Richtung, in welcher die rechtsstehende Theologie sich entwickeln kann, ist durch Kaftans Programm bezeichnet. Er stellt sich mit demselben in die Reihe derjenigen Theologen, welche sich in der Linie Schleiermacher-Ritschl bewegen und ihre Aufgabe darin sehen, die Glaubensbegründung in ehrlicher Auseinandersetzung mit dem modernen Bewußtsein zu vollziehen und den Glaubensinhalt eben als Glaubensinhalt zu immer reinerem Ausdruck zu bringen.

Zur religiösen Jugendpflege.

Von Dekan Herzog, Waiblingen (Württbg.)

In Heft 8 des vorig. Jahrgangs S. 328 ff. hat O. Gerok Fragen und Eindrücke zur Jugendpflege geäußert, die in die Richtung der Versuche weisen, die von P. Clem. Schultz in den Jugendvereinen von St. Pauli und von Walther Classen im Volksheim in Hamburg gemacht worden sind. Die Redaktion hat im Anschluß daran zu weiterer Aussprache über die kirchliche Jugendpflege aufgefordert als „einen der allerwichtigsten Punkte im kirchlichen Leben unserer Zeit". Der Schreiber dieser Zeilen hatte nun ursprünglich nicht die Absicht, sich eingehender über diesen großen Gegenstand zu äußern. Er wollte vielmehr, einer Aufforderung der Redaktion folgend, lediglich Gedanken und Erfahrungen in Beziehung auf ein einzelnes Problem der Jünglingsvereinspraxis mitteilen, die Einrichtung und Pflege der Vereinsbibelstunde. Nachdem nun aber durch den von verschiedenen Seiten erhobenen und weithin tönenden Ruf „neue Bahnen auch in der Jugendpflege" gerade in Beziehung auf die Pflege des religiösen Elements bei der Jugendarbeit die Debatte neu eröffnet worden ist und nachdrückliche Zweifel geäußert worden sind, ob überhaupt eine direkte religiöse Beeinflussung den Verhältnissen und Bedürfnissen dieses Alters angemessen sei, ist es sicher vor allem nötig, über diese grundsätzlichen Dinge Klar-

heit zu suchen. Dem Nachweis des Rechts, bzw. der Notwendigkeit direkter Pflege des religiösen Elements in den Jugendvereinen sollen also zunächst die nachfolgenden Zeilen dienen, denen ein zweiter Artikel folgen wird, der sich dann unter Bezugnahme auf die übliche Jünglingsvereinspraxis über die Methode der religiösen Jugendpflege aussprechen wird.

I.

Es handelt sich also für uns nicht um die Jugendpflege im allgemeinen, sondern um die religiöse Jugendpflege im besondern, und auch in Beziehung auf diese nicht sowohl um die religiöse Beeinflussung überhaupt als vielmehr um die spezielle Frage nach dem Recht bzw. der Notwendigkeit der direkten absichtlichen Pflege der Religion in den Jugendvereinen. Denn — das muß nachdrücklich betont werden — nicht eigentlich im Ziel, vielmehr im Weg zum Ziel liegt die Differenz zwischen den Anhängern der bisherigen Praxis und den Vertretern der Reformbewegung auf diesem Gebiet. Nichts liegt diesen in der Tat ferner als eine Unterschätzung oder gar Ausschaltung des religiösen Elements. Nicht bloß ist die treibende Kraft ihrer Arbeit religiös, sondern ihr Ziel selbst ist letztlich ein ausgesprochen religiöses: sittlich religiöse Charakterbildung. In bewußtem Unterschied von Feierabenden, Jugendvereinen und andern loseren Verbänden, die in Bewahrung, Unterhaltung, Pflege der Geselligkeit oder auch in Erziehung zum Anstand und intellektueller Förderung der Jugend ihre Aufgabe erblicken, sollen „die neuen Bahnen" einen tiefern, umfassenderen Erziehungserfolg anstreben und ermöglichen. „Ein Verzicht auf intensive persönlich-religiöse Erziehungsarbeit würde den denkbar bedauerlichsten Rückschritt bedeuten" nämlich gegenüber der Tätigkeit der Jünglingsvereine, deren „intensiver und in ihrer Art segensreichen Arbeit" die Anerkennung nicht versagt wird. (a. a. O. S. 330 f.) Die Clem. Schultz'schen Jugendvereine haben sogar noch eine bewußt kirchliche Abzweckung: „in engem persönlichem Anschluß an das Pfarramt, auf der Grundlage des Konfirmandenunterrichts, mit dem Zweck des Aufbaus der lebendigen Einzelgemeinde" wollen die Lehrlings- und Gehilfenvereine von St. Pauli an der Jugend arbeiten. Aber — und hier erst tritt das Charakteristische dieser Art Jugendpflege zutage — dieser Zweck soll ohne besondere religiöse Übungen erreicht werden. Der freundschaftliche Umgang des Pfarrers mit der Jugend, das persönliche Vertrauensverhältnis, das zwischen der „gereiften Persönlichkeit des Leiters und der Schar der Werdenden" besteht, soll die spezifische religiöse Beeinflussung ersetzen.

„Das ausgesprochen religiöse Element, das als Kraft alles durchdringt, kommt gelegentlich unter vier Augen und allsonntäglich in kurzen zündenden Ansprachen, die das Höchste an das Nächstliegende anknüpfen, in angemessener Weise zur Geltung", wogegen alles, was nach absichtlicher religiöser Beeinflussung aussieht, wie Erbauungsstunden, biblische Besprechungen, freies Gebet oder gar Gebetsvereinigungen ausdrücklich abgelehnt wird. Die religiöse Einwirkung soll lediglich auf indirektem Weg erfolgen, durch Ausstrahlung religiösen Lebens von Person zu Person. Also um „die neuen Bahnen" im Unterschied von dem üblichen religiösen Betrieb der Jünglingsvereine kurz und scharf zu kennzeichnen: Das Charakteristische ist der grundsätzliche Verzicht auf die spezifische Pflege des Religiösen, doch nicht aus Gegensatz gegen die Religion, sondern im Interesse der Religion.

Zur gerechten Würdigung dieser neuen Versuche ist die Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse unerläßlich. Sofort erscheint dann manches auf den ersten Blick Befremdliche in anderem Lichte. Auf dem Boden einer Gemeinde wie St. Pauli mit ihrer nicht bloß der Kirche fast völlig entwöhnten, sondern religiös verarmten und zugleich vorherrschend sozialdemokratisch beeinflußten Bevölkerung wäre eine Jünglingsvereinsgründung von ausgeprägt kirchlicher Richtung oder gar pietistischer Färbung einfach ein Schlag ins Wasser gewesen. Gerade die Kreise, die erreicht werden sollten, wären nicht erreicht worden. Sah der Geistliche in der Jugend dieser Bevölkerungskreise nicht von vornherein eine massa perdita, zog ihn Hirtentreue und persönliches Interesse auch weiterhin zu den Jungen, die im Konfirmandenunterricht zu seinen Füßen gesessen haben, so daß er's nicht ertragen konnte, sie in den entscheidungsvollsten Jahren in den Versuchungen der Hafen- und Großstadt untersinken zu sehen, so gab es für ihn unter den gegebenen Verhältnissen keinen richtigeren, auch keinen dem Geist des Evangeliums entsprechenderen Weg, als unter Verzicht auf jede spezifisch kirchliche Form und Tendenz die Jugend einfach auf dem Boden persönlichen Vertrauens zu sammeln und festzuhalten, durch Eingehen auf ihre jugendlichen Interessen und durch Verständnis für ihre Jungensart ihre Freundschaft zu gewinnen und dadurch sich ihnen gegenüber diejenige auf Pietät gegründete Autoritätsstellung zu verschaffen, die einem gelegentlichen ernsten Wort unter vier Augen oder in religiöser Ansprache zwiefachen Nachdruck verleiht. Wie sehr die lokalen Verhältnisse bei dieser erfolgreichen Gründung in St. Pauli mitwirkten, tritt besonders anschaulich an zwei Punkten hervor, auf die ausdrücklich hingewiesen

werden mag, weil sie in den Jünglingsvereinskreisen besonderem Befremden begegnet sind und noch begegnen. Clem. Schultz gestattet nämlich seinen 14–17 jährigen Lehrlingen das Rauchen bei den Zusammenkünften und läßt seine 17–25 jährigen Gehülfen in Tanzkränzchen sich vereinigen. Aber man stelle sich die Verhältnisse der Großstadt vor, und man wird eher Grund finden, die Weisheit dieser freilassenden Pädagogik anzuerkennen, als leichthin über diese „weltförmige" Art den Stab zu brechen. Wenn tatsächlich von den ca. 120 Jungen, die sich Sonntag abends um P. Schultz sammeln, ein halbes Dutzend, wenn's hoch kommt, ihre Zigarren oder Zigaretten anzünden, so ist das sicher weniger schlimm, als wenn aus dem Rauchen ein Vereinsverbot gemacht wird, dessen Durchführung unmöglich ist, ja das vielleicht die Mehrzahl zur Übertretung reizt. Und wenn im Gehilfenverein den jungen Leuten mit Wissen und unter den Augen der Eltern und Gemeindeglieder ein Tänzchen in Ehren gestattet wird, so ist das sicher in einer Stadt wie St. Pauli, die von Tingeltangeln und Matrosenkneipen wimmelt, ein wohlberechtigtes Präservativ. Man denke an Dolling den Hafenpastor von Portsmouth, und die Tanzabende, die er im Speisesaal seines Pfarrhauses einrichtete.*) Mit bloßem Verbieten wird die Jugend vor dem Versinken in Sumpf und Gemeinheit nicht bewahrt, wohl aber kann dazu mithelfen, wenn dem jugendlichen Bedürfnis nach Freude die Möglichkeit einer edleren, reineren Befriedigung verschafft wird. So will die Schultz'sche Jugendarbeit aus dem lokalen Boden heraus, auf dem sie erwachsen ist, verstanden und gewürdigt sein, und wenn dieselbe tatsächlich seit den Jahren ihres Bestehens nicht nur den zahlenmäßigen Erfolg eines stetigen Wachstums ihrer Vereinigungen aufzuweisen hat, wenn sich im unmittelbaren Zusammenhang mit ihr das kirchliche, insbesondere auch das gottesdienstliche Leben der Gemeinde zusehends gehoben hat, wenn die Lehrlinge die Kanäle des Pastors werden, durch die er an Kreise herankommt, die sonst für Kirche und Pastor unzugänglich geblieben wären, wenn aus den Gehilfen- und Männerabteilungen dem Pfarramt freiwillige Helfer erwachsen, die sich ihm unaufgefordert zur Verfügung stellen, so ist das doch eine Frucht dieser Arbeit, die sich sehen lassen kann, und über die niemand mehr sich freuen sollte, als alle aufrichtigen Freunde der Jugend, die die Notwendigkeit dieser Arbeit erkannt haben, aber auch um ihre Schwierigkeit wissen — auch wenn sie im übrigen sich für die eigene Arbeit andere Wege gewiesen sehen. Gottes Segen über jeden, der mit Hand anlegt an dieser ungeheuern Aufgabe!

*) Vater Dolling, im Sumpf der Hafenstadt, Stuttgart D. Gundert 1904.

Aber eine ganz andere Frage ist es nun doch, ob wir in dem Hamburger Vorgang – abgesehen von dieser seiner lokalen Berechtigung – einen an sich gründsätzlich richtigeren und darum zu allgemeiner Nachfolge einladenden Weg in der Richtung auf das oben aufgestellte und gemeinsam anerkannte Ziel zu erblicken haben: Erziehung zu religiös sittlichen Persönlichkeiten und zu lebendigen Bausteinen der Kirchengemeinde. Dagegen, d. h. gegen diese Verallgemeinerung,*) die aus lokalen und individuellen Erfahrungen eine Art Theorie der richtigen religiösen Jugendpflege machen möchte, kann ich meine Bedenken nicht zurückhalten.

„Um der Religion willen Verzicht auf die direkte und spezifische Pflege des Religiösen in Jugendvereinen", wie man es schon formuliert hat, das ist doch mehr nur ein blendendes Schlagwort, das bei näherem Besinnen kaum einleuchtender ist, als jenes andere viel berufene: „um der Religion willen mit dem Religionsunterricht aus der Schule". Allerdings haben wir gerade bei der Arbeit an der heutigen Jugend allen Grund, uns die Tatsache vor Augen zu halten, daß in der Gegenwart eine weitverbreitete Stimmung allem religiösen Formenwesen eine besonders tief eingewurzelte Abneigung entgegenbringt. Denn dieser Stimmung liegt doch nicht immer und nicht bloß der Widerwille gegen jedes bewußte, persönliche Hervortreten mit der Religion zugrunde, sondern wirklich nicht selten ein feineres Empfinden dafür, daß, um mit R. Rothe zu reden, wahre Frömmigkeit „nicht sowohl etwas Besonderes, als vielmehr die gesunde, erfrischende und kräftigende Atmosphäre sein soll, die wir bei jedem Atemzuge einschlürfen", und daß demgemäß der rechte Fromme nicht der ist, der das Religiöse als etwas Besonderes mit besonderem Eifer pflegt, sondern der, der die sittlich-religiöse Gesinnung in den ganzen Umfang seines Lebens und Lebenswerks hineinträgt und an Stelle ängstlicher Abkehr von der Welt in dankbarer Freude ihre Güter genießend und in gehorsamer Pflichterfüllung an ihren Aufgaben arbeitend eine positive Stellung zu der Welt gewinnt. Und sofern es nun keinem Zweifel unterliegt, daß es den Vertretern der „neuen Bahnen" dabei um Bewahrung der Reinheit und Innerlichkeit der Frömmigkeit gegenüber äußerlicher Observanz und um die Behauptung der Fülle und Weite des evangelischen Lebensideals gegenüber unevangelischer Askese zu tun ist, wollen wir gerne zugeben, daß dem Verzicht auf besondere religiöse Formen und Übungen in der Jugend-

*) P. Schultz selbst liegt diese Verallgemeinerung, wie er wiederholt ausgesprochen hat, durchaus fern.

arbeit in der Tat ein Wahrheitsmoment zugrunde liegt, dessen richtige Würdigung wohl mithelfen kann, die Jugendpflege in gesundere Bahnen zu lenken.

Aber abusus non tollit usum. Daß mit der direkten Pflege der Religion die Gefahr der Einseitigkeit und Übertreibung verbunden sein kann, darf doch nicht zu der andern Einseitigkeit führen, das Kind mit dem Bade auszuschütten und die bewußte, absichtliche Pflege des religiösen Elements in der Jugendarbeit, wenn nicht überhaupt auszuschließen, so doch in den Hintergrund zu drängen. Entfaltung, Wachstum der Frömmigkeit ohne Pflege derselben, wozu eben gewisse Formen und Übungen gehören, gibt es nun einmal in der ganzen Welt nicht. Jedermann weiß das aus dem persönlichen Leben. Wer in vermeintlicher Freiheit des Geistes meint, die Übung des Gebets entbehren zu können, darf sich nicht wundern, wenn er in seinem innern Leben zurückkommt. Kann aber das individuelle Leben der Formen und Regeln nicht entraten, so erst recht nicht das religiöse Gemeinschaftsleben. Und handelt es sich gar um Erziehung zu christlichen Persönlichkeiten und religiös-kirchlich interessierten Gemeindegliedern, heißt dann dieses Ziel ohne direkte religiöse Pflege erreichen wollen nicht — schneiden wollen, wo man nicht gesät hat? Der kirchliche Erfolg in St. Pauli ist dagegen kein Beweis, da ja die allerdings religiös zurückhaltendere Arbeit an der dortigen Jugend einer intensiven kirchlichen Gemeindearbeit eingegliedert ist. Die energische Pflege des Religiösen im Gemeindegottesdienst wirkt durch die Person des geistlichen Amtsträgers unwillkürlich in das Vereinsleben hinein. Warum soll sie aber dann nicht von Rechts wegen auch in diesem selbst eine Stätte haben? Ich habe den Eindruck, daß dies wirklich unnatürlich und zweckwidrig ist, wenn einmal bei der Jugendarbeit ein religiöses Ziel verfolgt werden will und soll. Zunächst schon vom Standpunkt des Leiters und seiner Aufgabe aus, dessen religiöser Persönlichkeit beim Absehen von dem Hilfsmittel der gemeinsamen Erbauung eine Aufgabe zugemutet wird, die leicht über die Kraft gehen kann. Der beste vorbildlichste Erzieher ist nicht so reich, daß er es wagen könnte, seine Zöglinge an die eigne Person knüpfen zu wollen, sondern er wirkt gerade in dem Maße religiös, als er von sich weg und über sich hinaus auf die Autorität hinweist, vor der er sich selber beugt, und wo findet er dazu besser Anlaß und Gelegenheit als in der gemeinsamen Schriftbetrachtung, oder in der keuschen, ehrfurchtsvollen Übung des Gebets mit und unter seinen Jünglingen? Aber auch vom Bedürfnis der Zöglinge aus betrachtet liegt die Sache nicht anders. Die religiöse Persönlichkeit des Leiters und Jugendfreundes mag so reif

und kräftig sein als sie will, sie macht deshalb die besondere religiöse Belehrung und Beeinflussung nicht überflüssig. Was hat es Jesus selbst, der doch einen unvergleichlichen persönlichen Einfluß ausübte, trotz der unmittelbaren Wirkung seiner Persönlichkeit für eine unendliche Mühe der Unterweisung und Belehrung gekostet, um seine Jünger aus der Natur- und Gesetzesreligion in die Religion des Geistes und der Kindschaft hinaufzuheben! So kann es auch unsern jungen Leuten gegenüber unmöglich genügen, lediglich persönliche Eindrücke auf sie wirken zu lassen; denn ihre Seelen sind keine tabula rasa, sondern ihr inneres Leben, gerade auch ihr religiöses Vorstellen und Empfinden hat längst schon eine Gestalt gewonnen, die es zu reinigen, zu berichtigen gilt. — Es kommt dazu, daß wir doch mit unsern jungen Leuten etwas treiben müssen, und soll dabei etwas für die religiös-sittliche Charakterbildung herauskommen, so ist es nicht so leicht, mit dem nächsten besten Stoff diese Wirkung zu erzielen. Auch die besten Kulturstoffe, an die wir anknüpfen können, sind kein vollgewichtiger Ersatz für die klassischen religiösen Bildungsstoffe der Bibel und der kirchlichen Vergangenheit. Es ist doch eine seltsame Kenose, die wir Pfarrer mit uns vornehmen, wenn wir uns mit unsern jungen Leuten über alles Mögliche unterhalten, aber wie absichtlich das spezifisch Religiöse zurückstellen, zu dessen Vertretung wir berufsmäßig bestellt sind, und dessen Pflege man darum auch von uns in erster Linie erwartet. — Endlich die große Aufgabe, die uns Theologen von heute gestellt ist, unsere Gemeinden zu einem geschichtlich richtigeren und damit religiös tieferen Verständnis der Schrift zu erziehen, — eine Aufgabe, die in den Schuljahren kaum angerührt werden kann. Welch günstiger Gelegenheit berauben wir uns, wenn wir die Türe unbenutzt lassen, die sich uns gerade in den Jünglingsvereinen so ungesucht für diese Arbeit öffnet! Ohne daß wir absichtlich diesen Erfolg uns zum Ziel setzen — religiöse Anregung, nicht theologische Aufklärung ist die vornehmste Aufgabe —, kann es doch gar nicht anders sein, als daß uns dieser willkommene Nebenerfolg von selber zufällt, um so gewisser, je ernster wir uns darum bemühen, das Schriftwort aus der jeweiligen historischen Situation heraus lebendig und fruchtbar zu machen. Kurz, ich sehe, wenn unsere Jugendvereine etwas anderes sein sollen als bloße Bewahrungs-, Unterhaltungs- und Belehrungsvereine, wenn sie wirklich ein religiöses Ziel verfolgen, keinen andern Weg als den, daß die Religion nach wie vor in ihnen ihre direkte und absichtliche Pflege finden muß.

Anders läge die Sache nur, wenn es wahr wäre, was freilich heute manchmal behauptet wird, daß die Jünglingsseele, an und für

sich religiösen Einwirkungen weniger zugänglich, sich zumal gegen direkte religiöse Beeinflussung unwillkürlich und normalerweise ablehnend verhalte. Bekanntlich hat O. Baumgarten in seinem Referat auf dem Evang. Soz. Kongreß zu Karlsruhe 1900 (vergl. Protokoll) diese These nachdrücklich verfochten und in seinen „Neuen Bahnen“ S. 90 f. gegen Widerspruch ausdrücklich aufrecht erhalten. Von dieser Voraussetzung aus hat er dann auch folgerichtig den religiösen Wert und Erfolg der Jünglingsvereine nicht an sich, aber auf die großen Massen der Jugend gesehen, nur sehr nieder einzuschätzen vermocht. „Überall wo sie florieren, sind sie ein Segen zur Bewahrung einzelner, für das Ganze unseres Volkes und für den Unterricht in der christlichen Religion kommen sie nicht in Betracht.“ . . . „Die Schwierigkeiten liegen in dem Charakter dieses Alters“ . . . „Dasselbe ist nun einmal nach Gottes Willen und Zulassung intellektuell und sensuell erregt, und der ganze Zusammenhang mit der Geschlechtsreife und dem Eintritt in den Weltberuf weist auf eine Bahn, die der religiösen Beeinflussung naturgemäß ferne liegt“ —.

Wieder wäre nun nichts verkehrter als die Augen gegen die tatsächliche Wirklichkeit zu verschließen. Auch wer Baumgartens Urteil zu pessimistisch findet, wer insbesondere den Erfolg der Jünglingsvereinsarbeit höher zu werten geneigt ist, kann sich, wenn er den Blick aufs große Ganze unserer Volksjugend richtet, unmöglich über die ungeheuern Schwierigkeiten hinwegtäuschen, die sich einer nachhaltigen und auf weitere Kreise wirkenden religiösen Beeinflussung des jungen Volkes entgegenstellen. Und diese Schwierigkeiten liegen in der Tat nicht bloß in den äußeren Verhältnissen, so ungünstig auch gerade diese je länger je mehr sich gestaltet haben: man denke an die frühe wirtschaftliche Selbständigkeit, die das Erwerbsleben der Gegenwart der Jugend gebracht hat, weiter an die Massenansammlungen junger Leute in den großen Städten, denen gegenüber die kirchlichen Ordnungen und Einrichtungen in demselben Maße ungenügend sind, als sich die Menge der Versuchungen für die einzelnen ins Ungeheure steigert, endlich an den verhängnisvollen, fast übermächtigen Einfluß, den die Sozialdemokratie in bewußt antikirchlicher, ja antireligiöser Richtung auf die jugendliche Arbeiterschaft ausübt — vielmehr, die Schwierigkeiten liegen wirklich mit in der Besonderheit des Jünglingsalters, das der sittlich-religiösen Erziehungsarbeit eigentümliche große und schwere Probleme stellt. Neben der erwachenden geschlechtlichen Sinnlichkeit und dem starken Drang hinaus in die Weite der Welt und des Lebens der radikale kritische Zug, der sich gegen jede bloß äußere Autorität auflehnt, das Zurück-

treten des Gefühls gegenüber dem Verstand, die Scheu vor allem Offenbaren des Innern — das alles sind gewiß richtig beachtete Züge in der Struktur der Jünglingsseele, die ihre religiöse Beeinflussung, jedenfalls in der üblichen Art, nicht erleichtern. —

Aber von dieser Anerkennung bis zu der Behauptung einer „normalen" Unempfänglichkeit des Jünglingsalters für das Religiöse fortzuschreiten — dazu sind wir trotz allem weder berechtigt noch genötigt. Es ist einfach die religiöse Betrachtung der Wirklichkeit, die uns das verbietet. Wenn die menschliche Seele überhaupt naturaliter christiana ist, dann gewiß auch die Jünglingsseele. Auch die scheinbar irreligiösen Züge des Jünglingscharakters müssen dann eine Seite an sich haben, nach der sie nicht bloß für die Religion nicht unzugänglich, sondern richtig angefaßt und geleitet sogar für dieselbe in besonderer Weise aufgeschlossen sind. In der Tat nötigt auch die Erfahrung nicht zu jenem Urteil. Daß freilich für unzählige junge Leute die Jugendjahre religiöskritisch werden, ist zweifellos, aber wie viel Schuld liegt da, abgesehen von andern äußern Einflüssen, nicht sowohl am Jünglingsalter als vielmehr an der Art, wie den jungen Menschen in Haus und Familie, Schule und Kirche die Religion nahegebracht wird! An und für sich ist religiöse Unempfänglichkeit bei der Jugend ebenso wenig normal, als es der stumpfe Unglaube des höheren Alters ist. In der normalen Natur des jungen Menschen liegt neben dem Trieb zur Unabhängigkeit, Selbständigkeit, Kritik u. s. w. gerade auch ein eigenartiges Autoritätsbedürfnis, Begeisterungsfähigkeit, Sinn für Hingabe und Anschluß an persönliche Größe, sittliche Reinheit und Hoheit, offenbar lauter echt religiöse Züge. Jesus hat denn auch wohl gewußt, warum er die Schar seiner Jünger nicht aus verhärteten und verbohrten Alten, sondern aus jugendlich-empfänglichen Männern gesammelt hat. Kurz aus prinzipiellen und aus Erfahrungsgründen dürfen wir den Gedanken nicht an uns heran lassen, der doch auch alle Freudigkeit zur religiösen Jugendarbeit lähmen müßte, als ob die spezifische Art, die Struktur der Jünglingsseele von vornherein der religiösen Beeinflussung widerstrebe. Nein, mögen die Erfolge unserer Arbeit noch so bescheiden sein — ehe wir die Ursache in der Jünglingsnatur suchen und damit im Grunde den Schöpfer beschuldigen, wollen wir lieber uns selber prüfen, ob wir den rechten Weg für diese Arbeit schon gefunden haben.

Indessen mag es sich mit der Empfänglichkeit des Jünglingsalters verhalten wie es wolle — besonders lebhafte religiöse Bedürfnisse oder gar die volle Reife spezifisch christlichen Sünden- und Gnadenbewußtseins bei ihm vorauszusetzen fällt auch uns nicht ein — schließlich ent-

scheidet über die Unentbehrlichkeit des religiösen Elements nicht das subjektiv gefühlte, sondern das objektiv vorhandene Bedürfnis. Und wenn nun nur zu viel Wahrheit in dem Wort des französischen Menschenkenners steckt: Die meisten Menschen bringen die erste Zeit ihres Lebens damit zu, sich für die zweite unglücklich zu machen, wer möchte dann im Ernst auf die Hilfe und Bundesgenossenschaft des religiösen Faktors verzichten, wenn es gilt die Jugend durch diese entscheidungs- und versuchungsvollsten Jahre hindurchzugeleiten? Auch die Vertreter „der neuen Bahnen" wollen das nicht, aber die Frage ist eben wieder, ob es genügt, die religiöse Einwirkung lediglich auf dem Weg zufälliger persönlicher Einflüsse sich vollziehen zu lassen, oder ob sie nicht vielmehr als notwendige Aufgabe ausdrücklich ins Programm der Jugendvereine gehört. Und wieder bestätigt die Erfahrung diese Notwendigkeit. Ob es sich mehr nur um die negative Seite der Jugendfürsorge handelt, die Bewahrung gegenüber den eigentümlichen Versuchungen dieses Alters oder, was das Schwerere, Wichtigere ist, um die positive Aufgabe der Gemüts-, Geistes- und Charakterbildung – in Wirklichkeit läßt sich die erste nicht ohne die zweite lösen –, keinesfalls genügt es, daß das religiöse Element bloß als treibende Kraft in der Person des Leiters zur Stelle ist, sondern es muß und zwar in der Form irgendwelcher direkten absichtlichen Pflege der tragende Grund und einigende Mittelpunkt des Vereinslebens sein. Sehr bedeutsam sind in dieser Beziehung die Erfahrungen, die man in der „Philadelphia" zu Bern, einem „Verein junger Männer zur Pflege der Geselligkeit und Bildung auf christlicher Grundlage" gemacht hat. Derselbe, 1884 gegründet, steht gegenüber den in der Schweiz weitverbreiteten und manchenorts florierenden Jünglingsvereinen pietistischer Richtung auf einem religiös weiteren und freieren Standpunkt. Sein erstes und nächstes Ziel war und ist, seine Mitglieder dem Wirtshausleben und schlechter Geselligkeit zu entziehen, oder wie sich das Programm des Vereins auf gut Schweizerisch drastisch, aber treffend ausdrückt: „Der Verein will die der Schule entlassene und konfirmierte Jungmannschaft sammeln und vor der Verrohung oder Versimpelung bewahren, der heutzutage so viele junge Leute anheimfallen". „Aber", so bekannte bei dem 20. Jahresfest (vergl. Korrespondenzbl. d. Philadelphia v. 1. Okt. 1905) der Festredner, einer der Gründer und treusten Stützen des Vereins, Prof. Dr. Ed. Fischer „von Anfang an und später immer mehr mußten wir einsehen, daß noch etwas anderes nötig ist: es handelt sich darum, aus unsern jungen Freunden christliche Charaktere zu erziehen. Nur durch eine Erneuerung des Willens und des Herzens wird der junge Mann

dazu geführt, erfolgreich den Versuchungen zu widerstehen. Und daraus ergab sich mit Notwendigkeit als Kern und Mittelpunkt der ganzen Vereinsarbeit die Aufgabe, unsere Freunde dem Erlöser zuzuführen, der gesagt hat: ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben". Aber bedeutsamer noch als dieses Bekenntnis ist für unsere spezielle Frage ein weiteres, was derselbe Redner bei dieser Gelegenheit als Ergebnis langjähriger Erfahrung über die Wege zur Erreichung dieses Zieles ausführte. „Zur Erreichung dieses Zieles standen uns zwei Wege offen: ein direkter und ein weniger direkter. Der erstere wurde dadurch betreten, daß in biblischen Besprechungen, religiösen Vorträgen und Ansprachen das Wort Gottes unsern Mitgliedern nahe gebracht wurde. Dabei vermied man aber sorgfältig, vielleicht nur zu sorgfältig, allen Zwang, allen Druck ..... Viel mehr Wichtigkeit wurde meistens dem indirekteren Wege beigemessen: dem Einfluß von Persönlichkeiten im freundschaftlichen Verkehr der Mitglieder untereinander ..... Aber gerade hier häufen sich die Schwierigkeiten je länger je mehr. Einmal ist es sehr schwer, diesen Kontakt zwischen geförderten ältern Mitgliedern und der Jungmannschaft herzustellen. Vor allem aber macht sich bei der raschen Zunahme des Vereins an jüngern Mitgliedern ein starkes Mißverhältnis zwischen Gebenden und Nehmenden geltend. Die Zahl der ersteren ist zu klein, und zudem ziehen sich viele ältere Mitglieder, die geben könnten, zurück, teils weil Berufs- und Familienpflichten sie rufen, teils aber auch, weil sie sich zum Geben nicht als geeignet erachten .... Hier liegt darum auch die größte Gefahr unseres Vereins. Derselbe stand stets in Gefahr zu einem beliebigen geselligen Vereine herabzusinken, und, sobald das geschehen ist, hat er sein Existenzrecht eingebüßt. Und diese Gefahr droht uns um so mehr, je kleiner die Zahl und der Einfluß der religiös entschiedenen Elemente ist". Diese Stimme aus dem unmittelbaren Leben eines in seinen weitherzigen Grundsätzen und Tendenzen so ungemein sympathischen Vereins ist wirklich typisch. Sie spiegelt durchaus die Erfahrung wider, die an unzähligen anderen Orten gemacht worden ist. Es geht in der Jugendarbeit nicht ohne religiöse Kräfte, und diese sind nicht zu haben ohne direkte Pflege des Religiösen. Nicht bloß wird der sittliche Bewahrungs- und religiöse Anregungszweck, den man doch beabsichtigt, an den einzelnen nicht erreicht, sondern den Vereinen selbst gebricht es auf die Dauer an innerer Konsistenz ohne Kristallisationspunkte in der Person religiöslebendiger Mitglieder.

Man fürchte aber auch nicht durch die Aufnahme des religiösen Elements in die Jugendarbeit die aufgeweckteren geistig regeren Kräfte

abzustoßen und nur die mehr oder weniger Zurückgebliebenen zu behalten. In den ersten Jahren nach der Schulzeit begegnet man allerdings weithin einem auffallenden Mangel an geistigem Interesse, aber dieser Mangel zeigt sich auf dem intellektuellen Gebiet kaum weniger als auf dem religiösen, vergl. die Erfahrungen der obligatorischen Fortbildungsschule. Erst später mit 17–18 Jahren beginnt das aufzuwachen, was man den selbständigen intellektuellen Trieb der Jugend nennen kann – vorausgesetzt, daß nicht inzwischen die geistige Versumpfung schon zu weit vorgeschritten ist. Aber bietet der letzteren Gefahr gegenüber nicht gerade die Pflege des Religiösen einen gewissen Schutz? In der Religion liegt doch nicht bloß eine sittigende, sondern auch eine geistig bildende Macht. Was vor Verrohung bewahrt, bewahrt auch vor Versimpelung. Es werden gewiß nicht wenige Jünglingsvereinsleiter die Beobachtung bestätigen, die ich manchmal zu machen Gelegenheit hatte, daß sich die religiös empfänglicheren Mitglieder nicht selten vor andern als strebsame Fortbildungsschüler auszeichneten. Wenn aber später das tiefere selbständige Nachdenken im jungen Mann erwacht, so ist's wieder eine vielfach gemachte Erfahrung, daß sich dieses mehr als spezifisch wissenschaftlichen Interessen oder sozialen Problemen den allgemeinen Fragen der Religion und der Weltanschauung zuwendet. Von den Fragen, die ich z. B. nicht bloß im Jünglings-, sondern auch im Arbeiterverein in den Fragekästen fand, beschäftigte sich die weit überwiegende Zahl mit religiösen Gegenständen. So wenig schließen sich intellektuelle Regsamkeit und religiöser Trieb gegenseitig aus, daß man im Gegenteil wird behaupten dürfen, daß die religiösen Naturen im Durchschnitt auch sonst für geistige Interessen aufgeschlossener sind, und wie viel mehr würde das der Fall sein, wenn die Pflege des Religiösen stets im rechten freien und weiten Geist der wahren Religion geschähe! Und endlich noch eins! Hilty hat irgendwo gesagt, es sei für die Entwicklung eines Menschen zu fester charaktervoller Männlichkeit wertvoll, wenn sich derselbe schon in jugendlichen Jahren für eine gute, aber nicht gerade populäre Sache erwärme und an ihr mitarbeite. Daran erstarke der Charakter zu innerer Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Sicher hat sich dieses Wort schon an manchem Mitglied unserer religiös gerichteten Jugendvereine bewahrheitet. Nichts liegt mir ferner als einem absichtlichen, aufdringlichen Hervortreten mit dem religiösen Bekenntnisse bei jungen Leuten das Wort zu reden. Aber man muß wissen, durch was für ein Fegfeuer von Haß und Spott, wenn nicht förmlicher Verfolgung manche unserer jungen Freunde lediglich nur um ihrer Vereinszugehörigkeit willen hindurch müssen, um Respekt vor jedem zu haben, der der ver-

höhnten und verfehmten Sache treubleibt. Das sind dann aber die Leute, von denen man hoffen darf, daß sie auch in spätern Jahren Charakterfestigkeit und Unabhängigkeitssinn bewähren werden. Wieder gehört es zu meinen schönsten Amtserfahrungen, wie ich aus dem Jünglingsverein einzelne junge Leute hervorwachsen sah, die besonders auch in scharfen sozialen Kämpfen ebenso im Eintreten für berechtigte Arbeiterforderungen, wie im Kampf gegen den Terrorismus der Mitarbeiter einen Mut und eine Überzeugungstreue bewiesen, die alle Achtung verdiente. Das waren aber eben Leute, die als Jünglingsvereinler und Sonntagsschulhelfer sich vorher schon ruhig hatten auslachen lassen. Mag immerhin solche frühe Unabhängigkeit und Charakterfestigkeit eine verhältnismäßig seltene Sache sein: das ist doch gewiß, daß sie kaum auf einem andern Boden als dem religiösen erwächst, und wo sie erwächst, da verschafft sie sich solchen Respekt, daß sie, mag sonst noch soviel Spreu abfallen, die religiöse Arbeit völlig rechtfertigt und reichlich lohnt, aus der sie hervorgegangen ist. Und wenn heute die Sozialdemokratie den Kampf um die Jugend mit der besondern Spitze gegen die Jünglingsvereine aufgenommen hat, so ist es mir nicht zweifelhaft, daß sie etwas von der religiösen Kraft wittert, die in diesen wirksam ist, und die sie mehr fürchtet, als etwa den Einfluß, der von andern Jugendvereinen ausgeübt wird, die wesentlich nur Geselligkeits- oder allgemeine Bildungszwecke verfolgen. Also auch von dieser Seite aus, sofern es sich um die Jünglingsseele, ihre psychologische Art und ihre Bedürfnisse handelt, wird es *dabei bleiben müssen, daß, wenn einmal religiös sittliche Wirkung erzielt werden soll, auch die religiöse Tendenz der Jugendvereine gewahrt bleiben und in einer irgendwie gestalteten direkten Pflege der Religion zum Ausdruck kommen muß.* Nicht das Ob, sondern das *Wie*, nicht das *Recht*, sondern die *rechte Methode* der religiösen Beeinflussung der Jugend ist die Hauptfrage, die uns weiterhin beschäftigen muß.

Zur Kenntnis des Volksgemüts.

Von Stadtpfarrer G. *Gerok*, Stuttgart.

Wie manchmal mögen wir Pfarrer uns schon vorgenommen haben, unsre Erlebnisse mit Gemeindegliedern in all ihren komplizierten äußeren Umständen, mit all den sie begleitenden Seelenstimmungen, lediglich zu unserm eigenen Hausgebrauch aufzuzeichnen — schon deshalb, damit wir nicht ein- wie das andere Mal hernach ratlos dastehn oder immer wieder

in derselben plumpen Weise uns hintergehen lassen — aber auch, um solche Fälle, die uns in ihrer Plötzlichkeit gewaltig erregten, hinterher in ihren Zusammenhängen und ihrer Notwendigkeit kühler und ruhiger ansehen zu lernen und dadurch für künftig milder zu beurteilen und besser zu verzeihen. Solche Aufzeichnungen hätten nebenbei auch den Vorteil, uns zu beweisen, welch großer Unterschied besteht zwischen einem Menschen, der ein äußeres Ereignis, mag dasselbe noch so spannend verlaufen, niederzuschreiben vermag, und zwischen dem Dichter, der seine Charakterschilderungen aus dem tiefsten Innern herausholt und auch dem Einfachen seine Bedeutung verleiht.

Unsere „Seelsorge" könnte durch solche Aufzeichnungen nur profitieren. Es würde sich uns dabei immer wieder bestätigen, daß in jedem, ob noch so lokal und persönlich bedingten Einzelfall doch zugleich ein allgemeiner menschlicher Zug uns entgegentritt — wie umgekehrt das echt Menschliche uns nie abstrakt in einem Idealbild, sondern immer in einer konkreten Person, mit Prosa und Unkraut gemischt, begegnet. Wir würden ferner bemerken, daß in jeder auch der höchsten Tragik noch immer ein Stück Komik steckt, die das Schauerliche mildert, wie denn umgekehrt eine noch so komische Erscheinung oder Situation ein tragisches Moment enthält, wodurch unser Mitgefühl angeregt wird. Hat ja doch Shakespeare diesen Umstand in seinen Tragödien so fein zu verwenden gewußt, denen er immer wieder heitere Szenen und lächerliche Erscheinungen einfügt. In anderer Weise beruht ja eben Ibsens Kunst darauf, nicht etwa die komischen Personen neben die ernsthaften zu stellen, sondern eben seine Hauptpersonen so zu schildern, daß wir nie recht wissen, sollen wir ihre Tragik komisch oder ihre Komik tragisch nehmen.

Ich bin unwillkürlich von den Seelsorgern auf die Dichter gekommen; denn wozu wir selber es so selten bringen, Charaktere und Lebenslagen für uns schriftlich zu fixieren, diesen Dienst erweisen uns die echten Dichter.

„Um dichten zu können", läßt Björnson seinen Arne sagen, „halte ich die Eindrücke fest, die andere entschwinden lassen". Was man Heimatkunst nennt, ist ja eben die Dichtung, welche uns ihre Gestalten eben auf dem Boden und aus dem Boden heraus verständlich macht, dem sie angehören. Wie eng verwachsen, ja wie vollständig durcheinander gegenseitig bedingt sind bei Stifter die Natur- und die Menschenschilderungen, wie leben und weben vor uns die Bauerngestalten des „Bernbiets" bei Jeremias Gotthelf! — und doch, wie grundverschieden gehen diese beiden Dichter zu Werke!

Man hat ja wohl allmählich auch der Großstadt ihre Geheimnisse abzulauschen begonnen und versucht die Stadtmenschen hieraus dichterisch zu gestalten, wobei namentlich das Problem gern behandelt wird, wie das Dorfkind in der Stadt allmählich zurecht kommt. (Clara Viebig in ihren verschiedenen Romanen; Voigt-Diederichs neuerdings in „Dreiviertelstund vor Tag".) Sehr wesentlich möchte ich hierher die Denkwürdigkeiten eines Arbeiters rechnen.

Für uns Süddeutsche haben mit Beschränkung auf den Schwarzwald in diesem Stück zwei Frauen meisterhaft es verstanden, uns in das Volksgemüt dieser Berg- und Waldmenschen hineinblicken zu lassen: Frau Helene Christaller, die an einen schwäbischen Pfarrer verheiratete Hessin, und A. Supper.

Beide haben schon mehrere Bändchen ihrer Dichtungen herausgegeben. Helene Christaller fing an mit den Skizzen „Frauen", schritt dann zu der bedeutsamen Erzählung „Magda" weiter, hat im vorigen Jahr „Meine Waldhäuser", Bilder aus einem Dorfe, folgen lassen und neuerdings unter dem Titel „Wer aber nicht hat" die unselige Liebe einer grundtüchtigen Missionarstochter aus eng pietistischem Hause zu einem innerlich haltlosen Vikar ohne Glauben geschildert, wobei wir sie sehr falsch verstehen würden, wenn wir meinten, sie wolle hier den „Ungläubigen" eins versetzen.

A. Supper hat im Chronikstil aus Würzburgs düsterer Zeit (1627) eine Erzählung „Der schwarze Doktor" geschrieben, die wohl verdient gelesen zu werden; aber auf ihrem eigentlichen Gebiet zeigt sie uns erst das Bändchen „Da hinten bei uns", Erzählungen aus dem Schwarzwald.

Beide Dichterinnen verstehen es trefflich, uns das Volksgemüt in seinen derben und in seinen weichen Zügen, das Volksleben in seinen ernsten und heiteren Situationen vorzuführen; beide verstehen es gleich gut, den Ernst mit dem Humor, Tragik und Komik in Verbindung zu bringen; beide haben den richtigen Blick für das wirklich Charakteristische, das in allerlei feinen Nebenzügen zum Vorschein kommt; beide haben die echte Frömmigkeit und Sittlichkeit erfaßt, die ebenso frei ist von Prüderie wie von Frömmelei. So zeigt uns A. Supper „In der Liebenau" einen kreuzbraven, stillbescheidenen Hinterwäldler, der ganz im Geist der Bergpredigt, Matth. 5₃₉, einen schlechten Kerl in aller Ruhe und Freundschaft gehörig durchhaut; während in „Wie der Adam starb" über das am Sterbebett seines Vaters kartenspielende Büblein der Seelsorger sich in keiner Weise aufregt. Beide beweisen uns, wie viel tiefes religiöses Leben, wohl zu unterscheiden vom kirchlichen, doch noch in diesen Bauern steckt, so daß, wenn ihre Schilderungen der Gegenwart entnommen sind, uns wirklich nicht bang zu werden braucht um den tiefsten Grund und festesten Halt im Volksleben. —

Soll ich nach Unterschieden zwischen beiden Dichterinnen suchen, so sind dieselben schon in den verschiedenen Schwarzwaldgegenden begründet, welchen ihre Bilder entnommen sind: Frau Christaller hat ein Dörfchen gegen die Rheinebene mit Fabrikbevölkerung, Frau Supper ein wirklich weltabgeschiedenes Örtlein zum Hintergrund gewählt; die erstere hat mehr die weibliche Natur ergründet, die letztere zeigt ihre Kunst in Schilderung männlicher Dorfgestalten; bei beiden voll Poesie, voll Leben. Pfarrhaus, Pfarrer und Vikar spielen bei beiden ihre gebührende Rolle; doch ist es natürlich, daß die Pfarrfrau die Kirchlichen und die Gemeinschaftskreise mehr in den Vordergrund stellt.

Ich will auf Einzelheiten nicht weiter eingehen; nur der Billigkeit wegen, damit auch aus H. Christaller die Proben nicht ganz fehlen, darauf hindeuten, wie schön in „Das Werkzeug" der Arzt am Bett der sterbenden Dulderin entdeckt, daß die sterbende Frau dem Menschen Mut zum Leben mache, während den Kindern dieses Hauses der Name „Vater" alles das bedeutete, was dunkel, kalt, hart und schmachvoll war, was ihnen die Sonne verdunkelte; oder wie vor der Leiche der rettungslos dem Trunk verfallenen Müllerin ihr Mann klagt, „jetzt bin ich allein, ich hab sie sehr, sehr lieb gehabt".

Ein starker Band „Hohentann", ein deutsches Volksbuch aus dem Elsaß

von H. Ewart, erweckt die Hoffnung, daß uns hier fürs elsässer Volksgemüt etwas Ähnliches geboten sei. Ich bedaure, daß nach den oben genannten Schilderungen aus dem Schwarzwald der hochtönende Name eines „deutschen Volksbuchs" Erwartungen weckt, die durchaus nicht erfüllt werden. Zur Kenntnis des Volksgemüts hat mir das Buch nicht verholfen; als Volksbuch kann ich es weder in dem Sinn gelten lassen, daß es über das Volk, noch in dem andern, daß es für das Volk etwas Besonderes biete. Schon das erweckt Bedenken, daß die Hauptträger der Handlung nicht Elsässer, sondern ein schweizerischer Pfarrer und ein niederrheinischer Vikar sind, der letztere nebenbei schneidiger Vizefeldwebel und von einem Patriotismus, der z. B. seine Augen in gerechtem Zorn und heiliger Empörung sprühen läßt, als ein alter französisch gesinnter Pfarrer seine Anrede an ihn so schließt: „Sie sind nicht gekommen, zu germanisieren, sondern um das Evangelium zu predigen". Die Bekehrung des Vikars von seinen freieren theologischen Anschauungen dürfte denn doch etwas mehr von innen heraus, statt durch die schematische Hausordnung, ein Predigtbruchstück über die Versöhnung und ein Gespräch über die Trinität bewirkt werden; Dinge, die ebensowenig in ein „Volksbuch" passen wollen, wie die Unterredungen über die politischen Verhältnisse im Elsaß, die sich teilweise wie Zeitungsausschnitte ausnehmen. Hat wirklich der bloße Anblick der Kaiserin in Straßburg auf seither streng französisch gesinnte Elsässerinnen so bezaubernd gewirkt, warum werden denn die „Wackese", wie der Spottname für diese Richtung lautet, sonst als Dummköpfe oder Schufte geschildert, die beständig Ränke spinnen, ohne daß irgend welche verräterische Untaten ans Licht kämen? Der „Gottesfreund", das „Puppenheim", die den deutschen Namen beigesetzte lächerliche französische Aussprache wirken auf die Dauer recht ermüdend. Möge es dem Verfasser gelingen, später einmal „ein deutsches Volksbuch aus dem Elsaß" oder noch lieber, damit jede politische Tendenz ausgeschlossen ist, ein Volksbuch aus dem Elsaß zu schreiben; das vorliegende verdient, mag es auch da und dort empfohlen werden, diese Bezeichnung nicht; zur Kenntnis des Volksgemüts im Elsaß hat es keinen Beitrag geliefert.

Ein Vermächtnis.

Von Professor D. H. A. Köstlin in Cannstatt-Stuttgart.

Als ein solches möchten wir die neueste Schrift*) Emil Sulze's bezeichnen und würdigen. Dem Grundgedanken seines Lebens, seines kirchlichen Wirkens wie seiner schriftstellerischen Tätigkeit gibt der ehrwürdige Vorkämpfer des evangelischen Gemeinde-Ideals darin noch einmal zusammenfassenden Ausdruck, nachdem seine grundlegende Schrift „Die evangelische Gemeinde" (Gotha, Perthes, 1891) seit Jahren vergriffen gewesen ist. Als ein Vermächtnis, als die Frucht seiner Lebensarbeit, als ein Bekenntnis, das ihm der Kampf um sein Lebensideal abgerungen hat, kennzeichnet

*) D. Dr. E. Sulze, Die Reform der evangelischen Landeskirchen. Leipzig, M. Heinsius Nachfolger, 1906. 246 S. Mk. 5.—.

der Verfasser selbst seine Schrift, wenn er im Vorwort sagt: „Keiner der hier dargelegten Gedanken ist bloßer Gedankenarbeit entsprungen. Jeder ist aus Hemmungen hervorgegangen, die in einer langen, kirchlichen Tätigkeit meinem Bestreben, lebendige Gemeinden zu bilden, entgegengetreten sind. Diese Hemmungen haben meine Arbeitszeit, wenige Jahre erfolgreichen organisatorischen Schaffens ausgenommen, zu einer Leidenszeit gemacht. Jetzt aber, dem Abschluß meines Lebens nahe, danke ich denen doch, die meinen Bestrebungen sich widersetzten. Sie haben in mir die Überzeugung zur vollen Gewißheit gebracht, daß nicht als die Vertreterin einer alten Dogmatik, Liturgie oder Architektur, sondern nur als die organisierte christliche Liebe unsere Kirche Rom und den Atheismus zu überwinden vermag".*) Die Kirche des Evangeliums, die mehr und mehr „ein leeres Gehäuse zu werden droht", wieder die Heimstätte und der Mittelpunkt, der Herd und die Quelle des mit Jesus Christus in die Welt gekommenen Lebens, der Sammelort der durch das Evangelium entbundenen Kräfte, die Kirche, mehr und mehr ein Abstraktum, ein bloßer Begriff, wieder eine lebendige Realität, ein wirksamer Faktor im Gegenwartsleben der menschlichen Gesellschaft, ein in allen seinen Gliedern lebendig tätiger, kraftstrotzender Organismus, der das ihm eigentümliche, aus Jesus Christus ihm zuströmende und aus ihm sich nährende Leben nicht bloß zu behaupten, sondern der Gesellschaft mitzuteilen vermag; die Kirche, vielen bald nur noch ein Denkmal ehrenvoller Vergangenheit, aber ohne Bedeutung für die lebendige Gegenwart, wieder ein Gemeinschaftsorganismus, der sein Daseinsrecht und seine Unentbehrlichkeit durch die Segenswirkungen ausweist, die von ihm ausgehen, — das ist das Ideal, das Sulze vorschwebt, das Ziel, dem alle Reform, soll sie Sinn und Zweck haben und lebenskräftig sein, zustreben muß.

Nun ist das neue Leben mit allen den Kräften, die es konstituieren, nur in lebendigen Persönlichkeiten vorhanden und nur durch sie wirksam und übertragbar. Die Kirche ist der Sammelort und die Quelle dieses Lebens und der es wirkenden und von ihm ausgehenden Kräfte nur sofern sie aus Persönlichkeiten besteht, die es in sich tragen und imstande sind, gegenseitig aufeinander einzuwirken, um dieses Leben zu betätigen und seine Kräfte zur Entfaltung zu bringen, also als eine Verbindung von lebendigen Christen, als eine Gemeinde von Gläubigen, und zwar als eine Gemeinde, deren Glieder aufeinander einwirken können, also als räumlich begrenzte, überschaubare E i n z e l g e m e i n d e. In ihr kommt das neue Leben zur Erscheinung und Wirkung, s i e ist die Existenzform und das aktuelle Organ der Kirche als der Trägerin des mit Christus in die Welt gekommenen neuen Lebens, also d i e Kirche im eigentlichen und vollen Sinne des Wortes. Denn in ihr und nur in ihr pulsiert das Leben und sind die Kräfte wirksam, deren Pflegerin und Spenderin die Kirche ist. Größere Komplexe von Gemeinden, seien es territoriale, wie die Landeskirchen, seien es formal-konfessionelle, wie die Bekenntniskirchen, sind mithin „Kirche", Organ, Leib des Herrn, streng genommen nur im abgeleiteten Sinne, sind es genau in dem Maß, als es lebendige Einzelgemeinden sind, die sie umschließen und zu einer Verwaltungs-, Kultus- oder Bekenntnis-Einheit zusammenfassen. Denn nicht in dem, was diese Einheit ausmacht, nicht in der die gemeinsamen Angelegenheiten ordnenden Verfassung, nicht in der gemeinsamen Form des Kultus, nicht in der das gemeinsame Glaubensverständnis zum Ausdruck bringenden

*) S. 96.

Bekenntnisformel ruht das Leben und die Kraft, das, was das Wesen der Kirche als des Leibes Christi ausmacht, ihr die Kraft zum Wirken verleiht, sondern in den gläubigen Persönlichkeiten, die sich verbunden haben, das Leben, das sie in sich tragen, darzustellen und auszuwirken, die Kräfte, die es entbindet, zu betätigen, also in der lebendigen Einzelgemeinde.

Bei ihr hat daher alle Reform einzusetzen. Ist die Gemeinde tot, so ist es die Kirche überhaupt, mag ihre Verfassung noch so zweckmäßig, ihr Kultus noch so schön und imponierend, ihr formales Bekenntnis noch so korrekt sein. Ist die Gemeinde lebendig, ein Sammelpunkt wahren Glaubens, so ist es die Kirche, mag ihre Verfassung noch so unvollkommen, ihr Kultus noch so dürftig, ihr formales Bekenntnis noch so unzulänglich sein.

Soll es mit der Kirche anders und besser, soll sie aus einem leeren Verfassungs-, Kultus- und Bekenntnisgehäuse wieder das werden, was sie nach dem Namen, den sie trägt, sein soll, das wirksame Organ des Herrn in der Welt, so gilt es vor allem und zuerst, l e b e n d i g e Gemeinden zu schaffen. An dieser Aufgabe, die Entwicklung der Verwaltungs-, Kultus- und Bekenntnisgemeinde zu einer lebendigen Gemeinde, zu einer Gemeinschaft von Gläubigen, die den Geist und den Willen des Herrn in gegenseitigem Aufeinanderwirken betätigen, zur „Seelsorgergemeinde", da alle an allen Seelsorge treiben, zu ermöglichen und fördern, sind alle Wesenstätigkeiten, die ordnenden wie die erbauenden zu orientieren; in dieser Aufgabe, lebendige Seelsorger-Gemeinden herzustellen, haben sie ihren Zweck und ihre Berechtigung. Darin besteht zuletzt die Reformation, und darum ist es Sulze's ceterum censeo, sein Vermächtnis an die jüngere Generation: schafft lebendige, schafft Seelsorger-Gemeinden! Denn sonst ist alle Reform aussichtslos und vergebens.

Er wendet sich damit zunächst an den „Neueren Protestantismus". Ihm fällt diese Aufgabe und damit die Reformation der Landeskirchen zu. Diese kann nichts anderes sein und sein wollen, als die Wiederaufnahme, die folgerichtige Durchführung und Vollendung der von Luther begonnenen Reformation. Dazu ist der „neuere Protestantismus" berufen. Seine Auffassung von Wesen und Aufgabe der Kirche verpflichtet ihn dazu, seine Grundsätze setzen ihn dazu instand. Denn er ist selbst seinem Wesen nach nur die „Vollendung des „älteren Protestantismus",*) der nur durch den Zwang der geschichtlichen Verhältnisse gehindert worden ist, sich auszuwirken. Unter dem „neueren Protestantismus" versteht Sulze den Protestantismus, der sich auf sein ursprüngliches Wesen und seine eigentliche Aufgabe (seit Schleiermacher) besonnen hat. Der große Gedanke der Reformation war entsprechend der persönlichen Heilserfahrung Luthers die Gründung des Heils allein auf den Glauben, ihre entscheidende Tat infolgedessen grundsätzlich der Bruch mit der Hierarchie als der Vermittlerin des Heils. Der Glaube, der in Jesus Christus das Heil, die Gnade Gottes, ergreift, ist des Menschen eigene Tat, persönlicher Heilsglaube. Er ist die Antwort des Menschen auf das Evangelium, d. i. die Frohbotschaft von Jesus Christus, dem in ihm gegenwärtigen und durch ihn verbürgten Heil. Er ist Gottes Geschenk,**) ofern seine Gnadenführung es ist, die dem Menschen das Evangelium zukommen

---

*) S. 74.

**) „Im letzten Grunde leiten alle Kirchen das Seelenheil von Gott ab. Und sie stimmen alle darin überein, daß es auch in der Kirche nur durch ein Wunder Gottes in uns begründet werden kann" (S. 90).

läßt und ihn unter den Wirkungsbereich der Frohbotschaft von Jesus Christus bringt, und sofern es sein Geist ist, der dem Menschen das Evangelium aufschließt, daß er darin auf Jesus Christus stößt, ihn als seinen Erlöser und Herrn ergreift und so zum persönlichen Glauben kommt. Was ihn überwältigt, ihm den Glauben, die unbedingte Zuversicht zu Jesus als dem Heiland abnötigt, das ist der unmittelbare Eindruck seiner heiligen Persönlichkeit, der in Jesus um ihn werbenden Liebe Gottes, also das persönliche Erleben seiner Herrlichkeit, das Innewerden, die Erfahrung des in ihm vorhandenen und von ihm ausströmenden Lebens, nicht irgend eine Reflexion oder irgend ein Unterricht über Jesus. Vermittelt wird dieser überwältigende Eindruck, dieses entscheidende Erlebnis durch das Evangelium als die Frohbotschaft von Jesus Christus. Jede andre Vermittlung ist ausgeschlossen. Daß das Evangelium rein und lauter den Menschen erreiche, damit Jesus Christus darin seine Seele berühre, ihr aufleuchte und sie gewinne, das ist außer Gottes Gnadenführung die einzige Bedingung des Heils. Gnadenmittel, Heilsmittel ist das Wort Gottes, die hl. Schrift, sofern und soweit sie Evangelium ist, mit Jesus Christus in Berührung bringt, mittelbar, sofern und soweit sie uns mit Persönlichkeiten in Beziehung setzt, in denen das höhere, durch die stete Beziehung auf Gott bestimmte und durch den unmittelbaren Verkehr mit Gott beherrschte Leben zur Anschauung kommt. Daß sie mit ihnen, daß sie mit Jesus selbst uns in Verkehr bringt, damit hilft uns die hl. Schrift zum persönlichen Verkehr mit Gott, zum persönlichen Heilsglauben. Darin besteht ihre Kraft als Gnadenmittel.*) Denn der unmittelbare Verkehr der Menschenseele mit Gott, das Leben aus Gott, mit Gott, von Gott, wie es in Jesus offenbar ist, das ist das eigentliche Heilsgut, und der Heilsglaube, das durch den persönlichen Zusammenhang mit Jesus gegebene selige Vertrauen auf Gottes Gnade, ist der einzige Weg dazu. Darin, daß der „neuere Protestantismus“ mit der Auffassung des Heilsgutes als des Lebens aus Gott und mit Gott und mit der Wertung der hl. Schrift als der wesentlichen Hilfe dazu, als des Gnaden- und Heilsmittels im eigentlichen und engen Sinne des Wortes vollen Ernst macht, worin schon der Pietismus vorangegangen ist, sieht Sulze die Bedeutung des „neueren Protestantismus“ im Unterschied vom „älteren“, dem das Heilsgut allzu einseitig zu dem Besitz der reinen Lehre, die hl. Schrift zu einseitig zum Erkenntnismittel der reinen Lehre, der Heilsglaube zu einseitig zur richtigen Heilserkenntnis, zur Sache des Intellekts geworden war. Wir wollen nicht darum rechten, ob es ganz glücklich und der Sache, die Sulze vertritt, förderlich ist, dem „älteren Protestantismus“ als dem in den Schranken der Scholastik stecken gebliebenen einfach „den neueren“ als den konsequent evangelischen gegenüberzustellen, sofern dieser doch kein klar bestimmter, einheitlicher Begriff ist, und, wie Sulze warm anerkennt, auch im „älteren Protestantismus“ sich die echt evangelische Auffassung immer behauptet hat, auch wenn sie sich nicht hat durchsetzen können. Vielleicht wäre es besser gewesen, statt „nach den Grundsätzen des neueren Protestantismus“ zu sagen: „nach den Grundsätzen des Evangeliums“. Mißverständnisse, die vielleicht nicht ausbleiben, wären dem verehrungswürdigen Verfasser eher erspart gewesen. Denn die Gegenwart vermag nur schwer den Mann von der theologischen Schule und Partei, aus der er kommt, zu trennen, neigt nur allzuleicht dazu, das, was er vorträgt, aus der Schul- oder Parteidoktrin heraus zu interpretieren und sich damit um den reichen Gewinn zu bringen, den sie von ihm haben könnte. Uns

*) S. 94.

genügt es, hervorzuheben, daß das, was Sulze als das Bedeutsame und als das Charakteristische an dem „neueren Protestantismus" bezeichnet, dem Verständnis des Evangeliums entspricht: das Heilsgut der unmittelbare Verkehr der Menschenseele mit Gott durch Jesus Christus; der Heilsglaube als der Weg dazu die persönliche Grundstellung zu Gott in Jesus Christus; die hl. Schrift das Gnadenmittel, die Hilfe zum Heilsglauben als das Evangelium, als die Frohbotschaft von Jesus Christus. Wer damit Ernst macht, wird auf Sulze's Gedanken über die Reform der Landeskirchen eingehen, in seinem Sinne an ihr mitarbeiten, sein Vermächtnis verwerten können, ob er sich theologisch zum Fortschritt rechnet oder dem älteren Protestantismus zuneigt.

Denn darin kommen doch alle Evangelischen überein, daß das Leben der Kirche nicht im Verfassungsgerüste, nicht in der Gottesdienstordnung, nicht in der Theologie, sondern in der Gemeinde pulsiert, daß also der Wert der ordnenden, der erbauenden, der denkenden Arbeit der Kirche sich danach bemißt, ob dadurch in den Gemeinden Leben gewirkt wird.

Lebendig ist eine Gemeinde genau in dem Maß, als ihre Glieder lebendig sind, einander gegenseitig auf dem Wege zum Heil fördern und miteinander hinanwachsen an den, der das Haupt ist, Christus. Im eigentlichen Sinne Leben zu wirken, in den Gliedern der Gemeinde den Heilsglauben zu wecken, das ist die Sache des Geistes Gottes. In diesem Sinne lebendige Gemeinden zu schaffen, steht außer unserer Macht.

Aber wir können und sollen dafür Sorge tragen, daß das Evangelium reichlich in ihrer Mitte wohne und als die Frohbotschaft von Jesus Christus und dem in ihm erschienenen Leben alle erreiche und zwar jeden so, wie es ihm verständlich, für ihn Bedürfnis und von ihm verwertbar ist.

Weil nun aber die Kraft des Evangeliums, den Heilsglauben zu erzeugen, mithin das Leben aus dem Glauben zu wecken und zu erhalten, darauf beruht, daß es mit der Persönlichkeit Jesu und mit solchen, die von ihm ergriffen sind, in lebendige Fühlung bringt, so genügt zur Schaffung lebendiger Gemeinden die Installation der Evangeliumsverkündigung als solcher noch nicht, selbst dann nicht, wenn diese sich ihrer Aufgabe, Jesus Christus und das in ihm erschienene Leben kraftvoll und allseitig zu bezeugen, voll bewußt bleibt und nicht etwa, wie vielfach geschehen ist und noch geschieht, sich damit begnügt, nur eben eine bestimmte Lehre über Jesus zu vermitteln. Es muß die Anschauung und Erfahrung der durch Jesus, bezw. das Evangelium gewirkten Heilskräfte innerhalb des Gemeindelebens selbst hinzukommen, weil Leben sich nur am Leben entzündet. Die Organisation der Gemeinde muß so beschaffen sein, daß sie für die Gemeindeglieder Nötigung ist und Gelegenheit gibt, das Evangelium als Kraft zur Anschauung zu bringen und auszuwirken in der Betätigung der Liebe. Seelsorgergemeinde ist die Gemeinde erst als „die organisierte christliche Liebespflege". Auch als solche ist sie natürlich der erst werdende Leib des Herrn, aber sie ist es doch wirklich. Die Seelsorgergemeinde ist noch nicht die Gemeinschaft der Heiligen, der Vollkommenen, aber sie ist doch das geschickte Organ, ihre Glieder zu solchen zu erziehen. Wenn Sulze immer wieder betont, daß es auf die Seelsorge aller an allen ankomme und daß diese in der sittlich-religiösen Erziehung bestehe, die einer am andern zu betätigen hat, wenn er vor allem auf die Organisation der allgemeinen brüderlichen Seelsorge dringt und dabei das Schwergewicht auf die Organisation der Liebespflege legt, so darf daraus nicht etwa geschlossen werden, daß er die berufliche Seelsorge, die der geschulte Diener des

Wortes auszuüben hat, unterschätze (man lese nur den Abschnitt über „das vorbildliche Leben der Gemeinde der Geistlichen") oder überhaupt die Bezeugung des Evangeliums durch das Wort im Begriff der Seelsorge hintanstelle. Ihm kommt es eben darauf an, das immer und immer wieder in den Vordergrund zu stellen, was noch fehlt und erst zu schaffen ist. Das andere ist für ihn einfach selbstverständlich. Nicht um Organisation einer abgeblaßten Humanität, sondern der christlichen, an Jesus Christus orientierten und durch das Evangelium normierten Liebe handelt es sich für ihn. Daß der Seelsorgergemeinde von den durch Berufsschulung dazu Befähigten das Evangelium zugedient und sein Verständnis vermittelt werde, ist ihm selbstverständliche Voraussetzung. Wenn er immer wieder nachdrücklich betont, daß die Seelsorgergemeinde die organisierte christliche Liebespflege sei, so ist die Meinung natürlich nicht die, daß die Organisation der Evangeliumsverkündigung weniger wichtig sei oder gar fehlen könne, sondern die, daß zu der Organisation der Evangeliumsverkündigung die Organisation der Evangeliumspraxis zum Dienste des Wortes der Dienst der Liebe hinzukommen müsse, wenn von einer lebendigen Seelsorgergemeinde gesprochen werden könne. Wie die Liebestätigkeit von Gemeinde wegen die Wahrheit und Kraft der Verkündigung zu erweisen hat, so hat sie als christliche, als im Namen und Sinn Jesu Christi zu übende sich an dem immer tiefer, voller und reiner zu erfassenden Evangelium zu normieren. Seelsorgergemeinde ist die Gemeinde weder allein als organisierte Wortverkündigung (Gottesdienstgemeinde), noch allein als organisierte Liebestätigkeit (Humanitätsgenossenschaft), sondern nur als das organisierte Evangelium, das in Wort und Tat sich auswirkt. Wenn Sulze die von allen an allen zu übende Seelsorge als „religiös-sittliche Erziehung" bezeichnet, so meint er das Wort Erziehung nicht im pädagogischen Sinn (Beeinflussung, Leitung der Unmündigen durch Mündige). Sonst würde er ja wieder einen Priesterstand (= Mündige) den Laien gegenüberstellen, eine Art Hierarchie aufrichten. Vielmehr liegt schon darin, daß die Seelsorge als gegenseitige gedacht ist, eingeschlossen, daß es sich bei dem Wort „religiös-sittliche Erziehung" um die gegenseitige religiös-sittliche Beeinflussung und Förderung, nicht um schulmeisterliche Überwachung und Bevormundung handelt. *) Religiös-sittlich ist sie aber gerade dadurch, daß sie Ideal und Motive, Grundsätze und Maßstäbe dem Evangelium entnimmt, nichts andres ist und sein will, als seine Auswirkung und Bezeugung. **)

---

*) Geistliche und Laien „haben vor allem durch das zu wirken, was sie sind, wozu die Gnade Gottes sie entfaltet hat, durch die eigene Person. Diese Wirksamkeit, die in der Familie ihre Heimat hat, heißt „Erziehung". Religiös-sittliche Erziehung ist daher nach den Grundsätzen des neueren Protestantismus die Aufgabe der Geistlichen und der Laien in der Kirche. Das soll in der Gemeinde die Arbeit aller an allen sein" (S. 97).

**) Eben deshalb muß es Kirchgemeinden geben, bewußte Träger und Organe des Evangeliums, bezw. der durch dieses begründeten Lebensrichtung. „Jede Lebensrichtung wird durch das erhalten, wodurch sie entstanden ist, die christliche also durch die christlichen Gemeinden". Verschwänden sie, so würde das Streben nach der Gotteskindschaft ersterben. Das Schwerste, die Arbeit aller an allen, einander zu Gotteskindern zu erziehen, „kann nur durch Kirchgemeinden in Gang kommen und durch sie im Gang erhalten werden". Es bedarf absichtlicher, bewußter, planvoller Pflege. Und diese ist doch nur denkbar bei Organen, die sich als Träger des die Gotteskindschaft vermittelnden Evangeliums wissen (vergl. S. 100).

Es leuchtet ein, daß, wenn mit der Grundidee der Seelsorgergemeinde Ernst gemacht wird, das „ganze kirchliche Leben auf einen anderen Ton gestimmt“ wird.*)

Sulze führt im einzelnen aus, wie er sich die Neugestaltung der Einzelgemeinde denkt, welche Gesichtspunkte und Normen sich für die Ordnung des Gottesdienstes, für den Kirchenbau, für die Verwaltung, für die Kirchenleitung, für die Erziehung der Theologen („zur vorbildlichen Gemeinde der Geistlichen“) und für die Ordnung der Dienstverhältnisse ergeben. Überall tritt uns der ungebrochene Idealismus entgegen, den wir an Sulze gewöhnt sind; aber überall auch ein praktisch geschultes Verständnis für das Gewordene; der erstere in dem frohen Glauben an die Zukunft, die rettende und bewahrende Macht der christlichen Gemeinde, wenn sie nur erst zur lebendigen Seelsorgergemeinde entfaltet ist. „In ihr, die ihn hält und trägt, quillt dem einzelnen volle Glaubenskraft zu. In ihr schmilzt durch die Liebe das Eis der Selbstsucht. In ihr empfindet ein jeder ein Leben, das die Geschlechter überdauert und auch ihm die Ewigkeit verbürgt. In ihr gewinnen die göttlichen Mächte, die das Menschenleben durchdringen, ihre gesammelte Kraft und Erscheinung im Volke, soweit das unter Menschen möglich ist. Die Gemeinden sind darum, wenn (irgend) etwas, im stande, dem sittlichen Verfall der einzelnen und der Familien, der Vergiftung des wirtschaftlichen Lebens durch die Selbstsucht, dem praktischen Materialismus, dem Mißbrauch der politischen Gewalt für die Zwecke des Ruhmes und der Eroberungssucht erfolgreich entgegenzutreten. Und weil das Reich Gottes in ihnen, wenn auch in menschlicher Unvollkommenheit, aus den übrigen Lebensordnungen hervortritt und für uns zur Erscheinung kommt, wie die Blüte aus der Knospe, so wird durch sie auch aller Zweifel an dem Reiche Gottes und seinem Lebensinhalte daniedergeschlagen, wie vor dem vollendeten deutschen Reiche alle Zweifel an seiner Möglichkeit und seiner Berechtigung verstummt sind“.**) Das letztere, die besonnene Würdigung der gegebenen Verhältnisse tritt darin zutage, wie sich Sulze die Entwicklung der jetzigen Parochie zur lebendigen Seelsorgergemeinde vorstellt. Ihm kommt es vor allem darauf an, die Hindernisse zu beseitigen, die ihr im Wege stehen (allzugroße Ausdehnung nach Seelenzahl und Gebiet, Personalgemeindetum, Aufsaugung der besten Kräfte durch die Vereine, die doch die lebendige Gemeinde, den Verein der Vereine, wo „alle Mitglieder sich kennen und lieben und ihre Liebe einander durch die Tat, vor allem durch seelsorgerischen Beistand beweisen“,***) niemals ersetzen können), und die Bedingungen zu schaffen, die sie ermöglichen (Teilung der übergroßen Parochien in überschaubare Bezirke, die völlig gleichgestellte Gemeinden darstellen, deren Geistliche durchaus selbständig in ihrem Bezirk und in der Geschäftsverteilung einander völlig gleichgeordnet sind; gesunde Abgrenzung der seelsorgerischen und der Verwaltungstätigkeit). Mögen nun diese Gemeinden, wenn nur ihre Entfaltung zu selbständigen Gemeinden gewahrt ist, zu einem dreigliedrigen Ganzen sich zusammenschließen und Eine Kirche benützen. Vielleicht liegt in dieser Erbschaft der Vergangenheit auch ein Segen. Nicht alle Pfarrer sind einander an Kraft der sittlich-religiösen Einwirkung, an Gabe und methodischem Geschick gleich; nur selten vermag eine Persönlichkeit, mag sie noch so reich und vielseitig, noch so beweglich, anpassungsfähig und treu sein, zu allen Zeiten allen alles zu sein. Da kann es einzelnen Gliedern der Parochie zu-

*) S. 95.

**) S. 102.

***) S. 121.

zeiten erwünscht sein, wenn ihnen die Möglichkeit einer gewissen Auswahl gegeben ist. Aber es muß die Ausnahme bilden, daß man sich zum Pfarrer des Nachbarbezirks hält. In örtlichen Gemeinden, die überhaupt nur Einen Geistlichen haben, muß die Unzulänglichkeit der Person ja auch als Notstand getragen werden, bis Abhilfe eintritt.

Es überschritte den Rahmen unserer Aufgabe, den praktischen Vorschlägen Sulze's im einzelnen nachzugehen und sie auf ihre Durchführbarkeit zu prüfen, das erforderte eine besondere Abhandlung. Wie man aber sich dazu stelle, welche Einschränkungen und Ergänzungen, welche Modifikationen man je nach dem Standort, den man einnimmt, wünschen mag,*) eines geht uns alle doch persönlich an: die Reform wird auch bei der denkbar glücklichsten Durchführung immer zunächst nur das Gehäuse, den Organismus zu schaffen imstande sein. Daß nun die Uhr selbst auch gut gehe, daß der Gemeinde-Organismus richtig funktioniere, dazu bedarf es der rechten Persönlichkeiten. Lebendig ist ja die bestorganisierte Seelsorgergemeinde genau in dem Maß, als es lebendige, von Jesus Christus ergriffene, von seinem Geiste getragene Persönlichkeiten sind, aus denen sie besteht, die in ihr das Wort und die Führung haben, das Gemeindebewußtsein und das Gemeindeleben beeinflussen. Da es sich um Einwirkung von Person auf Person im Sinne der Erziehung zur Gotteskindschaft handelt, wird es vor allem darauf ankommen, was einer durch Jesus Christus geworden ist. Denn danach bemißt sich die Fähigkeit und Tüchtigkeit zur seelsorgerlichen Einwirkung, wie deren Kraft und Erfolg. Das gilt von den Laien, wie von den Theologen, den Trägern der berufsmäßigen Seelsorge. An sie richtet Sulze sehr ernste Worte. „Ein Geistlicher hat die höchste Aufgabe, die es gibt. Er ist Seelsorger und hat die Seelsorge aller an allen zu erhalten. Seine ganze Seele, sein ganzes Leben muß allen Gemeindegliedern angehören" (S. 185). Seine Wirksamkeit beruht „auf der Kraft seines Charakters, seines Glaubens, seiner Liebe". Denn nicht das genügt der Gemeinde gegenüber, daß er nur eben die Überlieferung vertritt, sondern darauf kommt es an, daß er alles tut aus Religion und zum Zwecke der Religion, als ein Werkzeug eines höheren Herrn, der seine Seele mit seinem Leben durchdringt" (S. 112).**) Möchten diese Worte gehört und beherzigt werden — es wäre der erste Schritt zur Reform der Landeskirchen.

---

*) Selbstverständlich sind auch die Verhältnisse, die in den verschiedenen Landeskirchen verschiedene sind, zu beachten!

**) Es kennzeichnet den vornehmen Charakter des ehrwürdigen Mannes, daß er mit besonderem Ernst zu den Vertretern des „neueren Protestantismus" redet, ihnen die große Verantwortung auf das Gewissen legt, die sie vor der Zukunft tragen, während er für die Vertreter des älteren Protestantismus Milde und Schonung fordert, weil sie ja doch nicht anders können. „Wenn ich von meinen Gesinnungsgenossen fordere, daß sie nicht wie die theologischen Gladiatoren des 16. und 17. Jahrhunderts sich verhalten sollen, so ehre ich sie (S. 195). Sie dürfen nicht Theologie gegen Theologie setzen, wie diejenigen, denen ihre Religion ohne Theologie nun einmal unmöglich ist (S. 194). Denn sie rühmen sich dessen, daß sie Religion und Theologie zu unterscheiden wissen. Sie dürfen nicht Streit mit Streit vergelten, sondern sollen sich damit begnügen, ihr Christentum zu predigen, bis es auch durch seinen inneren Gehalt den Sieg errungen hat" (S. 209).

Übersicht über die liturgische Literatur im Jahre 1906.

Von D. Flöring, Oberkonsistorialrat in Darmstadt.

D. Smends Kirchenbuch, von dem der 1. Band (Gottesdienste) erschienen ist,*) bildet die praktische Illustration zu des Verfassers i. J. 1904 erschienenen grundsätzlichen Äußerungen über den ev. Gottesdienst, aber unter besonderer Berücksichtigung des geschichtlichen Bodens der elsässischen Kirche. Erhält dadurch das Buch seine Lokalfarbe, so wird dies für alle, die in anderen Landeskirchen mit mehr oder weniger guten Agenden ein Bedürfnis nach Anregung und Ergänzung auf liturgischem Gebiet sich bewahrt haben, nur ein Grund mehr sein, sich damit zu beschäftigen. Wir möchten es aufs wärmste allen praktischen Liturgen empfohlen haben. War der Verfasser in der beneidenswerten Lage, ungehemmt durch behördliche oder synodale Direktiven aus dem vollen schöpfen und schaffen zu können, so hat er doch von dieser Freiheit einen keine kirchliche oder theologische Richtung begünstigenden Gebrauch gemacht. Lediglich die Weitherzigkeit, die allem echten gottesdienstlichen Leben in unserer Kirche zum Ausdruck verhelfen möchte, das Absehen von allen bloß der Formel zulieb erklingenden liturgischen Wendungen, das Reden in einer auch dem Kinde unserer Zeit als die seine verständlichen und doch stets edeln und gehobenen Sprache, die Berücksichtigung der modernen Bedürfnisse des kirchlichen Lebens ebensowohl wie der „Zeugnisse der Väter" machen das Buch zu einem modernen Kirchenbuch im besten Sinne des Wortes. Ganz besonders bemerkenswert ist das offensichtliche Bestreben, das gottesdienstliche Leben unserer Zeit vor erschlaffender Monotonie zu bewahren und bei schöner Mannigfaltigkeit im ganzen doch Einheitlichkeit und klare Gliederung im einzelnen, sowie Kürze und Schlichtheit in den Gebeten walten zu lassen.

In der Einleitung erläutert Verfasser sein Werk und gibt beherzigenswerte Winke über Predigt-, liturgischen und Kindergottesdienst, über Orgelspiel, Wahl der Lieder, Chor- und Wechselgesang u. a.; auch teilt er ein reichhaltiges Verzeichnis von zusammengehörigen Schriftabschnitten und Predigttexten, sowie eine Stoffverteilung für den Kindergottesdienst in fünfjährigem Kursus mit. Der 2. Band wird die kirchlichen Handlungen und die Abendmahlsfeier bringen, welch letztere m. E. in den 1. Band gehört hätte.

Die Sammlung von Eingangsworten, die den 1. Band eröffnet, ist sehr reich an glücklich gewählten Eingangssprüchen. Manche jedoch sind schon fast mehr Lesestücke und enthalten wie No. 161 mehr Mahnworte als an dieser Stelle am Platze ist. Ebenso kann ich mich mit der auch sonst sich findenden Kombination mehrerer Schriftstellen nicht recht befreunden; sie streift der einzelnen Stelle ihre Eigenart ab und schmälert durch ihren in der Sache liegenden Subjektivismus die berechtigte Biblicität des evang. Kultus. Auch manche Sündenbekenntnisse und Trostworte enthalten etwas zu lange Schriftabschnitte oder Dubletten zu den Eingangsworten. Aber wie erfreulich ist es doch, wie hier aller unwahre Ton, alle Übertreibungen vermieden werden! Frische sittliche Stärkung, Mut und Zuversicht zu neuer Arbeit an sich selbst werden hier nicht wie so oft durch die stereotypen und lediglich für

*) Kirchenbuch für evangel. Gemeinden zunächst für die in Elsaß-Lothringen, Straßburg, E. van Hauten, 1905, geb. Lwd. 10 Mk.

eine bestimmte Temperatur der seelischen Verfassung wahren Sündenbekenntnisse gefährdet, sondern geweckt. Vielleicht geht z. B. No. 37a in dem Bestreben, schlichte Rede zu bieten, etwas zu weit. Die Gebete vor der Schriftlesung sollen bei nicht allzusehr bereicherten Gottesdienstformen mehr als die alten Kollekten enthalten; sie sind hier jedoch zuweilen etwas zu umfassend (z. B. No. 10), wobei dann in den Schlußgebeten Wiederholungen nicht zu vermeiden sind. Hier waltet ein gläubig frommer und fröhlicher Dankeston und eine Gemeindemäßigkeit, die ohne Bombast an Festtagen zu festlichem Schwunge sich steigert. Da und dort, in ganzen Sätzen oder in einzelnen Wendungen, findet sich Predigtmäßiges, was sich wohl aus dem Bemühen, konkret zu reden und die aktuellen Angelegenheiten der Kirche und Gemeinde recht zu Wort kommen zu lassen, erklärt. Sehr dankenswert ist die Zusammenstellung von „Zeugnissen der Väter", die Verfasser als Wegbahnung zu dem Ziele ansieht, den Gottesdienst durch mannigfache Glaubenszeugnisse aus allen Zeiten der Kirche ökumenischer zu machen. Ich würde raten, damit in Nebengottesdiensten den Anfang zu machen. Wenn diese und ähnliche Stimmen der Väter nicht promiscue mit den Schriftverlesungen erklingen, sondern mehr in Verbindung mit oder an Stelle der Ansprache, dann wird auch ihre ververständnisvolle Aufnahme durch die Gemeinde gesichert sein. So tritt z. B. in der Paul Gerhardt-Abendfeier, auf die für die Märztage dieses Jahres noch besonders verwiesen sei, mit gutem Recht Gerhardts Testament als originales Prosazeugnis seiner Gesinnung neben seinen Liedern auf.

Als Höhepunkt des Gottesdienstes und zwar unter Betonung des Dankcharakters gestaltet Verfasser mit Recht den Schlußgebetsakt, indem er unter Aufeinanderfolge von präfationsmäßigen oder biblisch gehaltenen Dankgebeten, liturgischen Gesängen und Schlußgebeten eine schöne Gliederung und Steigerung bewirkt. Auch hier (und hier minder bedenklich wie bei den „Eingangsworten") ist aus Schütz, Bach, Händel eindrucksvoll Gewordenes eingereiht neben dem herrlichen Satz aus dem Heidelberger Katechismus, dem Gebet aus dem 1. Klemensbrief, der Ektenie des Chrysostomus, vielen kraftvollen altstraßburgischen Gebeten u. dgl. Bei dem praktischen Gebrauch ist allerdings darauf zu achten, daß an dieser Stelle keine ungebührliche Verlängerung des Schlußaktes eintritt.

Dankbarer Aufnahme dürfen die reichen Darbietungen für „liturgische" Gottesdienste sicher sein. Sie entsprechen den verschiedensten Bedürfnissen und regen zu eignem Schaffen an. So verläuft eine Reformationsfeier ohne jede Mitwirkung des Pfarrers; die Erntefeier läßt Chor- und Kindergesang wetteifernd mit der Gemeinde auf den Plan treten. Vielleicht ist in der (oft homiletisch berührenden) Gliederung der einzelnen Gottesdienste etwas zu viel getan, zumal wenn diese auch in den Gottesdienstordnungen für die Hand der Gemeindeglieder erscheinen soll. Ob bei Festen der Heiden- und der Inneren Mission liturgische Feier überhaupt am Platze ist, muß im Einzelfall erwogen werden. Möchten sich doch auch die Ordnungen für den Kindergottesdienst alle, die es betrifft, nicht entgehen lassen; hier treten die Vorzüge dieses Kirchenbuchs: Schlichtheit, Wahrhaftigkeit, Mannigfaltigkeit ins volle Licht. Auch hier sind Zeugnisse der Väter und für die so wichtige Auszeichnung der Feste im Kindergottesdienst beste Handreichung dargeboten. Eine Schranke für die Benutzung dieses Kirchenbuchs überhaupt liegt darin, daß manches der Eigenart seines Verfassers wenn auch in glücklichster Form derart entspricht, daß es auf Überlegung und Vorbereitung vor dem Gebrauch durch andere unbedingt rechnet. Ein Gebet z. B. wie das S. 245 No. 6 für den Ostergottesdienst gebotene

wird nicht in den Mund jedes Liturgen passen. Aber das gehört ja mit zu den Vorzügen dieses Kirchenbuchs, daß es die eigene Tätigkeit des Pfarrers, seine sorgfältige Vorbereitung auf jeden Gottesdienst auch in liturgischer Beziehung nicht ausschließt, sondern erst recht anregen möchte. –

Für die Verhältnisse der hannoverschen Landeskirche hat Eberhard Waitz*) liturgische Handreichung geboten, nicht in der Meinung, daß die von ihm gebotene Auswahl von Gemeindeliedern, Kollekten und Versikeln allgemeine Gültigkeit haben solle, wohl aber um der lokal und individuell verschieden bedingten Auswahl zur Erleichterung und Förderung zu dienen. Namentlich legt er mit Recht auf sorgfältige Auswahl der Lieder und Melodien hohen Wert. Einzelnes wird jeder von seiner Auffassung aus etwas anders gestalten, so entgegen Waitz an Festtagen ausschließlich die betreffenden Festlieder verwenden (und zwar ohne Rücksicht auf „Epistel-“ oder „Evangelienjahr“), an Ostern das alte „Christ ist erstanden“ nicht fehlen lassen, den Gottesdienst nie mit „Ach bleib mit deiner Gnade“ eröffnen, und von den weichlichen geistlichen Liedern wie „Laßt mich gehen“, „Harre meine Seele“, „Ich bete an“, „So nimm denn meine Hände“ u. ä. (nach der Konfirmation!) im Hauptgottesdienst keinen Gebrauch machen. — A. Klein**) und D. Klingender***) bieten gutes Material für die betreffenden Festzeiten; es ist sehr zu billigen, wenn bei Passionsgottesdiensten jedem Evangelisten ein Jahr gewidmet und von Harmonisierung der Leidensgeschichte abgesehen wird. D. Klingender hat auch über „Die Lieder im Gottesdienste“†) ein anregendes Schriftchen veröffentlicht, dem wir weite Verbreitung wünschen. Er streitet dafür, daß der Gottesdienst als Wechselverkehr angesehen und auch der Gemeindegesang als eine Predigt des Wortes Gottes anerkannt werde. „Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß viele Kirchenbesucher (auch Pfarrer? D. Ref.) in dem Gesang nichts anderes sehen, als die Ausfüllung von Pausen, die nach einem kaum verstandenen Herkommen notwendig sei. Wir müssen alles tun, um dieser Geringschätzung des Gesanges entgegenzutreten und seine Würdigung zu heben“. Die Erörterungen über die Auswahl der Lieder und Melodien mögen allerseits beherzigt werden; wenn S. 14 dem Gebrauch von Festliedern in nichtfestlicher Zeit vorsichtig das Wort geredet wird, so möchte ich diese Vorsicht doppelt und dreifach angewandt sehen; einzelnes ist diskutabel, im allgemeinen aber lasse man unsern Festen ihre Lieder und Weisen und unsern Festliedern ihre Feste! — „Die Pflege des musikalischen Teils des Gottesdienstes“††) hat M. Allihn zum Gegenstand einer recht eingehenden und ansprechenden Schrift gemacht, die besonders in dem Gebiet der preußischen Agende Beachtung verdient. „Woran es zumeist fehlt, wenn die musikalischen Verhältnisse an einem Orte schlecht sind, das ist der Fleiß. Das langjährige Einerlei der Gottesdienste macht müde und

*) Auswahl der Gemeindelieder, Kollekten und Versikel. 3. verbesserte Aufl. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1 Mk.

**) Karfreitagsliturgie für evangel. Kirchenchöre, Kassel, E. Röttger, 25 Pf., auch vierstimmige Sätze!

***) Passionsbüchlein. Ordnung für Passionsgottesdienste nach den 4 Evangelien zusammengestellt, Kassel, F. Lometsch, 50 Pf.

†) Kassel, F. Lometsch, 20 S.

††) Im Auftrage der Halberstädter Synode den Pfarrern, Kantoren und Organisten dargeboten. Halle, Waisenhaus, 75 Pf.

gleichgültig.“ Auch ein sog. Unmusikalischer sollte so viel tun, als in seinen Kräften steht, „und das ist mehr als man glauben möchte“. Daß auch viel nur Andeutendes, wo man mehr gewünscht hätte, und Anfechtbares z. B. gegenüber dem rhythmischen Gesang (S. 19), über die Verwendung von Parallelmelodien (S. 11) u. ä. vorkommt und die Verzeichnisse kirchenmusikalischer Literatur nicht genügen können, sei nicht verschwiegen. Chr. Mühlfeld*) fordert u. a. Berücksichtigung des Textes bei der rhythmischen Gestaltung der Melodien, bezweifelt m. E. ohne stichhaltigen Grund die Beteiligung der Gemeinde am polyrhythmischen Gesang, plädiert für Zwischenspiele zwischen den Strophen und faßt den Chor wieder als den Vertreter der idealen Gemeinde. Anderes dagegen, das aus praktischer Erfahrung stammt, verdient Beherzigung. Von Schriften, die für die liturgisch-musikalische Hebung des Gottesdienstes Handreichung tun, seien hier noch kurz empfehlend genannt das Bach-Jahrbuch 1905,**) die Beilagen zur „Monatsschrift für Gottesdienst und Kunst“***) und die Denkschrift über den XIX. deutschen evang. Kirchengesangvereinstag zu Schleswig†) mit dem hoffentlich in den weitesten Kreisen unserer evang. Kirche Widerhall findenden Vortrag von D. Nelle über „Paul Gerhardt-Feiern im Paul Gerhardt-Jahre 1907“. — Sehr Schönes bietet auch D. Herzog in seinen „62 geistlichen Liedern und Volksweisen in vierstimmigem Tonsatz für Gesang, Klavier und Harmonium“.††)

Freunde des kirchlichen Gesanges seien auf den soeben erschienenen Anhang geistlicher Lieder zum hessischen Gesangbuch, (Jonghaus, Darmstadt, ohne Noten 15 u. 18 Pfg., mit Noten 20 u. 25 Pfg.) sowie auf die von Arnold Mendelssohn herrührende Begleitung dazu für Orgel, Harmonium oder Klavier (Geistliche Lieder für Gemeinde und Haus, Johs. Waitz, Darmstadt 1907, karton. 1 Mk. 20 Pfg., bessere Ausgabe geb. 2 Mk. 15 Pfg.) nachdrücklichst aufmerksam gemacht.

Dem Bestreben, wie für die Kirche überhaupt so insbesondere für die kultische Seite am kirchlichen Leben (Kirchenjahr, Kirchengebäude, Gottesdienste) Verständnis unter den Laien zu wecken, verdankt die Schrift von D. Ernst Haack „Die Kirche und ihr gottesdienstliches Leben“†††) ihre Entstehung. Sie wird für streng konfessionell gesinnte Glieder lutherischer Kirchen diesen Zweck erfüllen und auch anders Gesinnten manche Anregung bieten, wenn ich auch bezweifeln möchte, daß viele Laien sich hindurcharbeiten werden. Von anderem Standpunkt aus wird man vieles nicht verstehen; so, um nur dies anzuführen, wenn S. 89 das „Totenfest“ unter Konstatierung des großen Anklangs, den es „bei den heutigen Gemeinden gefunden, in denen die Menge der bloßen Namenchristen überwiegt“, entschieden abgelehnt und behauptet wird, „die Kirche habe mit seiner Einführung den festen Boden klarer und korrekter kirchlicher Grundsätze verlassen und jener Anschauung Vorschub ge-

---

*) Die Musik im Gottesdienst. Ein Vortrag, Hildburghausen, F. W. Gadow & Sohn.

**) Neue Bachgesellschaft, Leipzig, Breitkopf & Härtel, 3 Mk., enthält u. a. ein Verzeichnis der Bach-Literatur.

***) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

†) Leipzig, Breitkopf & Härtel, 60 Pf., Separatausgabe des Vortrags von D. Nelle, 50 Pf.

††) Gütersloh, Bertelsmann, 1 Mk. 20 Pf.

†††) Schwerin, Fr. Bahn, 2 Mk. 40 Pf.

leistet, welche die Bedeutung der kirchlichen Handlungen wesentlich darin erblickt, daß die Kirche durch sie den Ereignissen des natürlichen Menschenlebens und den Empfindungen des natürlichen Herzens eine religiöse Weihe geben soll, und sie so zu einer bloßen Dekoration des Natürlichen herabwürdigt". Ist es dann nicht etwa auch eine bloße Dekoration des Natürlichen, wenn die Kirche, wie kurz darauf gesagt wird, in ihren Gottesdiensten zwar nicht fürbittend, aber doch dankend des Abscheidens ihrer Toten gedenkt und an ihrem Grabe die Hoffnung bekennt? Sind dann nicht auch die überfüllten Silvestergottesdienste eine bloße Dekoration „natürlicher" Empfindungen und Ereignisse?! Wenn man dagegen für solche Feiern vor Sentimentalität, Trivialität und Schönrednerei warnen wollte, so würden wir auf solche Stimmen gern hören.

Wer im praktischen Amte das Bedürfnis fühlt, den liturgischen Fragen immer wieder durch Versenkung in das Neue Testament und in die Entwicklung auf den Grund zu gehen, dem seien zum Schluß noch warm empfohlen die auch für den theologisch anders Stehenden sehr interessante Auseinandersetzung des Lic. F. M. Rendtorff mit der religionsgeschichtlichen Anschauung, besonders mit W. Heitmüller, über „die Taufe im Urchristentum"*) und die „Untersuchungen über die sogen. clementinische Liturgie im 8. Buch der apostolischen Konstitutionen" von D. P. Drews.**) Hier ist jene exakte Arbeit geleistet, die auf dem Gebiet der liturgischen Forschung noch dringend nottut. D. Drews hat es wahrscheinlich gemacht, daß die christlichen Gemeinden bereits Ende des 1. Jahrh. (1. Klemensbrief, Hebräerbrief) eine ziemlich feste kultische Form kannten und daß dieser Typus sowohl in den Berichten Justins über den Gottesdienst sich widerspiegelt, wie in der Liturgie des 8. Buchs des ap. Konst. seinen späteren Niederschlag gefunden hat; auch in der römischen Messe, soweit sie überhaupt noch alte Bestandteile mit sich führt, ist als Grundtypus diese clementinische Liturgie neben den Einflüssen der Liturgie von Jerusalem nachweisbar. Diese ähnlich bis jetzt nur von dem katholischen Theologen Probst verfochtene These empfängt hier ihre wissenschaftliche Grundlage; es ist klar, daß damit auch auf die Erforschung des Gemeindeglaubens im nachapostolischen Zeitalter ein neues Licht fällt. — Daß Rietschels Lehrbuch der Liturgik in seinem 2. Band (Kasualien) nunmehr zu erscheinen begonnen hat, sei hier nur noch erwähnt; ausführliche Besprechung muß bis zu seiner Vollendung vorbehalten bleiben.

---

*) Leipzig, J. C. Hinrichs, 1 Mk. 20 Pf.

**) Studien zur Geschichte des Gottesdienstes und des gottesdienstlichen Lebens II. III. Tübingen, J. C. B. Mohr, 5 Mk.

Predigt zur Eröffnung der XXVIII. Deutschen Evangelischen Kirchenkonferenz*)

gehalten in der Wartburgkapelle zu Eisenach am 14. Juni 1906

von D. Viktor von Sandberger,
Präsident des evangelischen Konsistoriums in Stuttgart.

Text: Röm. 1, 16.

Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig machet alle, die daran glauben, die Juden vornehmlich und auch die Griechen.

In dem Herrn geliebte Freunde! Teure Brüder! Wiederum ist es uns durch Gottes Güte und Gnade vergönnt, uns an dieser durch teure Erinnerungen geweihten Stätte zu versammeln in Danksagung für alle die Gnade, die Gottes Treue über unserem Volke und unserer Kirche walten läßt, in Gebet und Flehen, daß Gott der Herr bei uns bleiben möge mit seinem Geist und seinen Gaben. Wer es übernommen hat, ein Weihewort für unser gemeinsames Raten hier zu sprechen, dessen Gedanken gleiten unwillkürlich zu den großen reformatorischen Gedanken hin, die die Seele unseres Luther in jenen Jahren bewegten, als ihn sein Weg auf diese Burg führte.

Es ist mir besonders in den Sinn gekommen einer der 95 Sätze, durch welche die Reformation eingeläutet wurde; nämlich der 62.: „Der wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium von der Herrlichkeit und Gnade Gottes.“ — Woher strahlte dem Gottesmanne dies Evangelium ins Herz hinein, woher strömte ihm wie aus einem lebendigen Quell solch neue Glaubenserkenntnis zu? Kurz gesagt: Aus dem Neuen Testamente: unter dem vielen, was Luther in der Einsamkeit des Wartburglebens, in der unfreiwilligen Muße seines Wartejahres seinen Freunden zu Trost und Wehr, seinen Gegnern zu Leid und Schrecken ausgehen ließ, ist und bleibt das Unvergeßlichste und Unverlierbarste; die Übersetzung des Neuen Testaments. In unglaublich kurzer Zeit schenkte er mit erstaunlichem Fleiß und Eifer in den Monaten Dezember 1521 bis Februar 1522 seinen lieben Deutschen das Neue Testament, der Ursprache entnommen, in der Muttersprache redend, ein Gefäß und eine Quelle des Evangeliums von der Herrlichkeit und Gnade Gottes. Das wirkte wie eine neue Entdeckung, wie ein neuer Fund. Evangelium und Kirche schienen fast den Zusammenhang verloren zu haben. Die Kirche mit ihren reichen, vielgestaltigen Einrichtungen und ihren tiefgewurzelten Überlieferungen schien von sich selbst leben zu können und genügte sich selbst — und nun auf einmal: die Kirche ist nur etwas durch das Evangelium, das Evangelium ihr wahrer Schatz, ihr Licht und ihre Stärke —, und so ist es heute noch und so wird es bleiben! Geliebte Freunde und Brüder! Lasset uns diesen Satz für unsere heutigen Verhältnisse und Bedürfnisse näher betrachten:

*) Mit gütiger Erlaubnis des Herausgebers abgedruckt aus den Protokollen der 28. Deutschen Evang. Kirchenkonferenz, allg. Kirchenblatt für d. evang. Deutschland 1906.

Der wahre Schatz der Kirche ist das Evangelium von der Herrlichkeit und Gnade Gottes.

Warum? Das lasset mich deuten mit dem verlesenen Bekenntnisse des Apostels Paulus:

1. weil es Evangelium ist,
2. und weil dies Evangelium Kraft Gottes ist,
3. und weil diese Kraft Gottes Seelen selig macht.

I. Das Evangelium, der wahre Schatz der Kirche — eben weil es Evangelium von Jesu Christo ist, d. h. frohe Botschaft von der durchaus freien, im Geben und im Vergeben unerschöpflichen Liebe und Gnade des himmlischen Vaters durch seinen lieben Sohn in dem heiligen Geiste. Das Evangelium ist selbst Gabe Gottes, und was es bringt, ist auch Gnade und Gabe, das Zeugnis „von des großen Gottes großem Tun", die Offenbarung Gottes selbst in dem Angesichte Jesu Christi, die Botschaft von den großen Taten Gottes, wie sie für den Christen gegeben sind in dem ganzen Gange Jesu vom Vater in und durch die Welt zum Vater; Evangelium ist das dem freien Wohlgefallen Gottes entströmende Anerbieten des Heiles, das seinen stärksten Ausdruck in den durchschlagenden Worten „aus Gnaden!" und „durch den Glauben allein" gefunden hat. Man möchte sagen, das ist selbstverständlich, und doch muß es immer wieder mit Nachdruck ausgesprochen werden. Denn was gewahren wir in der Geschichte des religiösen und christlichen Lebens? Des Evangeliums größter Herold ist der Apostel Paulus. Das Neue, was er verkündete, hat man schon so ausgedrückt: „in der gewöhnlichen Religion steht zuerst der Mensch, dann Gott. Der Mensch gibt und leistet. Gott soll darauf antworten mit seinen Gaben und Leistungen". Paulus setzt das umgekehrte Verhältnis an die Stelle: Gott der Geber, der Mensch der Empfänger: Gott der Vater, der Mensch sein Kind. Wir haben Gott nicht zu bearbeiten, umzustimmen, zu versöhnen, sondern wir leben in den Geschenken seiner Liebe, die ohne Verdienst und ohne Arbeit auf uns kommen wie Sonnenschein und Frühlingsluft. Glaube ist Empfänglichkeit, sich von Gott schenken zu lassen, was ihm gefällt, nicht was uns gefällt". Das ist der fromme Grundgedanke dessen, was Paulus „sein Evangelium" nennt.

Aber wunderbar — dieses Evangelium Pauli hat die Kirche nicht rein und lauter, nicht in durchdringender Kraft zu erhalten vermocht. Was in dem ganzen Verlauf der christlichen Kirche von des Apostels Zeiten an sich entwickelte, das hatte am Ausgang des Mittelalters sich in unschönen Zerrbildern ausgestaltet: zuerst der Mensch mit seinem Arbeiten, Mühen, Ringen, mit seinen Entbehrungen und Kasteiungen, mit seinen Leistungen und Genugtuungen, sogar mit seinem Gold und Silber, dann Gott mit seinen Gegenleistungen. Doch nach zwei Seiten hin wollen wir nicht ungerecht sein, einmal: durch die ganze mittelalterliche Kirche fehlt es nicht an Gestalten, in deren Wort und Wandel das Evangelium hindurchleuchtete; wir denken z. B. an Bernhard von Clairvaux, dem wir die Perle unserer Passionslieder verdanken; und an dieser Stätte auch an das wunderbar reiche Liebesleben der heiligen Elisabeth, in welchem sie die Überlieferung in dieser Burg und im Thüringer Land walten läßt, war es nicht ein Widerschein der Liebe „gleichwie Christus uns geliebet und sich selbst dargegeben für uns zur Gabe und Opfer, Gott zu einem süßen Geruh"? Anderseits blieb auch der evangelischen Kirche nicht fremd das Sichhervordrängen des menschlichen Tuns und Wirkens und ein Zurückdrängen des göttlichen Tuns. Wir kennen die kahlen und kühlen, öden Zeiten, wo nur an vereinzelten und verborgenen Stellen ein Springquell tiefen innerlichen Glaubenslebens zu finden war,

jene trockenen, nüchternen, begeisterungslosen Zeiten, wo man von den Geheimnissen hinter dem Leben nichts mehr wissen wollte. Und sehen wir unsere Zeit an! liegt nicht auch in ihr eine ungemeine Überschätzung menschlichen Tuns bis zur Steigerung des selbstvermessenen Dünkels: Der Mensch alles, Gott nichts? Selbst in Kreisen, die der Kirche nicht fern und fremd gegenüberstehen, hat man sich nicht zu erwehren des satten Selbstvertrauens, da man sein Leben, ich möchte sagen, umgeben von der allgemein christlichen Atmosphäre gottgefällig ordnen zu können glaubte, ohne in die Tiefen des eigenen Selbst einzusteigen und ohne unmittelbar aus dem Brunnen der Gnade zu schöpfen? Oder glauben nicht viele, in dem was Bildung heißt, den Besitz der ganzen Weisheit und Erkenntnis zu haben, die man zum Verständnis der Lebensrätsel und zum Zurechtlegen der Lebenswidrigkeiten bedarf? Rückt man nicht in fromm gestimmten Kreisen das eigene-Erleben in lebhaftem Gefühl in den Vordergrund, statt sich auf den göttlichen Heilsgrund zu stellen? Und ist nicht immer wieder die Gefahr da, in kirchlichen Einrichtungen, in Fragen der Verfassung, in Lehrkämpfen, in dem üppigen Vereinsleben und seiner Geschäftigkeit den Aufbau der Kirche zu suchen mehr als in der immer neuen Verkündigung des alten Evangeliums? Wo wie bei einem Paulus alle pharisäische Gerechtigkeit zerbrochen wird von Gottes Gnade und Erbarmung, wo wie bei einem Luther alle Möncherei und alles Werkwesen verschlungen wird von dem Nahen Gottes zu der Menschenseele mit der Friedensgabe der Versöhnung und mit der Freude kindlichen Vertrauens, wo in den trübsten Zeiten vaterländischer Heimsuchung Paul Gerhardt seine Lieder von dem unbedingten Gottvertrauen und der zweifellosen Versöhnungsgewißheit in hellem Lerchenschlage in das niedergeworfene deutsche Volk hineinerklingen läßt, da vernehmen die Geschlechter den frohen Klang des Evangeliums, da bricht Evangelium hervor als ein Strom warmen, tiefen, ewigen und göttlichen Lebens und befruchtet die Gefilde menschlicher Lebensgeschichte. Religiös fruchtbare Zeiten sind in der christlichen Kirche immer die gewesen, wo die allgewaltige Gnade Gottes durch Christum oder, wie wir es gerne ausdrücken, weil sie darin ihre persönlichste Wirkung findet, die Rechtfertigung durch den Glauben zu lebendigem Verständnis gebracht worden ist. Um seinem Volke die Predigt des Evangeliums nicht vorzuenthalten, hat Luther in Ausführung eines ihm früher von seinem Kurfürsten erteilten Auftrags auf der Wartburg die deutsche Kirchenpostille geschrieben, die er später das allerbeste Buch nennt, das er je gemacht habe. „Auch die Papisten," meint er, „haben es gerne". Und wie herrlich redet im Jahre 1530 Melanchthon von der Predigt des Evangeliums in der Apologie, in einem Worte, das in großen Lettern in jeder Studierstube eines evangelischen Predigers ihm zur Ermutigung und Anfeuerung aufgehängt sein sollte: „Dieweil man nun durch Gottes Gnade in unsern Kirchen christlich und heilsam Ding lehrt vom Trost in allen Anfechtungen, bleiben die Leute gern bei guter Predigt, denn es ist kein Ding, das die Leute mehr bei der Kirche behält, als die gute Predigt." Geliebte Freunde, gilt es nicht heute noch wie im Jahre 1517 und 1530: „Der wahre Schatz der Kirche ist das Evangelium von der Gnade und Herrlichkeit Gottes und zwar weil es Evangelium ist; sodann auch

II. weil es eine Kraft Gottes ist." Das Evangelium ist nicht wie ein in einen kostbaren Schrein eingeschlossener Reliquienschatz, nicht wie ein hinter Schloß und Riegel sorgfältigst verwahrter goldener und silberner Kirchenschatz, auch nicht abgeschlossen in einem zu unwandelbarer Autorität erhobenen Gedankensystem. Es ist wirksame, sich stets betätigende, lebendige Kraft. Wir leben heute in einer Zeit reich entbundener Kräfte. Nie geahnte Kräfte werden der Natur entlockt und den

mannigfachsten Bedürfnissen dienstbar gemacht, zur unendlichen Steigerung der menschlichen Arbeit, zur Verschönerung und Erleichterung des menschlichen Lebens. Und auf geistigem Gebiet begegnet uns ein wunderbares Wogen von Kräften so verschiedener, so weit auseinandergehender Richtungen, daß uns oft die bange Frage beschäftigen kann: Sind die großen Gemeinschaften von Staat und Kirche noch stark genug, um die Entfaltung und Auswirkung jener Kräfte in sich zu ertragen, zu überwinden und zusammenzuhalten? Darf es befremden, daß bei der unendlichen Fülle reger Kräfte sich in unserem Geschlechte ein unendliches Kraft- und Selbstgefühl erzeugt? Man glaubt über alles verfügen zu können, was das Leben schön und genußreich gestaltet und dem Übel und Leid in der Welt wehrt. Darum erklingt aus dem Munde deutscher Männer und Frauen der Ruf: Das Christentum ist verblüht, und unzählige Zeitgenossen sagen es nach: Man braucht keinen Gott, keinen Christus, kein Evangelium! Es ist kraftlose Märe aus vergangenen Zeiten!

Sollen wir mutlos werden? Wir hätten kein Recht, hier uns zu versammeln, hier zu raten, wenn Mutlosigkeit und Verzagtheit uns lähmte, wenn wir nicht zu der Kraft des Evangeliums, der Botschaft „von der Herrlichkeit und Gnade Gottes" ein Vertrauen hätten. Wechselvolle Bilder stellt uns die Geschichte der christlichen Kirche dar. Das Evangelium wie aus der Kirche verschwunden, ihr selbst unverstanden, unwert! Aber unter dem Boden des äußeren Geschichtsverlaufs rauschte doch der Strom des Evangeliums, um wieder zur rechten Zeit hervorzubrechen, belebend, reinigend, vertiefend und den in Selbstgerechtigkeit und Eigendünkel hohl gewordenen Geschlechtern neuen Odem einhauchend. Und wenn heutzutage der Widerstreit der geistigen Strömungen, der Forschung, der Wissenschaft, der Kunst, der Theorie und Praxis uns wie ein trübes, verworrenes Gären erscheint: sollen wir nicht der Kraft des Evangeliums, die von oben kommt und nach oben zieht, zutrauen, daß sie abstoße und überwinde, was nicht probehaltig ist, und daß sie aus der verschiedenartigsten Arbeit die Bausteine sammle, die dem Aufbau des ewigen Reichs der Wahrheit dienen? Die Jahre 1521 und 22 waren Jahre trüber Gärung. Das Evangelium mit seiner befreienden Kraft schien die Kräfte des Eigenwillens, der Willkür, der schlimmsten Verbindung geistlicher Gedanken und irdischen Strebens zu entfesseln, so in Erfurt und in Wittenberg selbst. Luther litt es kaum auf seiner Burgfeste. Am 3. Dezember 1521 war er unerkannt in Wittenberg. Aber wo findet er Licht und Ruhe und Kraft? Mit einer uns fast unverständlichen Großartigkeit schreibt er: „Ich habe allein Gottes Wort getrieben, gepredigt und geschrieben. Sonst habe ich nichts getan. Das Wort hat alles getan und ausgerichtet. Ich habe das Wort lassen handeln. Das Wort ist allmächtig, nimmt die Herzen gefangen, und wenn die gefangen sind, so muß das Werk hernach von ihm selbst zufallen." Ist's nicht so, meine Freunde? Ohne Zutrauen zu der Kraft des Evangeliums werden wir arm und hilflos, werden wir ängstlich und unsicher, geraten wir an kleine Mittel und Künste. Aber im Worte des Evangeliums ist Gott selbst wirksam und nahe als der Herr und König einer innern und ewigen Welt, die er in der äußern und zeitlichen Welt aufbaut. Das Evangelium der wahre Schatz der Kirche, weil es Kraft Gottes ist. Aber wo ist die Wirksamkeit dieser Kraft?

III. Sie macht Seelen selig, alle die daran glauben — d. h. vor allem: ihre Wirkung liegt auf dem persönlichen Gebiet. Bei aller Kraft Gottes, die im Evangelium ruht, ist sie nicht eine Zaubermacht, nicht eine unfrei überwältigende Gewalt, sondern sie setzt sich sozusagen mit dem inneren Gedanken- und Empfindungsleben eines jeden einzelnen auseinander. Es bietet sich und seinen Inhalt dem

Menschen an, es sucht ihn, klopft an, fragt nach der Menschenseele und es wartet auf innerliches Antworten, Eingehen, Annehmen. Es ruft in jedem einzelnen ein eigenes und besonderes Erleben hervor und gibt dem Menschen erst eine rechte Geschichte, weil es alles äußere Erleben nach innen wendet und darum den inneren Sinn und Gehalt alles Äußeren deutet und aufschließt, aber auch in die Tiefe des Geistes einsenkt. Hier geht menschliches Wollen und göttliches Wirken in unlösbarer Weise ineinander über und vermählt sich beides zu dem, was wir Glauben nennen, und macht Seelen, Menschenseelen jeglicher Art selig. Seligmachen mutet uns wie ein Zukunftsbegriff an, und er ist es auch streng genommen, namentlich wenn man übersetzt „zum Heile“ oder „zur Rettung“ den Glaubenden, und wenn man weiß, wie in des Apostels Gedanken Rettung nnd Heil sich mit der letzten Entscheidung beim Kommen des Herrn verbinden. Anderseits nun tritt gerade bei dem Apostel Paulus die tiefe und reiche Erfahrung „des Evangeliums der Herrlichkeit und Gnade Gottes“ als ein gegenwärtiges so überwältigend hervor: Seligkeit des Mannes, dem die Sünde vergeben ist, Rechtfertigung, Friede mit Gott, Zugang zu der Gnade, Ruhm der zukünftigen Herrlichkeit, Töten der Gelüste des Fleisches durch den Geist, Kindschaft, Gewißheit der Liebe Gottes, die alles zum besten wendet und von der uns in Leben und Sterben nichts scheiden kann — ja, vergegenwärtigen wir uns diesen reichen Besitz, den der Apostel Paulus von Kapitel zu Kapitel seines Römerbriefes vor uns ausbreitet und den er in sich trug, so müssen wir sagen: wie viel haben und besitzen wir darin in der kämpfenden Gegenwart für eine zukünftige Vollendung! Und wer davon etwas hat, dem steht fest: das habe ich vom Evangelium, als eine freie Wirkung und Gabe Gottes, nicht irgend anderswoher, nicht aus der höchstgesteigerten Bildung, nicht aus der umfassendsten Wissenschaft, nicht aus irgend einer der in der Welt nutzbar gemachten Kräfte.

Aber eines wird uns auch deutlich: hier handelt es sich nicht um Massenwirkung; man möchte solche innigst wünschen, wenn Massenabfall wie ein nicht auszufüllender Abgrund uns angähnt. Doch dünkt mich, gerade wir in unserem Amte sollten mit dem Gebrauche dieses Wortes vorsichtig und zurückhaltend sein. Es könnte leicht da abstoßend und wegwerfend wirken, wo in der stillen Tiefe des Herzens ringendes, kämpfendes Vertrauen lebt; es könnte leicht Dünkel verbreiten da, wo der Glaube stetiger Läuterung, Vertiefung, Stärkung bedarf. Der Apostel weiß sich mit seiner Heroldschaft des Evangeliums als den Juden und Griechen, als den Weisen und Unweisen wie ein Schuldner verpflichtet, und er traut seiner Botschaft eine Kraft zu, selbst da, wo sie den Griechen als eine Torheit, den Juden als ein Ärgernis erscheint, und er wird an dieser Kraft nicht zweifelhaft, ob die Athener in bildungssattem Sinn von der Areopagpredigt mit dünkelhafter Selbstzufriedenheit und mit höhnischen Gebärden weggehen oder ob er auf die Weltstadt Rom erwartungsvoll hinblickt. Für Massenerfolge ist das Evangelium zu hoch und zu tief, zu geistig. Darum ist niemals danach seine Kraft zu beurteilen. Wenn das Evangelium totgesagt wird, dann eben schickt es sich an, aufs neue sich zu bewähren. So ist es schon oft gewesen, so wird es sein, und unter allem — „das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit.“ Dieses Propheten- und Apostelwort hat der württembergische Herzog Ulrich, der nach wechselnden Geschicken seinem Volke das Evangelium gab, zu seinem Wahlspruch gemacht. Ja, es bleibet ewig jung und verjüngend, nie erstarrend, nie versagend, eine Kraft Gottes für jedes Geschlecht und jeden Menschen; auch unsere Kraft, auch die Kraft unserer evangelischen Kirche, meine Freunde! Darum, liebe Brüder, rufen wir uns mahnend und ermutigend zu: „stehet im Glauben; seid männlich und seid stark.“ Amen.

Zu meinem Bericht über die Innere Mission im Oktoberheft.

Auf S. 192 des „Armen- und Krankenfreund“ (Herausgeber P. G. Fliedner, Marburg) wird eine Erklärung des Bremer Diakonissenhausvorstands wiedergegeben, die sich energisch gegen die weit verbreitete Auffassung verwahrt, daß die Neuordnungen in der Organisation, von denen auf S. 42 meines Berichts die Rede gewesen ist, vom evangel. Diakonieverein übernommen seien; es seien in Bremen nur „zum guten Teil“ schon früher geübte „Gepflogenheiten rechtlich festgestellt worden“. Der Fernerstehende kann schwer begreifen, warum der Verdacht, als hätte man etwas Gutes vom Diakonieverein herübergenommen, so energisch abgewehrt wird; die Hauptsache ist, daß es gut ist und sich bewährt. Besonders erfreulich ist, daß das Bremer Diakonissenhaus der bestimmten Zuversicht sein darf, mit seinen neuen Bestimmungen ganz im Rahmen der Kaiserswerther Generalkonferenz zu bleiben.

Wurster.

Aus der neuesten Literatur.

Zu beachten: **ThR** = Theol. Rundschau, **GluW** = Glaube u. Wissen, **ZThK** = Zeitschrift f. Theol. u. Kirche, **MKP** = Monatschrift für kirchl. Praxis, **BPpL** = Blätter z. Pflege pers. Lebens, **AMZ** = Allg. Missionszeitschrift, **RKZ** = Ref.-Kirchenzeitung, **ALK** = Allg. luth. Kirchenzeitung **MJM** = Monatschrift f. Innere Mission, **ChrW** = Christl. Welt, **DEBl** = Deutsch-Ev. Blätter, **MGtK** = Monatschrift für Gottesdienst u. kirchl. Kunst, **PMh** = Prot. Monatshefte, **KZ** = Katech. Zeitschrift, **ZrR** = Zeitschrift f. evang. Religionsunterricht, **ThStK** = Theol. Studien u. Kritiken.

I. Biblische Theologie. **Grafe,** Eduard: Das Urchristentum und das Alte Testament. Rektoratsrede. Tübingen, Mohr. 48 S. 1 Mk.

II. Systematische Theologie. **Häder,** V. u. W.: Naturwissenschaft u. Theologie. 2 Referate auf d. Plochinger Theologenkranz. Tübingen, Mohr. 41 S. 80 Pfg. — **Kaftan,** Th.: Gen.-Sup.: Für den Glauben der Väter. An die Adresse von Prof. Bousset. Schluß. **ALK.** 46, 1090—1095. — **Kähler,** M., Prof.: Geheiligt werde dein Name. Einleitung zu einer dogmatischen Vorlesung. **ALK.** 47, 1114—1119. — **Sulze,** D., E.: Th. Härings Dogmatik. **PMh.** Nov. S. 417—423. — **Wendt,** Prof., Hans: System der christl. Lehre. I. Teil. Göttingen, Vandenhoeck u. R. VIII, 250 S. 6 Mk.

III. Historische Theologie. **Albrecht,** P. Lic.: Katechismusstudien I. Luthers Haustafel. **ThSt.K.** 1907. S. 71—106. — **Hausrath,** Ad.: Richard Rothe u. seine Freunde. 2. Band. Berlin, Grote. XII, 571 S. 10 Mk. — **Jüngst,** Pf. Lic., J.: Pietisten. IV, 1 der rel. gesch. Volksbücher. Tübingen, Mohr. IV, 80 S. 40 Pfg. — **Köster,** Adolf: Die Ethik Paskals. Tübingen, Mohr. 172 S. 3,50 Mk. — **Sell,** Prof. Karl: Die allgemeinen Tendenzen und die religiösen Triebkräfte in der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. **ZThK.** S. 347—85. — **Vaucher,** Prof., Ed.: Die Lage der evangel. Kirche in Frankreich. **DEBl.** S. 760—772.

IV. Aus dem Gebiet der praktischen Theologie. Zum allgemeinen. **Frühauf,** Walter: Praktische Theologie. Kritiken u. Anregungen. Dresden, E. Pierson. 167 S. 2,50 Mk.

1. Predigten u. Reden. **Brooks,** Philipps: Ein Ruf in die Höhe. Religiöse Reden aus der neuen Welt. Mit einer Einführung von Prof. Peabody. Berlin, Warneck. XVI, 296 S. 3 Mk. — **Hesselbacher,** K., Pfarrer: Glockenschläge aus meiner Dorfkirche. Religiöse Betrachtungen aus dem Bauernleben. Berlin SW. 11, Deutsche Landbuchhandlung. 199 S. 2 Mk.

2. Pastoraltheologisches. **Dalton**, Hermann: Lebenserinnerungen II. Auf des Lebens Mittagshöhe. 1858—88. Berlin, Warneck. XII, 470 S. 5 Mk. — **Eberlein**, Dr.: Aus einem reichen Leben. Blätter der Erinnerung an Generalsuperintendent D. Erdmann. Berlin, Warneck. XI, 483 S. 4 Mk. — **Hennig**, Martin, Direktor: Wie der Meister uns in den Weinberg rief. Zeugnisse von Jesu Taten an seinen Jüngern gezeichnet von einer Reihe bekannter Vertreter der Inneren und Äußeren Mission. Hamburg, Rauhes Haus. 383 S. — **Höffner**, J., Pfarrer: Evang. Pastoraltheologie in Beispielen. Stuttgart, Steinkopf. XI, 696 S. 7 Mk. — **Köstlin**, D., H. A.: Die Lehre von der Seelsorge. 2., neubearbeitete Auflage. Berlin, Reuther u. R. 1. Lieferung. 64 S. 8 monatl. Lieferungen zum ermäß. Preis von je 75 Pfg. — **Bade**, D., B.: Unsre Sterbenden. **ChrW.** 47 (1117 u. 18).

3. Hymnologisches. **Bartels**, Adolf: Gesangbuchreform? **ALK.** 46 (1095—1100). — **Paul Gerhardts** sämtliche Lieder. Jubiläumsvolksausgabe. Zwickau, Joh. Hermann. (XII, 336 S.). Gbd. 80 Pfg. In Leinenband 1,50 Mk. — **Günther**, Dekan, Lic.: Über Deutung u. Änderung einiger Stellen in Paul Gerhardts Liedern. **MGKK.** S. 345—8.

4. Innere Mission. **Dröner**, W.: Der praktische Vereinsarbeiter. Hülfsbüchlein f. Vorsteher, Helfer n. tätige Mitglieder in Jünglingsvereinen. Barmen, Westd. Jüngl.-Bund. 2. Aufl. 90 S. 60 Pfg. — **Siebenhaar**, Past., A.: Rundreise durch die Innere Mission. Mit 101 Bildern. Leipzig, Wallmann. IV, 204 S. 1,25 Mk. — **Stubbe**, P. Dr.: Zur Charakteristik der älteren Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsbewegung. **MIM.** Nov. S. 423—438. — **Stuhrmann**, Dir. P., Heinr.: Grund u. Ziel unsrer Arbeit nach der Pariser Basis. Barmen. Westd. Jünglingsbund. 26 S. 25 Pfg.

5. Heidenmission. **Richter**, Julius: Die Entstehung der indischen Kaste. **AMZ.** S. 509—517. — **Richter**, Paul: Sam. J. Mills, ein Bahnbrecher der Mission in den Vereinigten Staaten. **AMZ.** S. 493—509.

6. Religiöse Kunst. **Treu**, Georg: Meuniers religiöse Bildwerke. **Kunstwart** 1. Nov. Heft 125—128.

IV. Pädagogisches u. Katechetisches. **Baumgart**, Waldemar: Die Stellung des Katechismus im heutigen Religionsunterricht. **KZ.** 1906, S. 289—296. — **Dörries**, Pf.: Die zweite Tafel (katech. Skizze). **KZ.** 1906, S. 307—317. — **Feigel**, Oberlehrer Dr.: Die geschichtl. Methode im Religionsunterricht der höheren Schule insbes. bei der Behandlung der Person Jesu. **ZeR.** 1. Heft, S. 7—22. — **Heß**, Prof. a. D., Wilh.: Praktische Einführung in Inhalt u. Verständnis der heil. Schrift. F. höh. Lehranstalten. 2. Aufl. Tübingen, Mohr. IV, 87 S. 1 Mk. — **Kaftan**, Gen.-Sup. D., Theod.: Die Schule im Dienste der Familie, des Staats u. der Kirche. Hamburg, G. Schlößmann. 30 S. 60 Pfg. — **Ott**, Stadtpfarrer: Der Moralunterricht in der französischen Volksschule. (Zeitfr. des chr. Volkslebens 239). Stuttgart, Belser. 61 S. 80 Pfg.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. P. Wurster in Friedberg.
Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.
Druck der Dieterich'schen Univ.-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

Nüchtern bleiben!

2. Tim. 4, 5.

„Du aber sei nüchtern in allem, leide dich, tue das Werk eines evangelischen Predigers, richte dein Amt redlich aus!“

Zur Ernüchterung, zur Selbstbesinnung mahnt die Kirchenzeit, die stille Zeit vor der Passion. Von so vielen wird die Mahnung überhört. Die Unruhe des Tages, die Unrast des geschäftlichen und des geselligen Lebens, das gegenwärtig hochgespannte politische Interesse, die gerade um diese Zeit besonders hoch ansteigende Flut der Zerstreuungen und Vergnügungen, künstlerischen Genüsse und sonstigen Veranstaltungen nimmt sie in Anspruch und läßt sie nicht zur Einkehr, zur Stille kommen. Wir, die wir mit dem Dienste des Evangeliums betraut sind, dürfen die Mahnung nicht überhören. Sie tut uns dringend not. Kaum einer kann sich frei halten von der Erregung, die auch durch unsere Reihen geht, die Gemüter erhitzt, die Köpfe verwirrt. Löst doch eine „Frage“ die andere, ein „Fall“ den andern ab. Die Fragen müssen erledigt, die Fälle müssen zum Austrag gebracht werden. Handelt es sich doch um die Bedingungen der „redlichen“ Ausrichtung des Berufs, der unser Leben ausmacht. Kein Wunder, daß wir mit dem ganzen Herzen, mit der Anspannung des vollen Interesses dabei sind, daß wir davon innerlich und äußerlich in Anspruch genommen werden. Das kann gar nicht anders sein. Um so nötiger aber ist's, daß wir uns dabei die volle Nüchternheit bewahren, daß wir uns immer und immer wieder darauf besinnen, was unser Beruf und unsere Aufgabe ist, damit nicht über dem Kampf um den Beruf der Beruf selbst zu Schaden komme, über dem Ringen um die richtige Formulierung unserer Aufgabe diese selbst liegen bleibe. Unsere Aufgabe ist „das Werk eines evangelischen Predigers“, unser Beruf, Träger und Vertreter des Evangeliums zu sein, dieses lauter und rein zu verkündigen, in seiner Ungebrochenheit und Ursprünglichkeit, Frische und

Unmittelbarkeit auf die Gewissen wirken zu lassen und zur Geltung zu bringen, ob uns das nun Lob oder Tadel, Ehre oder Schmach, Vorteil oder Nachteil bringt, selbst auf die Gefahr hin, daß wir darum leiden müssen, leiden vielleicht von denen gerade, die unter uns das Ansehen haben, den Amtsbrüdern und Vorgesetzten, den kirchenpolitischen Wortführern und theologischen Schulhäuptern. In Zeiten, wie die unsrige, gilt es ganz besonders, darauf acht zu haben, daß das Evangelium unverworren bleibe mit fleischlichen Interessen, vollends mit persönlichen Nebenabsichten. Es wird manches zum Evangelium erhoben, was eines geistreichen Mannes Einfall ist. Es wird manches als Sache der Kirche, ja des Herrn ausgerufen und dafür der „Gehorsam des Glaubens" in Anspruch genommen, was genau besehen die Sache eines ehrgeizigen Führers oder einer um ihre Vorherrschaft bang gewordenen kirchenpolitischen Partei ist. Wir sind aber nur dem Herrn zur Gefolgschaft verpflichtet. Nur sein Evangelium haben wir zu vertreten. Also nüchtern bleiben! Wahren wir uns die Besonnenheit, die Klarheit des Urteils und die Selbstmacht des Willens! Es ist das gar nicht immer so leicht. Nicht etwa bloß dem jungen, noch unfertigen und unerfahrenen Theologen, der heutzutage fast schon bei dem ersten Schritt ins Amt und unter die Kollegen von den Parteien umworben und in Beschlag genommen wird, widerfährt es, daß er, ehe er nur in sich selbst fertig und fest geworden ist, fremder Einwirkung erliegt und, indem er meint, eine feste Position zu gewinnen, der Menschen Knecht wird. Es ist auch schon manchem gereiften und redlichen Manne passiert, daß er auf dem Heimweg von der Konferenz, von der „Zustimmungs-" oder von der „Protestversammlung" zu seiner inneren Demütigung inne geworden ist, daß er, da er zu schieben meinte, geschoben worden ist, am fremden Joch gezogen, ja vielleicht, ohne es zu wissen und zu wollen, sich fremder Sünden teilhaftig gemacht hat. Versammlungen, zumal wenn bedeutende Persönlichkeiten darin das Wort führen, üben eine suggestive Wirkung aus, und es gehört nicht bloß Mut, sondern ein hohes Maß von geistiger Nüchternheit dazu, einer starken Bewegung, die alle um uns herum ergriffen hat, stand zu halten, inmitten der Strömung, die alle mit sich fortreißt, aufrecht zu bleiben. Wir möchten wahrlich nichts sagen gegen Begeisterungsfähigkeit, gegen Offenheit und Empfänglichkeit für große Eindrücke. Wir möchten uns am allerwenigsten die heutige theologische Jugend darum schelten lassen, daß sie denen zuneigt, in deren Wort und Persönlichkeit sie den Pulsschlag eines starken religiösen Eigenlebens verspürt. Lieber zu viel von idealem Hochsinn und Hingebungsfähigkeit, als zu wenig! Lieber ein Simon, ein Saulus — daraus kann ein Petrus, ein Paulus werden, — als ein berechnender Streber oder blasierter Diplomat! Aber das dürfen wir doch

nie vergessen: unser Beruf ist das Werk eines Evangelisten, unsere Aufgabe, diesen Beruf redlich, unter Einsetzung der ganzen Person und Kraft voll und nach allen Seiten hin auszurichten. Das Werk eines Evangelisten kann mit wirklichem Erfolg und bleibendem Segen, ja überhaupt mit innerer Freudigkeit und Zuversicht nur tun, wer von dem im Evangelium wirksamen Christus irgend wie ergriffen ist, seine Einwirkung erfährt, ein wenn noch so bescheidenes Maß eigenständigen Lebens aus dem Evangelium in sich trägt. Denn das Werk eines Evangelisten besteht in der Hauptsache in der Übertragung der Kraft des Evangeliums, des durch Jesus gewirkten Lebens auf andere. Diese Grundvoraussetzung und Grundbedingung für die redliche Ausrichtung unseres Dienstes, das eigene religiöse Selbst, den persönlichen Glauben, kann uns keine Konferenz noch Synode, kein Professor und kein Superintendent, geben und keine durch äußere Einflüsse entzündete Begeisterung ersetzen. Eigenes Leben muß in uns werden und wachsen. Es wird und wächst unter der steten Einwirkung der im Evangelium lebendigen und wirksamen Person Jesu Christi. Ihr gilt es die Seele offen zu halten, die empfangenen Eindrücke redlich zu verarbeiten und in Kraft umzusetzen. Dazu gehört unausgesetztes Aufmerken auf das, was die Kraft des Evangeliums ausmacht, die Quelle des Lebens bildet. Und das wieder erfordert gesammelte Stille und völlige Klarheit des Urteils, also Besonnenheit und Nüchternheit. Keine Anregung von außen, so wertvoll sie sein mag, ersetzt die eigene Arbeit. Dazu mahnt uns die stille Zeit. Wir wollen auf die Mahnung hören. Das Evangelium der Passionszeit ist das Evangelium im Evangelium. Darin stimmen wir doch wohl alle miteinander überein, wie verschieden wir auch theologisch stehen. Ein Evangelium, das dem Liebeswunder auf Golgatha nicht voll gerecht wird, ein Evangelium, mit dem man sich um das Karfreitagskreuz verlegen herumdrücken muß, mit dem man in der Passionszeit nichts Rechtes anzufangen weiß, ist noch nicht das ganze, volle, echte Evangelium. Wir wollen alle Mittel und Handhaben redlich benützen, um im Verständnis weiter zu kommen. Aber — nur immer nüchtern bleiben. K.

Theorie und Geschichte.

Mit besonderer Berücksichtigung der Homiletik.

Von Professor D. Heinrich Bassermann in Heidelberg.

So lange ich mich mit der praktischen Theologie beschäftige, habe ich die Überzeugung vertreten, daß zu der Theorie ihrer einzelnen Fächer die Geschichte notwendig mitgehöre; wohlgemerkt: nicht die Geschichte der betreffenden Disziplin, sondern diejenige des Handelns, das den Gegenstand dieser bildet, also zur Homiletik die Geschichte der Predigt, zur Katechetik die des katechetischens Tuns u. s. w. In meinem Handbuch der geistlichen Beredsamkeit*) habe ich diesen Standpunkt durch die Erwägung zu stützen gesucht, auch die praktische Theologie sei und erstrebe in erster Linie ein wissenschaftliches Erkennen (nicht etwa technische Anleitung), dieses sei ein Erkennen im Zusammenhang und aus ihm heraus, dieser Zusammenhang aber bestehe zu allererst zwischen der Gegenwart und Vergangenheit, so daß wer die kirchlichen πράξεις in unseren Tagen zu erkennen bestrebt sei, dazu notwendig auch über ihr Gewordensein orientiert sein, also ihre Geschichte kennen müsse. Ebenso habe ich die Aufnahme der Geschichte in die Liturgik motiviert**), und für das Ganze der praktischen Theologie diesen Standpunkt in meiner Prorektoratsrede von 1896 fixiert***). Je älter ich geworden bin, um so mehr hat sich mir diese Überzeugung bewährt und verfestigt, und auch im akademischen Betrieb der praktisch-theologischen Fächer habe ich wahrgenommen, daß unsere Studenten, sogar die älteren unter ihnen, sich gerade für diese geschichtlichen Partieen, vorausgesetzt daß sich dieselben nicht in gelehrtes Detail verloren, besonders und mehr als für praktisch-technische Ausführungen interessierten.

Allein in dem gegenwärtigen Betrieb der praktischen Theologie ist dieser Standpunkt keineswegs allgemein anerkannt. In der Katechetik freilich hat G. von Zezschwitz Theorie und Geschichte in eine so enge und zugleich interessante Verbindung gebracht, daß aus dieser Disziplin die Geschichte seither — ich erinnere an die Lehrbücher von Kübel und Sachsse — nicht mehr gewichen ist. Die Liturgik, die ihrem ganzen Wesen nach sich mit dem blos Praktischen und Technischen am Wenigsten zufrieden geben kann, hat, wie Rietschels Lehrbuch

*) S. 7f.

**) Entwurf eines Systems evangelischer Liturgik § 5.

***) Die prakt. Theologie als eine selbständige wissensch. theologische Disciplin. 1896. S. 20f.

zeigt, die Geschichte nicht missen können; in der Lehre von der inneren und äußeren Mission spielt sie eine wesentliche Rolle, auch in der Pädagogik wird sie wenigstens eifrig betrieben, wenn auch nicht immer mit der Theorie verbunden. Allein in anderen Zweigen, wie z. B. in der Pastorallehre (wo freilich eine Geschichte am schwersten zu geben ist) und speziell auch in der Homiletik ist die Einsicht, daß die Theorie nicht ohne die Geschichte sein könne, noch wenig verbreitet — Herings Lehre von der Predigt, deren erste Hälfte die Geschichte derselben darstellt, bildet eine Ausnahme — und gerade in unseren Tagen, die doch sonst als die des Historizismus bezeichnet werden, tritt zuweilen (so namentlich bei Otto Baumgarten und Niebergall) eine gewisse Mißachtung des Historischen in der praktischen Theologie zutage, die mir die Frage nach dem Zusammenhang von Geschichte und Theorie von neuem auf die Seele gelegt und mich zu erneutem Durchdenken derselben angetrieben hat. Sollten die zuletzt Genannten am Ende doch recht darin haben, daß wir die Geschichte der kirchlichen πράξεις ruhig den Kirchenhistorikern, sei es denen, die dafür ex officio zu arbeiten haben, sei es den Liebhabern des historischen Gebietes unter den praktischen Theologen zu überlassen, unsrerseits aber etwas ganz anderes und viel Wichtigeres zu tun haben, als uns mit diesem schwerfälligen und unnützen Ballast historischen Wissens zu belasten? Sofern die bejahende Antwort auf diese Frage mit dem rein-praktisch-empirischen Standpunkt zusammenhängt, der gerade von den zuletzt Genannten besonders in der Homiletik vertreten wird, habe ich mich mit ihm schon in meinem früheren Aufsatz „Theorie und Praxis" (Monatschr. f. Pastoraltheol. III, 6ff.) auseinandergesetzt. Allein dadurch ist eine besondere Erörterung des Verhältnisses zwischen Theorie und Geschichte nicht überflüssig geworden; im Gegenteil, sie ist vielleicht bei der von mir in jenem Aufsatz eingenommene Position um so notwendiger, weil nicht ohne weiteres deutlich ist, wie eine aus „Prinzipien" sich herleitende und in einem „System" sich darstellende Theorie sich mit der Geschichte verträgt, ja vielleicht sogar zwischen beiden ein innerer Widerspruch wahrgenommen werden könnte, der der Lösung bedarf. So dürfte denn nach allem Gesagten eine Erörterung der Frage nach dem Verhältnis von Theorie und Geschichte wenigstens denjenigen nicht überflüssig und gleichgültig erscheinen, welchen einerseits an der wissenschaftlichen Haltung und soliden Fundamentierung unsrer praktisch-theologischen Fächer und andrerseits an der Pflege geschichtlichen Sinnes und geschichtlicher Einsicht auch auf dem Gebiete des praktisch-kirchlichen Lebens etwas gelegen ist.

1. Der nächstliegende Gebrauch, den eine Theorie von der Geschichte des in ihr behandelten Gebietes machen kann, scheint der der Illustration zu sein. Die Geschichte liefert Beispiele zu den theoretischen Sätzen, und diese Beispiele belehren. Sie zeigen in concreto, was die Theorie in abstracto aufstellt. Das ist zwar richtig und findet wohl auch ziemlich allgemeine Anerkennung; aber ein innerer notwendiger Zusammenhang von Geschichte und Theorie ist auf diesem Wege nicht zu erreichen. Einmal nämlich ist das Hinzuziehen solcher historischer Illustrationen zur theoretischen Darlegung lediglich der freien Entschließung des Theoretikers anheimgegeben. Er braucht diese Beispiele nicht; seine theoretischen Sätze müssen, so wie ich wenigstens die Theorie verstehe (vgl. den oben zitierten Aufsatz), ohne sie gewonnen werden und ohne sie Giltigkeit haben. Sie sind Ergebnisse des Denkens, sie leiten sich her aus den Prinzipien und erwachsen aus der systematischen Gedankenarbeit. Der Zusammenhang zwischen ihnen und der Geschichte ist also doch nur ein äußerlicher, loser. Fügt man die historischen Beispiele der Theorie hinzu, so geschieht es aus pädagogisch-didaktischem Grunde. Die Theorie lernt, begreift sich besser, wenn sie durch Beispiele unterstützt wird. Sodann aber führt eben dieses didaktische Motiv nicht mit Notwendigkeit gerade zur Geschichte. Man könnte vielmehr der Meinung sein, daß es wirksamer zur Geltung käme, wenn die Beispiele aus der Gegenwart, als wenn sie aus der Vergangenheit genommen werden. Je ferner diese uns liegt, um so weniger, scheint es, könne sie der Illustration von Theorieen gelten, die in der Gegenwart aufgestellt werden und für die Gegenwart berechnet sind. Indessen diesem Satze kann ich nicht ohne weiteres beipflichten. Vielmehr scheint mir eine gewisse Entfernung des illustrierenden Beispiels von der Gegenwart dem in Rede stehenden Zwecke eher förderlich als hinderlich zu sein; denn mit ihr ist ein größeres Maaß abgeschlossener Objektivität der betreffenden Beispiele gegeben, als Predigten aus der Gegenwart es darbieten können. Die rednerische Persönlichkeit, die Verhältnisse, unter denen sie wirkte, die Anschauungen, von denen sie beherrscht war, die Mittel, deren sie sich bediente, das Alles liegt fertiger vor uns, läßt sich also auch — die notwendigen Kenntnisse vorausgesetzt — besser zur Bildung des theoretischen Urteils verwerten. Aus diesem Grunde habe ich an anderem Orte (Zeitschr. f. prakt. Theologie XX, 1898 S. 246 ff.) das Analysieren, nicht das bloße Lesen, von Predigten, die der Geschichte angehören, lebhaft empfohlen, und betreibe diesen von Rich. Rothe eingeführten Zweig der praktischen Theologie in meinem Seminar eifrig. Allein, obwohl ich demnach diese Verwertung der Predigt-

geschichte für die Theorie keineswegs unterschätze, sie ist nicht die, die hier zur Erörterung steht. Daß die Theorie ohne die Geschichte nicht sein könne, ergiebt sich aus diesen Erwägungen nicht.

Wohl aber dürfte es nicht überflüssig erscheinen, wenn ich hier Gelegenheit nehme, das Umgekehrte kurz darzutun, daß die Geschichte irgend einer kirchlichen Lebenstätigkeit ohne eine Theorie von dieser nicht sein kann, d. h. keinen wirklichen Erkenntnisertrag abwirft. Das zeigt sich sehr deutlich z. B. an solchen Predigtanalysen. Die Theorie erst lehrt uns Fragen an die Geschichte stellen, ohne jene bleibt diese stumm und deshalb unfruchtbar. Man muß erst wissen, worauf es beim Predigen, Katechisieren, Erziehen u. s. w. ankommt, man muß über die möglichen Zwecke Klarheit, die zu Gebote stehenden Mittel und Wege im Auge und auch ein Bewußtsein der Schwierigkeiten und Gefahren haben — lauter Dinge, die die Theorie allein lehrt —, um überhaupt zu erkennen, was der Prediger getan oder unterlassen, noch mehr um zu schätzen, was er geleistet hat, also um ein über bloße Geschmacksanwandlungen hinausgehendes, wirkliches Urteil sich zu bilden. Daß davon aber wieder die Erkenntnis ganzer Geschichtsperioden abhängt, ob und worin sie eine aufsteigende oder absteigende Linie darstellen, daß dadurch wieder das Urteil über geschichtliche Epochen, über die Punkte, von denen an eine neue Bewegung einsetzt, bedingt ist, daß also Fortschritte und Rückschritte, Einseitigkeiten, Verirrungen, neue Ansätze, reformatorische Regungen erst so erkannt werden können, leuchtet ohne Weiteres ein. Ohne Theorie kann die Geschichte nicht bewertet und ohne solche Bewertung kann die Hauptsache an ihr, das eigentliche Werden, nicht erkannt werden. Gewiß, die Gefahr liegt vor, daß die Theorie sich damit zur Richterin über die Geschichte aufwirft, daß sie versucht, ihren Gang zu meistern und durch das Anlegen unhistorischer Maaßstäbe in eine schulmeisterliche, engherzige und kleinliche Art der Beurteilung verfällt, wie sie z. B. der Aufklärungszeit eigen war. Diesem Fehler soll hier nicht das Wort geredet werden; wir kennen ihn heutzutage und können ihn deshalb vermeiden. Jedenfalls aber darf die hier drohende Gefahr uns nicht verleiten, nach einer absoluten Objektivität der Geschichte zu streben, die, wenn sie überhaupt erreichbar ist, jedenfalls auf unserem Gebiet keine genießbaren Früchte zeitigt. Und hier dürfte wohl der Punkt sein, wo zu erkennen ist, warum die praktische Theologie den Anbau dieser verschiedenen Gebiete des historischen Erkennens nicht etwa, wie man schon gemeint hat, der Kirchengeschichte überlassen darf. Denn diese, ohne Fühlung mit der Theorie, wird des inneren Interesses für sie ermangeln, wird nicht in der Lage sein, die

entscheidenden Fragen zu stellen und so die eigentlich wertvollen Erträgnisse daraus hervorzuholen. Bleibt aber so die Betreibung der Geschichte der einzelnen kirchlichen Tätigkeitsweisen doch an der praktischen Theologie hängen, so wird diese um so mehr Veranlassung haben, dies ganze geschichtliche Gebiet mit der ihr sonst obliegenden theoretischen Aufgabe enger zu verbinden, als es durch die oben skizzierte Heranziehung der Geschichte zur Illustration und zum Exempel möglich ist.

2. Dies führt mich zu der Frage, ob es vielleicht möglich ist, dem geschichtlichen Verlauf einer kirchlichen Lebensbetätigung wie etwa der Predigt oder der Katechese Gesetze zu entnehmen, von denen dann die Theorie Gebrauch machen könnte. Damit wäre ja wirklich eine engere Verbindung von beiden hergestellt. Allein wenn man den Begriff „Gesetz" im strengeren Sinne, wie er etwa auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete giltig ist, nimmt, scheint mir diese Möglichkeit nicht zugegeben werden zu können. Denn die Komplikation der Elemente, durch deren Zusammenwirken die Geschichte entsteht, ist doch allzu mannigfaltig, diese Elemente selbst meist zu wenig faßbar und ihr Zusammenhang unter einander zu wenig unsrer Einsicht zugänglich, als daß wir in der Lage wären, ein „es mußte so kommen" im genauen Sinne des Wortes auszusprechen, wie es doch nötig wäre, wenn von einem „Gesetze" mit Recht sollte geredet werden. Was sich aber für die Vergangenheit und in ihr nicht als „Gesetz" nachweisen läßt, das kann man natürlich nicht aus ihr als solches für die Gegenwart entnehmen. Dieser Sachverhalt aber kann nicht befremden; er entspricht nur der von mir behaupteten Unabhängigkeit der Theorie von der Praxis, vermöge deren es mir unmöglich erscheint, jene von dieser „abzuziehen". Denn es wäre ja nur eine Herleitung theoretischer Sätze aus der vergangenen Praxis statt aus der gegenwärtigen, wollte man behaupten, die Theorie gewinne die von ihr aufzustellenden Sätze aus der Geschichte.

Trotzdem steckt ein Wahrheitskern in dieser Betrachtungsweise. Die Rede ist doch wohl nicht töricht zu nennen, daß wir aus der Vergangenheit für die Gegenwart — lernen können; ob wir es auch tun, ist eine andre Frage. Wie sollten wir es aber können, wenn nicht, was in der Vergangenheit geschah, sich in der Gegenwart wiederholt oder wenigstens wiederholen kann, derselbe Zusammenhang der wirkenden Elemente auch denselben Effekt hervorbringt oder doch hervorbringen kann, sofern die Umstände die gleichen sind? Was wir damit in der Geschichte gefunden haben, ist dann zwar kein Gesetz, wohl aber eine Erfahrung; und Erfahrungen aus der Geschichte der Vergangenheit entnehmen heißt sie zur Lehrerin der Gegenwart machen. Je zahlreicher

solche Erfahrungen sind, je öfter sie sich nachweisbar wiederholen, je gleichmäßiger ihr Erkenntnisertrag ausfällt, um so wertvoller sind sie für die Theorie. Sie sind zwar nicht die Quelle der von dieser aufzustellenden Sätze, wohl aber eine Bestätigung derselben, welche sie wie eine Probe aufs Exempel freudig begrüßen wird. Als solche Erfahrungen, die sich z. B. der Geschichte der Predigt entnehmen lassen, könnten etwa angeführt werden die Sätze: daß bei wissenschaftlicher Unbildung der Prediger die Kraft der Predigt nachläßt, daß der Gebrauch der Allegorese zur Willkür und zum Subjektivismus führt bei allem Schein der Treue gegen „Gottes Wort", daß mit der Hebung der weltlichen Kultur auch die Predigt sich hebt, daß der Einfluß der weltlichen Beredsamkeit auf die Predigt ebensowohl gute als schlimme Früchte zeitigt, daß reformatorische Regungen der Predigt gewöhnlich mit stärkerer Betonung des biblischen Elementes Hand in Hand gehen u. dgl. m. Wo solche Erfahrungen sich der Theorie aus der Geschichte ergeben, da wird sie sie freudig zu begrüßen haben, und zwar nicht nur als Bestätigung ihrer eigenen Aufstellungen, sondern noch mehr: als Wegweiser oder auch als Warnungstafeln für ihre eigenen Schritte. Denn sie muß sich ja sagen, daß, wie sehr sie auch immer auf sich selbst stehen möge, sie diese Erfahrungen der Geschichte doch nicht ignorieren und daß sie ihnen auch nicht widersprechen dürfe. Auch hier zeigt sich der Vorzug der Geschichte vor der heutigen Praxis für die Theorie. Denn die aus dieser gesammelten Erfahrungen, so wertvoll sie sein können, sind doch immerhin vieldeutig; der eine liest anderes aus ihnen heraus als der andere, oder kann es wenigstens tun. Haben sich dagegen solche Erfahrungen aus der Geschichte wirklich ergeben, so stehen sie ein für allemal und eindeutig fest, sie können bewiesen werden, und darin liegt ihre Kraft. Und so dürfte denn durch diese zweite Art der Betrachtung der Zusammenhang zwischen Geschichte und Theorie doch schon etwas fester geknüpft und ihre Zusammengehörigkeit viel deutlicher erwiesen sein. Man könnte den Ertrag derselben etwa dahin zusammenfassen: die Theorie darf nichts aufstellen, was den Erfahrungen der Geschichte widerspricht, sie hat darauf zu sehen und dahin zu arbeiten, daß die Erfahrungen der Geschichte ihren eigenen Aufstellungen Zeugnis geben und als Bestätigung dienen. Unter diesem Gesichtspunkt kann die Theorie der Geschichte schon nicht wohl entraten.

3. Ist aber erst einmal der Blick des Theoretikers auf die Geschichte gelenkt, hat er auf solche Weise das Bewußtsein davon gewonnen, daß er mit seinem Urteil doch nicht völlig unabhängig von ihr dastehe, sondern irgendwie auf sie Rücksicht nehmen müsse, so kann

es ja wohl nicht ausbleiben, daß dieses sein theoretisches Urteil auch im Übrigen durch die Geschichte beeinflußt wird. Die Geschichte zeigt ihm eine unermeßliche Vielgestaltigkeit des Gebietes, dessen Theorie er aufzustellen hat. Schon das allein ist wertvoll genug und bildet ein sehr heilsames Gegengewicht gegen die Gefahren, mit denen gerade das theoretische Denken seiner ganzen Art nach notwendig umgeben ist. Der Theoretiker ist als solcher einseitig und ich glaube, man darf sagen: er muß es sein. Nichts schlimmer, jedenfalls nichts unnützer als Theorieen, deren Ergebnis überall lautet: so muß es sein, es kann aber auch anders sein, so muß mans machen, es kann aber auch anders gemacht werden. Auch jene bekannte Weisheit der Mittelstraße gehört hierher: nicht dieses Extrem, aber auch nicht jenes, etwas von dieser, aber auch etwas von jener Seite. Solches Schwanken und Lavieren muß die Theorie verächtlich machen. Deshalb sage ich: einseitig muß der Theoretiker sein, sonst wird er kraftlos, und seine Theorie verliert ihren eigentlichen Wert. Er denke also, von seinen Prinzipien ausgehend, ruhig und konsequent fort, ohne Rücksicht auf die hastigen Einwände der Empirie, in der festen Überzeugung, daß, sofern seine Prinzipien nur richtig und seine Gedanken nur konsequent sind, die Resultate nicht verkehrt sein können. Hierin ruht die Stärke einer Theorie; aber, wie so oft, dicht neben der Stärke liegt die Schwäche, ja sie bildet nur die Kehrseite derselben. Und ihr nun wird derjenige Theoretiker nicht oder doch weniger leicht verfallen, der vermöge der vorhin aufgezeigten Verbindung seinen Blick auch auf die Geschichte mit ihrer Vielgestaltigkeit gerichtet hält. Was sagt ihm diese? Jedenfalls dies: es giebt verschiedene Möglichkeiten, die Dinge auf- und anzufassen. Nicht alle natürlich können ihm gleich richtig erscheinen, aber sie sind doch da, waren einmal vorhanden, haben ihre Zeit gehabt, ihre Wirkung geübt. So verlangen sie Beachtung, fordern zum Urteil über sie, zur Auseinandersetzung mit ihnen heraus. Das ist schon ein starkes Gegengewicht gegen jene Einseitigkeit. Der Theoretiker wird auf solche Weise inne, daß er nicht allein auf der Welt ist, der Dünkel der Unfehlbarkeit, der sehr häufig nur die Kehrseite der Unwissenheit ist, kann ihn nicht befallen. Sein theoretischer Versuch ist einer unter vielen, ein Versuch, nicht mehr, keine absolute Lösung. So lange die Prinzipien, von denen ausgegangen wird, verschiedene sein können, so lange das Denken der Menschen die Möglichkeit hat, divergierende Bahnen einzuschlagen, wird das nicht anders sein. Der Theoretiker lernt das an der Geschichte. Und wenn er nun auch, sofern er wirklich Theoretiker ist, weit davon entfernt sein wird, seine Theorie allen diesen Möglichkeiten zu öffnen

und darnach zu streben, für sie alle sozusagen ein Plätzchen in ihr zu schaffen, er wird doch, indem er sie mit diesen andern Standpunkten auseinandersetzt, gegen sie aufrecht erhält, das lernen und üben, was zu jeder wirklichen Weisheit gehört: Bescheidenheit, und durch die Berührung mit dem, was war, herabgeführt werden von dem luftarmen Raum einer hohlen Spekulation, die unfruchtbar hoch über allen Realitäten schwebt, zu dem harten, aber soliden Boden irdischen Geschehens, tatsächlicher Verhältnisse, realer Möglichkeiten. Der Dienst, den ihm die Geschichte auf solche Weise leistet, könnte der eines Regulators genannt werden. Wohl läßt dieser das theoretische Urteil in seiner Selbständigkeit bestehen, aber er giebt ihm eine Richtung und Haltung, durch die es vor waghalsigen Experimenten bewahrt wird, die schließlich nur geeignet wären, es um seinen Kredit zu bringen, vor einem Sichversteigen in Unmöglichkeiten, von denen aus es keinen Weg zur Wirklichkeit mehr giebt.

Damit aber hängt noch ein Weiteres zusammen. Was einem theoretischen Denken, das sich auch mit der Geschichte beschäftigt, in dieser begegnet, ist ja zweifellos vielfach von der Art, daß es von ihm nicht akzeptiert werden kann: verkehrte Grundanschauungen, Inkonsequenz der Gedanken oder des praktischen Verhaltens, ein Abgelenktwerden von den richtigen Pfaden durch Velleitäten der Individualität, oder durch zufällig-empirische Forderungen der jeweiligen Gegenwart und ähnliches mehr zeitigen oft Gebilde, deren innere Unhaltbarkeit dem zeitlich entfernten und dadurch objektiveren Beurteiler nicht entgehen können. Aber ebenso gewiß ist auch, daß ihm unter den Erscheinungen der geschichtlichen Vergangenheit Manches begegnet, was ihm Respekt abnötigt, was Lebenskraft erkennen, Wirkung verspüren läßt, was, auf richtigem Grunde gewachsen, zu erfreulicher Frucht gediehen ist, ein Zeugnis echten Strebens und gesunder Kräfte. Der Theoretiker wird demgegenüber Wahlverwandschaft empfinden und das Bedürfnis des Anschlusses haben, weil er fühlt, hier ist Ächtes, Lebendiges, Bleibendes. Statt also seinen Ruhm darin zu suchen, durchaus und überall ein Neues aufzustellen, wird er hier die Fäden seines Denkens an die Erträgnisse der Vergangenheit anknüpfen, weil und sofern sie ihm wertvoll erscheinen. Das nennt man Pietät, die schöne und nicht so gar häufige Eigenschaft, welche, statt immer nur den Blick zu heften auf das Eigene, Gegenwärtige, Neue, vielmehr auch das Fremde, Vergangene, Alte zu schützen weiß, sofern es Werte in sich trägt, von denen auch wir in der Gegenwart noch leben und zehren. Pietät in der Theorie: man wird zugestehen müssen, daß sie jedenfalls einen erfreulicheren Eindruck hinter-

läßt, als jene unleidliche Sucht, überall nur recht neu, modern, unerhört, ungeschichtlich und unabhängig zu erscheinen, selbst da, wo es sich nur dem Auge des durch diese Pietätlosigkeit geblendeten Theoretikers verbirgt, daß er schließlich doch nur Bahnen wandelt, die andere vor ihm längst schon betreten haben, sei es mit Erfolg, sei es ohne solchen; nur die Pietät, die aus geschichtlicher Forschung erwächst, giebt den Blick für diese zwiefachen Folgen, nur sie verhindert, daß wir entweder Theorieen aufstellen, die sich längst als unhaltbar erwiesen haben, oder aber solche als neu ausgeben, deren Fruchtbarkeit einem früheren Geschlechte vielleicht deutlicher geworden ist als uns Modernen selbst.

Und nun glaube ja Niemand, daß diese Pietät dazu führen müsse, ohne Wahl alles Alte zu vergöttern und in dem, was einmal war, eine Bürgschaft seiner Wahrheit und Richtigkeit und deshalb eine Fessel des eigenen Denkens erblicken müssen. Im Gegenteil, gerade diese Pietät oder richtiger der geschichtliche Sinn, aus dem sie entspringt, er erst macht in Wahrheit frei von der Gebundenheit an das Gewordene, die uns vielfach oft ohne unser Wissen beherrscht. Denn das ist ja schließlich seine beste Frucht, daß ihm deutlich wird, wie Alles, was einmal gewesen, auch geworden ist, also zeitlichen Ursprung und damit das Merkmal der Menschlichkeit und Vergänglichkeit an sich trägt. Nichts begegnet in der Geschichte, was an und für sich, weil es einmal geschichtlich ist, auch richtig und bindend wäre. Das geschichtliche Erkennen erst führt somit zur inneren Freiheit allem Gewordenen gegenüber, und was den Theoretiker an Einiges unter diesem Gewordenen in Pietät bindet, das ist überall nicht das historische Alter, nicht die Patina einer längstvergangenen Zeit, sodann der gerade von ihm (s. oben S. 207) erkannte Wert, durch den sich Lebendiges, Kräftiges, Bleibendes von dem Ephemeren, Verwehenden, Luftigen und Vergänglichen unterscheidet. Indem er sich pietätsvoll daran anschließt, ist er es doch selbst, der in innerer Freiheit diesem Historischen einen Platz in seinem Denken gewährt, wird er zugleich los von allem Übrigen, das nur noch ein Scheindasein fristet und einen Scheinwert repräsentiert, und durch seine geschichtliche Einsicht herausgehoben über die historische Situation, der das Frühere entstammte, wird er, der einer ganz anders gearteten Situation angehört, erst in der Lage sein, auch das als Wertvoll Erkannte in neuer, den heutigen Verhältnissen angepaßter Weise neu und fruchtbar zur Geltung zu bringen.

4. Durch das Gesagte ist nun doch schon ein engerer Zusammenhang zwischen Theorie und Geschäfte statuiert, sofern sich ein Einfluß der geschichtlichen Einsicht auf das theoretische Denken hat aufweisen

lassen, der dieses reguliert und an das Geschichtliche ebenso bindet wie von ihm frei macht. Dieser Zusammenhang verstärkt sich noch, wenn wir unser Augenmerk darauf richten, daß schließlich jede Theorie, so wenig sie ihren ursprünglichen Sinn und Zweck in praktischer Anleitung sucht, doch, je weiter sie ausgebaut wird, um so mehr sich der Praxis annähern, also in praktische Ratschläge für diese auslaufen muß (s. meinen oben zitierten Aufsatz S. 18). Zezschwitz schrieb einst in Erwägung dieses Umstandes der praktischen Theologie „perenn-reformatorischen Charakter" zu. Sie kommt also in ihren einzelnen Disziplinen schließlich darauf hinaus, an der Praxis, an dem Bestehenden weiter zu arbeiten, es fortzubilden und weiterzuführen. Wie kann und soll dies aber geschehen? Offenbar auf besonnene und deshalb wirklich förderliche Weise. Denn das Unbesonnene ist stets auch das Unförderliche. Es fällt und führt von einem Extrem ins andere, leitet also jene bekannte Zickzackbewegung ein, bei der Schlag und Rückschlag einander ablösen und aufheben und so, statt daß die Sache wirklich gefördert würde, das Neue, das herauskommt, oft ärger ist als das, was zuvor gewesen. Die Besonnenheit aber ruht zweifellos auf dem Verständnis der Sachlage, wie sie die Gegenwart darbietet; und dieses Verständnis kann kein anderes sein als ein geschichtliches. So haben bereits Schleiermacher (Kurze Darst. ds. theol. Stud. 2 A. § 70 u. 81) und Hase (Kirchengesch. § 5) die Geschichte als das beste Mittel zu einer besonnenen Fortbildung der Gegenwart gewürdigt. Praktische Urteile über Einrichtungen oder Strömungen der Gegenwart sind ja zutreffend nur aufgrund ihres geschichtlichen Verständnisses zu fällen. An diesem Punkte springt der Unterschied des Dilettantischen und Sachmäßigen deutlich in die Augen: das erstere ist allemal das Ungeschichtliche. Man denke an Urteile über pietistische oder rationalistische oder orthodoxistische Strömungen und Erscheinungen: der nicht historisch gebildete Dilettant hat ihnen gegenüber imgrunde nur sein rein persönliches Geschmacksurteil, höchstens noch verbunden mit einem oft recht zweifelhaften Urteil über die vermeintlichen, sei es günstigen sei es ungünstigen, Wirkungen der betreffenden Strömung. Nur der geschichtlich gebildete Fachmann wird dagegen in der Lage sein, das dem Dilettanten oft so Unbegreifliche und deshalb Anstößige in seiner Existenz zu verstehen, in seinen Motiven zu würdigen, in seiner Tragweite abzuschätzen, lediglich weil er weiß, wie es geworden ist. Unbesonnen und unförderlich wird der Dilettant d. h. also der nicht historisch Gebildete, sei er auch Theologe, diese Dinge anfassen und behandeln, der, unter Nichtberücksichtigung alles dessen, an ihnen nur das will gelten lassen, was seinem subjektiven Maßstab ent-

spricht, besonnen und förderlich der historisch Gebildete, der Kraft und Leben, Existenzrecht und Segenswirkung auch da zugestehen muß und anzuerkennen vermag, wohin seine persönliche Sympathie sich keineswegs neigt. Oder man denke an praktische Urteile über das Verhältnis der evangelischen Kirche zum Katholizismus, oder über die Ordnung des Schulwesens in konfessioneller Beziehung, oder über Spezialfragen wie die Gestaltung der Trauungs- oder Taufliturgie, die Frage der Kirchenzucht, der Konfirmation, des Katechismusunterrichts. Alle solche Urteile sind haltlos und wertlos ohne geschichtlichen Untergrund. So entstehen die zahllosen Reformvorschläge, die obwohl meist sehr gut gemeint, doch in der Regel ebenso wenig dauernde Beachtung finden, wie die Broschüren, in denen sie gemacht werden, sich vor rascher Vergessenheit retten können. Wie viel Papier, Druckerschwärze, Zeit und Mühe würde erspart werden können, wenn man als Regel gelten lassen wollte, daß in einer praktischen Frage mitzureden nur derjenige sich den Beruf zuschreiben darf, der über sie geschichtlich orientiert, d. h. nicht blos mit der geschichtlichen Gesamtlage vertraut, sondern auch in das Werden der speziellen Sache, um die es sich handelt, bis ins Detail eingeweiht ist. Denn wohlgemerkt: nicht um die Anführung einiger Daten und Namen und Ereignisse aus der Vergangenheit handelt es sich dabei, welche von einem Handbuch ins andere übergehen, sondern um wirkliche Einsicht in den Zusammenhang, worin diese mit der Gegenwart stehen, um Einsicht in die von daher noch weiter wirkenden Triebkräfte, um Erkenntnis der noch starken Fäden, wodurch unsre Gegenwart mit der Vergangenheit zusammenhängt. Der nichthistorische Beurteiler mag sich, da er sie nicht sieht, leicht entschließen, sie zu zerreißen, der historische wird sich jedesmal vorher die Frage vorlegen, ob er selbst etwa einen genügenden Ersatz dafür zu bieten imstande sei. Das aber nennt man besonnen urteilen und handeln, an die Stelle des gewagten Experiments tritt die wahrhaft reformatorische Maßnahme.

Ist aber dies einmal zugegeben, daß eine besonnen-reformatorische Weiterbildung des Bestehenden für die Theorie nur unter der Voraussetzung möglich ist, daß man anknüpft an das durch historisches Urteil erkannte und gewürdigte Stadium der Gegenwart, so empfängt von hier aus die Geschichte noch eine neue Würdigung für die Theorie, die mir sehr wichtig erscheint. Ein Hauptvorwurf gegen diese gründet sich ja doch darauf, daß diese in ihrer Einheitlichkeit, Geschlossenheit, Festigkeit und Starrheit den unendlich mannigfaltigen Verhältnissen und Anforderungen des tatsächlichen Lebens nicht gerecht werden könne; was für den einen Teil dieser vielgestaltigen Verhältnisse zutreffe, gelte keines-

wegs auch für den andern. Nun, die Verbindung der Geschichte mit der Theorie scheint mir diesen Zwiespalt zu lösen. Denn sie führt zu der Einsicht, daß die theoretischen Aufstellungen und Ideale keineswegs ohne weiteres und überall gleich durchführbar sind und sein können. Eine mit der Geschichte sich verbindende Theorie wird diesen utopischen Anspruch gar nicht erheben, sondern sie wird die Forderung geschichtlicher Erkenntnis der Gegenwart bis ins Detail geltend machen und so zu jener Volks- und Territorienkunde gelangen, welche mit Recht in unseren Tagen als Grundlage der praktischen Theologie aufgetreten ist. Und je nach dem Stande des einzelnen Volkes, Territoriums, der einzelnen Gemeinde werden die allgemein-theoretischen Aufstelluugen sich modifizieren und spezialisieren, um überall die sorgsame Anknüpfung an das historisch Gewordene herzustellen, welche die Vorbedingung seiner besonnenen Weiterbildung ist. Diese Erwägung habe ich s. Z. in Beziehung auf das liturgische Gebiet in meiner „Geschichte der Gottesdienstordnung in badischen Landen" geltend gemacht*); es hat mich außerordentlich gefreut, daß die neue hessische Agende sie auch praktischer Verwertung gewürdigt hat. So könnte die mit der Geschichte verbundene Theorie in der Lage sein, unbeschadet der Einheitlichkeit der von ihr aufgestellten Ideale, doch das Urteil abzugeben, daß ein und dieselbe Maßnahme an der einen Stelle gefordert, an der andern verwehrt sei, je nach den historischen Antecedentien, die an jeder vorliegen, und je nach dem Entwickelungsstadium, in das man da oder dort eingetreten ist. Was hier als ein Bruch mit der Geschichte sich theoretisch nicht empfehlen und praktisch vermutlich schwer rächen würde, kann dort als nächstliegende Stufe der Weiterentwicklung gar wohl begründet erscheinen; beides aber nur aufgrund eines historisch-orientierten theoretischen Urteils. In dem einen Fall mag dieses vielleicht, geleitet von der Einsicht, daß die letzte Entwicklungsstufe eine Verirrung, die mit dem Wesen der Sache in Widerspruch steht, gewesen sei, die Praxis zurücklenken zu dem vor jener Stufe gelegenen Ursprünglichen, zu der von jener verdunkelten und irregeführten richtigen Tendenz, im andern kann sie Veranlassung haben, darzutun, daß nach Wegfall gewisser historischer Verhältnisse und Nötigungen eine Maßnahme oder Einrichtung für unsere Zeit ebenfalls hinfällig geworden sei und durch anderes ersetzt werden müsse. Nur die historische Einsicht vermag solche Urteile mit Grund zu fällen. Und selbst wenn es einmal wirklich gälte, mit der Gegenwart an einem bestimmten Punkte radikal zu brechen, so müßte

*) Stuttg., 1891, S. 2f.

sogar diese Forderung, und gerade sie, weil sie dem historisch Denkenden so schwer ankommt, geschichtlich begründet d. h. es müßte der geschichtliche Nachweis geliefert sein, daß eben nur dieser Bruch die kranke Gegenwart wieder zur Genesung führen könne. Wer sich die ganze Mannigfaltigkeit der Anwendungsmöglichkeiten vergegenwärtigt, die sich aus einer einheitlichen Theorie, sofern sie mit der Geschichte sich verbündet, ergibt, der wird aufhören, die Theorie als ein leeres und totes Schema zu schelten, mit dem man im Leben nichts anfangen könne, er wird vielmehr einsehen, daß sie und nichts sonst der Leitstern ist, welcher durch die oft so dunkeln und unübersehbar verwirrten Verhältnisse der Gegenwart den Weg zeigt zu einer besseren Zukunft.

5. Die Verbindung von Theorie und Geschichte, welche zuletzt aufgezeigt worden ist, vollzieht sich sozusagen an den Ausläufern der Theorie d. h. an den Punkten, wo dieselbe von Erkenntnissen zu Forderungen übergeht, wo sie in die Praxis hinüberblickt und -leitet. Wie aber stehts mit ihrem Kern? mit den Prinzipien, auf die sie sich gründet, mit dem systematischen Denken, durch das sie sich aufbaut? Ist dies unabhängig von der Geschichte oder erstreckt sich vielleicht die Verknüpfung der Theorie mit dieser bis in diesen ihren Herzpunkt hinein? Hiermit berühren wir nun die schwierigste aller hier in Betracht kommenden Fragen. Wir berühren sie nur, wir wagen die Behauptung nicht, sie lösen zu können. Denn sie führt tief hinein in geschichtsphilosophische und in letzter Linie erkenntnistheoretische Probleme, deren erschöpfende Behandlung Sache der Philosophen vom Fach bleiben muß.

Nach Kants Auffassung, von der ich in meiner ersten Abhandlung über „Theorie und Praxis" ausgegangen bin, scheint es allerdings so, als habe die Theorie mit der Geschichte rein nichts zu schaffen, als stehe sie vielmehr ganz auf sich d. h. auf der Konsequenz des systematischen Denkens, das von den Prinzipien aus in lückenloser Folge bis zu deren äußersten erreichbaren Ausläufern fortschreitet. Ich vermute auch, daß Kant irgend einen Einfluß der Geschichte auf dieses theoretische Denken würde abgelehnt haben. Allein mir will scheinen, dieser Standpunkt, wenn es wirklich der Kants gewesen sein sollte, läßt sich heute nicht mehr halten. Wir können doch wohl nicht läugnen, daß die Grundbegriffe selbst, von denen der Theoretiker ausgeht, historischen Einflüssen nicht etwa entzogen, sondern vielmehr stark unterworfen sind. Was wir z. B. heute unter „Kirche" verstehen, hat man natürlich nicht jederzeit darunter verstanden. Welche Wandlungen hat weiter der Begriff des Kultus im Laufe der Zeiten durchgemacht! Daß ihn z. B. in

unsern Tagen der Katholik so ganz anders versteht als der Protestant (worüber jede katholische Liturgik Klarheit geben kann): worauf anders geht das zurück, als daß jener auf einer anderen und anders aufgefaßten geschichtlichen Grundlage ruht, als dieser? Die Entwickelungsphase, welche durch die Reformation in diesem Punkte bezeichnet wird, macht jener nicht mit oder lehnt sie als Verirrung ab. Wie ganz anders aber verstehen wir nun infolge dessen die Predigt, ihre Aufgabe, ihr Wesen ꝛc., und welch mannigfaltige Entwickelungen hat wieder dieser Begriff durchgemacht von der ersten seelsorgerlich gehaltenen freien Homilie des 2. Clemensbriefes an bis etwa zur sorgfältig disponierten und glatt stilisierten Kunstrede eines F. V. Reinhard! Parallel damit aber geht wieder der Begriffsinhalt des Wortes „Erbauung". Oder fassen wir die großen Wandlungen ins Auge, die der Begriff Katechisieren, Katechese u. s. w. durchlaufen hat: man sieht ein historisches Werden dieser Begriffe selbst. Nicht anders steht es mit „Erziehung" oder Seelsorge, um von anderen, spezielleren wie Abendmahl, Taufe, Konfirmation ganz zu geschweigen. Es kann, wie mir scheint, kein Zweifel darüber bestehen, daß alle diese Größen, mit denen das theoretische Denken zu operieren hat, ihren Inhalt und ihre Auffassung wechseln oder vielleicht richtiger: erst allmählich empfangen, stets unter dem maßgebenden Einfluß historischer Ereignisse und Verhältnisse. Also das theoretische Denken ist in seinen Grundlagen selbst von der Geschichte nicht zu lösen; jede seiner Entscheidungen wird demnach in unsern Tagen ebenso eine historisch bedingte sein müssen, wie es die früheren gewesen sind. Und diese Sachlage hat auch imgrunde nichts Verwunderliches, wenn wir die Objekte ins Auge fassen, mit denen es sich zu befassen hat. Diese Objekte sind keine abstrakt-seienden Größen, sondern konkret-seiende, das heißt aber: es sind werdende Größen; denn alles Konkrete, vorab auf dem Gebiete des Geistes, ist ein werdendes. So kann das theoretische Denken gar nicht anders als sich an dieses Werden des Konkreten anschließen und sich ihm entsprechend gestalten. Jede Theorie ist nur das Resultat desjenigen Denkens über eine πρᾶξις, wie es zu einer bestimmten Zeit vermöge der in ihr herrschenden historischen Verhältnisse möglich war. Daher wechseln die Theorien und veralten, und neue kommen auf, und so muß es sein. Keine kann diesen ihren geschichtlichen Ursprung verleugnen, kann von ihrer Zeit loskommen, kann für alle Zeiten gelten wollen. Obwohl andrerseits nicht zu übersehen ist, daß je größer ein Theoretiker ist — ich denke z. B. an Schleiermacher —, umso mehr ihm gelingen wird, auch über seine Zeit hinauszuschauen und in dem Gewordenen und Werdenden das Seiende, Bleibende zu ent-

decken. Dann wird seine Theorie, von seiner eigenen Zeit vielleicht unverstanden oder jedenfalls nicht goutiert, erst in der Folgezeit ihre Bedeutung entfalten und ihre Wirkungskraft äußern.

Es leuchtet ohne Weiteres ein, daß diese soeben entwickelte Erkenntnis auf die Art und Weise der Theorie von nachhaltigstem Einfluß wird sein müssen. Jene Starrheit und Unnahbarkeit, die ihr schon soviel Feindschaft eingetragen hat, aber eine notwendige Folge ihrer prinzipiellen und systematischen Haltung ist, löst sich auf, erweicht sich; sie wird zugänglicher, beweglicher, belehrbarer. Ebenso deutlich aber ist, daß bei solcher Sachlage ein Theoretiker eigentlich nur sein kann, wer auf seinem Gebiete zugleich Historiker ist. Die Erfassung des Punktes, auf den sich seine Theorie zu stellen und von dem sie auszugehen hat, kann ihm schlechterdings nur durch historisches Verständnis gelingen. Und nur sofern ihm dies gelingt, wird sich seine Theorie als ein neues Glied an die Kette der früheren Versuche anschließen, diese also weiterführen können, und so einen unbestrittenen und unvergessenen Platz in der ganzen Entwickelung einnehmen. Man sieht weiter, wie von diesem Gesichtspunkt aus nicht einmal mehr nur die Geschichte der jeweiligen πρᾶξις von Wert erscheint – und davon gingen wir aus, s. oben S. 204 –, sondern jetzt auch die der Theorie selbst, also nicht blos die Geschichte der Predigt, sondern auch die der Homiletik, wobei freilich die Voraussetzung ist, daß jede Theorie, eben vermöge ihrer oben verlangten historischen Haltung, eine wirkliche Fortführung der Entwickelung, ein neues Glied einer wachsenden Kette darstelle. Alles, was sich hier nicht einreihen läßt, muß unberücksichtigt bleiben, hinterläßt keine Spuren, war vergeblich gearbeitet.

Allein so annehmbar eine derartige Auffassung unsrer historisch denkenden Zeit erscheinen mag, so erhebt sich doch nun gerade hier der schwerwiegendste und deshalb bis zuletzt aufgesparte Einwand: bedeutet diese Abhängigkeit der Theorie auch in ihren grundlegenden Operationen von der Geschichte nicht die Auflösung der Theorie selbst, nicht die Preisgabe ihres ganzen Wertes? Die Theorie will ein Seiendes erkennen, und sie ist selbst ein Werdendes, sie will ein Sollen aus diesem Sein herleiten, und ihr Blick reicht doch nicht über die Schranken ihrer Zeit hinaus, sie will den Dingen die Wege vorschreiben, die sich aus der Erkenntnis ihres Wesens ergeben, und sie selbst ist abhängig von den Dingen und ihre Erkenntnis durch das Maß ihrer Zeit bedingt und beschränkt? Wie lösen wir diesen Widerspruch?

Doch wohl nur so, daß wir an ein allmählich werdendes Erkennen des Seienden glauben, glauben, denn beweisen läßt sichs nicht. Was

ist, ist, — ist in ewiger Gleichheit und Festigkeit, ist in allem Werdenden und kommt in ihm zum Dasein, freilich zu einem beständig wechselnden und beweglichen. Der Theoretiker schaut dies Sein in dem Werden, in dem Beweglichen das Feste, in dem Wechselnden das Bleibende. Er schaut es und sucht es in seinem Denken zu umspannen, zu ergründen, festzuhalten. Deshalb steigt er hinunter in seine Tiefen, wo dieses Seiende seine Wurzeln hat, deshalb verfolgt er es in seine Weiten, wo es sich entfaltet und verästelt. Er schaut es freilich mit seinen an Zeit und Ort gebundenen Augen, er schaut es daher nur als unvollkommenes, werdendes, unfertiges. Mehr vermag er nicht und vermögen auch die nicht, die nach ihm kommen. Ihnen allen, den Kommenden und Gehenden und sich Ablösenden, enthüllt sich das Seiende nur stückweise; doch aber mit der Zeit mehr und mehr. Es ist kein vergebliches Erkennen, sofern nur einer dem andern den Ertrag seiner Bemühung darreicht. Es wächst, das Erkennen, es dringt tiefer ein und greift weiter aus, es knüpft die Zusammenhänge fester, legt den Grund tiefer, erfaßt klarer die Fäden, die von diesem zu jenen führen, es rückt der Erkenntnis des Seienden näher, in dem Maße als dieses Seiende selbst sich ihm in seinem Werden enthüllt. Das Objekt des Erkennens wird, wie könnte die Erkenntnis desselben anders sein als eine werdende? Je treuer sie, voll historischen Sinnes, dem Werden auf der Spur bleibt, um so näher kommt sie dem Seienden, das sie schauen möchte, und auch umgekehrt: je tiefere Blicke sie in das Seiende tun darf, um so mehr erschließt sich ihr das Verständnis seines Werdens. Beides Hand in Hand, Geschichte und Theorie, beides in treuer Arbeit, in gewissenhaftem Sammeln und Sichten, und zugleich in klarem, festem, unbestechlichem Denken. Das ist die Art, wie ich mir Theorie und Geschichte vereinigt vorstelle, und nur von dieser Vereinigung kann ich einen Fortschritt des Erkennens, eine Befriedigung des menschlichen Erkenntnistriebes und nicht zuletzt eine erfreuliche und hoffnungsvolle Weiterbildung der Praxis erwarten.

Zur religiösen Jugendpflege.

Von Dekan Herzog, Waiblingen (Württbg.)

II.

Unsere Ausführungen im letzten Hefte sind für den religiösen Charakter der Jugendvereine, genauer für die Aufnahme der direkten und absichtlichen Pflege des religiösen Elements in das Arbeitsprogramm

derselben eingetreten. Im folgenden mögen nun einige Winke zur praktischen Ausführung dieser Aufgabe, gewissermaßen ein Beitrag zur Methode der religiösen Jugendpflege gegeben werden. Dabei wird es sich, nachdem wir uns bisher mit „den neuen Bahnen" auseinandergesetzt haben, so nunmehr um unsere Stellungnahme zu den Jünglingsvereinen handeln.*) Denn damit, daß wir uns in grundsätzlicher Übereinstimmung mit diesen für bewußte religiöse Arbeit von der Jugend ausgesprochen haben, ist nicht gesagt, daß wir auch ihrer Arbeitsweise ohne weiteres zustimmen. Wir könnten uns an und für sich immer noch veranlaßt sehen, für die auch von uns befürwortete direkte religiöse Beeinflussung andere, neue Wege zu suchen. Wenn wir nun aber dies — um von Anfang an über die letzte Absicht unserer Darlegungen keinen Zweifel zu lassen — nicht tun, wenn wir im Gegenteil gegenüber einer in Pfarrerskreisen ziemlich weit verbreiteten pessimistischen Beurteilung des Jünglingsvereinswesens einerseits und einer, wie es scheint, wachsenden Neigung zu neuen Experimenten andererseits vielmehr unter normalen Verhältnissen für die Mitarbeit innerhalb der Jünglingsvereinsbewegung oder doch in Fühlung mit ihr einzutreten wagen, so leitet uns dabei die doppelte Überzeugung: daß einmal die Jünglingsvereinssache trotz aller Ausstellungen, die im einzelnen an ihrer Praxis gemacht werden können, doch immer noch die lebenskräftigste nnd aussichtsvollste Form der heutigen Jugendpflege ist, daß sie aber zum andern, soll sie sich in gesunden und förderlichen Bahnen weiter entwickeln, dringend auf die Beteiligung der Pfarrer angewiesen ist. Da nun aber diese unsere höhere Bewertung der Jünglingsvereine nicht ohne weiteres auf Zustimmung rechnen kann, so

*) Christenlehre und obligatorischer Religionsunterricht in der Fortbildungsschule dürfen in diesem Zusammenhang außer Betracht bleiben. Beide erreichen gerade die Jahre nicht, auf deren religiöse Beeinflussung und Gewinnung für Evangelium und Kirche es vor allem ankommt, das Jünglingsalter nach dem 17. Jahr. Der letztere hat außerdem schultechnisch und pädagogisch mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, unterliegt auch seines Zwangscharakters wegen so ernsten Bedenken, daß ich mir von seiner Einführung gerade für die religiöse Jugenderziehung nicht viel versprechen kann (vergl. übrigens die höhere Einschätzung desselben im Novemberheft dieser Zeitschrift). M. E. mit Recht und wohl unter Zustimmung der überwiegenden Mehrzahl der Geistlichen des Landes haben unlängst in der württ. Abgeordnetenkammer die evangelischen Prälaten einem Antrag des Zentrums auf Einfügung des Religionsunterrichts in den Lehrplan der obligatorischen Fortbildungsschule die Gefolgschaft versagt und dafür der Unterstützung der freiwilligen Veranstaltungen das Wort geredet. Nur wird sich's eben darum handeln, daß diese Unterstützung auch zur Tat wird.

wird es sich zunächst darum handeln, dieses günstige Urteil zu begründen, sodann werden wir die Punkte aufzuzeigen haben, wo die herkömmliche Vereinspraxis mehr oder weniger versagt, und endlich soll daraus die Aufgabe abgeleitet werden, die sich für die pfarramtliche Beteiligung an der Jünglingsvereinsarbeit ergibt.

1.

Nichts freilich kann auch uns ferner liegen, als uns über die tatsächlichen Erfolge des heutigen Jünglingsvereinswesens irgendwelchen Illusionen hinzugeben. Trotz des erfreulichen Wachstums des Werkes in den letzten zwei Jahrzehnten ist der zahlenmäßige Erfolg im Blick aufs Volksganze ein recht bescheidener. Was wollen 2 Prozent der deutschen evangelischen Gesamtjugend, die in den Jünglings-Bündnissen gesammelt sind, besagen? Doch gibt diese mit Vorliebe als Beweis für die Geringfügigkeit der Vereinserfolge angeführte Zahl kein richtiges Bild. Denn sie nimmt erstens nicht in Rechnung, daß fast die gesamte gebildete Jugend, sowie die zum Militär eingezogene junge Mannschaft von vornherein in Abzug zu bringen ist, und sie läßt zweitens außer Betracht, daß weite landeskirchliche Gebiete sich kaum noch oder erst seit kurzem der Jünglingsvereinsbewegung erschlossen haben. Dadurch erhöht sich für die Gebiete, wo schon länger gearbeitet wird, die Prozentzahl nicht unbeträchtlich. In Württemberg gehören nach der Vereinsstatistik von 1904 6 % der evang. Jugend den Jünglingsvereinen an, in manchen west- und süddeutschen Städten beläuft sie sich auf 10–15 %, sogar Berlin zählt 3 %. So geringfügig, wie es manchmal behauptet wird, ist also der zahlenmäßige Erfolg doch nicht. Aber freilich zum Sichrühmen ist noch weniger Grund. Das zeigt ein anderes bedenklicheres Ergebnis der Vereinsstatistik. Im Jahrgang 1904 Heft 8 der empfehlenswerten Monatsschrift für Vorstände und Leiter von Jünglings- und Männervereinen „Der Jünglingsverein“ *) hat der Agent des ostdeutschen Jünglingsbundes P. E. Wartmann in Berlin in einem Artikel mit der Überschrift „Bittere Wahrheiten“ festgestellt, daß das im ganzen so erfreuliche Wachstum der Jünglingsvereine – von 1899–1903 haben die ledigen Mitglieder der deutschen Jünglingsvereine um 20,9 % zugenommen, während im gleichen Zeitraum die Zahl der evang. Jünglinge überhaupt nur um 9,51 % gewachsen ist – wesentlich der Zunahme der jugendlichen Mitglieder unter

*) Im Verlag des ostdeutschen Jünglingsbundes, Berlin, Sophienstraße.

17 Jahren zu verdanken ist. Während letztere Zahl in den genannten 4 Jahren rasch gestiegen ist, hat dagegen die Zahl der ältern Mitglieder, d. h. eben der Kern der Vereine, die Schar der eigentlichen Jünglinge, beträchtlich abgenommen, und Wartmann hat durchaus recht, wenn er hier einen sehr wunden Punkt im Jünglingsvereinsleben findet und fragt: wie sollen wir diese betrübenden Ergebnisse erklären? Verhältnismäßig starke Jugendabteilungen sammeln oder Konfirmandenjahrgänge 1–2 Jahre zusammenzuhalten und diese dann einen Jünglingsverein nennen — dazu gehört keine sonderliche Kunst. Aber wieviel unsichere Kantonisten finden sich in diesen starken Jugendabteilungen, und wieviel redlicher Eifer ist an der Sisyphusarbeit mit diesen Ansammlungen junger Bürschchen, die sich dehnen und zergehen wie Seifenblasen, schon erlahmt! Ein guter Teil, ja vielleicht der größte Teil des Pessimismus, der sich vieler Kollegen gegenüber der Jünglingsvereinssache bemächtigt hat, geht auf solche Erfahrungen zurück. Freilich darf daraus unter keinen Umständen der Schluß gezogen werden, man verzichte also lieber auf diese Jugendabteilungen und beschränke sich auf die reiferen Jahre, denn die treue, geduldige Arbeit unter den Jüngern ist doch nicht ganz vergeblich. Immer wieder gibt es einige, die aus den Jugendabteilungen in die Kerntruppe der ältern Mitglieder hineinwachsen. Aber wohlgemerkt nur, wenn eine solche da ist, und keinesfalls auf diesen jugendlichen Vereinigungen, sondern auf dem Gedeihen der ältern Abteilungen beruht die Zukunft der Jünglingsvereinssache. Wie aber, wenn es den letztern an der Kraft gebricht, Mitglieder zu gewinnen und festzuhalten? In der Tat, hier ist die wundeste Stelle der Jünglingsvereinssache. Nicht bloß ihre Attraktionskraft auf junge Leute reifern Alters ist gering, sondern auch an der innern Kohäsion fehlt es. „Warum gelingt es," so lautete ganz im Einklang mit dieser statistischen Feststellung Wartmanns eine Frage, die sich vor Jahren in unserm Fragekasten fand, „der Kirche und den christlichen Vereinen so wenig, die heranwachsende Jugend in ihren Bahnen festzuhalten? Frager denkt dabei zunächst an solche religiös angefaßten Jünglinge, die zum Militär kamen oder in die Fremde gingen und nach ihrer Rückkehr um keinen Preis mehr in die Schranken ihrer früheren Überzeugung zurückzubringen sind."

Aber so frei wir uns hiernach von jeder Überschätzung der Jünglingsvereinssache wissen, so wenig vermögen wir andererseits die Berechtigung der abschätzigen Urteile anzuerkennen, die heute öfters über sie laut werden. Ist doch an und für sich klar, daß für die Beurteilung eines Werkes, das grundsätzlich auf religiösem Grunde stehen und religiöse Ziele verfolgen will, dessen spezifische Wir-

kungen also der Natur der Sache nach im Unsichtbaren liegen, der quantitative Maßstab von vornherein ungeeignet ist. Wir legen darum auch im Interesse einer gerechten Würdigung den Hauptakzent nicht auf die äußerlich konstatierbaren Leistungen, obwohl in diesem Zusammenhang der außerordentliche Aufschwung nicht übergangen werden darf, den das deutsche Jünglingsvereinswesen in den letzten zwei Jahrzehnten genommen hat. In der Tat, wer Gelegenheit gehabt hat, die Jünglingsvereine der 60er und 70er Jahre kennen zu lernen und sich die weitere Entwicklung bis heute vergegenwärtigt, wie sich in kurzer Zeit nicht blos die Zahl der Jünglingsvereine außerordentlich gemehrt, sondern auch der ganze Betrieb die frühere Enge abgestreift hat, wie Arbeitsprogramm und Arbeitsmethode sich mehr und mehr den Bedürfnissen der Gegenwart angepaßt, wie National- und Provinzialbündnisse ihre Organisationen mit dem Stab ihrer Agenten und Sekretäre ausgebaut und wertvolle Wohlfahrtseinrichtungen für die Jugend ins Dasein gerufen haben (Vereinshäuser, Soldatenheime, Kellner- und Bäckergottesdienste rc.) — gewiß, der muß anerkennen: es steckt ein großer, lebenskräftiger Zug in dieser Bewegung, die bis vor kurzem kaum beachtete Sache hat sich weithin aufrichtige Wertschätzung erworben und ist ohne Frage einer der blühendsten Zweige am Stamme der inneren Mission geworden. Dann aber frage man sich wohl, ob ein auf anderer Grundlage sich erhebendes, selbständig sich daneben stellendes oder gar in Gegensatz dazu tretendes Unternehmen Aussicht auf ähnliche, geschweige denn größere Erfolge hätte. — Doch, wie gesagt, der Hinweis auf diese äußeren organisatorischen Leistungen des heutigen Jünglingsvereinswerks ist uns nicht die Hauptsache, denn auch damit bewegen wir uns noch immer auf dem Boden einer vorwiegend quantitativen Schätzung, die zur Begründung unserer höheren Bewertung nicht zureicht. Bedeutungsvoller und beweiskräftiger sind zwei ideale Momente an der Jünglingsvereinsbewegung, die die Geschichte der neueren Jugendfürsorge unwiderleglich feststellt. Das erste ist dies, daß die Väter und Begründer dieser Bewegung überhaupt die ersten gewesen sind, die die große Aufgabe der Jugendfürsorge, und zwar nicht blos aus religiösen, sondern nicht minder aus sozialen Gründen als dringende Pflicht erkannt und tätig in Angriff genommen haben. Es war vor einer Reihe von Jahren, daß ein junger Mann aus dem Arbeiterstande von ernster christlicher Gesinnung mir das Wort entgegenhielt, es sei doch schwer verständlich, wie Staat und Kirche die ungeheuere Umwälzung des Erwerbslebens von der Aufhebung des Zunftzwanges bis zur heutigen Industrialisierung der Gesellschaft unter ihrem Auge habe sich vollziehen lassen, ohne

sich darüber Rechenschaft zu geben, in welchem Maße sich dadurch die Lebensbedingungen für die heranwachsende Jugend verändern mußten, und ohne sich zu fragen, welche Aufgaben sich daraus für Staat und Kirche ergeben. Der junge Mann hatte völlig Recht. Erst das Jahr 1900 bildete, soviel ich sehe, den Einschnitt, von wo an sich die Aufmerksamkeit der offiziellen Instanzen, überhaupt das Interesse der weiteren Öffentlichkeit dem Probleme der Jugendfürsorge lebhafter zugewendet hat. Von dem, was bis dahin zu Gunsten der ledigen Jugend getan worden ist, ist ohne Frage das Wichtigste und Bedeutendste innerhalb der dem pietistischen Mutterboden entsproßten Jünglingsvereine geschehen, und, mag es immerhin richtig sein, daß denselben von ihrem Ursprung her eine gewisse Enge anhafte und ihrer zu einseitig am Gesichtspunkt der Seelenrettung orientierten Arbeit noch immer die wünschenswerte Weite des Blicks für die Größe der durch die neue Zeit gestellten Aufgabe abgehe, — der Ruhm bleibt den Jünglingsvereinen unter allen Umständen, daß ihre Väter und Begründer als die ersten ein Auge für die Bedürfnisse der Jugend der neuen Zeit gehabt haben und spontan mit positiver Arbeit auf den Plan getreten sind, ehe sonst jemand daran dachte, sich der Jugend anzunehmen.

Gewichtiger noch ist das zweite ideale Moment, in dem der höhere Wert der Jünglingsvereinsarbeit zum Ausdruck kommt. Die religiösen Jugendvereine sind ja nicht die einzige Veranstaltung der Jugendfürsorge geblieben. Auf breiterer humanitärer Grundlage sind neben ihnen ungezählte Wohlfahrtseinrichtungen (Feierabend, Lehrlingshorte, Lese- und Spielsäle u. s. w.) Aber eben die Vergleichung mit diesen parallelen Bestrebungen fällt zweifellos zu Gunsten des Jünglingsvereinswerks aus. Weder in Beziehung auf den quantitativen Erfolg noch auf die Lebensfähigkeit kann sich dieselbe mit den Jünglingsvereinen messen. Im Gegenteil zeigt der Rückblick auf die verschiedenen Versuche der Jugendpflege in den letzten 70 Jahren*) — a. 1834 Gründung des „ersten deutschen Jünglingsvereins" in Bremen durch P. Mallet — unwidersprechlich, daß die größere Lebensfähigkeit und intensivere Wirkung durchaus bei den Vereinen gewesen ist, deren Rückgrat das religiöse Element gewesen ist, d. h. bei den Jünglingsvereinen, und es kann kein Zweifel darüber obwalten: eben dieser ihrer religiösen Grund-

*) Es sei auch hier noch einmal (cf. Heft 1 d. Jahrg. S. 42) auf die Geschichte des ostdeutschen Jünglingsbundes 1856–1905 von P. E. Wartmann aufmerksam gemacht, die im ersten Abschnitt eine äußerst instruktive, besonders durch die mitgeteilten Urkunden wertvolle Geschichte des deutschen evangelischen Jünglingsvereinswesens überhaupt enthält.

lage und Tendenz, die den starken Kitt und die feste Tradition ihres Vereinslebens bildet, verdanken sie diese Überlegenheit über die anderen noch so wohl gemeinten Veranstaltungen der humanitären Jugendpflege, die nach Ausweis der Geschichte meist unsicher tastende und ziemlich kurzlebige Versuche lokalen Charakters ohne klare Zielbestimmung und ohne Zusammenhang unter einander und darum ohne weiter und tiefer greifende Wirkung auf die heranwachsende Jugend geblieben sind. — Angesichts alles dessen dürfte in der Tat unsere verhältnismäßig günstige Beurteilung des Jünglingsvereinswerkes wohl begründet sein. Dann aber wird man es sich zweimal überlegen müssen, ob es wohl getan wäre, gerade jetzt, wo erfreulicherweise die Dringlichkeit der Jugendpflege in weiteren Kreisen neu empfunden wird, den Zusammenhang mit ihrer bisher lebenskräftigsten Form fallen zu lassen und auf neue Wege zu sinnen, ohne daß dringende Not es erfordert, und ehe man sich vergewissert hat, ob nicht auch auf dem Boden der Jünglingsvereinsbewegung noch Aussicht vorhanden ist, die Jugendarbeit in immer gesundere und darum förderlichere Bahnen zu lenken.

2.

Um gesundere, förderlichere Bahnen allerdings wird es sich handeln müssen. Denn die oben angeführten Fragen von P. Wartmann: wie wir uns die betrübenden Ergebnisse der Statistik bez. der Jünglinge reiferen Alters erklären sollen? und jenes Jünglingsvereinlers: warum es den Vereinen so wenig gelingt, ihre älteren Mitglieder festzuhalten? dürfen uns, die wir das ganze Problem wesentlich mit unter dem volkskirchlichen Gesichtspunkt ins Auge fassen müssen, keine Ruhe lassen, sondern wir müssen sie zu beantworten suchen und zwar so, wie sie gemeint sind. Das will sagen: es darf uns nicht genügen, solche Erklärungsgründe anzuführen, die außerhalb der Arbeit unserer Vereine liegen, für dieselben also nicht verantwortlich zu machen sind, vielmehr tut ehrliche Selbstbesinnung not, ob nicht Fehler und Mängel im herkömmlichen Betriebe mit die Schuld tragen, und wo die bessernde Hand angelegt werden soll, damit unsere Jugendarbeit ihrer großen Aufgabe gerechter werde. Versuchen wir darum, so schwierig es sein mag, sine ira et studio und mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, den die practica multiplex erfordert, die hauptsächlichsten Punkte aufzuzeigen, wo die übliche Praxis gegenüber der Größe der Aufgabe mehr oder weniger versagt. Dabei wird es kaum einem Widerspruch begegnen, wenn wir als solche Hauptpunkte herausheben: Die Stellung zur sozialen Frage, die Pflege der Geselligkeit im Verein und das Problem der spezi-

fischen Frömmigkeitspflege, und wenn wir zugleich in allen diesen drei Beziehungen je den doppelten Gesichtspunkt im Auge behalten: wird der herkömmliche Betrieb ebenso dem Geist des Evangeliums wie den spezifischen Verhältnissen und Bedürfnissen unserer jungen Leute gerecht?

a. Was zunächst die soziale Frage betrifft, so kommt dieselbe hier natürlich nicht sowohl nach ihrer wirtschaftlichen als vielmehr nach ihrer religiösen Seite in Betracht. Genauer gesagt, es handelt sich für uns nur um die Frage: Was haben unsere Jünglingsvereine geleistet, und was hätten sie leisten können und sollen, um der wachsenden Entfremdung unserer Volksjugend von Kirche und Christentum entgegenzuwirken? Darauf aber wird die Antwort kaum anders lauten können, als: sie haben gegenüber dieser Aufgabe im allgemeinen versagt. Gewiß ist es ihnen da und dort gelungen, einzelne zu sammeln und religiös zu befestigen, und was solche religiös gefestigte junge Männer mit dem Zeugnis ihres Lebens und gelegentlich auch ihres Mundes inmitten ihrer Arbeitsgenossen je und je ausrichten, das sind unter Umständen Imponderabilien vom höchsten Wert. Aber aufs große Ganze gesehen, müssen wir zugeben, daß es unseren Vereinen nicht gelungen ist, der furchtbaren, antireligiösen Beeinflussung der Arbeiterjugend durch den heute in der Sozialdemokratie herrschenden Geist einen wirksamen Damm entgegenzusetzen. Im Gegenteil, dieser unheilvolle Einfluß ist es vor allem, der mit noch immer zunehmendem Erfolg so viele junge Leute unseren Vereinen entzieht nnd entführt. Freilich wäre es ein offensichtliches Unrecht, gerade den Jünglingsvereinen daraus einen besonderen Vorwurf zu machen. Wo Organisationen von ganz anderer Macht und Verantwortung versagten, wo Staat und Kirche es nicht vermochten, die Massen des jungen Volks auf der Bahn nationaler und religiöser Gesinnung zu erhalten, da darf man sich über den geringen Erfolg der schwachen, einflußlosen Jünglingsvereine nicht wundern, zumal wenn man sich ihre Herkunft vergegenwärtigt, aus dem Schoß eines zwar innig frommen, aber bis in unsere Tage hinein den Fragen des öffentlichen Lebens mit ängstlicher Scheu gegenüberstehenden Pietismus. Trotzdem ist die Frage berechtigt, ob nicht dennoch hier Versäumnisse vorliegen. P. Wartmann hat in dem oben angeführten Abriß der Geschichte der deutschen Jünglingsvereinsbewegung nachgewiesen*), daß dieselbe nicht blos aus religiösen Motiven erwachsen ist, sondern von Anfang an eine kräftige soziale Wurzel hatte. Eben der sog. „erste

*) a. a. O. S. 20 ff.

deutsche Jünglingsverein" in Bremen, einem Sonntagslesesaal in Basel nachgebildet, war tatsächlich mehr eine humanitäre soziale Einrichtung, als ein pietistischer Erbauungsverein, und auch im Fortgang der Entwicklung hat es nie an Stimmen gefehlt, die immer wieder nachdrücklich auf die soziale Aufgabe der Vereine hingewiesen haben. Warum haben aber nun doch dieselben in diesem Stück in der Hauptsache versagt? Der Fehler lag nicht da, wo ihn Wichern erblickte, der sich mehr und mehr enttäuscht von der Jünglingsvereinssache abwandte, weil sie seine sozialen Hoffnungen nicht erfüllte, nicht darin, daß dieselben statt der konkreten sozialen Aufgaben, die er ihnen unter Lehrlingen und Gesellen zuweisen wollte, in der Pflege des Religiösen ihr Hauptziel erblickten, wie wenn die Pflege der religiösen Lebenswurzel an und für sich zur Verkümmerung der sozialen hätte führen müssen. Denn schließlich leben doch die Bäume nur aus einer Wurzel, und stellt man sich überhaupt einmal auf den religiösen Boden, so hat das Religiöse die folgerichtige Tendenz, alles andere sich unterzuordnen. Wohl aber lag der Fehler darin, daß es bei der herkömmlichen Pflege des Religiösen an einem Doppelten gebrach, an dem rechten vollen Verständnis des Evangeliums, auch nach seinem sozialen Gehalt, nicht blos nach seiner Bedeutung für die Einzelseele, und an dem hellen, geschärften Blick für die Bedürfnisse der Jugend in der durch die neuzeitlichen Verhältnisse geschaffenen Lage. Freilich gilt hier wieder: was der evangelischen Kirche Deutschlands selber abging, teilweise sogar in ihren bedeutendsten religiösen Persönlichkeiten abging, von denen manche nach 1848 eher den Weltuntergang, als einen Aufschwung neuen Lebens auf allen Gebieten erwarteten, das Verständnis für die drängenden, treibenden Kräfte im Volk — das darf man doch nicht bei den aus dieser Kirche hervorgegangenen und durch ihren Geist genährten Vereinen suchen wollen. Aber es ist kein Zweifel, wäre beides, das Verständnis für den weltweiten Horizont, für den Universalismus des Evangeliums, sowie das helle Auge und die tatkräftige Hand für die sozialen Nöte des heranwachsenden Geschlechts, wie in der Kirche, so in den Vereinen rechtzeitig vorhanden gewesen, so hätte auch bei uns in Deutschland — man denke an die Entwicklung der Dinge in England, wo das tapfere Eingreifen der Christlich-Sozialen das Renommee der Neutralität der anglikanischen Kirche in den sozialen Kämpfen gerettet hat — der Abfall von Kirche und Christentum nicht die Dimensionen annehmen müssen, die er tatsächlich angenommen hat, und unter denen der Erfolg unserer Jugendarbeit am empfindlichsten leidet. — Aber das ist nun, wie es ist, und alle Hoffnung für die Zukunft kann nur darauf beruhen, daß es zu-

nächst der Kirche gelingt, zu den Millionen ihr jetzt in bösem Mißtrauen entfremdeten Volksgenossen wieder ein positives Verhältnis zu gewinnen, indem sie sich von jedem Verdacht der Abhängigkeit von den bestehenden Gewalten und der Solidarität mit den bestehenden Verhältnissen reinigt, freilich nicht durch Liebäugeln mit den unteren Schichten als solchen und durch Nachgiebigkeit gegen ihre jeweiligen Forderungen — wahrhaftig nicht —, wohl aber dadurch, daß sie sich mit Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und Linken, nach oben und unten, als Vertreterin und Vermittlerin des ewigen Evangeliums bewährt. Daneben haben aber auch schon jetzt unsere Vereine das Ihrige zu tun. In der Tat wird es auch heute in weiteren Jünglingsvereinskreisen empfunden, daß man der sozialen Frage mehr Aufmerksamkeit schenken müsse, wenn man nicht im Kampf um die Jugend ins Hintertreffen geraten wolle. Man bespricht deshalb die soziale Frage in Instruktionskursen, man empfiehlt soziale Einrichtungen, wie Hilfs- und Sparkassen, Versicherung für Krankheit und Arbeitslosigkeit, um die Mitglieder unabhängiger zu machen, oder plaidiert für Anschluß der Mitglieder an die christlichen Gewerkschaften. Gegen all' das ist natürlich nichts zu sagen. Auch die gewichtigen Bedenken, die sich gegen die christlichen Gewerkschaften erheben lassen, mögen hier unterdrückt werden, — so lange die sog. neutralen Gewerkschaften weder national noch religiös gesinnte Arbeiter in ihrer Mitte aufkommen lassen, kann man der christlichen Gewerkschaftsbewegung ihr Daseinsrecht nicht bestreiten — aber der spezifische Beitrag, den die Jünglingsvereine zur sozialen Frage als „Arbeiterfrage" zur leisten haben, kann doch nur vom religiösen Mittelpunkt der Vereinsarbeit aus geleistet werden. Es gilt, unsere jungen Leute, neben dem daß sie gegen den religiösen Spott und Zweifel, die ihnen aus ihrer sozialistischen Umgebung entgegentreten, durch richtige, religiöse Belehrung gewappnet werden müssen (worüber unten mehr), bewußt und absichtlich in ein lebendiges Verständnis der sozialen Botschaft des Evangeliums einzuführen, und wie das in Bibelstunden etwa im Anschluß an die Bergpredigt oder an die gerade mit Jünglingen so dankbare Besprechung des alttestamentlichen Prophetismus geschehen kann, bedarf hier keiner Ausführung. Die Hauptgesichtspunkte gibt wohl in gedrängtester Kürze A. Harnack im Wesen des Christentums (das Evangelium und die Armut oder die soziale Frage). Wo so der soziale Gehalt der evangelischen Botschaft zu lebendigem Verständnis gebracht, wo mit dem überzeitlichen, universalem Charakter des Evangeliums gegenüber den vergänglichen, partikulären Ordnungen des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens Ernst gemacht, wo zugleich an der

hand der Geschichte der Glaube an die Umwandlungs- und Erneuerungsfähigkeit des Gesellschafts- und Wirtschaftslebens aus den Kräften und Idealen des Reiches Gottes heraus in den Gemütern gestärkt wird, da ist der Mensch auf einen Standort erhoben, wo er der agitatorisch-demagogischen Verhetzung nicht mehr zugänglich ist. Und eben für solche Gedanken und Ideale ist gewiß der junge Mann verhältnismäßig leichter zu erwärmen. Die Jugend leidet, wenn ihr das Auge über das Ungesunde, Unnatürliche, vielfach Ungerechte in den menschlichen Verhältnissen aufgeht, mehr darunter, als das schließlich sich in alles, auch in das Elende und Gemeine eingewöhnende Alter. Mag die Erregung und Gärung in unserer Arbeiterschaft noch so sehr das Werk einer skrupellosen, der der Macht der Phrase und oft auch der Lüge verfallenen Agitation sein, kein billig Denkender wird leugnen können, daß ihr doch nicht selten auch verletztes Gerechtigkeitsgefühl zu Grunde liegt, und dem gegenüber gilt es eben den Nachweis, daß das Evangelium so wenig für irgend eine Ungerechtigkeit verantwortlich ist, daß es vielmehr den stärksten Hort der Gerechtigkeit bildet, und daß nach Ausweis der Geschichte in dem weiterwirkenden und vorwärtsdrängenden Geist Jesu Christi die Ziele der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit sicherer garantiert sind als auf dem Weg einer mehr oder weniger gewaltsamen und lediglich von außen her erfolgenden Umgestaltung der menschlichen Verhältnisse. Dabei ist freilich nötig, daß der junge Mensch, der die sozialen Probleme am eigenen Leib empfindet, im Vereine und besonders auch auf Seiten der Vereinsleitung nicht bloß echtem sozialen Empfinden begegnet, sondern gelegentlich auch Hilfe und Beistand findet, der Lehrling Schutz gegen rohe Behandlung, der Arbeiter in Zeiten von Arbeitslosigkeit und Streiks gegebenenfalls pekuniäre Unterstützung. – Und noch auf eins darf hier vielleicht hingewiesen werden, nämlich auf die Stellung der Evangelischen Jünglingsvereine und der Evangelischen Arbeitervereine zu einander. Beide sind ja je etwas für sich und können nicht einfach in einander aufgehen, so daß etwa der Jünglingsverein seine älteren Mitglieder an den Arbeiterverein überweise. Denn die Jünglingsvereine rekrutieren sich nicht bloß aus der Arbeiterschaft und die Arbeitervereine sind, wo sie länger bestehen und blühen, mehr Männer- als Jünglingsvereine. Daraus ergibt sich, gerade auch in Beziehung auf die religiöse Frage, ein ziemlich verschiedenes Arbeitsprogramm. Aber andererseits sollte doch die Eigenart und Selbständigkeit der leitenden Vereine zu keiner Antagonie, zu keinem Konkurrenzkampf führen, und besonders bedauerlich ist es, zugleich ein Zeichen von mangelndem Verständnis für den Ernst der sozialen Frage, wenn manch-

mal aus Jünglingvereinskreisen den Evang. Arbeitervereinen religiöse Minderwertigkeit zum Vorwurf gemacht wird. In vorwiegend industriellen Orten sind evang. Arbeitervereine so notwendig wie die Jünglingsvereine, und wo gesunde, normale Verhältnisse sind, d. h. wo in den Jünglingsvereinen keine engherzige Frömmigkeit gepflegt wird und umgekehrt in den Arbeitervereinen das „Evangelium" kein bloßer Aushängeschild ist, da wird es in solchen Orten vielfach das Normale sein, daß ältere dem Arbeiterstand angehörige Mitglieder des Jünglingsvereins auch im Arbeiterverein mittun, ja manchmal zu der geistigen Elite des letzteren zählen. — Eines nur sei noch zum Schluß dieses Abschnittes kurz erwähnt. Gewiß noch lange nicht in wünschenswertem Maße, aber doch einigermaßen findet in den Jünglingsvereinen eine gewisse Mischung der Stände statt, wie kaum in einer anderen Vereinigung. Auch dieser Beitrag zur sozialen Frage ist nicht zu unterschätzen. Aber freilich hier sind wir im allgemeinen noch am weitesten zurück. Wann werden unsere Gebildeten, nicht bloß die Pfarrer, auch die Philologen, Juristen, Verwaltungsmänner und Ärzte, ihre Pflicht besser erkennen lernen, das geistige Brot, das sie so reichlich genossen haben, ihren Brüdern im Volk zu brechen? Hier bedarf die Arbeit der Jünglingsvereine notwendig der Ergänzung. Die Volksheime und die Volkshochschulbewegung, für die sich gerade auch unsere theologischen und christlichen Kreise mehr interessieren sollten, haben da ihre Aufgabe und ihre Zukunft. Hier liegen auch innerhalb Deutschlands die besonderen Verdienste der Hamburger, besonders des unermüdlichen W. Claßen.

b. Der zweite Punkt, wo wir uns des Eindrucks nicht erwehren können, daß die übliche Jünglingsvereinspraxis bisher mehr oder weniger versagt hat, ist die Geselligkeitspflege im Verein. Es ist sehr interessant, zu sehen, wie einmütig von Anfang an oder doch sehr früh die Satzungen der Jünglingsvereine das Recht der Befriedigung des jugendlichen Bedürfnisses nach Unterhaltung, Freude und Vergnügen, kurz nach edler Geselligkeit anerkannt haben, aber auch andererseits zu beobachten, wie schwer es den Vereinen geworden ist und heute noch wird, das Problem in concreto zu lösen. Gewiß hängt auch das wieder zu einem guten Teile mit dem pietistischen Ursprung und Charakter der Jünglingsvereine zusammen. Wohl ist gegenüber der früheren Enge, wo neben der Erbauung die anderen Aufgaben des Vereinslebens kaum aufzukommen vermochten, ein bedeutender Fortschritt zu verzeichnen: Kein Gebiet des Arbeitsprogramms ist mehr ausgebaut und erweitert worden, als das der Unterhaltung. Neben Gesang und Posaunenblasen haben Turnen und sogar Sport, Zimmer- und Turnspiele, musikalische,

deklamatorische und dramatische Aufführungen Aufnahme gefunden. Aber immer wieder erinnern Konflikte im Vereinsleben, hervorgehend bald aus ängstlicher Gesetzlichkeit bei den einen, bald aus einem Übermaß von Vergnügungssucht bei den andern, an die Schwierigkeit der Sache. Besonders in Vereinen, wo das religiöse Element entschiedene Vertreter hat und eifrige Pflege findet, gibt es leicht Anstände. Der Gegensatz von Starken und Schwachen, von Freien und gesetzlich Gebundenen macht sich geltend, wobei natürlich nicht bloß der jeweilige Stand der inneren Entwicklung, sondern auch die Verschiedenheit der häuslichen Erziehung und Gewöhnung eine Rolle spielen. Auch die Rücksicht auf das Urteil derer, die „das Ansehen haben", verwirrt manchmal die Gemüter. Je und je geschieht es, daß unschuldige Harmlosigkeit beunruhigt wird, indem religiös lebendigen Mitgliedern, denen doch von Natur ein gesunder jugendlicher Frohsinn eigen ist, von anderer Seite ihre ursprünglich harmlose Beteiligung an Spiel und Vergnügen zur Sünde gemacht wird. Freilich es handelt sich hier um eine sehr delikate Frage, die an die Weisheit und den Takt des Leiters besondere Anforderungen stellt, und allgemeine Normen lassen sich hier umsoweniger aufstellen, als für die Beurteilung dessen, was angeht, auch das örtliche Milieu wesentlich in Betracht kommt. Was anderwärts anstandslos ertragen wird, kann in ausgesprochen pietistischen Gemeinden starken Anstoß erregen. Hier handelt es sich um die große Aufgabe einer allmählichen Umbildung der Anschauungen im Sinne evangelischer Freiheit, ebenso durch pädagogische Schonung der Schwachen und Unfreien, wie durch gelegentliche entschiedene Wahrung der Freiheit, wenn die Schwachen sich als die Starken geberden. Denn das ist gewiß, unsere Vereine, wenn sie anders der freudebedürftigen Jugend mit ihrem natürlichen Frohsinn dienen wollen, müssen in der Frage der Geselligkeitspflege gegenüber der da und dort vorhandenen gesetzlichen Ängstlichkeit und unfreien Kasuistik einen unbefangeneren Standpunkt gewinnen. Soll es unserer Jugend in ihnen wohl sein, so muß es nicht bloß in thesi behauptet werden, daß die Religion keine Freudenstörerin ist, sondern es muß in praxi der Beweis geliefert werden, daß sie wirklich für harmlose Freuden Raum hat, ja daß gerade sie zum richtigen Genuß der Freude erzieht, das Vergnügen wirklich adelt. In einer seiner gedankenreichen Betrachtungen mit der Überschrift „Vergnügungen" führt J. Brierley (Wir und das Weltall S. 162 ff.) das Wort eines tiefsinnigen Denkers an: „Je mehr sich ein Mensch dem Tiefernsten hingeben kann, desto herzlicher kann er lachen." Überhaupt ist dieser ganze Abschnitt voll beherzigenswerter Gedanken:

„Die christliche Kirche muß heute wissen, welche Stellung sie zu den Vergnü-

gungen einzunehmen hat. Sie kann sie nicht ignorieren oder verbieten, da ihre eigene Lehre, recht verstanden, zeigt, wie tief sie mit dem göttlichen Lebensplan verwoben sind. Es gibt freilich keine wahre Freude ohne innere Versöhnung mit Gott. Die Seele kann wahre Freude nicht von sich geben, bis sie von Gott erfüllt ist. Aber eben deshalb muß die Kirche die Welt die Ethik der Vergnügungen lehren . . . . Die Kirche hat zu allen Zeiten mit mehr oder weniger Erfolg die Menschen gelehrt zu beten. Aber sie hat auch die Aufgabe, sie spielen zu lehren. Sie muß ihr Programm erweitern, bis es den ganzen Menschen in sich faßt. Sie muß für immer die Ansicht aufgeben, daß die Freude dem Ernst schade, wissend, daß beide die gleiche Quelle und das gleiche Ziel haben."

Das alles hätte auch Luther sagen können. Es liegt genau in der Linie seines Ideals von Christenfrömmigkeit. Aber hier liegen noch große kaum in Angriff genommene Aufgaben. Wie arm an Sinn und Verständnis für frohes Spiel und richtige leibliche und geistige Erholung ist unser Volk! Daher das Sichstürzen in den Strudel der ödesten und fadesten Vergnügungen. Hier liegt darum eine besondere Aufgabe unserer christlichen Jugendvereine, d. h. man soll die Geselligkeitspflege nicht bloß nebenher als Lockmittel im Verein dulden, sondern sie soll ausdrücklich als selbstverständliche Aufgabe dem letzten und obersten religiösen Ziel so eingeordnet werden, daß sie von diesem her ihr volles Daseinsrecht, aber auch gegen Unziemliches und Ausartendes die nötigen Schranken erhält. Wie hat ein Henry Drummond in Schottland diese Aufgabe verstanden und in der von ihm so geliebten und geförderten „Knabenbrigade" erfolgreich an ihr gearbeitet! Und der in Deutschland wohl beispiellose Erfolg der Jugendvereinsarbeit von P. Weigle in Essen*), der 1902 in seinen Jugendvereinen 800 und im Bibelkränzchen für die höheren Schulen 200 Jünglinge zählte, beruht sicher auf der engen Verbindung, die hier seelsorgerlicher Ernst und Eifer mit einem vollen Verständnis für Jugendmut und Frohsinn eingegangen hat, gerade auch in der dem jugendlichen Alter besonders glücklich angepaßten Art des Spiels, ähnlich wie in Schottland in militärischen Formen. Aber auch bei den älteren Jünglingen — bei der schottisch-englischen Knabenbrigade und den Jugendvereinen in Essen handelt es sich vorwiegend um das Übergangsalter vom Knaben zum Jüngling — ist die richtige Lösung des Problems einer jugendlich frischen und frohen Geselligkeitspflege von äußerster Wichtigkeit. Hier mehren sich freilich die Schwierigkeiten. Sie liegen einerseits darin, daß abgesehen von körperlichen Übungen, Ausflügen, Turnspielen u. s. w. das Auffinden der richtigen Unterhaltungsmittel nicht so leicht ist, und

*) „Der Einfluß der Jugendvereine auf sittliche und religiöse Erziehung der männlichen Jugend", Verlag des westdeutschen Jünglingsbundes in Elberfeld.

andererseits in dem schweren Problem, das sich für dieses Alter im Verhältnis zum anderen Geschlecht erhebt. Auf die letztere schwierige Frage können wir natürlich hier nicht eingehen; dagegen wird in ersterer Beziehung die Geselligkeitspflege sich die Anregungen der Kunst und Literatur mehr zu nutze machen müssen und dürfen; auch haben hier die dramatischen Aufführungen ihr volles Recht, wobei es sich von selbst versteht, daß die Auswahl der Stoffe nach Form und Inhalt dem Charakter eines religiösen Vereins nicht widersprechen darf, im übrigen aber die Frage der Kostümierung aus der Kasuistik der Vereinsgesetzlichkeit allmählich verschwinden sollte. Fänden sich nur mehr Dichter, die gewiß vorhanden sind, die besonders in die Schätze der vaterländischen und lokalen Geschichte hineingriffen und unsere Vereine mit Geist und Gemüt erhebenden, echten Vaterlands- und Heimatssinn pflegenden Stücken versorgten! — Schwierigkeiten auf dem Gebiete der Geselligkeitspflege werden immer bleiben. Spannungen zwischen dem inneren Entwicklungsstadium der spezifisch religiös Veranlagten und der größeren Menge der übrigen, religiös nicht so lebhaft Interessierten sind unvermeidlich. Hier wird wieder auf die Weisheit und den Takt der zur Vermittlung berufenen Vereinsleitung am meisten ankommen. Von entscheidender Bedeutung aber ist es, daß es gelingt, gerade die religiös Angeregteren nicht bloß zum Verständnis für die Bedürfnisse des übrigen weiteren Kreises zu erziehen, sondern sie dazu zu bringen, daß sie sich pflichtmäßig oder besser gesagt, daß sie sich mit dem guten Gewissen eines fröhlichen Christenmenschen freudig an der Geselligkeitspflege im Verein beteiligen. Denn es ist ganz aus meiner Erfahrung herausgesprochen, was mir ein erfahrener Vereinsleiter aus seiner Praxis heraus über die Notwendigkeit der Verbindung des religiösen und des geselligen Elements schreibt: „Es ist der religiöse Kreis, der, mag er noch so klein und unansehnlich sein, dem Verein den entscheidenden Wert und Halt gibt. In dem Maß aber, in dem dieser Kreis sich auch an der Geselligkeit energisch beteiligt, fallen die beiden Seiten des Vereinslebens zusammen. Halten sich dagegen die religiös Gesinnten von der Geselligkeit zurück, so fällt der Verein auseinander. Das ist das Problem unserer Arbeit!" In der Tat, so liegt die Sache! Man sieht aber auch daraus, wie von dem richtig verstandenen Evangelium, ebenso wie von dem Verständnis für die Bedürfnisse der Jugend aus eine harmlosere, unbefangenere Geselligkeitspflege Lebensbedingung für die gedeihliche Entwicklung unseres Jünglingsvereinswesens ist.

[Der Schluß der Studie folgt im nächsten Heft.]

Über moderne Gesangbuchsnot.

Von Lic. th. Rudolf Günther, Dekan in Langenburg.

Daß der kirchliche Reformdrang, welcher die moderne Theologie neuerdings kennzeichnet, über kurz oder lang eine Umgestaltung des Gesangbuchs anstreben werde, war vorauszusehen. Den ersten entschlossenen Versuch in dieser Richtung hat Pfarrer Nithack-Stahn in der Christlichen Welt*) unternommen. Wenn dieser Vorstoß nicht vereinzelt bleibt, wenn namentlich die dort erhobenen Forderungen bei irgendwelcher Gesangbucharbeit praktisch geltend gemacht werden, so ist ein Gesangbuchstreit unausbleiblich, und was dies bedeutet, läßt sich leicht ermessen. Ein Bekenntnis- oder Agendenstreit erfaßt die Gemeinde im Ganzen nur dank der Agitation ihrer kirchlichen Führer; eine grundsätzliche Neugestaltung des Gesangbuchs greift ihr ans Herz. Doch wie es auch mit den äußeren Folgen dieses Reformvorschlags bestellt sein mag, die einmal aufgeworfene Frage verlangt eine grundsätzliche und unbefangene Antwort. Ist für moderne Christen eine Gesangbuchsnot vorhanden und wenn dies der Fall ist, wie kann ihr abgeholfen werden?

Bei der Erwägung dieser Frage gehen wir mit Nithack-Stahn von der Voraussetzung aus, daß es einen herrschenden Typus des evangelischen Gesangbuchs in der Gegenwart gibt, den man als „unser Gesangbuch" bezeichnen darf. Trotzdem seine verschiedenen Ausprägungen nicht unwesentlich von einander abweichen, will doch jede von ihnen in ihrer Weise die Idee des Gesangbuchs darstellen: eine Sammlung von Liedern aus alten und neuen Zeiten der christlichen Kirche zu sein, in denen die Gemeinde den Ausdruck ihres Gemeinglaubens und ihrer gemeinsamen Frömmigkeit erkennt. An diesem grundlegenden Charakter des Gesangbuchs will auch ein so entschlossener Reformer wie Nithack-Stahn nichts ändern. Auch nach seiner Meinung wäre es leichter gesagt als getan, wenn „wir" den Liederschatz der „Väter" hinter uns legen wollten, soweit seine Theologie „uns" stört. Und er kennt „Lieder aus der Heroenzeit des Protestantismus, die die Kraft haben, uns vergessen zu lassen, was uns innerlich von ihren Auschauungen trennt". Ebenso haben wir „Paul Gerhardt, der schlichte Töne des Gottvertrauens anschlägt, die nicht verwehen können" (Sp. 773). Seine besondere Sympathie genießen die Mystiker und Pietisten wie Angelus Silesius, Tersteegen, Zinzendorf u. a., deren Lieder unmittelbare Religion aussprechen, wie weich auch manche davon uns anmuten. Und mit liebevoller Anerkennung wird Gellerts gedacht, des letzten deutsch evangelischen Liederdichters, „dessen Gesänge im Volke leben" (Sp. 772).

Aber wenn so Nithack-Stahn in dem allgemeinen geschichtlichen Rahmen des bisherigen Gesangbuchs sich bewegt, so fordert er nun doch eine viel

*) Unser Gesangbuch, religiös und literarisch beurteilt. 1906. Nr. 33 Sp. 769—779. Vgl. ebenda Sp. 788 und Balzer, Unser Gesangbuch Nr. 36. Sp. 851—854. Einen Mitstreiter, der übrigens beträchtlich unter ihm steht, hat Nithack-Stahn in Pfarrer Lic. Schmid (Christl. Kunstblatt 1906 Nr. 11 S. 334—338 und Nr. 12 S. 375—378) gefunden.

strengere Sichtung des Überkommenen von dem Gesichtspunkt der religiösen Wahrhaftigkeit aus. Die Lieder, die im Gottesdienste angestimmt werden, sollen nicht nur ästhetische, durch phantasiemäßiges Nacherleben vermittelte Erhebung bringen, „Kirchenlieder sollen Gebete sein, Gelübde sein, Selbstgespräche vor Gott, Bekenntnisse vor den Menschen“ (Sp. 770). „Die Frage ist also: Können wir unsere Gesangbuchlieder mit innerer Wahrhaftigkeit singen?“ Wer einmal mit modernem Empfinden die Lieder des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts durchmustert, dem kann die Kluft nicht verborgen bleiben, die uns Heutige von der Vorstellungswelt der Alten trennt. Das naive Phantasiespiel mit dem Christuskind, das bei ihnen auf dem Boden des Dogmas von der Menschwerdung erwuchs, ist auch der heutigen Orthodoxie fremd geworden, denn auch bei ihr hat die geschichtliche Offenbarung Gottes die Idee der Menschwerdung Gottes zurückgedrängt. Die antik mittelalterliche Erlösungslehre, mag sie sich nun auf der Opfervorstelluug oder auf der juridischen Satisfaktionstheorie aufbauen, kann von uns nicht mehr angeeignet werden, so wenig als die Vereinerleiung von Gott und Christus unserer Auffassung entspricht und wir die Sakramentalreligion des 17. Jahrhunderts noch teilen. Uns scheidet die phantastische Dämonologie von dem Zeitalter der Hexenprozesse, in welchem der Gläubige bei Tag und Nacht von dem aufgesperrten höllischen Rachen sich bedroht sah. Und unser ästhetisches wie unser religiöses Empfinden wird durch den blutbrünstigen Charakter der Dichtung des siebzehnten und teilweise des achtzehnten Jahrhunderts beeinträchtigt, der für uns um so störender ist, als unser Blick an den realen Vorgängen des Kreuzestodes Jesu haftet und wir nicht mehr wie die Alten die ganze Vorstellungsweise auf die übernatürliche Substanz des Blutes Christi im Abendmahlskelch beziehen können. Allen diesen Veränderungen der religiösen Denkweise muß man klar ins Auge sehen, wenn man auf die Frage, von der wir ausgegangen sind, eine runde Antwort geben will.

Wie immer sie lauten mag: die Antwort, welche Nithack-Stahn gibt, ist ebenso voreilig als falsch. Wenn die Anstöße der älteren Kirchenlieder so groß sind, daß weitere Kreise der gegenwärtigen Christen sie sich mit religiöser Wahrhaftigkeit nicht mehr zu eigen machen können, so folgt daraus doch nicht das Recht, diese Lieder zugunsten der Fortgeschrittenen abzuändern oder gar umzudichten. Sie gehören in diesem Fall doch in erster Linie denjenigen, deren Denken und Empfinden im wesentlichen sich noch auf gleicher Stufe bewegt. Wer sind „wir“, daß wir beanspruchen könnten, diese Bekenntnisse glaubenskräftiger Zeitalter seien nach „unseren“ heutigen Bedürfnissen umzumodeln? Voreilig ist aber die Kritik Nithack-Stahns auch deshalb, weil er die neuere kritische Gesangbuchsarbeit nicht zu kennen scheint. In dieser Beziehung unterscheiden sich die besseren neueren Gesangbücher so sehr von der unkritischen Art, in welcher man in der ersten Freude der Wiederentdeckung die alten Kernstücke mit allen ihren Schalen herübernahm, daß hier die Rede von „unserem Gesangbuch“ geradezu fehlerhaft wird. Aber der ganze Standpunkt, von dem Nithack-Stahn bei seiner Beurteilung des alten Kirchenlieds ausgeht, ist überhaupt falsch. Denn seine Beurteilung ist nicht, wie er meint, religiös, sondern dogmatisch. Das zeigt sich nirgends schlagender als bei der Beurteilung Gellerts.

Man mag davon absehen, ob man mit Recht über zu geringe Wertschätzung dieses Liederdichters Klage führen kann, wenn heute noch z. B. das württembergische Gesangbuch 31, das Gesangbuch des Königreichs Sachsen wenigstens 26 seiner Lieder enthält. Dagegen wird man mit Staunen vernehmen, daß die Dichtungen des Rationalismus als rein religiöse in Anspruch genommen werden. Anders kann man es doch nicht verstehen, wenn der Verfasser von gewissen Liedern der Mystik und des Pietismus schreibt: „es sind religiöse Dichtungen und weiter nichts" und dann unmittelbar fortfährt: „Ja nicht zu vergessen die des Rationalismus" (Sp. 772). Zum Überfluß heißt es von Gellert sogleich nachher: „er gab uns das einzige rein religiöse Osterlied, das wir besitzen: Jesus lebt, mit ihm auch ich." Ferner: „Und trotz Luther und Gerhardt, wer möchte zu Weihnachten sein „Dies ist der Tag" entbehren, mit der frommsten aller Weihnachtsstrophen (Sp. 772):

„Wenn ich dies Wunder fassen will,
so steht mein Geist vor Ehrfurcht still."

Seit wann ist der Rationalismus mit seiner Lehrhaftigkeit und seinem Moralismus undogmatisch, „rein religiös?" Es liegt am Tage, daß der Verfasser die reduzierte rationalistische Dogmatik mit undogmatischem Christentum verwechselt. Nur die Sympathie mit dieser läßt auch die kindliche Meinung begreiflich erscheinen, daß Gellerts reflektierte Gotteslieder moderne Menschen mit ihrem leidenschaftlichen Durst nach unmittelbarem Erleben noch zu überzeugen vermögen.

Daß der Kritiker einen dogmatischen Maßstab handhabt, ersieht man auch deutlich aus der Auswahl von Beispielen, die er als Beweis für seine Behauptung beibringt, wie viel Unsingbares, ja Unerträgliches in unserem Gesangbuch sich finde. „Ein feste Burg" mag hier ausscheiden, da auch nach seiner Meinung dieses Lied trotz der Zumutungen an den modernen Menschen gesungen werden wird, so lang es eine evangelische Gemeinde gibt. Wie sehr freilich wird ihm auch dieses Lied verleidet werden, wenn Spitta mit seinem Nachweis recht behielte, daß es ursprünglich als Christuslied zu verstehen ist! Aber wenn er Luthers Kinderlied auf die Weihnachten oder des Nikolaus Herman kindliches Weihnachtslied „Lobt Gott, ihr Christen allzugleich" mit dem ursprünglichen Wortlaut der Strophe in „Luise Henriettens Osterlied" zusammenstellt:

Dann wird eben diese Haut
mich umgeben, wie ich gläube,

während ihm doch bekannt ist, daß die meisten Gesangbücher diese Stelle in ihr Gegenteil umgeändert haben, wenn er an den Teufeln in Luthers „Ein feste Burg" oder in Gerhardts „Befiehl du deine Wege" sich stößt und im ersteren Fall sogar mit der Möglichkeit der hypothetischen Fassung sich tröstet, während auch die heutige Poesie an solcher Stelle die Teufelsvorstellung unbefangen zu verwenden vermöchte, so ist das weder ein religiöses noch ein ästhetisches sondern ein rein dogmatisches Urteil. Nithack-Stahn spricht es auch geradezu aus: was uns an den alten Kirchenliedern fremd anmutet, „sind die dogmatischen Voraussetzungen ihrer Verfasser" (Sp. 772).

Das bestreitet kein Kundiger, aber bestritten muß werden, daß diese Lieder, wenn sie anders ursprüngliche geistliche Lyrik sind, aus diesem Grunde

heute nicht mehr mit religiöser Wahrhaftigkeit angeeignet werden können. Sie sind nichts anderes als religiöse Zeugnisse in den Ausdrucksformen ihrer Zeit, Glaubens- und Sündenbekenntnisse, Klagelaute und Bittgebete, Jubelrufe geretteter Seelen, und sie leben nur kraft des Gotterlebens, aus dem sie entsprungen sind und dessen Wirkung noch heute unter verwandten Erfahrungen auf andere Seelen überspringt. Die besten unter ihnen tragen etwas Zeitloses an sich, es scheint in ihnen so kräftig eine allgemein menschliche Art durch, daß sie auch den Menschen von heute noch als Offenbarungen eines Seelenlebens berühren, das durch Gott geworden ist, was es war. Und das gilt nun nicht nur von den wenigen klassischen Liedern, die zugleich der allgemeinen Literatur angehören, sondern entschieden von mehreren, als unser Reformer sehen will. Auch den Epigonen der Reformationszeit ist noch manches gelungen, was sich nicht als Theologenpoesie zur Seite schieben läßt, sondern bei aller Unbeholfenheit der poetischen Form doch der Ausdruck schlichter Einfalt und echter Frömmigkeit ist; es sei nur an die Vertrauens- und Sterbelieder dieser Zeit erinnert. Und das Gesagte gilt auch nicht bloß trotz, sondern, so paradox es klingen mag, wegen der ungefügen und altertümlichen Formen, in denen sie einhergehen. Eine geschichtliche Religion wie die christliche muß den Zusammenhang mit der Vergangenheit festhalten, der Rückweg zu dem Glauben der Väter muß stets offen bleiben, wenn das Frömmigkeitsleben der Gemeinde nicht verarmen oder unter den Einflüssen neuer Geistesströmungen sich verflüchtigen soll. Die rationalistische Gesangbuchsverwässerung, welche den alten Bestand nahezu aufgelöst hat, hat hier für alle Zeiten eine Warnungstafel aufgerichtet. Der neue Protestantismus muß seine Glaubenswurzeln immer wieder in den Boden des alten einsenken, wenn er wurzelecht bleiben soll; von dorther strömt ihm elementare volkstümliche Kraft zu, welche die philosophische Bildungsreligion von heute niemals aus sich hervorzubringen vermöchte. Lebendig bleibt immer nur die konkrete Religion; indem wir uns an den Ecken und Kanten der Alten stoßen, werden wir gezwungen, den Schacht, der die Goldadern verbirgt, tiefer aufzugraben, und wenn wir das kindliche Stammeln von unergründlichen religiösen Mysterien vernehmen, bleiben wir uns der Unzulänglichkeit unserer eigenen Erkenntnisse bewußt. Die Berührung mit der herben und ungeschlachten Kraft der Alten bewahrt unser religiöses Empfinden vor Überfeinerung und vor der Gefahr, das Schöne mit dem Heiligen zu verwechseln. Die Alten sind uns gerade religiös unentbehrlich, und es ist gewiß kein Zufall, daß sich die ältesten evangelischen Kirchenlieder bisher am wenigsten änderungsbedürftig erwiesen haben. Andererseits ist es auch nicht zufällig, daß die rationalistisch Gestimmten sich weit mehr zu der empfindsamen Pietistenpoesie hingezogen fühlen als zu den herben und mannhaften poetischen Erzeugnissen der nüchternen altprotestantischen Frömmigkeit. Als das an sich erbauliche unveraltete Glaubenszeugnis vergangener Geschlechter können die echten alten Lieder noch heute mit religiöser Wahrhaftigkeit von der Gemeinde gesungen werden, und es ist nichts als religiöse Schwäche und dogmatische Befangenheit, wenn wir unsern Glauben in ihnen nicht wiederfinden können. Wie sollen die

Psalmen Israels uns lebendig bleiben, wenn unsere überreizte Empfindsamkeit uns nicht einmal in den Liedern unserer protestantischen Väter mehr Fleisch von unserem Fleisch erkennen läßt, und wie soll es dem Bibelwort in der Gemeinde ergehen, wenn man jene alten Lieder um ihrer Bibelsprache willen nicht mehr gelten lassen will? Nicht um historische Anempfindung handelt es sich dabei, soweit wir es heute auch darin gebracht haben, sondern um jene Offenheit für alles Gottentstammte und jene königliche Sicherheit und Selbständigkeit des inneren Lebens, die aus dem Vergänglichen das Bleibende, aus dem Fremden das Wahlverwandte heraushebt und in dem Ursprünglichen unbefangen ihr Eigentum erkennt, weil sie selbst im Ursprünglichen lebt, weil in ihr selbst quellendes, bejahendes Leben ist.

Mit diesem Kanon für die religiöse Beurteilung der alten Kirchenlieder ausgerüstet wird man unschwer sagen können, welche davon heute noch lebendig sind. Man wird aber trotzdem die Reinigung des Gesangbuchs nur mit schonender Hand durchführen, weil tatsächlich eine Reihe religiös und ästhetisch unbedeutender Lieder in der Gemeinde eingelebt und infolgedessen für viele unter ihren Gliedern mit einem religiösen Erlebnis verknüpft sind. Man wird sich gegenwärtig halten, daß jedes kirchliche Gesangbuch ein Volks- und Heimatbuch sein will und als solches an die vorhandene Überlieferung anzuknüpfen hat, und man wird mit dem Umstand rechnen, daß die Gemeinde zum großen Teil aus Unmündigen besteht und daß die Unpoetischen in ihr ihr Bedürfnis an solchen Früchten der geistlichen Dichtung befriedigen, die ein strenges religiöses und poetisches Urteil ausscheiden müßte. Nach dieser Richtung geht ja auch einzelnes, was Nithack-Stahn über Gellert ausführt. Es ist nicht anders: ein Kirchengesangbuch wird immer etwas von pädagogischem Charakter an sich tragen. Mit dieser Betrachtung erledigt sich zum Teil, was Nithack-Stahn über den literarischen Wert der Gesangbuchlieder ausführt. Sein Urteil über den literarischen Wert des evangelischen Kirchenlieds ist aber überhaupt unrichtig, schon aus dem Grunde, weil er diese Gattung der Poesie nicht aus sich selbst beurteilt, sondern ihren Wert an dem mittelalterlichen Minnesang und der weltlichen Lyrik abmißt,*) sodann auch weil er die Eigenart des geistlichen Volkslieds nicht in Anschlag bringt, das sowenig wie das volksmäßige Lied überhaupt eine strenge poetische Gebundenheit erträgt.

Vollends ist, was Nithack-Stahn über die Textbearbeitung bei dem älteren Kirchenlied ausführt, oberflächlich und schief. Was er Richtiges dabei vorbringt, ist längst bekannt. Vor allem fehlt es ihm an der klaren Einsicht in die Probleme und Grundsätze der Textgestaltung. Seine Betrachtungsweise ist auch hier dogmatisch. Das von ihm vorgeschlagene Verfahren mündet folgerichtig in die Bahnen der rationalistischen Liederbearbeitung ein. Sobald man die abschüssige Ebene der dogmatischen Willkür betritt, ist kein Aufhalten mehr. Wie den Texten dabei mitgespielt würde, zeigen zur Genüge allein schon Nithack-Stahns Einwendungen gegen die Deciussche

*) Vgl. A. Bartels, Gesangbuchreform? Allg. ev. luth. Kirchenzeitung. 1906. Nr. 46. S. 1095–1100.

Bearbeitung des Agnus Dei. Fühlt denn der Kritiker nicht selbst, wie dürftig gegenüber dem Lapidarstil dieses liturgischen Gesanges sich seine Reflexionen ausnehmen? Und glaubt er etwa im Besitz einer Normaldogmatik zu sein, welche sich unterfangen darf, die Glaubenszeugnisse der Vergangenheit zu meistern? Die mühsam erreichte Annäherung an einen einheitlichen Typus des deutschen Kirchengesangs ginge bei dieser Methode rettungslos verloren. Mit dem emphatischen Satz: „Haltet euch die Archaisten vom Halse!" ist daher so gut wie gar nichts gesagt, so wenig er seines Eindrucks auf die Unwissenden und die Halbwisser verfehlen wird. Es ist aber der Sache nicht besser gedient, wenn man sich im Gegensatz dazu für seine Person als Archaisten bekennt, als ständen hier Liebhabereien und Willkürlichkeiten in Frage. Sagen wir lieber in unsrer deutschen Muttersprache, um was es sich hier bei den Texten der älteren Kirchenlieder handelt. Es handelt sich darum, daß sie so ursprünglich gegeben werden, als es die heutige Gemeinde immer erträgt. Vom poetischen Standpunkte aus kann nun ein Zweifel darüber überhaupt nicht obwalten, daß ein echtes lyrisches Erzeugnis möglichst in der Gestalt fortzupflanzen ist, die es in dem Geist seines Urhebers empfangen hat. Form und Inhalt, Gedanke und Sprache, Anschauung und Bild, Zeitcharakter und Glaubensweise hängen viel zu innig zusammen, als daß nicht jede Umdichtung oder Nachdichtung das organische Gebilde stören oder zerstören müßte. Von dieser Frage nach dem ursprünglichen Lebenswert eines Liedes ist die andere durchaus zu scheiden, in wie weit praktisch kirchliche Rücksichten, vor allem die Rücksicht auf den volkstümlichen Geschmack, der das Typische dem Originalen vorzieht, die ungeschmälerte Erhaltung des Textes in der Gegenwart noch gestatten. Die Verquickung beider Fragen ist eine Hauptursache der verworrenen Urteile, die sich auf unserem Gebiet breit machen. Vielleicht ist der formelle Abstand eines Liedes von den heutigen Denk- und Sprachformen allzugroß und sein Lebenswert nicht überragend genug, als daß es von der Gegenwart noch lebendig angeeignet werden könnte; dann hat es sich ausgelebt und teilt damit nur das allgemeine Schicksal menschlicher Hervorbringungen. Oder aber ein Lied trägt zwar deutlich das Gepräge seiner Entstehungszeit, seine überzeitliche Art ist jedoch so stark, daß seine Härten und Derbheiten den Eindruck des Ursprünglichen und Elementaren nur erhöhen; dann ist es auch in möglichst ungeschwächter Kraft und Eigenart der Nachwelt zu überliefern. Die Restauration des Kirchenliedes, wie man die hymnologische Arbeit des neunzehnten Jahrhunderts mit einem wenig glücklichen Ausdruck bezeichnet, ist einem andern Trieb entsprungen als dem romantischen Streben nach stilreiner Restauration gotischer und romanischer Bauten. Diese hat zu einer Fälschung künstlerischer Werte geführt; jene will nichts als das Ursprüngliche davor bewahren, daß es auf die Stufe des Nachempfundenen herabgedrückt werde, und der Gemeinde die Fähigkeit erhalten oder anerziehen, jederzeit zu der Glaubenssprache ihrer Altvordern den Weg zurückzufinden. Man sage auch nicht, daß unser an der klassischen deutschen Literatur gebildetes Sprachgefühl diese Altertümlichkeiten nicht mehr ertrage. Kann unsere klassische Poesie den Maßstab dafür abgeben, in welchen Sprachformen die volksmäßige Dichtung der vorgoethischen Zeit heute wiederzugeben ist? Dazu kommt, daß Goethe selbst altertümliche Sprachformen seinerseits keineswegs scheut,

und bei dem größten deutschen Lyriker nach ihm, bei Mörike, lassen sich die Sprachformen des älteren Kirchenliedes reichlich belegen, ganz zu geschweigen der durch kein „klassisches" Sprachgefühl normierten Kühnheiten, zu welchen sich die heutige Lyrik mit ihrer hochentwickelten Wortkunst für berechtigt hält. Durch die Treue gegen das Original wird gerade das Gegenteil von dem erreicht, was unser dogmatisch gestimmter Kritiker von dem Anschluß an die alten Formen befürchtet: je ursprünglicher die Gestalt ist, in welcher die alten Lieder auftreten, um so weniger sind sie mit dem Schein dogmatischer Verbindlichkeit behaftet, so wie alte Glaubensbekenntnisse immer unverbindlicher sind, als neue oder abgeänderte. Die neuere Hymnologie steht mit ihrer Textbehandlung auch in Fühlung mit der maßgebenden Kunstrichtung der Gegenwart. „Das Kirchenlied von Luther bis auf Paul Gerhardt und weiter hinaus bieten uns unsere Gesangbücher, leider allerdings oft nicht mehr oder noch nicht in der alten kernigen Form", schreibt der Kunstwart:*) das ist dieselbe Kunstanschauung, die auch keine Übermalung alter Bilder mehr erträgt; sint ut sunt aut non sint. Man mag das vom praktisch kirchlichen Standpunkt aus inopportun finden; im letzten Grunde spricht bei der Entscheidung dieser Frage die Auffassung mit, die man von dem Verhältnis der Kirche zu den Triebkräften und Gesetzen des allgemeinen Geisteslebens hat.

Mehr Zustimmung als seine textkritischen Auslassungen können die Bemerkungen finden, die Nithack-Stahn über die musikalische Bearbeitung des Gesangbuchs macht. Sie wiederholen hier freilich nur oft Gesagtes. Übrigens fehlt es auch in dieser Beziehung an grundsätzlicher Klarheit und eindringender Sachkenntnis. Wenn Nithack-Stahn die Frage aufwirft, wie in derselben Tonfolge gesungen werden soll: „Wer bin ich, welche wichtge Frage!" und „Dein Wort, o Höchster, ist vollkommen", so ist diese einfach dahin zu beantworten, daß Diterichs gereimte Überlegung überhaupt nicht gesungen werden kann. Dazu enthält diese Ausführung Undiskutierbares. Originalkompositionen für alte und neue Kirchenlieder sollen auf dem Wege der „Preisausschreiben" beschafft werden. Auf diese Forderung einzugehen, verbietet mir die Hochachtung vor unseren Kirchenmusikern.

Diese Entgleisung verstärkt den Eindruck, den die gesamte Ausführung Nithack-Stahns hinterläßt, daß man es hier mit einem keineswegs harmlosen Dilettantismus zu tun hat. Die „Christliche Welt" hat mit dieser Arbeit der modernen Gesangbuchreform schlecht präludiert. Und man gelangt zu keinem milderen Urteil, wenn man die positiven Vorschläge zu einer Neugestaltung des Gesangbuchs, die der besprochene Artikel enthält, einer vorurteilslosen Prüfung unterzieht. Solche positiven Vorschläge sind immer die entscheidende Probe auf Wert und Recht der vorausgegangenen Kritik. Man kann nur sagen, daß dieser Teil des Nithack-Stahnschen Reformprogramms am unglücklichsten ausgefallen ist.

„Noch gar nicht ausgeschöpft sind Knapp, Sturm, Spitta, Gerok", lesen wir da (Sp. 777). Von den Genannten hat Albert Knapp vordem Lavater mit Erfolg abgelöst; ob auch nur die beschränkte Zahl von Liedern, mit

*) Literarischer Ratgeber 1904. (17. Jahrg. Heft 4) S. 172.

welchen dieser Ausläufer der rhetorisch-sentimentalen Schule Klopstocks im Gesangbuch Eingang gefunden hat, sich auf die Dauer erhalten wird, darf fraglich erscheinen. Eine Neubelebung dieser rhetorisierenden Poesie in der Gegenwart ist ganz ausgeschlossen. Für den kirchlichen Gebrauch können bei Julius Sturm und selbst bei Karl Gerok nur ganz vereinzelte Lieder in Betracht kommen. Lediglich Philipp Spitta hat Aussicht, mit einem größeren Liederbestande in den Gesangbüchern der Gegenwart Aufnahme zu finden. Er nimmt im neunzehnten Jahrhundert etwa die Stellung ein, die Gellert im achtzehnten inne gehabt hat. Die Rückwendung von der Reflexion zur Empfindung, das Wiederaufleben der biblischen Vorstellungswelt, die wärmere Temperatur des religiösen Gefühls, die Überwindung des rationalistischen Moralismus sind für den Wechsel der religiösen Grundrichtung der durch beide Männer repräsentierten Zeitalter ebenso charakteristisch wie die zunehmende Geltendmachung der religiösen Subjektivität. Neben jenen vier geistlichen Dichtern hätte übrigens auch noch Albert Zeller erwähnt werden müssen. Für das Gemeindelied indessen bringt dieser nur wenige Gaben.

Noch mißlicher aber steht es um den Versuch, das Gemeindegesangbuch durch Beiträge aus der neueren „weltlichen“ Lyrik auf die zu erstrebende Höhe zu heben. Dieser Versuch konnte Nithack-Stahn schon deswegen nicht gelingen, weil er auch hier ohne klare Einsicht in Wesen und Aufgabe des Gesangsbuchs und in die zur Zeit obschwebenden Fragen der Gesangsbuchskunde verfährt. Er kommt sehr leicht über die noch keineswegs geklärte Frage hinweg, wie im Gesangbuch die Zwecke des Gemeindegottesdienstes und der häuslichen Erbauung gegen einander auszugleichen seien. „Es versteht sich, daß neben den im Kirchengesang üblichen Liedern auch solche zum Lesen aufbewahrt werden müssen. Wir brauchen ein Hausbuch christlicher Lyrik“ (Sp. 776, Ziff. 1). Nithack-Stahn bedenkt nicht, daß die Einheitlichkeit des Gesangbuchs zerstört und der sichere Maßstab bei der Auswahl verloren ist, sobald man nicht mehr daran festhält, daß in das Gesangbuch nur singbare Lieder aufzunehmen sind. So weiß man nun auch nicht, ob die religiösen Gedichte unserer weltlichen Lyriker, welche er im Gesangbuch finden möchte, für die öffentliche oder die private Erbauung bestimmt sind. Ist das Letztere der Fall, so hat die Aufnahme eines solchen Gedichts wenig Zweck; wer sich an Goethe erbauen will, greift nicht zum Gesangbuch. Ist aber an die öffentliche Erbauung gedacht, so ist mindestens die Auswahl Nithack-Stahns unzutreffend. Schillers „Worte des Glaubens“ sind immer noch groß und wuchtig, aber dieses rhetorische Gedicht wirkt gesungen stilwidrig. Goethes „Der Du von dem Himmel bist“ ist überhaupt kein unmittelbar religiöses Lied, die Worte „Ach, ich bin des Treibens müde, was soll all der Schmerz und Lust?“ lassen die Art dieser Friedenssehnsucht erkennen. Sie geht nicht auf Beseitigung eines Zwiespalts, sondern auf ruhige Harmonie nach der Unruhe des Wechsels. Mignons holdes Sterbelied ist schon um der intimen Wirkung willen, die ihm allein entspricht, im Gesangbuch unmöglich. Dem Gedankenflug des Gesangs der Erzengel kann keine kirchliche Gemeinde als Ganzes folgen. Mörikes „Herr, schicke, was Du willt“ ist so ganz der Ausdruck einer außerordentlich zart besaiteten, vor der Berührung mit der Außenwelt sich zurückziehenden und jede Störung des inneren Gleichgewichts scheuenden Individualität, daß

dieses Gebet nur von gleichgestimmten Seelen angeeignet werden kann, in jedem anderen Munde wäre die Wendung:

Doch in der Mitten
liegt holdes Bescheiden

unwahr oder unfromm. Am meisten hat von den Lyrikern des neunzehnten Jahrhunderts Geibel Anwartschaft auf Einreihung in die Zahl kirchlicher Dichter, indessen vermutlich gerade mit solchen Gedichten, denen die stärkere lyrische Bewegung fehlt. Annette von Droste-Hülshoff, deren jungfräulich sprödem und durch heiße Kämpfe tapfer sich hindurchringendem Gemüt die bedeutendste religiöse Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts entsprungen ist, nennt Nithack-Stahn bezeichnender Weise nicht. Was aber die moderne religiöse Lyrik angeht, so finden sich zweifellos in ihr echte Perlen; nur wird es nicht leicht sein, das Gesangbuch der kirchlichen Gemeinde aus ihr zu bereichern. Denn die fortschreitende Entfremdung von der Kirche seit dem achtzehnten Jahrhundert hat wohl nicht verhindert, daß auf dem Gebiet der religiösen Musik und Dichtung tiefe und neue Töne angeschlagen worden sind, aber diese Schöpfungen sind auf dem Boden der außerkirchlichen Kultur entstanden und wollen und können nicht die Frömmigkeitssprache der Kirche sein. Diese hat im neunzehnten Jahrhundert nur ganz vereinzelt ein echter Poet zu sprechen vermocht; nur ein Erstarken des Dranges nach religiöser Gemeinschaft kann den fast versiegten Born des Kirchenliedes wieder öffnen.

Das ist der eigentliche Grund, um dessen willen man von einer modernen Gesangbuchsnot reden kann. Wir haben keine großen, starken Lieder aus dem Geiste und in der Sprache der Gegenwart, keine neuen Lieder, die den alten an religiöser Wucht und poetischer Kraft ebenbürtig wären. Eine lebendige Gemeinschaft kann aber nicht bloß von dem geistigen Gut der Vergangenheit zehren. Diesen Mangel fühlen die Anhänger des alten Glaubens in ihrer Weise nicht weniger als die modernen Christen, von denen freilich nur ein Teil für unsere Frage in Betracht kommen kann; denn diejenigen, die nur noch bei außerordentlichen Veranlassungen mit dem kirchlichen Leben in Berührung kommen, stehen nicht bloß dem Kirchenlied fremd gegenüber. Jene bevorzugen das neuere geistliche Lied gerade in seinen weichsten Gebilden, sie ersetzen den Choral durch die Arie und machen Anleihen bei englisch-amerikanischen Mustern, ein Geschmack, der schon deswegen nicht bestehen kann, weil deutsche Frömmigkeit sich nicht von Uebertragungen fremder Stoffe nähren kann, der aber überhaupt dem Volke Luthers, Gerhardts, Tersteegens übel ansteht. Die Modernen dagegen verlangen wirklich nach Liedern, die dem Naturempfinden, dem weltfreudigen Christentum, den sozialen Antrieben, dem aus Kampf und Zweifel sich emporringenden Gottesglauben der Neuzeit Ausdruck geben und in denen sie sich leichter wiederfinden als in den alten, erst aus harter dogmatischer Schale zu lösenden Dichtungen.

So entschieden ich der Gesamtauffassung Nithack-Stahns widersprechen muß, weil er sich mit seinem dogmatisch befangenen Urteil an einem unserer wertvollsten religiösen Besitztümer vergreift, so bereitwillig gestehe ich ihm das Verdienst zu, einen wirklich wunden Punkt unseres heutigen Gesangbuchwesens offen und nachdrücklich berührt zu haben. Nur daß das Heilmittel dafür bisher nicht gefunden ist und so schnell auch nicht gefunden werden

kann. Solche Dinge wie das neue Kirchenlied werden nicht gemacht, sie müssen werden und wachsen, was ja wohl auch Nithack-Stahns eigentliche Meinung ist trotz der dogmatischen und doktrinären Fassung, in welche er seine Wünsche für dessen Weiterbildung gekleidet hat. Nur eine vorübergehende Auskunft wäre es jedenfalls, wollte man die Erzeugnisse einer milderen Gläubigkeit, die bei der Restauration des Kirchenliedes den älteren kräftigeren Bildungen weichen mußten, heute wieder hervorsuchen. Sie sind gefallen, weil sie bei aller inneren Verwandtschaft mit diesen Bildungen nicht Kraft und Eigenart genug besaßen, sich ihnen gegenüber zu halten. Auch das geistliche Lied des neunzehnten Jahrhunderts, so beliebt es außer bei den Vertretern des objektiven Kirchentums auf allen Seiten ist, bietet mit wenigen Ausnahmen nur schwachen Ersatz. Bald macht die Subjektivität des Verfassers sich zu ausschließlich geltend, bald ermangelt es des tieferen Gehalts oder der Einfalt bald tritt es als Konventikeldichtung auf. Oder wo es im Übergang zur kirchlichen Dichtung begriffen ist, erscheint es als ein bloßer Nachhall des älteren Kirchenliedes. Auch herrscht häufig das weiblich empfangende, quietistische, negativ asketische Element der Frömmigkeit vor oder es drängt das enthusiastische Heiligungslied die wachstümliche Form des Christentums als unzulänglich und illusorisch zurück. Es fehlt das Gemeingiltige, Volksmäßige, Urwüchsige, mögen immerhin da und dort Keime des künftigen Kirchenlieds zu finden sein. So bleibt nur übrig in Geduld einer Zeit zu warten, die auch auf dem Felde des Gemeindelieds neue Triebe hervorbringt. Ist eine vorhandene geistige Not einmal klar erkannt, dann pflegt auch die Hilfe nicht mehr ganz ferne zu sein. Jetzt wäre wohl kaum etwas verkehrter, als die Schätze des alten Kirchenliedes zu verschleudern. Denn moderne Stimmungen werden von noch moderneren abgelöst, den Liedern der Alten aber steht eine jahrhundertelange Segensgeschichte zur Seite; sie haben etwas von der Natur des Brots, dessen niemand überdrüssig wird, und von der Art des Quellwassers, an dem im Sonnenbrande auch Könige und Philosophen ihren Durst stillen.

Zum Gedächtnis Paul Gerhardts.

Von Lic th. Rudolf Günther, Dekan in Langenburg.

Es gibt Namen, die sind wie Wahrzeichen in der Geschichte; um sie wogt der Widerstreit der Ideale und der Weltanschauungen, sie sind ein Schlachtruf zur Sammlung und an ihnen scheiden sich die Geister. Zu ihnen gehört Paul Gerhardt nicht. Dennoch hat auch sein Name einen eigentümlichen und unvergänglichen Klang. Was unserer deutschen Frömmigkeit innewohnt an Lindigkeit und Süße, an leidender Geduld und stiller Zuversicht, an Herzenseinfalt und sonniger Lebensfreude, an bußfertiger Beugung vor dem Gekreuzigten und fröhlichem Vertrauen auf die Liebe des himmlischen Vaters, an friedevollem Sterbensmut und beseligender Ewigkeitssehnsucht, das hängt irgendwie mit dem größten Sänger der evangelischen Christenheit zusammen, er hat es ihr ins Herz gesungen. Und als sollte

uns für alle Zeiten ein Beispiel vor Augen gestellt werden, wie unabhängig im letzten Grunde die Frömmigkeit des Herzens von den Lehrmeinungen des Kopfes ist, so verdanken wir die reinsten und menschlichsten Lieder, die je ein Frommer der Kirche geschaffen hat, einem Manne, dessen einziges Hervortreten in die Öffentlichkeit dem Kampf für die reine Lehre galt, für eine Lehre, in deren erstarrten Formeln von den ursprünglichen Lebenskräften des Evangeliums kaum noch eine Spur zu erkennen war. Aber wie die Reformation aus dem erschrockenen Gewissen eines Mönchs geboren wurde, wie Speners ängstliches Gewissen die Evangelischen aus dem Seelenschlaf der Rechtgläubigkeit weckte und vor dem Untergang im Kirchentum rettete, so ist auch die Frömmigkeit des Gerhardtschen Liedes gerade darum so echt und von dem Licht protestantischer Wahrhaftigkeit durchleuchtet, weil dieses einem Herzen mit engem Gewissen entsprungen ist.

Der Höhepunkt, den die geistliche Dichtung des siebzehnten Jahrhunderts in Paul Gerhardt erreicht, erscheint nicht unvermittelt. Er steht auf Luthers Schultern; Valerius Herberger und Johann Heermann, Johann Meyfart und Paul Fleming sind seine Vorgänger. Und wie schon seine unmittelbaren Vorläufer, so ist auch Gerhardts Poesie nicht denkbar ohne die neue Verskunst und den sprachbildnerischen Einfluß, die von Opitz' Schule und den zahlreichen Dichtergesellschaften des Zeitalters ausgegangen sind. Auch ist er nicht frei von den Künstlichkeiten und Geschmacklosigkeiten seiner Zeit; Wortspiel und Akrostichon sind ihm nicht fremd, Triviales und selbst Häßliches drängt sich mitten in den reinen Erguß des Lyrischen ein. Wiederholungen nach der Art des hebräischen Parallelismus der Glieder sind häufig. Selten ist eines seiner Lieder ganz vollendet und nur in wenigen hat er die strenge poetische Geschlossenheit erreicht; die meisten Lieder sind in die Breite gezogen, er ist nur zu oft der Versuchung des Dichters erlegen, der nahe an einer Rednerbühne wohnt. Von einer großen Zahl seiner Gedichte sind heute nur noch einzelne Strophen lebendig, und daß er abgesehen von seinen Gelegenheitsgedichten nur hundertzwanzig geistliche Lieder hinterlassen hat, bildet kaum einen Ruhmestitel, für eine ausschließlich religiöse Dichtung ist auch diese Zahl immer noch zu groß. Und auf die Zahl der Lieder gesehen hält der freien dichterischen Hervorbringung die Bearbeitung überlieferter Stoffe annähernd die Wage.

Überall aber, wo der Dichter sich selber gibt, bricht der echte Lyriker hervor. Da ist nichts erarbeitet, nichts gemacht, mühelos entquillt das Lied seiner Seele; hell und rein erklingen die Saiten des Herzens, ohne daß ein fremder Ton sich einmischt. Wie mildes, warmes Sonnenlicht übergießt der Zauber der Stimmung seine Poesie und ehe wir es uns versehen, umspülen uns mit sanftem, ebenmäßigem Schlage ihre Wellen; die Seele erwacht aus ihrem Traume und hebt die Flügel, sie betet mit ihrem Sänger, sie jubelt mit ihm, sie trauert mit ihm und auch wo sie mit ihm weint, wo die Schatten seiner Schwermut sich auf sie senken, empfängt sie ihren Schmerz verklärt zurück, der ihr mit ihm geteilt so schmerzlich nicht mehr erscheint, die dumpfe Spannung löst sich in Sehnsucht und Hoffnung. Und doch artet dies Hineingezogenwerden in die Stimmung des Dichters nicht in frommes Spiel aus, dem widersteht die kindliche Einfalt und fromme Wahrhaftigkeit seines Gesangs, jenes unmittelbare Eingehen des Göttlichen in

das Natürliche, das seit den Gleichnissen Jesu bei keinem Dichter mehr erhört worden war.

Dem wirkt auch entgegen, was in diesen Liedern von christlichem Gemeinbewußtsein vorhanden ist. Gerhardts Lieder sind als Gesänge in die Welt ausgegangen, auf den Schwingen der Melodie, der sie sich anschmiegten oder die sie in der Seele des Tonmeisters weckten, und schon daraus erhellt, daß sie jedenfalls wenn auch nicht für den Gottesdienst so doch für die Hausgemeinde bestimmt waren in einer Zeit, in der der Bauer hinter dem Pflug, der Handwerker in seiner Werkstatt, die Magd im Hause ein geistliches Lied anstimmte. Die größten und schönsten seiner Lieder ruhen sicher auf persönlichem Erlebnis, aber Gerhardt singt als bevorzugtes Glied der Gemeinde und wie in jenen Tagen das Einzelleben noch aufs innigste mit der Weltanschauung und der Frömmigkeit der Kirche verflochten war, so gewinnt auch das persönliche Lied allgemeine Bedeutung, es nimmt unbefangen aus dem Strom der Überlieferung auf, in dem der Dichter lebt, jedoch nicht ohne das empfangene Gut vertieft und bereichert an die Gemeinschaft zurückzugeben, aus deren Besitz es geschöpft hat. Dies gilt im besonderen Sinn von Gerhardts Festliedern, bei denen wir Heutige freilich vor allem die Gebundenheit an den gegebenen Stoff empfinden; er empfand ihn nicht als ein Fremdes, er gab in Freiheit wieder, was er unbewußt aus der Umwelt sich zu eigen gemacht hatte. Nicht verwundern dürfen wir uns, daß Gerhardt eine verhältnismäßig so große Zahl von Vorlagen bearbeitet hat. Bei dem Bibelwort versteht es sich von selbst; aber auch die Umdichtung mittelalterlicher und zeitgenössischer Andachtsstoffe war eine verbreitete Übung. Der Kreis der rein religiösen Lyrik ist beschränkt; auch der originale religiöse Lyriker sieht sich mit seiner Hervorbringung bald auf Balladenhaftes oder auf den Weg der Übersetzung und Vermittlung verwiesen. Die poetische Genialität Paul Gerhardts tritt aber nicht weniger aus der Wiedergeburt hervor, welche das Salve, caput cruentatum in „O Haupt voll Blut und Wunden“ erfuhr, als aus den vollendetsten Liedern wie: „Geh aus mein Herz“, „Ist Gott für mich, so trete“, „Gib Dich zufrieden“, „Ich bin ein Gast auf Erden“, in denen seine ganze Ursprünglichkeit offenbar wird und die bleibend zur religiösen Dichtung aller Zeiten gehören.

Dies ist nur möglich, weil sie an der unalternden Schönheit der Sprache vollen Anteil haben, die Gerhardts Poesie kennzeichnet. Diese Sprache ist von innerer Musik erfüllt, sie ist mannigfaltiger Modulationen und Steigerungen fähig, in ihrem Wohllaut hat sich Starkes und Zartes gepaart; so viel sie auch der Kunstfertigkeit des Schulmeisters der deutschen Poeterey verdankt, sie besitzt schöpferisches Vermögen. Ihre eigentümliche Größe liegt weniger in der nie versagenden Anschaulichkeit; diese verführt den Dichter öfter zu einer Häufung von Bildern, welche die wirkliche Anschauung nicht aufkommen läßt. Ihr Geheimnis ist vielmehr die edle Natürlichkeit der religiösen Sprache, die Harmonie, in der hier Himmlisches und Irdisches zusammengehen, die Unmittelbarkeit, mit der das Innerste, Höchste und Tiefste des Menschengemüts darin zum Ausdruck kommt. So ist die Gerhardtsche Dichtung der klassische Höhepunkt der kirchlichen Dichtung überhaupt, und weil im siebzehnten Jahrhundert allein die kirchliche Welt- und Lebensanschauung eine geschlossene und doch mannigfaltigste Triebe in

sich vereinigende Größe darstellt, ist Paul Gerhardt der größte Dichter dieses Jahrhunderts geworden, bei der Unfertigkeit der geistigen Strebungen, welche auf die Loslösung des weltlichen Lebens von der kirchlichen Bildung gerichtet waren, hat es keiner der weltlichen Poeten dieser Zeit zu vollkommenen Gestaltungen und bleibenden Schöpfungen gebracht.

Allerdings ist Gerhardt nur der Dolmetscher des Luthertums; er ist seine Blüte und seine Frucht. Er offenbart die Seligkeit des Rechtfertigungsglaubens, die ganze Innerlichkeit und die Freiheit von der Welt, zu welcher die lutherische Frömmigkeit emporführt, und er hat dabei die Weltoffenheit Luthers wenigstens gegenüber der Natur und den natürlichen Grundlagen des Daseins bewahrt. Dagegen fehlt diesem Glauben in seiner späteren Gestalt das Element der Weltüberwindung, er ist stark in der Abwehr, aber er geht nicht zum Angriff über, er ist groß in der ausharrenden Geduld, im leidenden Vertrauen, er baut seine Innenwelt auf, aber er läßt die Außenwelt ihre Wege gehen. Diesem Glauben fehlt die gemeinschaftstiftende und lebengestaltende Kraft, die aus dem Ideal der Gottesherrschaft fließt; er lehrt den Einzelnen sein Heil in jenseitigen Gütern suchen und sich so gut als möglich in dieser Erdenwelt einrichten und zurechtfinden, aber den universalen und sozialen, den welterobernden und neue Ordnungen schaffenden Zug kennt er nicht. Der Calvinismus trägt diese Elemente in sich, freilich in theokratischer und asketischer Form, und zu poetischer Gestaltung hat er sie nirgends gebracht. So blieb es dem Luthertum beschieden, die Herrlichkeit des Christenlebens — in seinen Schranken freilich — dichterisch zu verklären, und auch diese lutherische Individualität ist ein Stück göttlicher Offenbarung an die Menschheit, ist ein allgemeingiltiges und unverlierbares Erbteil der Religion überhaupt. Daß Gerhardt das Leben seines Volkes mitlebte, zeigen die Klänge, die Krieg und Frieden seiner Harfe entlockt hat; indessen können wir es doch kaum als etwas Besonderes in Anspruch nehmen, daß Blut und Tränen des dreißigjährigen Krieges in seiner Poesie ihre Spuren gezogen haben. Unleugbar ist auch die bürgerliche Denkweise, die dem Luthertum Gerhardts anhaftet; wie Luther den ersten Glaubensartikel vom Standpunkt des Bauern aus entwirft, so singt Gerhardt für den genügsamen und friedlichen Bürger des patriarchalischen Polizeistaats. Gerade in dieser Hinsicht sind die Grenzen seiner Lyrik besonders deutlich. Andererseits ist für deren Bedeutung gerade eine gewisse Fremdheit gegenüber dem Zeitgeschichtlichen wichtig. So stoßen wir auch bei ihm auf die merkwürdige Tatsache, die sich bei allen großen Individualdichtern wiederholt, daß von dieser individuellen Dichtung weiterreichende und nachhaltigere Wirkungen ausgehen, als sie je einem Zeitdichter beschert waren. Das Letzte, Persönlichste ist zeitlos, diese Gotteserlebnisse der Frömmsten sind Menschheitserlebnisse, die über alle Schranken übergreifen und am Ende auch der Quellpunkt bleiben für die welt- und lebenserneuernde Wirkung des Christentums.

Nicht mit dem Luthertum allein, sondern mit dem religiösen Gesamtcharakter der Zeit hängt die dogmatische Gebundenheit unseres Dichters zusammen. Will man diese richtig verstehen, so muß man im Auge behalten, an welch verschiedenartige religiöse Vorbilder er seine Dichtung anzuschließen vermochte. Daß die Psalmenfrömmigkeit mit ihrer Vergeltungs-

idee in seinen Psalmendichtungen nur mit leichtem christlichem Anstrich wiederkehrt, will wenig besagen; wie er als Christ empfunden hat, muß man aus seinen eigensten Schöpfungen entnehmen. Sein Lied von der Freiheit eines Christenmenschen, die geistigste Konzeption des Christentums, die wir bei ihm finden, läßt darüber keinen Zweifel. Und wie sollten die mythologischen und magischen Bestandteile des Luthertums nicht bei ihm anzutreffen sein? Sie bedeuten für die Phantasie des Dichters weniger und mehr als für den Dogmatiker. Wichtiger ist, daß er sich Erzeugnisse mittelalterlicher Devotion und lutherischer Mystik anzueignen vermochte, noch mehr, daß bei diesem zuweilen hausbackenen Gelegenheitsdichter und eifrigen Verehrer der Konkordienformel uns mystische und enthusiastische Ansätze begegnen. Enthusiastisch ist sein Osterlied „Auf, auf, mein Herz, mit Freuden,“ ein Hauch der Mystik weht durch seine Pfingstlieder, man vergegenwärtige sich nur die eine Bitte an den Gottesgeist: „Wann ich liege, sei mein Grab!“ Dies weist doch darauf hin, daß bei diesem Dichter wie übrigens bei jedem echten religiösen Dichter mit dem Gegensatz von „dogmatisch“ und „undogmatisch“ nicht auszukommen ist. Zudem nicht erst Gellert, sondern Gerhardt hat uns Gotteslieder geschenkt, die aus dem unmittelbaren Verkehr mit Gott herausgewachsen sind. Sie sind durchdrungen von der Ehrfurcht vor dem großen Gott; dennoch geht der Dichter als ein Kind aus und ein in des Vaters Hause, Tag und Nacht will er ihn aus aller seiner Macht umfangen, und was er keinem erzählen darf, mag er Gott gar kühnlich sagen. Alles hält sein Gott in Händen und bald wird er das Unglück wenden; keine Liebe und kein Leiden, nichts Großes oder Kleines kann ihn aus Gottes Arm und Schoß lenken — wie sollte das Herz da nicht in Sprüngen gehen? Das ist die Sprache des naiven Theismus, die immer die Sprache der Herzensreligion sein wird; der Gott der Religion ist kein blasses Gedankenbild, vor der Wirklichkeit des unaussprechlich Hohen und Gnädigen sinken die kunstreichen Dämme der menschlichen Erkenntnislehre zusammen. Das Christuslied hat Gerhardt vornehmlich in den Festliedern, am bedeutsamsten in den Passionsliedern gepflegt. Der Einfluß der mittelalterlichen Andacht zum Gekreuzigten auf die Passionslieder des siebzehnten Jahrhunderts bedarf keines Beweises, dorther stammt die Blut- und Wundentheologie mit ihren sinnlichen Ausmalungen des Kreuzesleidens; jedoch liegt die Buße im Angesichte des Kreuzes Christi ganz auf der evangelischen Linie und der Bußernst — wenn auch in abgestufter Weise — wird immer ein unentbehrliches Ferment des protestantischen Christentums bleiben, wenn das Gnadenbewußtsein nicht verflachen und wertlos werden soll. Daß sich aber die Buße dieses Luthertums gerade mit der Passion so enge verbindet, hat seinen weiteren Grund in dem Bedürfnis, den Christus der Evangelien, das menschliche Leben Jesu religiös zu besitzen. Vergleicht man mit den protestantischen Passionsliedern das berühmte Gethsemanegedicht des Jesuiten Spee, der, an poetischem Talent Gerhardt überlegen, wegen seiner Maneriertheit aber es doch nur zu wenigen reinen Bildungen gebracht hat, so trifft man auf einen interessanten Unterschied. Den Katholiken hat die Imitatio Christi befähigt, das rein menschliche Bild Jesu herauszuempfinden und darzustellen, die evangelischen Passionsdichter müssen die Anschauung des Gekreuzigten unmittelbar und unlösbar mit der Anschauung der sich opfern-

den Gottesliebe und dem Selbstgericht der Buße verbinden. So sprengt auch hier die Empfindung der rettenden göttlichen Sünderliebe und die schlichte Reue die dogmatischen Hüllen und läßt zuletzt selbst die sinnlich mystische Glut dieser Passionsstimmung, wie sie das Lied „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld“ durchdringt, vergessen. Da aber, wo der Dichter ganz frei seinen Vorsehungsglauben ausspricht, bindet ihn kein Dogma mehr, er redet ganz aus seinem Eigenen.

Viel wesentlicher übrigens als das Verhältnis des Dichters zum Dogma ist die Frage nach seiner religiösen Grundstimmung. Diese erscheint zunächst hell und licht unter der Herrschaft des Gnadenbewußtseins; eine sonnenbeschienene Welt leuchtet uns aus Gerhardts Liedern entgegen, eine innige selbstlose Beglücktheit, es rauscht uns ein starker Quell des Lobes und Dankes daraus entgegen und überströmt so warm auch das widerwillige Gemüt, daß auch wir beschämt dastehen und die Augen uns übergehen vor Lob und Dank. Ja dieser göttliche Frohmut macht den schlichten Sänger zum Helden und läßt es ihn trotzig mit Welt, Teufel und Hölle aufnehmen. Und naturgemäß bezieht der optimistische Vorsehungsglaube den ganzen Lauf der Dinge auf sich, daran wird den Frommen, doch auch den Unfrommen keine Folgerichtigkeit der kopernikanischen Weltanschauung hindern. Auch dem Modernsten, dem Stimmungsdichter steht die ganze Welt in Beziehung zu seinem Ich, in ihren Tönen und ihren Farben, ihrem Weben und ihrem Schaffen findet er sich wieder, als wäre dies alles um seinetwillen da; zugleich freilich löst sich dieses Ich in die Beziehungen zur Außenwelt auf, es verklingt mit ihren Klängen und verschwimmt mit dem Licht ihrer Farben, es welkt mit den Blättern des Herbstes, aber ihm kommt kein Frühling des Wiedererwachens aus dem Todesschlaf. So hängt der Glaube, daß dem unscheinbarsten Einzelleben eine zwar rätselhafte, doch unverlöschliche Bedeutung für das Ganze verliehen sei, und der Ewigkeitsglaube untrennbar zusammen. Gerhardts Ewigkeitsglaube ist ebenso naiv wie sein Gottesglaube, die zukünftige Welt ist der himmlische Garten, das güldene Schloß des Vaters, wo die Engel jubilieren und dahin so viel liebe Seelen schon im Frieden abgefahren sind. Die Mutter Hippels, des Verfassers der „Lebensläufe“ sagt von ihm: „Er war ein Gast auf Erden und überall in seinen hundertundzwanzig Liedern ist Sonnenwende gesät. Diese Blume dreht sich beständig nach der Sonne und Gerhardt nach der seligen Ewigkeit.“ Diese Ewigkeitssehnsucht ist aber nicht nur das Warten auf die Vollendung all des Großen und Herrlichen, was der Glaube in diesem Leben schon empfängt und was doch nur ein unvollkommener Spiegel des Zukünftigen ist, sie ist auch das schmerzliche Verlangen nach Erlösung von allem Übel. Das ist der andere Grundton der Gerhardtschen Poesie, den man leicht neben dem hellen, fröhlichen überhört. Es wird einmal der Tod herspringen und aus der Qual uns sämtlich bringen, er schleußt das Tor der bittern Leiden, ja so schwermütig kann der Dichter sein, daß ihm sein ganzes Leben von seiner Jugend an nur als Mühe und Not erscheint. Aber der überraschend pessimistische Zug an dem scheinbar so optimistischen Dichter ist echt, das eine ist nicht wahr ohne das andere, und man hat kein Recht, die pessimistischen Töne alle der Verstimmung und Grämlichkeit des Alters zuzuschreiben. Es gibt keine tiefere

Lebensanschauung, die nicht durch die Anfechtungen des Pessimismus hindurchgeht. Die Lösung des Widerspruchs liegt in der Ewigkeitshoffnung.

Mögen es nun auch nur einzelne Lieder Gerhardts sein, die die Jahrhunderte überdauern, diese gehören der religiösen Weltliteratur an. Seine Poesie hat auf unsere großen Dichter gewirkt; Schiller und Hebbel haben ihren Einfluß erfahren, Goethes „Wer nie sein Brot mit Tränen aß“ ist aus Gerhardt geflossen. Die Naturbeobachtung des modernen Dichters hat sich außerordentlich verschärft und verfeinert, an Innigkeit des Naturempfindens steht Gerhardt hinter keinem zurück. Doch als religiöser Dichter will er noch mit anderem Maßstab gemessen sein. Am meisten verdankt ihm die evangelische Christenheit, deren innerer Union er tatsächlich die Wege gebahnt hat und die ihre Feste nicht mehr ohne ihn feiern kann, der er aber auch ihren Alltag mit seinem Liede geweiht hat. Die Geschichte des Trostamts, das er an den Mühseligen und Beladenen dreier Jahrhunderte ausgerichtet hat, muß ungeschrieben bleiben, wie sich auch seine Wirkung auf die Nichtkirchlichen im einzelnen nicht verfolgen läßt; doch wird vielleicht eine künftige Zeit urteilen, daß die tiefste Andacht der Religiösen des neunzehnten Jahrhunderts vor den wiedererstandenen Tonwerken Johann Sebastian Bachs stattgefunden hat, als deren Krönung auch ihnen der Gerhardtsche Choral sich erschließt. Und wenn der Geschichtschreiber des Materialismus, Albert Lange, das Lied „O Haupt voll Blut und Wunden“ auch in dem Gesangbuch der freien Geister nicht missen wollte, so verliert dieses Bekenntnis allerdings dadurch an Wert, daß diesem Denker die Welt der Ideale nur als eine freilich notwendige Traumdichtung der Seele erschien, aber das Menschenleben selbst und seine Geschichte mag darauf Antwort geben, wer der Wirklichkeit der Dinge näher steht, der Philosoph des idealistischen Illusionismus oder der schlichte Poet des realistischen Christenglaubens.

Zum Paul Gerhardt-Jubiläum.

Von Prof. Dr. P. Wurster in Friedberg.

Das beste Denkmal, das einem Dichter, zumal einem Volksdichter errichtet werden kann, ist eine gute und billige Ausgabe seiner Schöpfungen. Dem evangelischen Volk ist zum 12. März dieses Jahrs eine solche Gabe geschenkt worden in der Volksausgabe von Gerhardts sämtlichen Liedern (Zwickau, J. Herrmann, XII, 336 S.), die in geschmackvollem Gewand und in gutem Druck schon zu 80 Pf. gebunden angeboten wird (Leinenband 1 M. 50 Pf., mit Goldschnitt und Futteral 2 M. 60 Pf). Man kann sich vom Dichter Paul Gerhardt einen richtigen Begriff doch erst machen, wenn man alle seine 131 Lieder, auch seine reinen Gelegenheitsgedichte bei einander hat, und für die persönliche Erfahrung sucht sich wenigstens der gebildete Leser am besten seine eigene Auswahl heraus eben, wenn er die ganze Auswahl hat. Daß nirgends Jahreszahlen beigefügt sind, kann man bedauern; daß statt der altertümlichen Formen Häupt, kömmt und dergl. die Gegenwartsformen gesetzt sind, nur billigen. — Die vollständige Quellentreue gerade in diesem Punkt wirkt in der sonst so vortrefflichen

Ausgabe der ausgewählten 27 Kernlieder Gerhardts (Verlag von G. Schlößmann Hamburg, 149 S.) störend. Daß die Lieder vollständig, auch mit den weniger gelungenen Versen und sämtlichen für unser Urteil geschmacklosen Wendungen, gegeben sind, ist gewiß in der Ordnung; denn das Buch ist weder ein Gesangbuch noch ein Haus- oder Vereinsliederbuch. Aber wozu „Söhner" statt Sühner, Würken, Müglichkeit, Wiedersächer, ja die Schreibweise Püschen statt Büschen und „betriege"? Im übrigen zeichnet sich dieses Festbuch durch die in ihrer überwiegenden Mehrzahl sehr gut gelungenen Illustrationen von Rudolf Schäfer aus. Es war ein Wagnis, Gerhardts Lieder zu illustrieren; frostige Allegorieen, unverständliche Symbolistik, namentlich aber auch die Versuchung den Ludwig Richterschen Stil zu imitieren, lag sehr nahe. Rudolf Schäfer ist seine eigenen Wege gegangen, und wenn er in einigen Typen an seinen Meister Gebhard erinnert, so ist er doch im ganzen sehr selbständig, ein religiöser Künstler von wirklichem Eigenwert. Viele werden seine Gestalten nicht schön genug finden; aber daß sie wahr sind, daß die köstliche Weihnachtsszene, das Neujahrsbild, die prächtigen Gestalten wie der machtvoll singende Bauer in der Kirche (S. 61) und der Gelehrte, der den Sternenhimmel betrachtet (S. 66) echt frommen Geist atmen bei aller Realistik der Auffassung, werden auch diejenigen zugeben, die sich, durch die hergebrachte süßlich weiche Darstellung frommer Bilder verwöhnt, in diese derbere Kunst erst hineinsehen lernen müssen und die sich z. B. mit den männlichen Engeln noch nicht sogleich befreunden können. Die Erfindung ist fast durchweg vortrefflich; man denke an das stimmungsvolle Bachbild am Schluß und den Gustav Adolf am Anfang von „Ist Gott für mich". Der Preis, 5 M. für das trefflich ausgestattete Buch mit seinen 52 großen und kleinen Bildern, ist mäßig. — Der wohlgemeinte Abdruck von vier Leichenpredigten des Dichters unter dem fast irreführenden Titel „Paul Gerhardt als Prediger" (Zwickau, J. Herrmann, 109 S., 1 M. 50 Pf.) war überflüssig. Diese Predigten mögen ja an manchen Stellen durch ihren warmen, herzlichen Ton erfreuen, aber sie verraten den Dichter nicht, wohl aber die Schulfehler der vorpietistischen Zeit, behagliche Umständlichkeit, schwerfälligen Dogmatismus und selbst die Theologenunart, die auch in Leichenreden lateinische und hebräische Worte hineinbringt. — Einige gute Streiflichter auf den geistlichen Volksdichter werfen die beiden Aufsätze des verstorbenen Geh. Kirchenrats Julius Knipfer (Paul Gerhardt, Leipzig, A. Deichert, VII, 56 S. 1 M.). Der erste war als Einleitung zu einem größeren Buch über Paul Gerhardt gedacht, dessen Vollendung in der Muße des Emeritenstands dem Verfasser leider nicht vergönnt war; der zweite, aus dem vielfach die Ausführungen wörtlich im ersten Aufsatz übernommen sind, war schon 1876 in der luth. Kirchenzeitung erschienen. Knipfer will ganz besonders zeigen, was Gerhardt zum geistlichen Volksdichter macht, und weist mit Recht hin auf die Naivetät seiner frommen Empfindung und das Zusammenfallen seiner subjektiven Frömmigkeit mit dem Gemeindebewußtsein, namentlich aber auch darauf, daß für ihn ein Unterschied zwischen seiner persönlichen Frömmigkeit und der Theologie seiner Zeit nicht bestand; interessant ist der Satz S. 39: „weil er ein so geschulter Theologe war, merkt man seinen Liedern die [theologische] Schule nicht an." — Hübsch erzählend und Leben und Lieder geschickt in einander arbeitend ist das populäre Schriftchen von Paul Blau (Deutsche Sonntagsschulbuchhandlung Berlin SW 61 Gitschinerstr. 106, 24), das zu dem billigen Preis von 15 Pf. (100 Stück 10 M.) eine gute, rasche Orientierung über den Stoff bietet, wie man ihn zu Gedenkfeiern haben möchte.

Eine recht hübsche Festgabe ist ferner das Schriftchen von D. Emil Knodt (Herborn, nassauischer Kolportageverein, 80 S. 25 Pf., 50 Stück 9 M., 100 Stück

16 M.); es erzählt Gerhardts Leben mit reichlicher Verwendung seiner Lieder, deren genauerer geschichtlicher Ansatz ja freilich meist Sache der Vermutung bleiben muß (das Lied „Ich danke dir mit Freuden" z. B. ist wohl 1667 erstmals gedruckt, woraus aber noch nicht folgt, daß es von Gerhardt nach dem Konflikt mit dem Kurfürsten gedichtet ist, wie S. 17 steht); die wichtigsten Lieder werden sodann in sachlicher Ordnung besprochen, 36 derselben am Schluß abgedruckt. — An Reichhaltigkeit, Klarheit und Ausstattung das beste volkstümliche Gerhardtbüchlein ist zum Jubiläumstag von Ernst Kochs dargeboten worden; es ist die preisgekrönte Festschrift der allg. evang.-luther. Konferenz (Leipzig, A. Deichert. 112 S. mit 49 Abbildungen. 80 Pf.). Hier ist alles gut, das geschichtliche Einzelwerk auf die neuesten Forschungen gegründet, das Urteil über den Konflikt mit dem großen Kurfürsten wohl abgewogen („die Freiheit des Glaubens rang mit dem selbstherrlichen Landesfürstentum"), wenn auch das eigentümlich Tragische desselben, das doch in der Vertretung richtiger religiöser Interessen auf beiden Seiten liegt, besser hervorgehoben sein dürfte, vortrefflich die Charakterisierung von Gerhardts Poesie, wobei namentlich auch Gerok als Kritiker zum Wort kommt, und der Nachweis des Segens, den Gerhardts Lieder der Christenheit, und zwar nicht bloß der evangelischen, gebracht haben. Sehr erfreulich ist es, daß unter den bedeutenden Vertonern dieser Lieder auch der 1891 verstorbene Pfarrer Mergner aufgeführt ist, dessen schönes, bisher unbekanntes Bild man zu sehen bekommt. Zu den durchweg gelungenen Illustrationen wäre zu bemerken, daß die Abbildung des Paul Gerhardt-Stifts in Berlin S. 61 ohne nähere Angabe des Umstands, daß dieses Diakonissenhaus für Gemeindepflege zum Andenken an Gerhardts Todestag 1876 gegründet wurde, nicht verständlich sein kann.

Musikalisches zum Paul Gerhardt-Jubiläum.

Von *D.* H. A. Köstlin in Cannstatt.

In unserer Monatschrift dürfen wir mit Fug und Recht zuerst an die musikalischen Pfarrhäuser denken, die das Bedürfnis empfinden, bei der Hausandacht, bei der Hausmusik am Abend, des weiteren bei Gemeindeabenden, in Vereinen u. s. f. dem Paul Gerhardt-Jubiläum sein Recht widerfahren zu lassen. Man weiß da gewiß im Durchschnitt wohl, wonach man zuerst zu greifen hat, wenn man Paul Gerhardts Liederperlen sich musikalisch in kongenialer Weise auslegen lassen will. Man schlägt vor allem J. S. Bachs vierstimmige Choräle auf (Ausgabe von C. Ph. Em. Bach, Leipzig 1784; Ausgabe von Erk, Leipzig), und eine Fülle der herrlichsten Sätze bieten sich dar: I. Nr. 9: „Auf, auf, mein Herz mit Freuden"; Nr. 42—44 „Gib dich zufrieden und sei stille"; Nr. 55 ff. „Befiehl du deine Wege" (ebenso II, 250); Nr. 99 „Wach auf, mein Herz, und singe"; Nr. 107—109 „O Welt, sieh hier dein Leben" (ebenso II, 283); Nr. 114 „Schwing dich auf zu deinem Gott"; Nr. 124 „Fröhlich soll mein Herze springen"; Nr. 129 und 130 „Ich hab' in Gottes Herz und Sinn"; II, Nr. 166 „Ein Lämmlein geht"; Nr. 216 „Zeuch ein zu deinen Toren"; Nr. 231 „Wie soll ich dich empfangen"; Nr. 260 „Nun danket all'"; Nr. 296 „Wir singen dir in deinem Heer"; Nr. 297 „Schaut, schaut, was für ein Wunder dar"; Nr. 302 „Ich hab dich einen Augenblick". — Wer die Gesamtausgabe der J. S. Bach'schen Choräle nicht besitzt, der lasse sie sich jetzt kommen. Wem das zu hoch gegriffen scheint, der findet

in Alexander Beutter's vortrefflich ausgewählten „128 Choralsätze von J. S. Bach" Leipzig, Rieter-Biedermann) zu Gerhardt'schen Liedern die Sätze 41—50, 132, 133; 85—94; 99, 100; 138, 139 u. a., dazu noch 4 von H. v. Herzogenberg: „Befiehl du deine Wege" 132, 133; „Wie soll ich dich empfangen" 138, 139. Damit kann man schon manchen Abend schmücken, ja ausfüllen. Wie gerufen aber kommt für die Haus- und Familienmusik eine neue Ausgabe von Friedrich Mergners „Neuen Weisen" zu Paul Gerhardts Liedern. Es ist freilich nur eine kleine Auswahl aus dem 1875 erschienenen Werke: „Paulus Gerhardts geistliche Lieder in neuen Weisen" (Leipzig, A. Deichert); dieses umfaßt 122 Lieder. Die von Dr. Karl Schmidt-Friedberg veranstaltete Auswahl bietet davon 30 dar, erleichtert es mithin allen, die Mergners gemütvolle, gefühlstiefe und keusche Muse noch nicht kennen, sich mit ihr vertraut zu machen. Sie werden gerne dann nach dem ganzen Liederwerk greifen, das leider nahezu vergriffen sein soll, vielleicht auch nach Mergners übrigen Liedern („Jubelhymnen" 1867, 20 geistliche Lieder von G. Vogel, 1882, 50 geistl. Lieder für Chor und Einzelstimme 1890) und dem einzigen, bis jetzt erschienenen Chorwerk „Die heil. Passionswoche" 1890. Den Freunden des „Evangelischen Kirchengesang-Vereins" ist Mergner kein Fremder. Seit er 1884 zu Halle a. S. das Hauptreferat auf dem 2. deutsch-evangelischen Kirchengesangvereinstag erstattet hatte, pflegten wir rege Beziehungen zu dem sinnigen, ehrwürdigen Komponisten, der damals am Abend, nachdem das Fest sein Ende genommen hatte, dem engeren Kreise der Freunde den Schatz seiner Lieder erschloß. Besonders unser Hallwachs fühlte sich durch den Mann und seine Weise magnetisch gefesselt. Uns übrigen ging es nicht anders. Nicht müde wurden wir, seinem Gesang zu lauschen. Die tonkünstlerische Individualität Mergners zu zeichnen ist hier nicht der Ort. Das aber sei hier hervorgehoben, daß seit Crüger, dem kongenialen Interpreten Gerhardts im 17. Jahrhundert, kaum ein Musiker dem Dichter Paul Gerhardt innerlich so nah verwandt erscheint, wie Mergner. Wer von ihm sich Gerhardts Lieder am Klavier auslegen läßt, wird Weihestunden erleben und den Dichter von neuen Seiten kennen lernen. — Die kirchlichen Chöre, die bei der Gerhardtfeier der Gemeinde gerne Neues bieten möchten, seien für den Gebrauch im Gottesdienst oder bei besonderen Gerhardtfeiern hingewiesen auf Kompositionen moderner Meister, wie Arnold Mendelssohn's „Auf, auf, mein Herz mit Freuden" V. 1 für 4stimmigen gemischten Chor, V. 2 und 7 für 1stimmigen Männerchor, V. 3 und 8 für 1stimmigen Kinderchor, V. 4, 5, 9 für Gemeinde, mit Begleitung der Orgel oder eines Bläserchors (mäßig schwerer, wie ersichtlich auf Wechselgesang berechneter, prächtiger Tonsatz, der den Meister bekundet); H. Pfannschmidt's „Ein Lämmlein geht" (fordert sorgfältige Ausführung, aber nicht zu schwer); ferner des immer mehr in der allgemeinen Schätzung steigenden Max Regers „Nun laßt uns gehn und treten", „Ich singe dir mit Herz und Mund" (für 3stimmigen Frauen- oder Kinderchor); *) „Gib dich zufrieden und sei stille" (6stimmiger, nicht ganz leichter Tonsatz); „Ich hab' in Gottes Herz und Sinn (5stimmiger Chorsatz); *) „Ich weiß, mein Gott, daß all mein Tun" (in den Blättern für Kirchen- und Hausmusik von Rabich. VIII S. 16. Langensalza, Beyer & Söhne). Eine ebenso lohnende wie sinnige und voll genügende Gerhardt-Andacht in der Passionszeit würde Max Regers

*) Die Preise für alle diese Sätze sind: einzeln 16 Pf., von 15 Exempl. an je 12 Pf., die Beschaffung also leicht. Sonder-Abdrücke der Musikbeilagen zu der Spitta-Smend'schen Monatsschrift für Gottesdienst und kirchl. Kunst (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht).

Choralkantate „O Haupt voll Blut und Wunden" (gemischter Chor, 2 Solostimmen, Alt und Tenor; 2 Soloinstrumente, Violine und Oboe; Orgel; Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht) für sich allein darstellen. Da Regers besondere Stärke in dem echt polyphonen Satze liegt, so ist die Wirkung nicht von der Stimmenzahl in der Besetzung abhängig. Seine Sätze wirken voll auch im intimen Kreise. — Feinsinnige Choralsätze („Nun danket all' und bringet Ehr", „Gib dich zufrieden", „Du, meine Seele, singe") bietet Heinrich Lang, Professor am Konservatorium in Stuttgart (zusammen 10 Pf., bei 25 Exempl. 7 Pf., bei Günther in Waiblingen) den Chören. Wie manches für die Paul Gerhardt-Feier verwendbare Kleinod in den Oratorienwerken der evangelischen Tonmeister seit J. S. Bach (Matthäus-Passion, Johannes-Passion, Kantate: „Ich hab' in Gottes Herz und Sinn" u. s. f.) steckt, brauchen wir den Kundigen nicht zu sagen. Von dem Wiedererwecker der Bach'schen Matthäus-Passion, Felix Mendelssohn-Bartholdy ist uns nur Ein Gerhardt-Satz gegenwärtig: „Er nimmt auf seinen Rücken" für vier Männerstimmen (im unvollendeten Oratorium „Christus"). Dagegen lasse man sich die Sätze H. Herzogenbergs nicht entgehen: „Kommt und laßt uns Christum ehren" (3stimmiger Kinderchor mit Begleitung des Streichquartetts im „Weihnachtsoratorium"); „Ich hab dich eine kleine Zeit" (Totenfeier, vergl. o.).

Doch genug mit Aufzählungen. Wer suchen will,*) der wird reichlich finden, um im Gottesdienst, bei dem Gemeindeabend, im Familienkreis eine würdige Gedächtnisfeier veranstalten zu können. Der Vortrag D. Nelle's auf dem Kirchengesangvereinstage zu Schleswig: „Paul Gerherdt-Feiern im Paul Gerhardt-Jahr 1907" (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1906) wird ihm gute Dienste leisten. Nur hüte man sich vor gedankenloser Häufung, beachte das Bedürfnis und die Aufnahmefähigkeit, aber auch die Leistungskraft der betr. Kreise, denen man im Einzelfall dienen möchte. Nur hier nicht wieder Schablonen-Kultus, der den Leuten die Feier entleidet!

Übersicht
über die neuste Arbeit auf dem Gebiete der christlichen Kunst.

Von Pfarrer lic. Kühner in Waldkirch.

Daß gerade unser heutiges Geschlecht der Kunst sehr zugetan ist, daß man nach der Ära materieller und politischer Interessen im Sehnen nach vertiefter Bildung und nach neuen geistigen Werten von der Kunst und Kunsterziehung heute sehr viel erwartet, bedarf keines Beweises. Diesem Kunstzug entsprechend ist auch das Kunstinteresse innerhalb der Kirche im Wachsen begriffen. Ob aber diese kunstbegehrende Zeit auch geeignet ist für Hervorbringung tiefer, religiöser Kunst, muß erst noch abgewartet werden. Was wir auf dem Gebiete der religiösen Malerei an Neuem, über die Tradition hinausgehendem besitzen, rührt von Meistern her, die alle in hohem Lebensalter stehen (Uhde, Gebhard, Steinhausen), denen jüngere, ähnlich gestimmte Künstler kaum nachgerückt sind. Auf dem Gebiete der religiösen Plastik und Archi-

*) Vergl. die Fachzeitschriften, wie Korr.-Blatt des Ev. Kirchengesangvereins für Deutschland 1907, Nr. 2 u. 3; Monatschrift für Gottesdienst und kirchl. Kunst 1907, Nr. 1, 2, 3; Siona, Kirchenchor u. s. f. u. s. f.

tektur zeigt sich eine stärkere und vielseitigere Produktivität bei der jüngeren Künstlergeneration. In beiden Fällen denke ich jetzt an die spezifisch protestantisch bestimmte religiöse Kunst, da innerhalb der katholischen Kirche trotz aller Hochlandsbestrebungen und Weitherzigkeitsversicherungen wirklich neue Wege nicht gegangen werden, wie auch das Buch von dem sonst sehr belesenen und kunstverständigen Bischof Keppler: „Aus Kunst und Leben" (Herder, Freiburg) auf fast jeder Seite bestätigt.

Malerei: Der 2. Februar 1906 hat uns den 60jährigen Steinhausen, den aus der Bibel mit Herz und Verstand schöpfenden, technisch wie religiös hochstehenden „Künstler des evangelischen Hauses" noch näher gebracht. Schon David Koch hat uns in seiner Monographie frisch und verständnisvoll gesagt, was wir an ihm haben. Sigm. Balke hat als Jubiläumsgabe eine Reihe von Aufsätzen verschiedener Freunde des Meisters mit einer sehr feinen künstlerischen Beigabe veröffentlicht (C. Hirsch, Konstanz), und der rührige „Kunstwart" hat durch Herausgabe der Steinhausen-Mappen es möglich gemacht, den Meister auch im eigenen Hause zu genießen. Das Rembrandt-Jubiläum hat eine Menge von tüchtigen Büchern und Aufsätzen gebracht und auch das uns gezeigt, daß wir hier eine Fülle echt protestantischer und deutscher Kunst, hineingetaucht in biblische Realitäten und herausgeboren aus religiösem Innenleben, besitzen. Ich nenne besonders das Monumentalwerk von C. Neumann über Rembrandt, das auch nach der religiösen und religionsgeschichtlichen Seite prächtige Aufschlüsse gibt, und die vorzügliche und fast vollständige Sammlung der Reproduktionen Rembrandts, der Gemälde und der Radierungen in den „Klassikern der Kunst" der „Deutschen Verlags-Anstalt" (Bd. II und VIII), aus der wir uns fast eine ganze illustrierte, realistische Bibel zusammenstellen können.

Den Nürnberger großen Deutschen hat uns Wölflin in seiner „Die Kunst Albrecht Dürers" in neuem Lichte gezeigt; freilich nur die formalen Kunstprobleme interessieren ihn, und Dürers deutsche Art erscheint hier mehr, als früher geglaubt, beeinflußt von der italienischen Renaissance. — Von D. Kochs letzten Künstlermonographieen über „Theodor Schüz" und „Peter Cornelius" wurde die erstere sehr beifällig aufgenommen als wertvoller Beitrag zur Pflege der Heimatkunst; die begeisterte Wertschätzung der formenschönen Cornelius-Kunst und ihres Ideenwerts hat eine Polemik hervorgerufen (z. B. in der „Hilfe" von Naumann), die noch nicht beendet ist. — Daß nun allmählich auch die hohe, deutsch und modern empfundene Kunst in unsern protestantischen Kirchen langsam Eingang findet, beweisen die Spitalkirche in Stuttgart, die neue evangelische Kirche in München-Schwabach, die Kirche zu Kaufbeuren, wo W. Steinhausen, Linda Kögel, die Tochter des † Berliner Oberhofpredigers, und A. Schmidt gemalt haben. v. Uhde soll in seinem späten Alter noch in Zwickau mit einem kirchlichen Auftrag bedacht sein. Mit gutem Erfolg für religiöse Volkskunst wird weiter gearbeitet auf dem Gebiete der Künstlersteinzeichnungen, wodurch gute Kunst auch mit bescheidenen Mitteln für christliche Familien und Schulen erworben werden kann. Zu den neuesten Veröffentlichungen des bewährten Teubnerschen Verlags gehören die beiden schwarzweißen Zeichnungen von E. Otto: „Jesus und Nikodemus" (besonders seelenvoll!) und „Maria und Martha", und die farbigen, mehr der Heimatkunst zuzurechnenden Stücke: Bantzers „Abend" und Voigts „Kirchgang". Die ersteren eignen sich vorzüglich auch zu katechetischen Besprechungen in Unterricht und Christenlehre. — Einen Schritt weiter auf dem Wege zur Erreichung echt künstlerischer, volkstümlicher Konfirmandenscheine bedeuten die zwei in Farbe vom Künstlerbund Karlsruhe herausgegebenen Blätter mit dem Motiv des „Gast-

mahls" und der „drei Kreuze", von denen das erstere mir für den Zweck wesentlich passender erscheint, als das letztere, trotz dessen künstlerischen Vorzügen.

Im Vordergrund des Interesses steht seit einigen Jahren der protestantische Kirchenbau. Kirchenbaukunst ist fast identisch geworden mit kirchlicher Kunst; sie erst ist so recht der religiösen Plastik zugute gekommen. Neben ihr hat auch die Friedhofskunst und die Grabmalsplastik wieder mehr von sich reden gemacht durch mancherlei originelle Erzeugnisse, die fast alle auf Vertiefung des Inhalts und Vereinfachung der Formen abzielen. Kochs „christliches Kunstblatt" gibt dafür eine Reihe wertvoller Proben. Die Kirchenbaupraxis hat eine Menge neuer, bedeutsamer Versuche zweckmäßiger Kirchenanlagen und eines protestantischen Kirchenbaustils gebracht, so die Krefelder Lutherkirche mit Orgel und Sänger-Empore im Angesicht der Gemeinde nach Spittas Vorschlag, die Kirchen in Basel und Karlsruhe von Curiel und Moser mit axialer Kanzelstellung, die sowohl nach Raumgestaltung wie Farbengebung tadellose neue Kirche in Strehlen-Dresden, die Pützer'sche Matthäus-Kirche in Frankfurt mit teilweiser Verwirklichung des „Gruppenbaues" nach Sulze-March'schen Ideen u. a. m. Es zeigt sich hier, daß durch neue Theorien die Praxis befruchtet wird, daß aber auch aus der Praxis wieder viel gelernt wird für die Theorie. Die Literatur ist Beweis dafür.

Unter der sehr reichen Kirchenbauliteratur, die jetzt ihren Höhepunkt erreicht haben dürfte, nenne ich als solche, die die Probleme vorwärts gebracht, wenn auch nicht gelöst haben: Conr. Gurlitt „Kirchen", zu einem groß angelegten Sammelwerk gehörig, für die Architekten der Gegenwart geschrieben, Hoßfeld „Stadt- und Landkirchen", „Der Kirchenbau des Protestantismus von der Reformation bis zur Gegenwart" von O. Fritsch, „Landkirchen" von Schilling und Gräbener und das Werk von Gruner „Sächsische Dorfkirchen", welches eine Menge älterer Landkirchen, namentlich aus den Jahrhunderten vor der Romantik und den „Eisenacher Regulativen", ausgezeichnet durch praktische Anlage, schlichte Schönheit und glückliche Anpassung an die Landschaft, aufweist.

Über die meisten dieser Bücher hat sich David Koch in seinem sehr instruktiven Aufsatz des christlichen Kunstblatts in Nr. 8, 9 und 10 von 1906 „Zum Kirchenbautag in Dresden" ausführlich und, wie mir scheint, besonnen und aller Lethargie abhold, ohne sich auf irgend eine der gegebenen Lösungen festzulegen, und doch zu neuen Taten ermutigend, ausgesprochen. Ich will, anstatt Ähnliches hier zu wiederholen, nur noch auf das jüngst erschienene Buch von Brathe „Theorie des evangelischen Kirchengebäudes" (J. F. Steinkopfs Verlag, 4 Mk.) hinweisen. Es ist die erste Systematik des protestantischen Kirchenbaus, eine aus der evangelischen Liturgik herausgewachsene, wobei sehr gründlich jeweils die Position der lutherischen und reformierten Kirche unterschieden und für die Individualität des Kirchenbaus fruchtbar gemacht wird. Voran geht eine sehr sorgfältige und sachkundige Zusammenstellung der bisherigen kirchenbaulichen Literatur bis in entlegene Zeitschriften der Gegenwart hinein. Als „Grundlagen" werden angesehen und historisch wie prinzipiell erörtert die Tradition, die Zweckmäßigkeit und das Wesen der kirchlichen Handlungen, wobei besonders eingehend Schleiermachers Wesen des Kultus als „darstellendes Handeln" besprochen und abgelehnt wird. In den darauffolgenden „Einzelforderungen" wird jeweils mit sehr genauer historischer Orientierung über den Gesamtcharakter des Gebäudes, Chor- und Altarraum, Stellung von Kanzel, Altar, Taufstein, über Orgel, Emporen, Stil, östliche Anlage, Turm, Vorhalle u. s. w. gehandelt; die Probleme der axialen Kanzelstellung, des Langhaus- oder Zentralbaus, des

„gruppierten" Baus werden scharf angefaßt, auf ihre historische Grundlage genau geprüft, vielleicht aber etwas vorschnell und zu subjektiv erledigt. Bei aller Besonnenheit und Sachkenntnis hat doch da und dort der lutherische Standpunkt, der unter allen Umständen die Choranlage aus liturgischen Gründen retten zu müssen meint, Brathe gehindert, den modernen, von Traditionen und Dogmatik unabhängigen Lösungsversuchen gerecht zu werden. Doch wird man in den Reihen der Architekten wie der Theologen aus diesem Buch viel lernen und dadurch vor allem manche Verwirrung und Mißverständnisse in der bisherigen Kirchenbaupolemik als beseitigt betrachten können. Vor allem ist wichtig die Feststellung, daß es einen allgemeinen evangelischen Typus des evangelischen Kirchenbaus nie gegeben hat und auch heute nicht geben kann, dieser also immer das Recht der Individualisierung für sich beanspruchen muß. Es gilt auch hier Zwinglis Wort: Habeat quaelibet ecclesia suum morem.

Alle diese reiche Kirchenbau-Literatur hat dem II. Kirchenbaukongreß, der im September in Dresden gehalten wurde, vorgearbeitet; alle die darin niedergelegten Thesen und Reformvorschläge haben dort sich der Feuerprobe ästhetischer und religiös-theologischer Kritik unterziehen müssen. Architekten und Theologen waren dabei, letztere etwas mehr an Zahl, vertreten und haben fast gleichmäßig in Vorträgen und Debatten zusammengearbeitet, wie's scheint, sich auch mehr als früher gegenseitig verstanden. Erfreulich ist der Fortschritt, der am Schlusse dieser Tagung zu verzeichnen ist gegenüber dem Berliner Kongreß vor 12 Jahren. Die Kluft zwischen der traditionellen, namentlich lutherischen Richtung und der modernen ist lange nicht mehr so groß, wie damals. Man zeigte sich von beiden Seiten viel conciliánter, wenn auch die Vertreter der mecklenburgischen Landeskirche gelegentlich die Konsistorien als das allein berechtigte Forum für die liturgischen Fragen bezeichneten. Besonders ist das Vorbild der sächsischen Landeskirche und die neueste hochentwickelte Kirchenbautätigkeit in Dresden und die persönliche Haltung des theologischen Kongreßleiters, Oberkonsistorialrats D. Dibelius, dieser so wichtigen Annäherung zugute gekommen. Es konnten und wollten natürlich keine bindenden Beschlüsse gefaßt werden. Es konnte und sollte auch der neue protestantische Baustil hier nicht gemodelt werden. Aber man wurde doch ziemlich einig in Anerkennung gemeinsamer Gesichtspunkte und religiös wie ästhetisch begründeter Grundsätze. Zu diesen gehören: 1. Wir wollen dem kirchlichen Individualismus sein Recht lassen. 2. Der Grundriß ist beim Kirchenbau die Hauptsache, nicht der Aufriß und nicht der Stil, für beide ist weitgehendste Mannigfaltigkeit möglich. 3. Wir wollen der künstlerischen Freiheit ihr Recht und ihre Betätigung gewähren. Es wurden folgende Themata auf dem Kongreß behandelt: „Über Kirche und Kunst" (Prof. Clemen-Bonn); „Die künstlerische Ausgestaltung der Kirchen" (Baurat March und Pfarrer David Koch); „Das kirchliche Kunstgewerbe" (Prof. Gurlitt-Dresden); „Die Erhaltung und Erneuerung der Kirchen" (v. Öchelhäuser, Professor in Karlsruhe und Superintendent Bürkner-Auma); „Die Kirche im Stadtbild" (Prof. Goecke-Charlottenburg) und „Dorfkirche und Friedhof" (Pfarrer Hüttenrauch). Den Inhalt der Vorträge hier zu streifen, hat keinen Wert. Ganz gewürdigt können sie erst werden nach Erscheinen der genauen Kongreßprotokolle. Als besonders wertvolle Ergänzung der Vorträge wurde allerseits die kunstgewerbliche Ausstellung, besonders die Abteilung für „Kirchenbau" (den evangelischen und katholischen), die unter sachkundiger Führung besucht wurde, gerühmt. Möge diesem Kongreß ein sichtbarer Ertrag in der kirchlichen Praxis folgen! „Der Worte sind genug gewechselt."

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. P. Wurster in Friedberg.
Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Dieterich'schen Univ.-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

Nicht daß wir Herren seien über euren Glauben, sondern wir sind Gehülfen eurer Freude.

2. Kor. 1,24.

Gott will, daß seine ποικίλη σοφία an den Millionen verschiedener individueller Seelen im Reich Gottes ebenso offenbar werde und seine Herrlichkeit widerstrahle, wie solche an der enormen Mannigfaltigkeit von Lebewesen auf dem Gebiete der Schöpfung sich offenbart, wo kein Blatt dem andern gleicht. Darum sollen wir, wo sich das lebendige Vertrauen auf Christus als unsern einzigen Trost im Leben und Sterben zeigt, und die daraus hervorwachsenden Glaubensgedanken echt evangelische Art an sich tragen, uns dankbar freuen und nicht darauf ausgehen, nur einen Dialekt der Sprache Kanaans, etwa unsern eignen, bei den Seelen, die wir zu leiten haben, einzuführen; wir sollen uns nicht als Herren des Glaubens der Gemeindeglieder gebärden, denn daraus geht nur Verkümmerung und Verstümmelung der Seelen hervor. Wie auf einer Wiese die verschiedensten Blumen blühen, so soll es, wie Tersteegen in einem seiner Lieder so schön singt, auch im Reich Gottes sein: „Die Blümlein klein und groß In meines Herren Garten, Wie prangen sie so schön! Von mancherlei Gestalt, Von Farb, Geruch und Arten, Sie durcheinander stehn. – Wie prangen sie so schön! Dem Auge sie gefallen, Das Gottes Wunder meint; Da seiner Weisheit Strahl Und Tugenden in allen Nach jedes Art erscheint."

Durch die Gemeinschaft der Überzeugungen und der Hoffnungen, durch die Benutzung des gleichen Katechismus und Gesangbuches gibt es ja unschwer auch eine sich von selbst bildende Einheit sogar in peripherischen Glaubensgedanken.

Aber wehe uns Geistlichen, wenn wir solche Einheit machen, erkünsteln oder erzwingen, wenn wir Herren des Glaubens sein wollen: solches ist pfäffisches Wesen. „Die großherzige Freiheit des Christentums widerstreitet dieser ängstlichen Ehrerbietung für eine Sprache der Konvention und für

eine leere Orthodoxie des Tones und der Wendungen. Die Aufrichtigkeit erlaubt nicht, als Ausdruck unsrer Individualität einen Kollektiv-Typus anzunehmen, dessen Abdruck uns immer in irgend einem Punkte fremd ist; das Interesse unsrer religiösen Entwicklung schreibt uns vor, uns selbst unsern eignen Zustand nicht zu verhehlen. — Endlich verlangt die Schönheit des evangelischen Werkes, das Interesse selbst der Einheit, daß jede Natur sich in ihrer ganzen Eigentümlichkeit offenbare; man glaubt viel eher an die Einheit, wenn sie sich unter dem Ansehen der Verschiedenheit darstellt. Die Gemeinschaft des Gehaltes wird schlagender durch die Verschiedenheit der Form wiedergegeben, während die Gleichförmigkeit, da sie notwendiger Weise künstlich ist, immer mehr oder weniger verdächtig erscheint und unwillkürlich den Gedanken an Zwang und Verstellung entstehen läßt.“ So sagt Vinet mit Recht, und diese goldenen Worte zeigen uns so recht, warum es Gottes Werk verderben muß, wenn wir Herren des Glaubens sein wollen, sei es im geistlichen Amt in der Gemeinde oder im Kirchenregiment. Wie tritt uns in der Zeit der toten lutherischen Orthodoxie und in der griechisch- und römisch-katholischen Kirche diese Verarmung des inneren Lebens, diese öde Einerleiheit so handgreiflich entgegen! Da ist keine normale Lebensentfaltung und Lebensbewegung in der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, wie es doch bei selbständigen mündigen Christen, die ihre eignen Priester sind und unmittelbar mit Gott verkehren, der Fall sein muß. In unsrer Kirche ist die selbständige gläubige Persönlichkeit und die Gemeinschaft der Persönlichkeiten wichtiger, als alle äußere Institution, in den katholisierenden Richtungen erdrückt die Institution den freien Wuchs der Persönlichkeiten und ist wichtiger als die Gemeinschaft der gläubigen Persönlichkeiten.

Nur da aber, wo gesunde normale Lebensentfaltung ist, zeigt sich auch das rechte Gefühl normaler, erhöhter Lebensbewegung, die Freude. Schon auf dem Gebiet des Unterrichts sehen wir, welche Freude die Kinder haben, wenn sie der Lehrer so anleitet, daß sie selber etwas finden, daß ihre Selbsttätigkeit angeregt wird. Noch vielmehr muß solches auf geistlichem Gebiete geschehen, wir sollen Gehülfen der Freude werden, der Freude, welche entsteht, wo der Inhalt der frohen Botschaft immer völliger und immer reiner in die Herzen aufgenommen wird.

Jesus Christus ist die Freude. Je mehr er Gestalt in uns gewinnt, um so mehr kommt das wahre Leben in uns, und dieses ist notwendig von dem Gefühl der Lebensförderung, das ist der Freude begleitet. Blicken wir auf unsere Sünde, so wissen wir, daß sie uns, die wir sie hassen, vergeben ist; blicken wir auf die Treue des Heilandes, auf den Tod, den er überwindet, auf das zukünftige Leben, überall ist Grund zur Freude. Der Geistliche predigt das Evangelium recht, der den mühseligen und beladenen

Herzen Mut macht, der mit den Müden recht reden kann. Wir sind keine Leichenbitter, wir sollen nicht fordern, wo noch nichts ist, wir sollen Leben pflanzen und Gehülfen der Freude werden. Mit einem Tropfen Honig fängt man mehr Fliegen, als mit einem ganzen Faß voll Essig.

Knodt.

Zur religiösen Jugendpflege.

Von Dekan G. Herzog, Waiblingen (Württbg.)

III.

c. Der dritte und wichtigste Punkt*), auf den hin wir den herkömmlichen Betrieb zu prüfen haben, betrifft das Problem der Frömmigkeitspflege selbst, d. h. die Art und Weise, wie die Aufgabe der direkten religiösen Beeinflussung der Jugend tatsächlich angefaßt wird. Eben weil nach unserer Meinung auf der religiösen Grundlage und Tendenz der spezifische Vorzug der Jünglingsvereine beruht, kommt so viel darauf an, daß die religiöse Praxis nicht fehlgreife und die Stärke dadurch nicht zur Schwäche werde. Anderseits ist gerade in dieser Beziehung die Kritik mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft. Hier vor allem dürfen wir die practica multiplex nicht übersehen, damit wir nicht in den Fehler unbilliger Verallgemeinerung verfallen und Mißgriffe einzelner der Sache selbst aufbürden. Wir werden deshalb am besten tun, wenn wir uns zunächst über das Ziel verständigen, das wir bei unsrer religiösen Jugendpflege im Auge haben, sodann uns die Jugend vergegenwärtigen, die wir diesem Ziel zuführen wollen, woraus sich weiter ergeben wird, wie unsere Arbeit eingerichtet werden soll, bezw. welche Fehler und Mißgriffe zu vermeiden sind.

Was zunächst das Ziel anlangt, so haben wir dasselbe schon im ersten Artikel gelegentlich S. 170 so formuliert, daß es sich um die Erziehung der jungen Leute zu christlichen Charakteren und lebendigen Bausteinen unserer Gemeinden handle. Gegen diese Zielbestimmung wird unter dem Vorbehalt, daß die Erreichung dieses Ziels natürlich nicht in's Jünglingsalter selber fallen kann, nichts zu erinnern sein. Wir können die Aufgabe auch näher so formulieren: es gilt in erster Linie unsern Jünglingen und jungen Männern in den entscheidungsvollsten und gefährdetsten Jahren zu helfen, daß sie in der

*) Neben der Stellung zur sozialen Frage und zur Pflege der Geselligkeit s. Heft 6.

Nachfolge Jesu auf der Bahn des Gehorsams bleiben, indem wir ihnen durch Darbietung der im Evangelium beschlossenen erlösenden Kräfte und durch die Anregungen der christlichen Lebensgemeinschaft, die der Verein bietet, diejenigen Grundüberzeugungen, Wertmaßstäbe, Lebensziele und Grundsätze an die Hand geben, die sie in den Stand setzen, den ihnen verordneten Kampf des Glaubens und des Lebens zu kämpfen, von der Welt Lust und Furcht immer freier zu werden, oder, wie ich's einmal aus dem Mund eines Jünglingsvereinsmitglieds auf die bündigste und glücklichste Formel gebracht hörte: es gilt unsern jungen Freunden „zu innern Siegen zu helfen.“ Das zweite sekundäre, aber doch nicht ganz nebensächliche Ziel ist die Erziehung zu lebendiger, gliedlicher Anteilnahme am Gemeindeleben. Unsere jungen Leute sollen erkennen lernen, was sie der religiösen Gemeinschaft, die sie erzogen hat, verdanken und weiterhin schulden. Diese doppelte Zielbestimmung hält m. E. durchaus die Höhenlage und Richtung dessen ein, was in den Normalsatzungen unserer deutschen Jünglingsvereine als Ziel und Aufgabe der religiösen Arbeit aufgestellt zu werden pflegt. Man kann denselben in der Tat nicht den Vorwurf übertriebener Forderung machen, wenn es z. B. in den Satzungen für die Nationalvereinigung der evangelischen Jünglingsvereinsbündnisse § 1 heißt: „Die Vereine betrachten es als ihre höchste Aufgabe, christliche Gesinnung und christliches Leben unter der heranwachsenden Jugend unseres Volks zu pflegen, ohne dabei andere berechtigte Bedürfnisse ihres Alters außer acht zu lassen“. Wenn diese Fassung das zweite kirchliche Ziel nicht ausdrücklich miterwähnt, so ist dasselbe doch nicht ausgeschlossen, denn § 4 bringt die Ergänzung: „Die der Nationalvereinigung angehörenden Jünglingsvereinsbündnisse stehen auf dem Boden *ihrer* evangelischen Landeskirchen und können außerhalb der Landeskirchen stehende Bündnisse nicht aufgenommen werden.“ Mag darum auch bei der Erneuerung der Pariser Basis anläßlich der Jubiläumskonferenz zu Paris im Frühjahr 1905 von seiten der englisch-amerikanischen Vereine die Aufnahme des Prinzips der „Interdenominationalität“ in die grundlegenden Sätze des Arbeitsprogramms des Weltbundes durchgesetzt worden sein, die deutsche Jünglingsvereinsbewegung hält jedenfalls vorerst grundsätzlich an ihrem *landeskirchlichen Charakter* fest, *muß und will* also *volkskirchlich wirken.*

Demgemäß darf sie auch bei der *Jugend*, die sie den gesteckten Zielen zuführen will, nicht bloß einzelne kleine Häuflein spezifisch religiös angeregter, erweckter oder bekehrter Jünglinge im Auge haben, vielmehr soll und will sie für ihr sittlich-religiöses und kirchliches Ziel so viele als

möglich gewinnen und hat es darum von anfang an abgelehnt, wie anderwärts geschehen, die Bekehrung, oder, wie es die erweiterte, resp. verengerte Pariser Basis tut, „persönliches und lebendiges Christentum der Mitglieder“ zur Bedingung der Zugehörigkeit zu machen, im Gegenteil tut sie ihre Pforten weit auf und heißt jeden willkommen, dem es „ein Ernst ist, ein ordentlicher Mensch zu werden“. So in echt evangelischer Weitherzigkeit das Statut „des ersten deutschen Jünglingsvereins“ a. 1834. Damit gibt sie freilich in keiner Weise das eben beschriebene Ziel auf, hat aber um so mehr damit zu rechnen, daß sich in der Schar ihrer Glieder neben der Verschiedenheit des Alters, der häuslichen Erziehung und intellektuellen Bildung eine große Mannigfaltigkeit innerer Entwicklungsstufen, geistlicher Empfänglichkeit, Erkenntnis und Reife zusammenfindet, die bei der Arbeit berücksichtigt werden muß.

Und nun erhebt sich eben die Frage: vor welchen Fehlern und Mißgriffen hat sich unsere religiöse Jugendpflege zu hüten, wenn sie jenem Ziel mit dieser Jugend näher kommen will? Nur kurz sei auf die Gefahr des quantitativen Zuviel hingewiesen. Keinesfalls darf der Erbauungszweck dermaßen überwiegen, daß für die übrigen Aufgaben des Vereinslebens weder Zeit und Raum noch Sinn und Verständnis übrig bleibt. Indessen ist eine derartige Exklusivität des Religiösen, wie sie — gegen die Intentionen der Begründer — den Anfängen der Jünglingsvereinsbewegung eigen war und sich da und dort noch finden mag, durch den Gang der Entwicklung im allgemeinen überholt. Aber auch heute noch kann die Erinnerung nicht schaden, daß die religiöse Darbietung in Ansprachen und Bibelstunden, zumal wo letztere nicht die Form der Besprechung annehmen, sich bündigster Kürze zu befleißigen hat, was freilich um so sorgfältigere Vorbereitung voraussetzt. „Eine religiöse Ansprache, die länger als 1/4 Stunde dauert, ist eine Versündigung an der Jünglingsseele“ pflegte Prälat Kapff zu sagen, und wenn es auch dem edlen Jugendfreund, der uns jeden Monat einen Abend seiner kostbaren Zeit opferte, gewöhnlich nicht gelingen wollte, selber diese Regel einzuhalten, die in seinem gewichtigen Wort ausgesprochene Mahnung soll nicht unbeherzigt bleiben. Natürlich kommt auch hier wieder der Unterschied des Alters in Betracht. Haben wir in der Hauptsache eine Jugendabteilung vor uns, die von der reichlichen religiösen Beeinflussung, um nicht zu sagen, Bearbeitung der letzten Schul- und Konfirmandenzeit herkommt, die außerdem vielleicht noch ziemlich regelmäßig Kirche und Christenlehre besucht, so ist vollends tunlichste Kürze angezeigt, und empfiehlt sich statt einer besonderen Schriftbetrachtung am Sonntag Abend eher Anknüpfung und kurze Erinnerung an das

im Gemeindegottesdienst Vorgekommene — freilich nicht schulmäßig abfragend. Anders unter Älteren, wo die Aufnahmefähigkeit eine größere ist und sich eher eine gemeinsame Aussprache entwickelt. Da mag man sich ruhig mehr Zeit verstatten, wenn nur, was man ja bald merkt, innere Beteiligung an der Sache vorhanden ist. Wir Pfarrer, die wir berufsmäßig mit der Schrift und religiösen Gedanken umgehen, unterschätzen auch manchmal die Aufnahmefähigkeit unserer Zuhörer. Diesen, die die ganze Woche meist in völlig anderer Luft gelebt haben, tut es vielleicht recht wohl, die reine Atmosphäre höherer geistlicher Gedanken einzuatmen, wenn es nur wirklich Gedanken, nicht bloße Worte sind. Freilich dieser Gefahr des Wortemachens gegenüber tut immer wieder die Erinnerung not, daß weniger oft mehr ist. Langweile ist der Tod der Religion, und „langweilige Bibelstunden" haben gewiß schon unzählige junge Leute angeödet und abgestoßen.

Bedenklicher noch ist ein zweites Zuviel, das in der Überspannung des Ziels religiöser Arbeit liegt, sei es, daß in intellektualistischer Richtung auf die Bibelforschung ein übermäßiges Gewicht gelegt, oder daß in mehr oder weniger methodistischer Weise auf Herbeiführung bestimmter innerer Erlebnisse hingearbeitet wird. — Gewiß haben wir, wenn wir einmal religiöse Arbeit tun wollen, kein wertvolleres Hilfsmittel und keine naheliegendere Aufgabe, als unsern jungen Freunden die Bibel vertraut zu machen, daß sie sie gerne mit Verständnis lesen, aber nicht deshalb, weil das Lesen und Forschen in ihr sozusagen Selbstzweck wäre, sondern einfach, weil sie unser klassisches Religionsbuch ist. Man hüte sich darum vor übertriebenen, unevangelisch gesetzlichen Forderungen, wie sie in Referaten auf den Jünglingsvereinskonferenzen so gern erhoben werden. Es ist so schnell gesagt: Leset, forschet in der Bibel und zwar in der ganzen Bibel, ihr müßt bibelfeste Leute, Bibelchristen werden u. s. w., aber ist's denn eine so einfache und leichte Sache, mit Segen und Gewinn die Schrift zu lesen, so daß das Bibellesen keine bloß gewohnheitsmäßige Übung oder gar ein gesetzlicher Frohndienst, sondern eine Quelle innerer Erquickung wird? Man denke an sich selber, wie man es in seinen jungen Jahren vielleicht ehrlich versucht hat, in dieser viel empfohlenen Weise die Bibel zu lesen, aber immer wieder erlahmt ist, weil man es zu keiner fruchtbaren, innerlichen Gewinn bringenden Lesung brachte, und vergegenwärtige sich dann die Mehrzahl unserer jungen Leute, ihre häusliche Herkunft, ihre tägliche Umgebung, ihre geistige Fassungskraft und körperliche Ermüdung, und man wird aufhören, solche unerfüllbare und im Grunde unbarmherzige Forderungen zu stellen, umsomehr aber

sich bemühen, den jungen Leuten konkrete Anweisung zum Lesen der heiligen Schrift zu geben, sie auf die ihrem Verständnis und ihrem Bedürfnisse entsprechenden Abschnitte aufmerksam zu machen und sie dadurch in Stand zu setzen, auch für sich selbst die Schrift mit mehr Nutzen zu lesen. In den „Beiträgen zur christlichen Erkenntnis" gibt Hülsmann gleich im ersten Abschnitt das prächtige Muster einer solchen Anleitung. Je größer die Macht der frommen Phrase ist, die sich in solchen übertriebenen Forderungen kund gibt, desto wichtiger ist es, sich klar und wahr die konkrete Wirklichkeit vor Augen zu halten. Als auf der letzten Nationalkonferenz in Stuttgart a. 1904 auch das Thema des Bibellesens besprochen wurde und Referat und Debatte sich in immer weitergehenden Ansprüchen an die jungen Leute ergingen, wirkte es wie eine Befreiung, als gegen Schluß der Diskussion ein Redner die Versammlung aus unmöglichen Höhen auf den Boden der Wirklichkeit stellte, indem er auf die äußere und innere Verfassung der Mehrzahl unserer Jünglinge hinwies, denen das für eine solch „mystische" Schriftbetrachtung erforderliche Verständnis einfach abgehe. Und weist nicht auch das Evangelium selbst eine andere Bahn? Worauf es zielt mit den Jungen, wie mit den Alten, ist sicher keine solche immer nur wenigen erreichbare Schriftgelehrtheit, sondern etwas viel Einfacheres, Praktischeres, allgemein Zugänglicheres: Gemeinschaft der Seele mit Gott und von diesem Zentrum aus gestaltete Lebensbeurteilung und Lebensführung. In die konkreten Aufgaben, Fragen und Lagen des Lebens läßt Jesu Predigt die Strahlen der ewigen Wahrheit fallen, und damit packt er die Menschen und führt sie von der bloßen Buch- und Vergangenheitsreligion in seine Gegenwartsreligion. Nach diesem Vorbild muß sich unsere Schriftbetrachtung mit den Jünglingen richten, Stoffauswahl und Stoffbehandlung sich gestalten. Nicht Schriftkenntnis und -verständnis an sich, nicht eine Art biblischer Theologie ist das Ziel, sondern Beleuchtung der konkreten Aufgaben und Verhältnisse, insbesondere auch der speziellen Fragen der Ethik mit dem Licht der Offenbarung, darum handelt es sich und dafür läßt sich auch das Interesse der jungen Leute gewinnen. Man mache nur die Probe, wie die Augen aufwachen und eigenes Fragen laut wird, sobald es gelingt, aus dem Geleise der bloß erbaulichen Exegese und Paraphrase heraus auf einen Punkt zu kommen, der im Gesichts- und Erfahrungskreis der jungen Leute liegt. Doch das sind eigentlich Selbstverständlichkeiten. — Die andere Ueberspannung des Ziels liegt in methodistischer Richtung. Auch hierüber wird es nicht vieler Worte bedürfen. In den Jünglingsvereinskreisen kennt man selber diese Gefahr und warnt vor ihr, aber es ist eben der Betrieb selbst, der oft

weiter treibt und die Bahn der Nüchternheit verläßt. Man unterschätzt die Arbeit, die Familie, Kirche und Schule in langen Jahren geleistet haben, und überschätzt, was so manchmal nur Erzeugnis menschlicher Mache oder phantasievoller Autosuggestion ist. Man zielt auf bestimmte Erlebnisse, Bekehrung, Wiedergeburt u. s. w. ab und klassifiziert am Ende darnach die Mitglieder. Wir gehören nicht zu denen, auf die das Wort Bekehrung wie ein rotes Tuch wirkt. Denn richtig verstanden handelt es sich um nichts anderes, wenn aus dem natürlichen Menschen ein christlicher Charakter werden soll, aber wir haben davor Sorge, daß man etwas, was göttlicher Vorbehalt und das Ergebnis einer das ganze Leben umspannenden göttlichen Erziehung ist, mit bestimmten Methoden in bestimmten Zeiten erreichen und auf Grund irgend welcher äußerer Merkmale feststellen will. Denn bei einem gewissen Wärmegrad religiösen Gemeinschaftslebens lebt und fühlt man sich verhältnismäßig leicht in gewisse gehobene Bewußtseinszustände hinein, deren Ächtheit und Probehaltigkeit aber damit keineswegs verbürgt ist, und lange nicht alle sind so ehrlich, wie der junge Mann, der in unserem Fragekasten um Antwort auf folgende Frage bat: „In Predigt und Bibelstunde wird oft davon geredet, daß der wahre Ruhe und Frieden bekomme, der sich Jesu von ganzem Herzen übergebe. Wenn nun ein Jüngling, der sich Jesu übergeben möchte, dennoch von Jesu und seinem Frieden nichts spürt, an was soll dann der sich halten, ohne in's Zweifeln zu geraten?" In der Tat, diese Frage, von einem der edelsten, frömmsten Jünglinge gestellt, die ich in mehr als 20 jähriger Jünglingsvereinsarbeit kennen lernte, beleuchtet hell und scharf die mit allem solchen methodistischen Religionsbetrieb verbundene doppelte Gefahr: des gewaltsamen Sichhineinsteigerns in solche gehobene Bewußtseinszustände auf der einen und des Verzagens, des an sich Irrewerdens auf der andern Seite, gerade bei den ehrlichsten, aufrichtigsten Gemütern. Und wenn ich hinzufüge, daß von demselben jungen Mann eine andere Frage lautete: „ist nicht ein Unterschied zwischen Jesus und Paulus, besonders in Beziehung auf die Heilslehre? und worin besteht derselbe?"*), so ist klar, daß dieselbe aus keinem theoretischen, sondern aus dem praktischen Interesse hervorgegangen ist, den rechten Heilsweg zu finden. Denn was ihr zu Grunde lag, war ein lebendiges Gefühl davon, daß die schematische schablonenhafte Anwendung, die die dogmatisierte paulinische Heilslehre — wider

*) Ich bemerke dabei, daß diese Frage, die schon vor mehreren Jahren gestellt wurde, noch ehe das Problem „Jesus und Paulus" weitere Kreise unter Theologen und Laien beschäftigte, nach der ausdrücklichen Erklärung des Fragestellers ihm nicht von außen entgegengetreten, sondern aus eigener Schriftlektüre erwachsen ist.

ihren eigenen tiefsten Sinn — in der frommen Praxis erfährt, eine Komplizierung des Heilswegs und damit eine Verengerung des Evangeliums bedeute; mir selbst aber erschien es ungemein charakteristisch und lehrreich, wie sich hier ein unverbildetes religiöses Empfinden aus der traditionellen Heilstechnik heraussehnte in die Einfalt und Natürlichkeit der Heilslehre Jesu. Fürwahr, die bedeutsamen Winke lassen sich nicht verkennen, die hierin für unsere religiöse Jugendarbeit liegen. Einmal: Eine Heilslehre, die mit dem dogmatischen Satz von dem natürlichen Unvermögen zum Guten einsetzt und dann auf einzelne besondere innere Erlebnisse zielt, wird ebensowenig dem Geist des Evangeliums gerecht, als sie den Bedürfnissen und dem Erfahrungskreis des Jugendalters entspricht. Sodann: wollen wir unsern Jünglingen den Weg des Heils in einer ihnen wirklich verständlichen Weise zeigen, so greifen wir am besten zu den anschaulichen Typen und Beispielen der Evangelien, wie Jesus die Einzelnen zum Heil Gottes gerufen; alles mehr lehrmäßig Entwickelte und theologisch Reflektierte versagt im wesentlichen, zumal der Jugend gegenüber. Mit den einfachen Kategorien der Nachfolge und Jüngerschaft Jesu, mit der Einführung in den tiefen ethischen Gehalt der Offenbarung Gottes, mit der Darbietung des heiligen Lebensbilds Jesu und anderer Gottesmenschen, mit dem nachdrücklichen Appell an den sittlichen Willen zur Inangriffnahme der konkreten Aufgaben, die dem jungen Menschen in Haus und Beruf, in Bewährung von Wahrhaftigkeit und Treue, Ehrlichkeit und Fleiß, in Bewahrung leiblicher und geistiger Reinheit u. s. w. gestellt sind, ja selbst mit einem Moralunterricht in der Weise der Försterschen Jugendlehre, die doch auch den Hinweis auf die Kraft der Religion nicht ausschließt, kommen wir weiter und führen wir unsere Jünglinge sicherer zu dem, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, als mit den undeutlichen, immer mißverständlichen Begriffen Bekehrung, Wiedergeburt u. s. w. und dem methodistischen Hindrängen auf diese scheinbar höchsten Erlebnisse und Erfahrungen, bei denen doch so leicht und oft gefährliche Selbsttäuschung mit unterläuft.

Damit hängt übrigens noch eine dritte Gefahr zusammen, die auch noch kurz erwähnt sein mag: Die Gefahr, die der Jünglingsvereinsarbeit besonders da droht, wo sie sich mit der neupietistischen Evangelisations- und Gemeinschaftsbewegung näher berührt und den englisch-amerikanischen Methoden Einfluß verstattet. Ich denke an das unzarte und unkeusche Hervorkehren des Innenlebens im Dienst der Propaganda. Es ist bekannt, in welch unerträglichem Maß dies in den Vereinen „des Jugendbundes für entschiedenes

Christentum“ stattfindet. Indessen sieht es nicht darnach aus, daß diese exotische Pflanze in Deutschland eine Zukunft haben wird. Aber abgesehen hiervon hat die englisch-amerikanische Beeinflussung unseres religiösen Volkslebens gerade auch in unser Jünglingsvereinswesen hinein in mancher Hinsicht ungünstig gewirkt. Gewiß, es wäre große Undankbarkeit, wenn wir nicht des kräftigen Anstoßes gedächten, der in den 80er Jahren von Amerika herüber gekommen ist und durch die Gründung des Berliner Christl. Vereins junger Männer die Ära des Neuaufschwungs des Jünglingsvereinswesens eingeleitet hat. Wir sind auch nicht der Meinung, daß wir besinnliche und schwerfällige Deutsche nicht von den tatkräftigen, praktischen Engländern nnd Amerikanern manches lernen könnten, aber merkwürdig, das Beste, das wir von dort haben könnten, und das zugleich Geist von unsrem Geist ist, die Geistesschätze ihrer von Deutschland befruchteten führenden Geister Kingsley und Robertson, Carlyle und Emerson, das wirkt nicht so kräftig auf uns zurück als anderes, was von dort herüberkommt, obwohl es unserer deutschen Eigenart und insbesondere auch dem lutherischen Frömmigkeitsideal recht sehr entgegengesetzt ist. Es droht uns — und wirkt auch in unsere Vereine hinein — eine Veräußerlichung und Mechanisierung der Religiosität. Es wird auf sichtbaren Erfolg und breite Massenwirkung hingearbeitet mit Mitteln, die der Innerlichkeit und Keuschheit des religiösen Lebens Eintrag tun. Ich denke dabei u. a. an das Drängen auf Einrichtung von Gebetsvereinigungen in unsern Vereinen. Wer wollte es beanstanden, wenn sich einzelne fromme Jünglinge von innen heraus zu einer Gebetsgemeinschaft getrieben fühlen, um persönliche und gemeinsame Anliegen, auch die Sorgen und Fragen der Vereinsarbeit vor Gott zu bringen? Aber sowie die Sache zu einer förmlichen Vereinseinrichtung wird, die gar statistisch gebucht wird, von der man meint, man müsse sie auch haben, wenn man ein richtiger Verein sein wolle, so ist man auf gefährlichem Weg. Man vergegenwärtige sich nur die tatsächliche Wirklichkeit, wenn so etwas nicht aus freiem Trieb des Geistes, sondern aus menschlicher Mache stammt, und denke an Matth. 6, 5f. Wieder ist es ebenso der Geist des Evangeliums, wie die Berücksichtigung der Jünglingsseele, zu deren Bestem die Scheu vor diesem Hervorkehren des Innersten gehört, was hier vorsichtiger machen sollte.

Handelt sichs bei den bisher erwähnten Fehlern und Mißgriffen immer um ein gewisses Zuviel, so liegt an einem weitern besonders wichtigen Punkt der Fehler in einem Zuwenig, in einem Versäumnis. Ich denke an die Stellung, die vielfach in den leitenden Jünglingsvereinskreisen gegenüber den Ergebnissen und Fortschritten der

Wissenschaft, insbesondere auch gegenüber denen der theol. Wissenschaft eingenommen wird. Die Sache sei mittelst eines offiziellen Dokuments illustriert. Als auf der schon erwähnten Jubiläumskonferenz in Paris der Franzose E. Billy in einem prächtigen, ebenso tief frommen als durch und durch modernen Geist atmenden Referat die Frage behandelte: entspricht die Arbeit der Weltkonferenz der christlichen Jünglingsvereine nach Form und Methode den Bedürfnissen unserer heutigen Jugend? und dabei u. u. angesichts „des Eindringens der modernen Wissenschaft und ihrer Methoden in alle Gebiete" nachdrücklich die These vertrat, daß den jungen Leuten, die wir zu einem festen Glauben an die Grundwahrheiten des Christentums erziehen wollen, die Fragen und Ergebnisse der religiösen Kritik nicht vorenthalten werden dürfen, da hat sich sofort gezeigt, was für einen empfindlichen Punkt der Redner berührt hatte. Die ganze Debatte über das Referat hat sich lediglich um diesen einen Punkt bewegt, und soweit der offizielle deutsche Bericht (S. 177 ff.) erkennen läßt, hat nur ein deutscher Pfarrer dem Referenten einigermaßen sekundiert, die übrigen Redner, insbesondere auch die nichttheologischen Vertreter Deutschlands, haben sich dieser Forderung gegenüber entschieden ablehnend verhalten. Man kann nun freilich diese scheue Zurückhaltung wohl verstehen. Unsere Jünglingsvereine, wie sie aus dem Schoß des Pietismus hervorgegangen sind, so haben sie auch die Entwicklung desselben mitgemacht und demgemäß auch das Mißtrauen in sich aufgenommen, das in den sogenannten positiven Kreisen gegen die theologische Wissenschaft und die Popularisierung ihrer Ergebnisse besteht. Die liberalen Theologen ihrerseits haben Jahrzehnte hindurch die Jünglingsvereinsbewegung wohl gerne kritisiert, aber selten eifrig in ihr mitgearbeitet, vielmehr das Feld den positiven Kollegen überlassen und damit sich selbst zur Einflußlosigkeit verurteilt. Endlich kommt dazu, daß innerhalb der großen nationalen und provinzialen Organisationen auf deutschem Gebiet die Berufsarbeiter, Agenten und Sekretäre mit verschwindenden Ausnahmen Nichttheologen sind, von denen die Kenntnis der positiven Elemente in der neueren Theologie, insbesondere des positiven Werts der kritischen Auffassung der Schrift billigerweise nicht zu erwarten ist. Aber die Folge dieser ablehnenden Stellung ist ein ungeheurer Schaden. Nicht bloß in die Kreise unserer gebildeten Jugend, nein auch in die junge Arbeiterschaft dringen heut mittelst unzähliger Kanäle die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung auf allen Gebieten der Natur- und Geisteswissenschaften, und wie oft in einer Form, die nicht mehr viel vom Geist ernster Wissenschaft, desto mehr von der dämonischen Freude am Niederreißen verrät. Diesem Geist und

seinen verderblichen Wirkungen aber begegnen wir nicht dadurch, daß wir in der wohlumfriedeten Burg unserer Jünglingsvereine tun, als berührten uns Christen solche Fragen und Zweifel nicht. Denn sie bringen mehr, als die meisten unter uns bedenken, an unsere jungen Leute heran. Man komme nur einmal auf eine solche Frage zu sprechen, die etwa im Fabrikgespräch eine Rolle spielt, und man wird sehen, wie die jungen Leute aufhorchen. Es ist ja gewiß wohl gemeint, wenn bezüglich der Besprechung solcher Fragen zu pädagogischer Vorsicht gemahnt wird. Es kann wirklich durch unzeitiges Dreinfahren arger Schade angerichtet werden. Es wird deshalb als Regel zu gelten haben, daß man nicht selber Fragen aufwirft und auf Zweifel hinweist, die möglicherweise den jungen Leuten ganz fern liegen, und es wird gut sein, sich immer wieder der vorbildlichen Liebe und Weisheit zu erinnern, von der das Wort gekommen ist: ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wo aber eine solche Frage wirklich um des Verständnisses willen nicht umgangen werden kann oder gar von den Jünglingen selbst aufgeworfen wird, da gibt es nichts Unpädagogischeres, als nicht nach bestem Wissen und Gewissen offen zu sagen, was man ehrlicherweise zur Sache zu sagen hat. Denn dafür hat dieses Alter schlechterdings kein Verständnis, daß es pädagogische Rücksicht sein könne, die einen in solch heiligen und wichtigen Dingen nicht sagen lasse, was zu sagen ist, sondern sie legt diese Zurückhaltung, wenn sie früher oder später von anderer Seite „aufgeklärt“ wird, unfehlbar als Unwahrhaftigkeit und Feigheit aus, und mit dem Vertrauen zur Person fällt die ganze Sache, die man vertreten wollte. Aber auch das ist ein verkehrter Rat, so oft er erteilt werden mag, man soll dem Frager sagen: das wollen wir unter vier Augen besprechen. Denn erstens ist es sehr fraglich, ob der so Beschiedene dann den Mut findet zu kommen, und zweitens ist seine Frage schon die Frage aller geworden, zu deren Ohr sie gedrungen ist. Endlich sage man auch nicht, daß es sich in den meisten Fällen um Fragen und Zweifel des Fürwitzes handle! Wer will das beweisen? Tatsache ist es wenigstens nach meinen Erfahrungen, daß es vielmehr oft gerade die Frömmsten, Tiefsten, Religiösesten unter unsern Jünglingen sind, die solche Fragen und Zweifel mit sich herumtragen, nicht bloß solche, die ihnen von außen zugeflüstert, sondern die in ihnen selber aufgestiegen sind. Es sind, wenn ich mich jetzt an solche Fälle erinnere, besonders die Fragen des Übels in der Welt, der Gerechtigkeit Gottes, der Willensfreiheit, der Erwählung (Verstockung), weiterhin des Wunders, der großen Weltreligionen im Verhältnis zum Christentum, ganz besonders aber auch die christologische Frage, die weit mehr Gemüter unter Jung und Alt bewegt, als wir

nur ahnen, seltener nach m. Erfahrung spezifisch biblische Probleme, bezw. unter diesen hauptsächlich die Frage nach der Schöpfung, der Urgeschichte überhaupt und im Neuen Testament die eschatologischen Stücke: Wiederkunft Christi, tausendjähriges Reich, Antichrist u. s. w. Gewiß, wir müssen dankbar sein, wenn unsere jungen Leute den Mut finden, mit dem, was sie so im tiefsten Innern bewegt, herauszukommen, und können diesen Mut doch gar nicht anders wecken, als indem wir selbst ihren Fragen und Zweifeln ein vertrauensvolles Verständnis entgegen bringen. Es gibt freilich bei manchen Vereinsleitern eine Art sich dazu zu geben, der gegenüber sich Fragen und Zweifel gar nicht hervorwagen, oder es ist die ganze Atmosphäre des Vereins von der Art, daß keine offene Aussprache möglich ist, weil man befürchten muß, darum angesehen zu werden. Aber in beiden Fällen ists gleich traurig, und nicht bloß für die von solchen Fragen und Zweifeln umgetriebenen Mitglieder bedrückend, sondern im Grunde für alle Beteiligte segenslos, weil das Beste fehlt, das Vertrauen und damit die Luft der Freiheit, in der allein die Wahrheit atmen und gedeihen kann. Man spricht so manchmal davon, daß man die jungen Leute dadurch gewinnen und an den Verein fesseln könne, daß man ihnen Vertrauen beweise und ihnen im Verein ein Vertrauensämtlein übertrage. Gewiß ist das gut, aber ich kann mir kein größeres Vertrauen denken, das man einem jungen Mann entgegenbringen kann, als wenn man ihm glaubt, daß ers auch mit seinen Fragen und Zweifeln ehrlich meint. Meine besten Freunde unter der Jünglingsschar sind diejenigen geblieben, denen ich in solchen innern Fragen und Zweifeln habe dienen dürfen. Was für eine Missionstätigkeit könnten da insbesondere unsere großstädtischen Vereine entfalten, wenn sie für die geistigen Bedürfnisse unzähliger junger Männer, die heute für die Fragen des Glaubens und der Weltanschauung neu interessiert sind, das rechte weitherzige Verständnis hätten und ihren Missionstrieb in den Dienst dieses Interesses stellten! Statt dessen weithin eine bedauerliche Ängstlichkeit und Scheu vor und bei der Anfassung dieser Aufgabe, worin tatsächlich eine der Hauptursachen liegt, daß sich so manchmal gerade tiefer angelegte, nachdenkliche junge Männer reiferen Alters enttäuscht vom Vereinsleben zurückziehen. Sie können sich in dieser gedrückten und gespannten Atmosphäre nicht wohl fühlen. Gewiß, der Schade ist unberechenbar, der hieraus unserer guten und großen Sache erwächst. Abgesehen von dem Verlust an Mitgliedern, der ganze Geist der Freiwilligkeit, auf dem das Vereinswerk sich aufbauen soll und will, wird in der Wurzel geschädigt, wenn er sich nicht gerade da betätigen darf, wo er vornehmlich seine Heimat und Übungsstätte hat, auf dem Gebiet der religiösen Überzeugungs-

bildung und Aussprache. Es geht uns hierbei wirklich nicht um irgend eine Theologie und deren Ergebnisse, sie heiße alt oder neu — denn auch die neue wird wieder alt werden, überhaupt handelt sichs nicht darum, aus unsern Vereinen theologische Disputierklubs zu machen — wohl aber geht es uns um den Geist, der unbedingt in den Vereinen herrschen muß, wenn gesunde Frömmigkeit in ihnen gepflanzt und gepflegt werden soll, um den Geist voller Aufrichtigkeit und jugendlichen Freimuts, dem es erlaubt ist, auch mit seinen Bedenken ans Licht zu kommen, damit die Fragen, Antwort und die Zweifel Überwindung finden. Der edle jugendliche Wahrheitssucher Kanso Utschimura*) sagt hierzu ein gutes und ganz besonders für unsere Jünglingsvereinspraxis beherzigenswertes Wort: „in dieser Zeit der fortgeschrittenen Wissenschaften darf man die Zweifler nicht einfach abschütteln und verfluchen. Die Religion muß etwas Gegenständliches, Greifbares, wissenschaftlich Verständliches werden. Aber leider sehe ich, wie alles um mich her die alten ausgetretenen Pfade geht, und wie jeder versucht, „den guten alten Pfarrer, den seine Gemeinde so gerne hatte, noch zu überbieten." — Doch es sei genug der Ausstellungen. Erfahrungen und Erlebnisse langjähriger Arbeit sind uns von Zeile zu Zeile vor Augen gestanden, aber nicht die Lust am Kritisieren hat uns die Feder geführt, vielmehr die ernste heilige Sorge um eine wahrhaft gesunde und förderliche Entwicklung der herrlichen Sache, als die wir trotz allem das Jünglingsvereinswerk schätzen und lieben. Die Jünglingsseele mit dem Besten, was sie hat und sucht, mit ihrem Gerechtigkeitsgefühl und Wahrheitssinn, mit ihrer innern Keuschheit und ihrem tiefen Freudebedürfnis zusammen zu bringen mit dem Evangelium, das sich zu alledem verhält, wie die Quelle zum Durst, um so unsere Jugend zu stärken in den Kämpfen und Gefahren, die ihr zu allen Zeiten, heute aber in besonderer Weise drohen, das ist ein Problem, zu dessen Lösung jede ehrliche Besinnung und Bemühung über und um den richtigen Weg willkommen sein muß. Nun nur noch ein kurzes Wort zur letzten Frage:

3.

Was ergibt sich auf Grund von all dem als Aufgabe für die pfarramtliche Beteiligung? Besteht das unter Ziffer 1 gefällte Urteil über die Jünglingsvereinsbewegung als die immer noch lebenskräftigste und aussichtsvollste Form der Jugendpflege zurecht, so kann der erste Rat nur lauten: tunlichste Mitarbeit innerhalb

*) „Wie ich ein Christ wurde", Bekenntnisse eines Japaners S. 104.

oder doch **in Fühlung mit der Jünglingsvereinsbewegung.** Es ist ja hoch erfreulich, wie das Interesse für die Jugendpflege gerade auch unter dem heutigen jüngeren Theologengeschlecht sich neu zu regen scheint. Ich erwähne außer den Hamburger Werken z. B. die Jugendarbeit, die vom Wittenberger Predigerseminar aus betrieben wird, und erinnere weiter an den jungen Theologenkreis, der sich neustens in den Spalten des Organs des Evangelisch-sozialen Kongresses „Evangelisch-Sozial“ eifrig mit unserer Frage beschäftigt. Diesen Eifer möchten wir wahrlich nicht dämpfen, aber es will uns scheinen, die Gefahr bestehe doch da und dort*), daß sich am Ende all der löbliche Eifer und all die edle Kraft in unsicheren Experimenten zersplittern möchte, ehe der ernstliche Versuch gemacht ist, ob sich nicht auf dem Boden der Jünglingsvereine mit mehr Erfolg und unter Vermeidung der gekennzeichneten Fehler arbeiten lasse. Dagegen richten sich nun eben unsere Bedenken, zunächst nicht um der Jünglingsvereine selbst willen, als ob wir für dieselben von diesen neuen Versuchen eine gefährliche Konkurrenz befürchteten, vielmehr um dieses neuerwachten Arbeitseifers willen, den wir vor schmerzlicher Enttäuschung bewahrt sehen möchten. Auf die Erreichung weiterer Kreise, als den Jünglingsvereinen bisher zu erreichen gelungen, ist es ja bei diesen neuen Bestrebungen abgesehen, aber ist dieser Erfolg so sicher? Wird er angestrebt dadurch, daß im Unterschied von den Jünglingsvereinen das religiöse Element mehr oder weniger in den Hintergrund gedrängt wird, so droht nach meiner festen Überzeugung das Schicksal aller bisherigen derartigen Versuche. Den so geleiteten und gestalteten Vereinen **fehlt das Rückgrat, die innere Konsistenz.** Sie werden vielleicht eine Zeitlang zusammengehalten durch den Einfluß einer edlen, kräftigen Persönlichkeit, aber geht oder stirbt diese, so löst sich höchst wahrscheinlich das Band überhaupt. Sollen dagegen die angestrebten neuen Jugendvereine religiösen Charakter haben und wird absichtliche Pflege der religiösen Elemente ins Programm aufgenommen, im übrigen aber ohne Fühlung mit anderen religiösen Jugendvereinen gearbeitet, so haben wir auf religiösem Boden richtige Konkurrenzvereine, denen sofort die Etikette „positiv“ und „liberal“ aufgedrückt werden wird, und damit ist der garstige Graben auch wieder auf dem Boden der Jugendarbeit gezogen, wo er vollends für die Gemeinde unverständlich und angesichts der ungeheuren Größe der Aufgabe doppelt verhängnisvoll ist. — Noch einmal sei betont (siehe Artikel I S. 168f), daß außerordentliche Verhältnisse auch außerordentliche

*) Die Wittenberger arbeiten, soviel ich sehe, im Anschluß an den ostdeutschen Jünglingsbund.

Wege und Mittel rechtfertigen bezw. fordern, und nicht von ferne fällt uns ein, die Jünglingsvereine als Allheilmittel für unsere Jugendnöte anzupreisen. Gott hat seine eigenen Wege, und wenn die Stunde kommt, auf die wir sehnend hoffen, wo in den jetzt der Kirche und Religion so weithin entfremdeten Arbeitermassen der glimmende Gottesfunke wieder zu heller Flamme angefacht werden wird, so mag es wohl geschehen, daß Gott dann seine Werkzeuge und Profeten aus ganz andern Kreisen erweckt, als wir denken. Also, wir erwarten nicht von unsern Jünglingsvereinen, weder so wie sie jetzt sind, noch an und für sich, unbedingt das Heil für unsere Jugend, aber wir sagen: wo unter verhältnismäßig normalen Verhältnissen Jugendarbeit auf religiöser Grundlage schon begonnen ist, da besinne man sich wohl, ehe man neue Wege betritt und parallele Unternehmungen ins Leben ruft, ob es eine zwingende Notwendigkeit ist, ob man nicht vielmehr mit besserer Aussicht auf Erfolg auf dem schon gelegten Grund mit- und weiterarbeiten kann und soll.

Aber auch die Jünglingsvereine selbst und ihr Interesse haben wir im Auge, wenn wir für tunlichste Mitarbeit in denselben eintreten, und nachdem wir soeben einen Appell an bestimmte Kreise gerichtet, innerhalb deren heute Unsicherheit herrscht, ob man neue Wege suchen oder sich den alten anschließen soll, fassen wir das Pfarramt im allgemeinen ins Auge und kommen zu dem zweiten Satz: es ist die Jünglingsvereinssache, die die pfarramtliche Beteiligung braucht, sie gar nicht entbehren kann. Das möge nicht mißverstanden werden. Es soll nicht heißen, der Pfarrer müsse als solcher Vereinsleiter sein oder kraft seines Amts unter allen Umständen das Heft in der Hand behalten. Nirgends sind hierarchische Aspirationen, Amtsbewußtsein und Amtsmiene weniger angebracht als in der Jugendarbeit. Wer sich davon nicht völlig freimachen kann, wer nicht, um mit P. von Ruckteschell zu reden, auch in Hemdärmeln mit der Jugend verkehren und doch seine Autorität wahren kann, der taugt kaum zu dieser Arbeit. Ebensowenig bedeutet unser Satz die unbedingte Zustimmung zu der Forderung: in jeder Parochie ein parochialer Jugendverein! Denn dieselbe läßt sich nicht allgemein durchführen, nicht auf dem Lande und noch weniger in der Großstadt. Hier haben die berufsmäßig und zielbewußt mit großen Mitteln an der Jugend aller Stände arbeitenden interparochialen Christlichen Vereine junger Männer („die Spezialisten-Vereine wie sie Wartmann zutreffend nennt) durchaus ihre Daseinsberechtigung. Wohl aber will unser Satz folgendes besagen: einmal die spezifische Jugendfürsorge muß in unsern Tagen seitens des Pfarramts — ihre Gestaltung im einzelnen nach den örtlichen und

persönlichen Verhältnissen vorbehalten — als eine der wichtigsten Amtsaufgaben neu erfaßt und in Angriff genommen werden; sodann aber und vor allem liegt in unserem Satz: an der Mitarbeit des Pfarramts hängt unter den heutigen Verhältnissen zu einem guten Teil der gesunde Betrieb der Jugendarbeit. Nicht als ob die Person des Pfarrers als solche die sichere Garantie der religiösen Persönlichkeit böte — wahrhaftig nicht, manch schlichter Stundenhalter und je und je ein frommer innerlicher Jüngling kann ihm darin weit überlegen sein, aber abgesehen von den einzelnen Personen liegt doch in der verständigen und hingebenden Beteiligung des Pfarramts eine gewisse Gewähr für die Gesundheit der ganzen Arbeit. Man stelle sich vor, was aus unserer deutschen Jünglingsvereinssache würde, wenn sich die Pfarrer von ihr zurückzögen! Bedeutung und Einfluß von Kirche und Geistlichkeit werden ja heute nicht hoch gewertet, und wir haben selber allen Grund, mäßiglich von uns und unserm Einfluß zu halten. Aber die bekannte Enquete „bedürfen wir noch des Pfarrers?" hat uns doch den Mut stärken können, daß wir auch in anderer Leute Augen nicht ganz überflüssig sind, und doch haben diese Antworten zumeist nur die Tätigkeit des Pfarrers im Verhältnis zum einzelnen Gebildeten ins Auge gefaßt. Wieviel weniger kann hier bei der Jugendfürsorge, wo es sich um eine der allergrößten Gegenwartsaufgaben handelt, unsere Mitarbeit entbehrt werden? Genau an den Punkten, wo wir oben unter Ziffer 2 aufgezeigt haben, wie die übliche Vereinspraxis gegenüber der Größe der Aufgabe mehr oder weniger versagt: soziale Frage, Geselligkeitspflege, spezifische Frömmigkeitspflege, könnten wir nun wieder im einzelnen nachweisen, wie sehr die Jünglingsvereinssache auf die immer intensivere Mitarbeit des geistlichen Amts angewiesen ist. Es müssen einige kurze Andeutungen genügen: Trotz aller staatlich-kirchlichen Abhängigkeit ist der Pfarrer, der die soziale Botschaft des Evangeliums verstanden hat, der von hier aus sein ganzes Amt richtig anfaßt und speziell die Jugendarbeit mit sozialem Empfinden treibt, vor anderen zu sozial versöhnendem und sozial gesinnungbildendem Wirken befähigt. Die Quelle des Frohsinns und edler Geselligkeit, wie sie das deutsche evangelische Pfarrhaus kennt und in sich hegt, die eben sind es, zu denen es unser Volk und unsere Jugend zu führen gilt. Und was die Frömmigkeitspflege betrifft, so kommt hier einerseits R. Rothes Wort in Betracht: Die Streitfrage unserer Kirche ist gegenwärtig, ob weltgeschichtliches Christentum oder Sektenchristentum, und andrerseits die Alternative Schleiermachers, ob das Christentum mit der Bildung oder mit der Barbarei

gehen wolle, d. h. ob es die Fühlung mit der Zeitbildung behalten wolle oder nicht. In beiden Beziehungen liegt die Unentbehrlichkeit der pfarramtlichen Leitung auf der Hand. Je mehr unevangelische und undeutsche Art, methodistischer Geist und damit sektiererisches Wesen in unsere Vereine einzuschleichen droht, desto nötiger ist der volkskirchlich orientierte Pfarrer als Vertreter des evangelischen Glaubens- und Lebensideals im Sinne echt lutherischer Frömmigkeit. Es handelt sich meines Bedünkens auf dem Spezialgebiet der Jugendarbeit um die Erfassung und Durchführung derselben Aufgabe, die dem volkskirchlichen Pfarrer für seine Gemeindearbeit überhaupt gestellt ist: es gilt das Evangelium so darzubieten, daß wirklich kein noch so tiefes religiöses Bedürfnis gesunder Art unbefriedigt bleibt, daß aber auch andere Bedürfnisse und geistige Entwicklungsstufen sich berücksichtigt und verstanden fühlen. Die richtige Verbindung von gesunder Frömmigkeit mit volkspädagogischem Interesse in der Person des Pfarrers kann, wie nichts anderes, in der Gemeinde und im Verein verhüten, daß der engere Kreis der spezifisch Religiösen und der weitere der ferner Stehenden auseinanderfallen. Wie aber vollends die Pflege der Fühlung mit den Fortschritten der Zeitbildung und wissenschaftlichen Erkenntnis, wie insbesondere die so dringliche Aufgabe der Einführung unserer jungen Leute in das geschichtliche Verständnis der Bibel der pfarramtlichen Mitarbeit erfordert, bedarf keiner weiteren Ausführung!

Man wird entgegen halten: wie aber, wenn diese Mitarbeit nicht begehrt, oder wenigstens ein maßgebender Einfluß des Pfarrers nicht gerne gesehen wird? Gewiß kommt dergleichen vor, sei es infolge von Mißtrauen gegen die theologische Stellung des Pfarrers, sei es aus Gründen der Wahrung der kirchlichen Unabhängigkeit. Aber im ganzen werden wir diese immerhin vereinzelten Fälle nicht tragisch zu nehmen haben. Im ersten Fall handelt es sich um dasselbe Kreuz, das heute auch sonst mancher Geistliche zu tragen hat, und das den, der den geraden Weg seiner Überzeugung geht, nicht zu sehr bedrückt. Im zweiten Fall handelt es sich zumeist um die großstädtischen Interparochialvereine, bei denen die Verhältnisse in der Tat eigentümlich liegen, und im übrigen ist es an sich eine nur zu begrüßende Entwicklung, wenn sich die Zahl der Vereine mehrt, in denen sich tüchtige Laienkräfte zur verantwortlichen Leitung finden. Die Zahl derselben ist im allgemeinen noch klein genug, und noch lange, zumal auf dem Lande, wird es dabei bleiben, daß die Hauptarbeit von seiten der Geistlichen getan werden muß. Eben deshalb gilt es sich auch durch solche Erfahrungen nicht beirren zu lassen. Ehe unsere Jugend den Vereinen gehört, gehört sie den Familien, der

Gemeinde, dem kirchlichen und bürgerlichen Leben. Also tun wir unsere Arbeit an ihr auch nicht im Auftrag und Dienst eines Vereins- und Bundeskomitees, sondern im Zusammenhang mit unsere Gemeindearbeit überhaupt, um der Jugend selber, unserer Gemeinden, unseres bürgerlichen und kirchlichen Volkslebens willen.

Es geht leider durch weite Kreise der ganzen deutschen Pfarrerswelt eine gewisse Mißstimmung gegen den Ton und Geist, wie er sich teilweise in den führenden Jünglingsvereinskreisen bemerkbar macht. Aber es wäre nichts verhängnisvoller, als wenn unser Pfarrerstand sich dadurch die Freudigkeit an der Mitarbeit nehmen ließe. In Wirklichkeit steht die Sache doch nicht so, daß sich nicht heute noch das Jünglingsvereinswerk in die Bahn leiten ließe, die wir im Blick auf das Ganze der Volksjugend für die gesunde und förderliche halten müssen. Denn die überwiegende Zahl der Vereine steht noch unter kirchlichem Einfluß, und auch für die jetzt noch teilweise mehr englisch-amerikanisch beeinflußten großstädtischen Vereine wird es, worauf auch Wartmann hinweist, zu einer Lebensfrage werden, daß sie sich mehr unserer deutschen kirchlichen Art nähern. Alles aber liegt daran, daß wir Theologen energischer, pflicht- und zielbewußter in diese Arbeit hineingehen und bei derselben gegenüber jener neupietistischen Religiösität den echt deutschen Typus der tiefen innerlichen, weltfreien und doch weltoffenen lutherischen Frömmigkeit wahren.

Daß auch unsere Landeskirchen also solche der Sache mehr Aufmerksamkeit zuwenden und insbesondere für die großen Städte mehr geistliche Hilfskräfte für diese spezifische Jugendarbeit mobil machen müssen, sei nur nebenher erwähnt. Wichtiger noch ist die Gewinnung des Interesses der Lokalgemeinden und ihrer bürgerlichen und kirchlichen Instanzen. Aber auch hierfür ist die lebhafte Beteiligung des Pfarramts erste Voraussetzung. Meist werden die Jünglingsvereine mehr oder weniger eine Winkelsache bleiben, wenn sich nicht das Pfarramt um sie annimmt oder sich wenigstens entschieden zu ihnen bekennt. Umgekehrt, je hingebender und selbstloser wir uns um die Jugend bemühen, und je mehr es unserem Mitwirken gelingt, den richtigen Geist dem Werke einzuhauchen, desto gewisser wird auch allmählich den Gemeinden selbst die Erkenntnis kommen, daß es doch eigentlich *ihre* Jugend ist, an der diese Arbeit geschieht, und daß dieselbe deshalb auch ihrer persönlichen tatkräftigen Unterstützung ebenso bedürftig als würdig ist. Es mag bis zur Erreichung dieses Ziels manche Generation von Pfarrern sich noch opfern müssen, wenn überhaupt von Opfern geredet werden darf bei einer Arbeit, die durch den Umgang mit der Jugend des An-

regenden und Erfrischenden so viel in sich birgt. Aber sicher sind diese Opfer nicht umsonst. Gesäumt und versäumt darf freilich nicht mehr werden. Aber ein neuer Zusammenschluß williger Kräfte kann noch vieles halten und retten. Nähme unser Pfarrstand die große Aufgabe mit neuem Eifer und in der richtigen Weise auf, so brauchte uns bei „dem Kampf um die Jugend“ nicht bange zu sein. Als ich neulich in Berlin einer Versammlung der sozialdemokratischen „jungen Garde“ anwohnte und mich überzeugte, wie es dabei doch in erster Linie auf das Einfangen für die Parteiziele abgesehen ist, schied ich, ob auch mit Wehmut, doch mit dem lebhaften Eindruck: so wird die Jugend nicht gewonnen, vielmehr der wird sie gewinnen, der ihr am selbstlosesten dient und sie am besten versteht, weil er sie am meisten liebt.

Das Problem der Pastoraltheologie und seine Lösung.

Von Pfarrer A. Eckert-Strohsdorf (Pommern).

In dem Begriff der Pastoraltheologie liegt ein Problem, das eine entschiedene, klare Lösung verlangt. Das Problem ist geschichtlich geworden. In der vom Rationalismus beherrschten Zeit, ehe Schleiermacher als Reformator der praktischen Theologie auftrat, fehlte für die praktischen Zweige der geistlichen Amtstätigkeit die innere Einheit; sie lagen unverbunden nebeneinander. Der Begriff der Pastoralklugheit sollte und konnte den Ersatz dafür nicht bieten; er verlor sich mehr und mehr in die ethischen Grenzgebiete und eine nur das Einzelne behandelnde Casuistik. Selbst Schleiermacher konnte sich nicht sofort von dem Einfluß dieser Auffassung losmachen. Während er die praktischen Funktionen mit starker Hand in eine Form goß, ließ er doch die „Pastoralklugheit“ als Anhang noch bestehen. Sie ist seitdem ganz verschwunden. Unter seinem Einfluß erwuchs nun die praktische Theologie zu einer selbständigen Disziplin, wozu ein Zeitraum von nahezu 100 Jahren nötig gewesen ist. In den ersten Jahrzehnten dieser Entwicklung behauptete die Pastoraltheologie durch einige äußerst wirkungsvolle Arbeiten ihr gutes Recht; Harms' und Palmers gleichbetitelte Werke haben auf die Theologenwelt nachhaltigen Einfluß ausgeübt, und Alexander Schweizer, Schleiermachers bedeutender Schüler in Zürich, hat der wissenschaftlichen Konstruktionsweise der Pastoraltheologie, die er mit der Theorie der Seelsorge identifizierte, einen eigenen, sehr ausführlichen Aufsatz gewidmet. (Studien und Kritiken 1838, S. 1—53.) Dann kam eine Zeit, wo das starke Interesse an dem wissenschaftlichen Charakter der praktischen Disziplin die Idee einer Pastoraltheologie zurückdrängte. Wir standen seit mehr als zwei Jahrzenten auf dem Satze, daß eine Pastoraltheologie heute kein wissenschaftliches Recht mehr habe. Es war seiner Zeit kein geringes Wagnis, daß die beiden Herausgeber unserer Monatsschrift mancherlei Abmachungen zum Trotz den Mut hatten, gerade diesen Begriff stark zu betonen, der in der wissenschaftlichen Diskussion im Grunde abgetan war. Was mich in dieser Gewißheit zuerst etwas irre gemacht hat, war der

Eindruck, den ich von Holmströms Gemeindepflege empfing. Da war der wesentliche Stoff unserer praktischen Theologie von einem Gesichtspunkte aus behandelt, der bisher in unserer Disziplin nicht berücksichtigt war und sich doch auf den ersten Blick empfahl. Wenn auch die Möglichkeit einer Auflösung der praktischen Theologie in eine systemlose Gemeindepflegelehre nicht in Frage kommen konnte, so war doch die Möglichkeit dargetan, dem Hauptstoff eine andere, mehr aktuelle Form zu geben. Daraus ergab sich von selbst die Frage, ob nicht auch die Pastoraltheologie neben dem System der praktischen Theologie Daseinsrecht habe. Es war auch nicht zu übersehen, daß trotz aller Verdikte der wissenschaftlichen Systematiker die Vorliebe für die Pastoraltheologie immer neue Früchte hervorwachsen ließ. Vinets und Stockmayers Darstellungen fanden Freunde, und kein geringerer wie Hermann Cremer in Greifswald stellte einst, als er vertretungsweise „praktische Theologie" lesen mußte, diese unter den Gesichtspunkt der Pastoraltheologie. Die Diktate seiner Vorlesungen sind jetzt jedermann zugänglich geworden. (Stuttgart, 1905 bei Steinkopf, 2 Mk.) Daneben war in den letzten Jahren die Neigung unverkennbar, die Äußerlichkeiten der Amtsführung in gesonderten Darstellungen zusammenzufassen: Bittkau, Haase, Wächtler haben sie erst in den letzten Jahren betätigt. Das war also ein dritter Versuch, Stoffe der praktischen Theologie zu isolieren und unter besonderen Gesichtspunkten neu zu gruppieren. Da konnte dem Freunde des „Systems" leicht bange werden, daß jene Stimme Uhlhorns Recht behalten werde, die einst die Selbstauflösung der praktischen Theologie prophezeit hatte.

Nun kommt wieder eine neue Leistung, eine neue Pastoraltheologie dazu. Superintendent August Hardeland zu Uslar hat den Mut zu ihr und in G. Böhme in Leipzig, dem Leiter der Deichertschen Buchhandlung, einen Helfer bei der Arbeit gefunden. Damit stehen wir von Neuem vor der Frage nach Recht oder Unrecht der Pastoraltheologie. Sehen wir zu, was Hardeland zu ihrer Beantwortung beiträgt. Am klarsten wird uns das werden, wenn wir Palmer und Cremer zur Vergleichung heranziehen.

Palmer schickt Prolegomena voraus, in denen er den wissenschaftlichen Charakter der Pastoraltheologie entwickelt, und schließt daran allgemeine Erörterungen über den geistlichen Beruf. Den Hauptstoff gliedert er nach den beiden Gesichtspunkten „Pastor" und „Pastoration". Unter jenen faßt er die Vorbereitung auf den Beruf, das Vikariat, den Antritt des Amtes, die Berufstreue und Lebensordnung; diese ist ihm pastorale Tätigkeit an der ganzen Gemeinde, ordnende und freiwillige, und am einzelnen, — Seelsorge. Die letztere umfaßt nahezu die Hälfte der Gesamtdarstellung. Man sieht, wie bei Palmer sich alles auf die Seelsorge zuspitzt, und wie neben dieser nur der Gedanke der Zucht sich halten kann; aber man begreift nicht, aus welchen Gründen dafür eine besondere Darstellung nötig ist. So praktisch und fesselnd seine Ausführungen im einzelnen sind; auch materiell erweisen sie nicht die Notwendigkeit, gerade für diese Stoffe eine besondere Form zu wählen.

H. Cremer bestimmt die selbständige Aufgabe der Pastoraltheologie dahin, daß sie es speziell mit dem geistlichen Amte und den Angelegenheiten

seiner Träger zu tun habe, im Unterschiede von der praktischen Theologie, die weiter greife bis zur Darstellung des Selbstbewußtseins der Kirche um ihr Wesen und ihre Erscheinung. Die Beschränkung auf die Seelsorge lehnt auch er ab. So eröffnet er denn seine Beschreibung der geistlichen Amtstätigkeit mit Ausführungen über den Kirchen- und Amtsbegriff, und kommt erst dann auf die Befähigung zum geistlichen Amte zu sprechen. Hierin können wir ihm nicht folgen. Der Kirchen- und Amtsbegriff gehört trotz Nitzsch nicht in die praktische Theologie, sondern in die Ethik, von wo er in jene Disziplin zu übernehmen ist, und andrerseits hat es die praktische Theologie mit nichts anderm zu tun als mit dem Amte und seinen Funktionen. Diese Selbstbeschränkung haben wir mit Th. Harnack durchaus festzuhalten, damit die praktische Disziplin sich nicht in uferlose Weiten verliere. Dagegen korrigiert Cremer durchaus glücklich den Aufriß Palmers, wenn er die Hauptfunktionen des geistlichen Amtes aufnimmt, die homiletische, liturgische, katechetische und seelsorgerliche. Die sachliche Berechtigung zur Aussonderung der Sakramentsverwaltung und der kirchlichen Benediktionen in besondere Abschnitte ist freilich zu bestreiten, da diese Handlungen aus homiletischen und liturgischen Elementen bestehen. Endlich fällt auf, daß Cremer die ordnende, Zucht übende, die in äußeren Nöten helfende, Liebe übende und die theologische Tätigkeit fortläßt, die doch sämtlich Funktionen des geistlichen Amtes sind.

In welchem Verhältnis finden wir nun Hardeland zu diesen beiden Vorgängern? Offenbar haben ihm andere Gedanken vorgeschwebt. Alles Systematische und Prinzipielle schiebt er bei Seite und dringt sofort in das Zentrum der Sache ein. Auf 51 Seiten zeichnet er uns ein Bild des Erzhirten und seiner Hirtenwirksamkeit, wissenschaftlich gründlich und doch tief erbaulich. Überrascht uns schon dieser Eingang, so steigert sich der Eindruck noch im zweiten Kapitel, das auf 33 Seiten das apostolische Vorbild uns vor Augen stellt. Das ist ein hochbedeutsames Praeludium: Christus und seine Apostel sind die echten Lehrer für uns Pastoren. Damit ist der pastorale, hirtenamtliche Charakter des Ganzen unübertrefflich zum Ausdruck gebracht. Und nun ist es das Kennzeichen aller folgenden Ausführungen, daß Auswahl des Stoffes, Farbe der Darstellung und Beurteilung durch diese pastorale Beziehung wesentlich bestimmt sind. Er zieht jede amtliche Tätigkeit heran, und bemüht sich bei jeder um pastoraltheologische Beleuchtung. Das ist offenbar eine neue Art, die Sache anzufassen, und eine solche, die dauernden Erfolg verspricht.

Die Hirtentätigkeit des Heilandes hat darin ihr Besonderes, daß sie helfende, suchende, rettende, richtende Liebe war. Und dieser Hirtencharakter soll sich in und an jeder unserer Amtshandlungen finden. Er ist nicht allein das Ganze, aber er ist eine Seite, die eine Grundfarbe unseres amtlichen Wirkens, die pastorale oder seelsorgerliche, obwohl die zweite Bezeichnung sich nicht empfiehlt, weil sie Verwechslungen mit der speziellen Seelsorge unvermeidlich macht. Neben ihr liegen in unserer Tätigkeit noch andere Elemente, das methodisch-technische, das glaubenspsychologisch-individuelle, das bekenntnismäßig-kirchliche, das äußerlich ordnende. Aber sie alle überragt das Pastorale, weil in ihm die Gesinnung des Herrn am meisten zum Ausdruck kommt; es gibt den anderen Elementen erst die verbindende Ein-

heit und tragende Kraft. Das System der praktischen Theologie hat alle diese Elemente zu berücksichtigen und in ihrer Abgrenzung gegeneinander zu beschreiben, — eine ungeheure Aufgabe, der bisher noch keines gerecht geworden ist. Nun ist es wissenschaftlich möglich und entspricht der hohen Bedeutung der Sache, wenn wir das pastorale Moment aussondern und isoliert zur Darstellung bringen. Das wäre die große, tiefe, schöne Aufgabe der Pastoraltheologie. Sie würde, recht gelöst, dem System des Ganzen einen hohen, wertvollen Dienst leisten, und auf diese Weise erhielte die Pastoraltheologie ein Anrecht auf dauernde Pflege neben der großen, alles umfassenden Disziplin.

Es ist das bleibende Verdienst der Darstellung Hardelands, uns diese Erkenntnis nahe gebracht zu haben; besonders für die ersten fünf Kapitel (S. 13—208) werden wir ihm immer dankbar sein müssen. Es ist gewiß begreiflich, daß bei einem ersten Entwurfe die Herausarbeitung eines so großen und tiefen Grundgedankens nicht gleichmäßig gelingt. Da wird in Zukunft manches noch zu streichen, manches anders zu färben, manches Hinüberspielen in das Methodisch-Technische zu vermeiden sein. — Cremers Pastoraltheologie ist gewiß aus pastoraler Gesinnung geschrieben und tief in biblische Farbe getaucht. Aber in der Einzelausführung ist sie mehr methodisch-technisch als pastoral. Hardeland führt darüber hinaus; darin liegt der besondere Wert seines Buches.*)

Das in dem Begriff „Pastoraltheologie" und in seiner Geschichte liegende Problem ist gelöst, sobald wir die wissenschaftliche Aufgabe wie geschehen formulieren. Wir dürfen uns unserer Pastoraltheologie freuen und für sie arbeiten ohne die Befürchtung, damit die Hauptdisziplin zu schädigen. Wir tun nur richtige Vorarbeit für sie.**)

*) An kritischen Fingerzeigen notiere ich hier außerhalb des obigen Zusammenhanges Folgendes: Der Nebentitel „Gedanken und Erwägungen" muß fortfallen. Er schwächt ohne Grund die Tendenz des Ganzen. Die literarische Einleitung S. 1—12 kann durch ein Verzeichnis der wichtigsten parallelen Werke am Schlusse ersetzt werden, wobei mancherlei als überflüssig zu streichen ist. Nur Pastorales ist aufzunehmen und dabei Hüffel, Wesen und Beruf des evangelischen Geistlichen, nicht zu vergessen. Der Abschnitt V über das geistliche Decorum ist großzügiger und tiefer zu gestalten. Daß ein Pastor von seinen Verbindungsbrüdern zur Bahn geleitet wird und dabei sein Barett auf dem Kopfe gehabt hat, (S. 192) ist doch zu unwahrscheinlich und erscheint selbst nach einem urkräftigen Frühschoppen schlechthin unglaublich. Auch das Brüderschaftsangebot en masse (S. 193) könnte sehr gut fehlen. Davon gilt Bismarcks Wort: „Es kommt immer darauf an, bei dem wievielten Glase das geschieht", und wenn es nach dem „sovielten" geschehen ist, gehört es nicht mehr in die Pastoraltheologie. Auch das Verdikt über das helle Beinkleid (S. 196) gehört in die Versenkung. „Schneiderfragen", wie der Verfasser sie selbst treffend nennt, gehören schlechterdings nicht zu dem Stofflichen der Pastoraltheologie. Wie die Beschreibung der einzelnen Funktionen nach dem Prinzip des Pastoralen umzugestalten wäre, an einzelnen Beispielen zu zeigen, versage ich mir. Leser und Verfasser werden das selbst leicht machen können. — Der Preis des 488 Seiten starken Werkes beträgt 7 Mk.

**) Nachschrift der Redaktion. Vom Grundgedanken des Herrn als des Vorbilds eines Hirten sind vor allem auch J. T. Beck, Pastorallehren des N. Ts. Gütersloh 1880 und Robert Kübel, Umriß der Pastoraltheologie, 2. Aufl. 1872, ausgegangen. Wir benützen die Gelegenheit, auch diese beiden Schriften in Erinnerung zu bringen. Ebenso D. Bernh. Riggenbach, Die christl. Gemeindepastoration nach Schrift und Erfahrung, Basel, 1898, das von Jesus als dem ποιμὴν καλός ausgeht.

D. Johannes Gottschick.

† 3. Januar 1907.

Von D. H. A. Köstlin.

Ein Wort dankbarer Pietät zum Gedächtnis des Mannes, in dem die deutsche evangelische Theologie einen ihrer Besten und Tüchtigsten betrauert, möge auch unserer Monatschrift gestattet sein. Der eine ihrer Herausgeber ist zu seinem Nachfolger in Tübingen berufen worden. Dem andern ist es vergönnt gewesen, über 17 Semester lang in treuer Gemeinschaft mit dem Entschlafenen an den hessischen Kandidaten zu arbeiten (1883–1892). Diese Arbeit hat uns zusammengeführt; im Bewußtsein der großen Verantwortung, die in unserer Zeit auf dem Lehrer der praktischen Theologie liegt, haben wir uns gefunden, und die gemeinsame Liebe zu den uns anvertrauten jungen Theologen, die jede Individualität zu verstehen suchte, hat eine Freundschaft begründet, die bis zum Tode des Freundes vorgehalten hat. Als Gottschick 1892 von Gießen schied, da war es sein Friedberger Kollege, den er sich zu seinem Nachfolger ausersehen hatte. Das beweist, daß wir, obschon verschiedener Ansicht in einzelnem, in der Grundstimmung und Grundgesinnung harmonierten. Wenn ich erst später nach des unvergeßlichen Reischle Weggang dem erneuten, dringenden Rufe folgte, so waren es Rücksichten der Pietät, die mich 1892 veranlaßten, der Fakultät eben Reischle zuzuführen, und alle, die Reischle in Gießen näher treten durften, haben mir gewiß nur Dank dafür gewußt. Auch bei späterer Gelegenheit hat Gottschicks Treue nicht versagt. Sie war ein Grundzug seines Wesens. Von seinen Schülern trug er ein deutliches Bild in der Seele und verfolgte ihre Entwicklung, ob auch Jahre und räumliche Entfernung sie von ihm trennten, mit warmem Interesse. Unserer Monatschrift in ihrer früheren Gestalt hat er manchen wertvollen Beitrag überlassen, so zuletzt 1903 über das „fundamentum dividendi." Wie alle Arbeiten Gottschicks, so lassen auch die unmittelbar auf die technische Seite der Praxis gerichteten die Grundzüge seiner Arbeitsweise erkennen: neben rückhaltloser Offenheit und Wahrhaftigkeit gewissenhafte Gründlichkeit und eine minutiöse, zuweilen an Umständlichkeit streifende Pünktlichkeit. Wahr und gründlich, das war für ihn selbst Lebenslosung, Wahrheit und Gründlichkeit die Forderung, die er an seine Schüler stellte. Er hat es diesen nicht immer so leicht gemacht und war nicht gerade ein bequemer Lehrer. Nicht bloß forderte sein Lehrvortrag angestrengtes Denken und intensive Aufmerksamkeit, sondern der Professor konnte gegen oberflächliche, träge, vollends gegen ungerade Leute recht deutlich werden und einem, den er einmal ins Auge gefaßt hatte, nachgehen und ihn immer wieder angehen, bis er ihn herum hatte. Davon weiß mancher zu erzählen, der es ihm heute dankt. Er war eine ausgeprägte und dabei aktive Wahrheits-

natur. Er neigte vielleicht zum Intellektualismus, vielleicht sogar zum Doktrinarismus — darin ein echter lutherischer Theologe —, sofern es ihm vor allem um Bestimmtheit, Deutlichkeit und genaue Abgrenzung der Begriffe zu tun war, und man ihm mit Halbheiten oder schillernden Begriffen, vollends mit rhetorischen Phrasen nicht kommen durfte. Da wußte er aufzuräumen. Daher erschien er manchen zuweilen zu nüchtern. Was nach Mystik aussah, dagegen hatte er ein fast unüberwindliches Mistrauen. Wer aber Zeuge war, wie sein sprechendes Auge leuchten konnte, wenn er sich religiös verstanden sah, oder wenn er auf eine der großen Aufgaben der Zeit, z. B. die soziale, kam, der fühlte, daß diesem Manne, obschon er in erster Linie auf Klarheit der Erkenntnis drang, das pectus wahrlich nicht abging. Wo dieses vollends als unmittelbare Lebensäußerung ihm begegnete, hat er es nicht bloß voll gewürdigt, sondern sich mit Ehrfurcht davor gebeugt: das bezeugte mir sein persönlicher Verkehr mit dem damaligen ehrwürdigen Direktor des Predigerseminars, dem hessischen Kirchenvater D. Diegel. Beider Theologie war gewiß grundverschieden, aber mit welcher Offenheit und Liebe begegneten sie einander, mit welchem Zartgefühl der jüngere dem älteren! Eins waren sie bei allen Abweichungen in der Lehre in dem Doppelten: 1. allein der Zwang der Wahrheit in Predigt und Unterricht ist es, dem die Gewissen sich beugen. Darum gilt allein das Leuchten der Wahrheit, wenig die Rhetorik, nichts die Phrase; 2. die Person Jesu Christi ist es, auf die alle Theologie sich zu beziehen hat, aus der sie allein ihre Kraft schöpft. Diese Grundbeziehung aller Theologie auf die Person Jesu Christi als des Trägers und Offenbarers des göttlichen Vaterwillens, als des Grund- und Ecksteins der Heilsgewißheit, hat Gottschick in Albrecht Ritschl seinen Führer und Meister finden lassen. Diese Grundbeziehung hat seine ganze Theologie bestimmt und beherrscht. Wer darin, im Sinne von 1. Kor. 3, 11, mit ihm übereinstimmte, mit dem konnte er sich verständigen.

Wer mehr oder gar andres als diese Grundbezogenheit auf Jesus für die Christlichkeit oder Kirchlichkeit der Theologie für nötig erachtete, dem gegenüber fühlte er sich fremd. Man kann die Philosophie kaum höher einschätzen, als er. Sie war ihm persönlich in succum et sanguinem übergegangen. Aber in die Heilslehre hatte sie ihm nichts dreinzureden. Was ihn in der Persönlichkeit Jesu niederzwang, war nicht sowohl die metaphysische Gottessohnschaft, die Übernatürlichkeit seiner Herkunft und Erscheinung, als vielmehr die schlechthinige, religiös-ethische Überlegenheit und Ursprünglichkeit. Deshalb drängte seine Theologie unwiderstehlich zur praktischen Betätigung und Auswirkung. Schon in Friedberg, noch mehr in meiner kirchenregimentlichen Wirksamkeit glaubte ich die Beobachtung zu machen, daß die echten und eigentlichen Schüler Gottschicks an einem fast ungeduldigen Drang zum kirchlichen Wirken, zur Betätigung in der Gemeindearbeit, und an einer hochgemuten Freudigkeit dazu zu erkennen waren. Gewiß leitete sich beides nicht auf ihn allein zurück; aber die Eindrücke seiner Einwirkung waren doch die letzten und frischesten vor dem Übertritt ins Predigerseminar und in die Praxis. In dieser hatte sich ja die Theologie als das, was sie sein sollte, auszuweisen: als das recht verstandene, lautere und reine, von allem geschichtlich angeschwemmten Ballast losgelöste Evangelium, als Er-

fassung dessen an ihm, was seine seligmachende Kraft ausmacht, ja als seine Zusammenfassung zu wirkender, gestaltender Kraftwirkung. Diese Theologie konnte ihre volle Befriedigung nicht im harmonischen Zusammenschluß zum System finden; sie mußte sich in Kraft umsetzen, als person- und gemeinschaftbildende Kraft betätigen und damit ihre Kirchlichkeit erweisen. Daher war Gottschick, obschon in hervorragendem Maße zum Systematiker angelegt, im innersten Grunde seines Wesens doch praktischer Theologe. Wenn es in unserer Zeit die Hauptaufgabe der praktischen Theologie ist, die Wissenschaft in Praxis umzusetzen, die Errungenschaften der wissenschaftlichen theologischen Forschung zu kirchlichen Aufgaben zu gestalten und den Weg zu ihrer Lösung aufzuzeigen, so war Gottschick hiefür der rechte Mann. Denn gerade dies hat er als seine Aufgabe angesehen. Die Übermittlung der Technik für Predigt und Unterricht bildete ihm nur einen Teil der praktischen Theologie. Daß seine Lebensführung ihn auf die praktische Theologie gewiesen und bei dieser festgehalten hat, obschon vielleicht seine stillen Wünsche je und je auf einen Lehrstuhl für systematische Theologie gegangen sind, das ist für die vielfach so falsch gewertete Disziplin ein Gewinn gewesen. Die Zeiten sind vorüber, da man unter der praktischen Theologie nur die Einführung in die Technik des Amtsbetriebs oder gar nur der Predigt und des Religionsunterrichts sah und ihrem Vertreter diese oder jene Vorlesung aus der szientifischen Theologie „abtrat", damit er doch auch ein „ordentliches" Kolleg hätte. Schon Schleiermacher hat die praktische Theologie als die Krone des theologischen Studiums bezeichnet. Denn sie ist nicht Abrichtung auf die Praxis; ihre Aufgabe ist die Umsetzung der Theologie in wirkende Kraft. Diese fordert einen vollen Theologen, sie fordert den ganzen Mann. Beides ist Gottschick gewesen, als Freund, als Theologe, als Kandidatenerzieher ein Mann, in dem kein Falsch war.

Predigt in der Zeit der Reichstagswahl

(Text: Lukas 9, 51—56)

gehalten in einer kleinen Diasporagemeinde am 3. Februar 1907.

Von Pfarrer Friz in Riedlingen a. Donau.

Wem es ein Herzensanliegen ist, in den schwierigen Lagen des Lebens sich nicht bloß von andern Menschen schieben und durch die Verhältnisse treiben zu lassen; wer wirklich die rechte Wahl treffen und den guten Weg finden möchte, auf dem er sein Gewissen rein und seine Hände unbefleckt erhalten kann, dem mag sich je und je das Suchen der Seele in den Wunsch kleiden: wenn mir doch jemand sagen könnte, wie Jesus, mein Herr und Meister, sich in meinem Fall verhalten hätte!

Vor einer Reihe von Jahren ist in Amerika eine kleine Schrift erschienen, die unter den Christen dort und in England großes Aufsehen gemacht und auch bei uns in Deutschland viele aufmerksame Leser gefunden hat; der Titel des Büchleins heißt: „Was würde Jesus tun?" und es ist darin in der Form einer Erzählung anschaulich und eindrücklich geschildert, wie ganz anders, nämlich wie viel schöner und besser sich das Leben der heutigen Welt gestalten müßte, wenn die, welche Christen sein und Christo nachfolgen wollen, sich in allen Fällen des Lebens, namentlich auch in allen

Vorkommnissen des Gesellschafts- und Geschäftslebens die Frage vorlegen würden: „was würde Jesus tun, wenn er an meiner Stelle stünde?“ und dann ohne Menschenfurcht und Zweifel in seinen Spuren wandelten. Es hat sich dann in Amerika und England ein Bund von jungen Leuten gebildet, die sich durch ein Gelübde verpflichten, immer nach diesem Grundsatz zu handeln, und dieser „Bund der Leute, die ernst machen mit dem Christentum“, will endlich die Welt wirklich nach Christi Sinn umgestalten.

Nun ist es uns schon nach einer kurzen Überlegung klar, daß es in vielen Fällen unseres heutigen Lebens recht gründlicher Erwägung und schweren Kopfzerbrechens bedarf, wenn wir eine Antwort auf die Frage finden wollen: was würde Jesus hier tun? auf welcher Seite würde er stehen? würde er auch sein Wort in unsern Kämpfen erschallen lassen oder würde er sich von dem ganzen Treiben abwenden und den Seinen zurufen: „laß die Toten ihre Toten begraben!“ Sind ja doch die Zeiten so ganz, ganz anders geworden seit Jesu Erdentagen; denkt euch den stillen Schauplatz der Taten Jesu an den weltfernen Ufern des Sees Genezareth, und dann denkt euch mit plötzlichem Wechsel unsere Gegenwart, unser Leben und Treiben in unserm heutigen deutschen Vaterland: Eisenbahnen und Fabriken, Welthandel und Weltpolitik, Parteikämpfe und Wahlschlachten — wo wollt ihr da Jesus hinstellen? Ja, wir können es durch die Erfahrungen unserer Zeit gründlich verlernt haben, harmlos zu glauben: überall, wo ein Christenmensch sich auf Jesus beruft, wo ein Vertreter der Religion oder Kirche in seinem Namen kämpft, da könnte er selbst stehen — nein, wie oft müßte er da auf beiden Seiten stehen, hüben und drüben, beim Ja und beim Nein; denn auf beiden Seiten glaubt man ihn zu haben. — Es ist wahrlich keine leichte Sache, in einem bestimmten Fall zu sagen: das würde Jesus tun! Und doch, wenn wir's recht verstehen, ist es unsre höchste Aufgabe und unsre heiligste Pflicht, uns klar zu werden: wo steht Jesus und wo ist mein Platz an seiner Seite? Wir suchen unbewußt auf dieser Spur, so oft wir unsere Bibel aufschlagen, um Licht und Leitung auf unserm Wege zu finden; wir haben diese Frage ahnend auf den Lippen, wenn wir in der Kirche am Sonntag um ein Wort Jesu uns sammeln, das uns Lebensbrot für die Woche werden soll. Wir suchen in seinem Wort ein Wort für unsre Zeit, für den heutigen Tag; aber dazu bedarf es wirklich des ernsten Suchens. Wir evangelische Christen sind nicht so geschickt daran, daß uns alle Verantwortung für unser Handeln abgenommen würde, wenn wir nur den Gehorsam gegen die Weisungen unsrer Seelenführer unser oberstes Anliegen sein lassen; wir haben eben keine unfehlbare Kirche und keine unfehlbaren Beichtväter und noch viel weniger eine unfehlbare politische Partei; niemand kann uns die Pflicht abnehmen, unsern Weg im Gewirre der Meinungen selbst zu suchen nach unsrer eigenen Einsicht und auf unser eigenes Gewissen.

Nun ist gerade unser heutiges Sonntagsevangelium dazu angetan, uns ein Wort Jesu vernehmen zu lassen, das uns in unsre heutige Welt und Zeit und gerade in das, was uns in den letzten Wochen so sehr erregt und umgetrieben hat: in unseren politischen Streit und konfessionellen Hader herein rufen kann: seht auch einmal, wie Jesus sich in solchem Falle verhält, und entnehmet daraus, was ihr nach seinem Sinne tun sollt!

Die Erzählung des Lukas berichtet uns, wie Jesus, im Begriff aus seiner Heimat Galiläa nach Jerusalem zu reisen, an einem Abend in ein samaritisches Dorf kommt, dort für sich und seine Jünger Nachtherberge erbittet und mit diesem Begehren abgewiesen wird, weil die Samariter nichts mit Juden zu tun haben wollen,

zumal wenn diese nach Jerusalem pilgern; und endlich, wie Jesu Jünger und wie er selbst sich dieser Unfreundlichkeit gegenüber verhält. Wir können aus dieser Geschichte, wenn wir nicht an Äußerlichkeiten und Zufälligkeiten hängen bleiben, sondern aufs Wesentliche sehen, etwas lernen für unser Verhalten in den Kämpfen unsrer Zeit. Denn damals zwischen Juden und Samaritern handelte es sich um einen Gegensatz ähnlicher Art wie wir ihn in unsrem deutschen Volke haben. Ich möchte nicht mißverstanden werden: ich vergleiche niemand in unsren Tagen mit den Juden jener Zeit und niemand mit den Samaritern; sondern ich vergleiche den Gegensatz zwischen Juden und Samaritern mit dem Gegensatz, der durch unser Volk geht, zwischen Evangelischen und Katholiken.

Es war zwischen Juden und Samaritern ein religiöser Gegensatz, der sich mit einem politischen Gegensatz verbunden hatte und darum das ganze Leben, auch alle Beziehungen in Handel und Wandel beherrschte. Die Juden betrachteten die Samariter als Ketzer, als Verräter am echten Glauben der Väter, zugleich aber als Vaterlandsverräter, die sich mit den Heiden verbrüdert hatten. Es waren alte böse Erinnerungen, die seit Jahrhunderten die Feindschaft immer neu aufflammen ließen: die Samariter hatten einst, als die aus Babylon heimgekehrten Juden den Tempel auf dem Zion wieder aufbauten, auch ihr Teil zum Werke beitragen wollen, aber man hatte ihre Hände für unrein geachtet und die heilige Stätte ihrem Fuß verschlossen; sie hatten dann zur Rache den Bau der schützenden Mauern um Jerusalem zu hindern versucht, aber man hatte das Werk mit dem Schwert in der Hand trotz ihnen zu Ende geführt. Solcher Hader vergißt sich nicht; es war zu Jesu Zeit längst eine selbstverständliche Sache: die Juden haben keine Gemeinschaft mit den Samaritern.

Nun sage ich: durch unser deutsches Volk geht ein ähnlicher Gegensatz, und er ist auch Jahrhunderte alt und erneut sich immer wieder aus den Erinnerungen an längstvergangenen Streit. Der Gegensatz zwischen Katholischen und Evangelischen ist auch ein religiöser Gegensatz, der sich immer fester und zäher mit einem politischen Gegensatz verbunden hat, so daß er längst nicht mehr nur im religiösen Denken und Empfinden sich geltend macht und im kirchlichen Leben allein zu Tage tritt, sondern das ganze öffentliche Leben und zum großen Teil das gesellschaftliche Leben in seinen mannigfachen Beziehungen beherrscht. Das spüren wir ja in solchen Wochen, wie wir sie jüngst erlebt haben, nur allzu deutlich. – Zwar freilich, die Zeiten sind vorbei, da es bei uns auch äußerlich in Handel und Wandel, in Gesellschaft und Verkehr galt: die Evangelischen haben keine Gemeinschaft mit den Katholischen; da man einen Andersgläubigen, der sich im Dorfe zeigte, fast wie ein fremdes Wunder mit ängstlicher Neugier anstaunte, da man ungeprüft die tollsten und abenteuerlichsten Dinge von einander glaubte. Zwar nicht die fortschreitende Aufklärung uud Duldung, aber der moderne Verkehr hat dem ein Ende gemacht; er hat die Konfessionen so gründlich untereinander geschüttelt, daß es nicht mehr möglich ist, die tägliche und stündliche Berührung zu vermeiden, sondern leibliches und geistiges Gut hinüber und herüber von Hand zu Hand geht. Aber daß die innere Gemeinschaft doch recht schwach ist, daß wir geistig in getrennten Welten leben trotz allem Austausch, das können wir gerade jetzt am allerwenigsten leugnen.

Wie soll man sich nun in einem solchen Gegensatz verhalten? Wir fragen zuerst: wie verhält sich der Mensch, wenn er sich gehen läßt, wenn er seinen Empfindungen und Trieben folgt? und dann schauen wir auf Jesus und fragen: wie stellt er sich zu dem, was unter den Menschen üblich ist?

Das erste zeigen uns die Jünger in unsrer Geschichte. Nicht alle, aber zwei

von ihnen, Jakobus und Johannes, von denen uns Markus berichtet, daß Jesus ihnen den Namen „Donnersöhne“ gegeben habe, die reden — und die andern stimmen schweigend dem Vorschlag dieser beiden Feuerköpfe zu: „Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre sie, wie Elia tat?“ Also kurz gesagt: Gott soll die Unverschämten, die Frevler vertilgen! Das ist Menschenart noch heute: Feuer auf die Gegner! Das ist noch heute die Stellungnahme im Kampf, wenn die Menschen ihren Empfindungen die Zügel schießen lassen: Feuer vom Himmel! Haben wir nicht in den letzten Wochen gar manchmal diesen scharfen, schrillen Ton gehört? Ja, gewiß, überall da, wo offene, ehrliche, temperamentvolle Leute ihr ganzes Herz heraussagten, da hat es ungefähr so gelautet. Natürlich in den Grenzen und in den Formen, die die heutige Zeit verlangt — die Zeit der Gottesgerichte und der Scheiterhaufen ist ja freilich vorbei; aber im Grunde war's doch derselbe Ton und dieselbe Herzensmeinung: die sollten von rechtswegen gar nicht da sein; Gott soll sie strafen! Oder wenn's auch nur in der Form eines Seufzers sich hervorwagte: wenn doch unser Herrgott endlich einmal drein sehen wollte, ehe es vollends ganz heillos wird! Wohl verstanden, wir reden da nicht von den Gegnern — es mag bei ihnen ähnlich sein; doch das darf nicht unsre größte Sorge sein — wir reden von uns: wir haben im Kampf der letzten Wochen je und je so empfunden: es ist zu arg, es geht zu weit, es kann nicht mehr so fortgehen; wir waren entrüstet über die Entstellung der Wahrheit, wir waren empört über die Verhetzung und Irreführung der urteilslosen Masse; wir schauten mit ratloser Sehnsucht aus nach dem rechten, derben Besen, um auszukehren und auszufegen, wo mit sanften Worten und milder Hand doch nichts auszurichten war. Das ist, in unsre heutige Sprache und Tonart übersetzt, die alte Melodie: „Herr, willst du, so wollen wir Feuer vom Himmel erbitten“ — „wie Elia tat“ — fügen die Jünger hinzu. Sie wußten sich mit ihrem Ansinnen in bester Gesellschaft, sie reichten dem gewaltigen Gottesstreiter Elia die Hand über die Jahrhunderte hinweg, und sie hatten doch ein gutes Recht dazu; denn in ihren Herzen tönte es: hier ist mehr denn Elia! Sie mochten wohl glauben, daß in ihren Herzen eine reinliche Trennung sei zwischen der verletzten Eigenliebe und dem heiligen Zorn über die schnöde Behandlung des Meisters. Aber ob wir mit unsrer Entrüstung ein Recht hätten uns auf Elia zu berufen, der geeifert hatte für den Herrn Zebaoth und darum seine Häscher und Verfolger als Gottes Feinde betrachten durfte — das ist doch noch eine große Frage. Es sind vielleicht recht persönliche Leidenschaften mit im Spiel gewesen, viel unreines Feuer hat auf dem heiligen Altar gebrannt; ja wir haben vielleicht im Unverstand geeifert, ohne recht zu wissen, um was es sich eigentlich handelte. Aber wir wollen davon absehen, was unser Gewissen uns bei ernstlicher Prüfung sagen müßte; es soll wirklich nur die reine selbstlose Liebe zu unsrem teuren Vaterlande, es soll der heilige Eifer um das Kleinod unsres evangelischen Glaubens gewesen sein, was unser Blut in Wallung brachte und unsern Zorn aufkochen ließ — auch in diesem besten Fall ist Jesu Antwort ein Bedräuen, und sie lautet vorwurfsvoll: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?“ Jesus deutet damit einen Gegensatz an zwischen der Art, die er an seinen Jüngern wahrnehmen muß, und der Art, die er bei ihnen eben als seinen Freunden erwarten konnte. Nun, was ist denn seine Art, die er bei den Seinen auch finden möchte? Wie nimmt Jesus die fanatische Unfreundlichkeit der Samariter auf? Einmal: er ist vorher schon, von Haus aus möchte ich sagen, frei von dem Parteifanatismus der Juden gegen die Samariter, religiösem wie politischem. Sonst wäre er gar nicht durchs Samariter-

ländchen gereist, sondern hätte sich die Bewahrung seiner jüdischen Reinheit einen weiteren Reisetag kosten lassen, indem er ins Ostjordanland ausgebogen hätte; jedenfalls aber hätte er kein Quartier in einem samaritischen Markt erbeten, sondern seine Tagesrouten so eingerichtet, daß er nicht nötig hatte, auf dem unreinen Boden zu ruhen. Aber ganz im Gegenteil: Jesus ist gewohnt, die Samariter nicht als Fremde, als Ketzer und Feinde zu behandeln sondern als Nächste: er bittet die Frau am Jakobsbrunnen um einen Trunk, obwohl er weiß, daß er dann zuerst hören muß: eigentlich geht das nicht! — er gibt den schönsten Ehrenplatz, den er in allen seinen Gleichniserzählungen zu vergeben hat, einem Samariter und macht dadurch den Ketzernamen zum Ehrennamen für alle Zeiten; und daß er es nicht ins blaue hinein tut, sondern sein Verhalten durch die Erfahrung gerechtfertigt fand, das beweist z. B. das Erlebnis mit den Aussätzigen, da der einzige von zehn, der sich die Dankbarkeit einen kleinen Gang kosten ließ, ein Samariter war. So ist Jesus auch hier der Freund der Samariter: er erweist ihnen die Freundlichkeit, daß er sie um den Liebesdienst bittet, nach seinem großen Grundsatz: traue den Menschen das Beste zu, dann werden sie das Beste zeigen, das in ihnen ist. Diesmal freilich ohne Erfolg: „sie nahmen ihn nicht an, darum daß er sein Angesicht gewendet hatte, zu wandeln gen Jerusalem.“ Echt samaritisch, parteifanatisch — prinzipientreu hätten sie selbst gesagt; die Abweisung gilt ja nicht der Person des Reisenden, sondern dem Reiseziel, Jerusalem. Und freilich, soweit geht nun Jesu Rücksicht nicht, daß er den Samaritern durch Verschleierung der Wahrheit den Anstoß erspart hätte; er hätte ja nichts von seinem Reiseziel zu sagen gebraucht; er hätte ja sagen können, er gehe Ägypten zu, oder sonst etwas. — Doch nein, das konnte der nicht sagen, der die Wahrheit ist. Aber er hätte der Wahrheit gedient, wenn er hätte durchblicken lassen, er sei gar kein unbedingter Verehrer der Leute, die dort auf dem Zion den Ton angeben; er sei gar kein blinder Bewunderer des religiösen Systems der Pharisäer; ja, Jesus hätte ja nur ein wenig merken lassen dürfen von dem, was gerade auf dieser Reise seine Seele erfüllte — es muß ihn ja Mühe gekostet haben, es in sich zu verschließen —: daß er dort den Entscheidungskampf wagen werde um den wahren Glauben; „dort auf den Hohenpriesterstühlen und Ratsherrensitzen lauern meine Todfeinde.“ Wie hätten da die Samariter auf einmal ganz andere Augen gemacht; sie hätten ihn mit Begeisterung aufgenommen und mit Ehrengeleite und Segenswunsch entlassen: „der große Prophet aus Galiläa, der den stolzen Tempel in Jerusalem zerbrechen wird! der ist unser Mann!“ — Aber hätte Jesus damit reinen Eifer für Gottes Reich geweckt? hätte nicht seiner reinen Seele grausen müssen vor den unsauberen Instinkten des Hasses, die er dadurch aufgerufen hätte? Nein, solche Bundesgenossen kann er nicht brauchen. Darum ist er für die Samariter, die ihn nicht kennen und nicht verstehen, einfach der Pilger nach Jerusalem; den aber nehmen sie nicht auf, sie können's nicht, ihre Ehre verbietet's. Und das nimmt Jesus ruhig hin; er begreift: sie können nicht anders, sie wissen ja im Grunde nicht, wen sie abweisen. Das trägt er stille und verlangt von seinen Jüngern dasselbe: „wir müssen wissen, welches Geistes Kinder wir sind.“

Und eben dadurch, ohne Worte, aber nur um so beredter, gibt Jesus den Samaritern den neuen Geist zu spüren, der in ihm lebt. „Was ist das für ein Jude, der im Ernst bei Samaritern einkehren will und dann kein Wort des Unmuts über die Abweisung laut werden läßt? Es gibt also noch etwas Höheres als Gleiches mit Gleichem vergelten, Engherzigkeit gegen Engherzigkeit setzen und Zorn am Zorn sich entzünden lassen. Woher diese neue Art?“ Vielleicht merkten sie so noch

besser, als wenn er's ihnen mit ausdrücklichen Worten gesagt hätte, daß ein Prophet durch ihre Gassen gegangen war.

Das ist der neue Geist, der den Eliasgeist ablöst und abschafft: „Des Menschen Sohn ist nicht kommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten." Zuerst einmal hält er seine eigene Seele rein von aller Befleckung; er weiß nichts davon, daß man um der guten Sache willen sein Gewissen mit einer Unwahrheit beschmutzen kann, oder daß man sein Heiligtum gemeinen Händen preisgeben kann, damit man einen Anhänger gewinne. Dann aber ist's seine Lebensaufgabe, der Menschen Seelen zu erhalten; nicht im Vorbeigehen an irgend jemand einen billigen Triumph erleben, sondern allezeit in die Tiefe wirken: spürst du nicht, das Reich Gottes ist da? zieht dich's nicht, daß du auch des neuen Geistes Kind werden möchtest?

Und nun, haben wir nicht, indem wir der Geschichte unsres Textes nachgingen, zwischen den Zeilen auf dem Blatt aus alter Zeit doch schon manches gefunden, das wir als Antwort ansehen können auf die Frage: was würde Jesus in unsrer Lage tun? und was will er, daß wir in unsrem politischen und religiösen Gegensatz tun sollen? Es ist nicht Zeit, das alles nun im einzelnen auf unser Heute anzuwenden; es ist auch nicht nötig, denn nur der folgt Jesu Spur, der seine Stimme selbst vernimmt, in sein eigen Ohr und Herz klingen hört. Aber soviel sei gesagt: Jesus würde jedenfalls mit dem Herzen über den Parteien stehen; er würde nicht glauben, daß bei den einen alles gut, bei den andern alles schlecht und faul sei; er würde nicht dieselben Dinge bei den Freunden aus selbstlosem Eifer und reiner Begeisterung, bei den Gegnern aus Eigennutz und blindem Fanatismus herleiten; Jesus würde nach edlen Seelen unter den Gegnern suchen, und die allen Verhaßten und überall Gelästerten wären seines besonderen Interesses sicher. Er würde niemals die Bekämpfung und Abweisung, die der Partei und der Konfession gilt, mit persönlicher Entrüstung beantworten, sondern als notwendig begreifen und entschuldigen; er würde aber gerade dadurch für die heilige Sache am besten wirken, weil die Gegner in der Tiefe der Seele sagen müßten: er ist gerechter als wir. Das ist der wahre Triumph, bei dem nicht Seelen verderbt, sondern Seelen erhalten und gefördert werden. Es ist der Mühe wert, darüber nachzusinnen, wie ein wenig mehr vom Geiste Jesu in unser Leben und Kämpfen hereinkommen kann.

Und dann hat Jesu Wort noch einen besonderen Klang für uns evangelische Christen: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?" Wir sind Kinder der Reformation: das ist unsre Ehre und unser Stolz; wir lassen uns nicht drausbringen dadurch, daß man uns immer und allenthalben grob oder fein zu verstehen gibt, wir seien eben auf einem toten Geleise im besten Fall, wenn nicht gar auf einem, das sicher in den Abgrund führt; wir denken nicht so, wie es bei manchen schlechten Evangelischen sein mag: wir haben nun einmal diesen Glauben, und wenn er auch vielleicht weniger wert ist als der andere, so muß man ihn doch loben und verteidigen, so gut es geht. Nein, wir sind überzeugt, daß die Reformation ein gewaltiger Schritt nach aufwärts gewesen ist, und daß gerade im evangelischen Glauben die Kräfte liegen, auch die Nöte unsrer zerfahrenen Zeit siegreich zu überwinden. Aber mit dieser Überzeugung ist's nicht getan. Man muß den evangelischen Geist an uns spüren: den Geist der wahren Freiheit, da auch um keines höheren Zweckes willen ein Druck auf die Überzeugung ausgeübt wird, da man sich nicht verleiten läßt, die Leute unselbständig zu erhalten, um sie desto leichter führen und beherrschen zu können; den Geist der wahren Liebe, die sich nicht erbittern läßt und nicht das

Ihre sucht, die nicht eifert und sich nicht ungebärdig stellt; die sich niemals der Ungerechtigkeit freut, auch nicht wenn sie im eigenen Lager Erfolge erringt; die sich jeglicher Wahrheit freut, auch der, die bei den Gegnern sich findet. Nur auf diesem Boden, nur durch diesen Geist gibt's für uns Siege zu erringen; alles andere ist Scheinerfolg, in Wahrheit Niederlage, ja Verrat an unsrem Heiligtum.

Ach, wir kommen so leicht dazu, daß man gerade uns für die hält, die mit schlechten Waffen kämpfen; wenn man die Gegner hört, sind immer wir es, die den Frieden brechen und nach Gewalt und Zwang schreien. Wir können das nicht vermeiden; es liegt in der Natur der Sache. Die Katholischen sind von Kindheit auf gelehrt, daß sie die unfehlbare Wahrheit hätten; so müssen wir ihnen als die Empörer und Friedensstörer erscheinen, als die, die mit zweifelhaften Mitteln einer verlorenen Sache aufhelfen müssen; darum werden sie stets bei uns verurteilen, was sie sich selbst tausendmal nachsehen, weil's eben bei ihnen für die Wahrheit und die Sache Gottes geht. Das müssen wir uns gefallen lassen. Aber weh uns, wenn sie's uns mit Grund nachsagen! dann sind wir verloren. Darum laßt uns treu sein dem echten Geist der Reformation! Wahltriumphe und Parteilorbeeren wird's dabei freilich für uns nicht geben; aber das eine, was ein Erfolg genannt werden kann, wird uns beschieden sein: Menschenseelen erhalten, kämpfen für Luft und Licht und Sonne, darin Menschen wachsen und reifen und erstarken können — nicht für diese Welt allein, sondern fürs Himmelreich.

Damit sind wir gewiß auf Jesu Spur; mögen andere sich dessen rühmen, daß sie ihn leibhaftig haben — wir wollen seines Geistes Kinder sein!

Aus der Missionsarbeit des vergangenen Jahres.

Von P. Paul in Lorenzkirch bei Strehla.

Das Jahr 1906 wurde als Jubiläumsjahr einer 200jährigen evangelischen Missionstätigkeit in allen Teilen der Erde gefeiert. Am lebhaftesten natürlich in Deutschland und Ostindien. Waren es daheim vor allem die Kreise der Leipziger Mission, die als die nächstbeteiligten ihr Jahresfest in der Pfingstwoche und den 9. Juli als den Tag der Landung von Ziegenbalg und Plütschau am Gestade Ostindiens zur Jubelfeier benutzten, so bildete auf dem Missionsfelde die ehemals dänische Kolonialstadt Trankebar, die in der Neuzeit leider in eine Art Dornröschenschlaf versunken ist, den Mittelpunkt der festlichen Veranstaltungen. Die Leipziger Mission, die allgemein als die Erbin der dänisch-halleschen Mission gilt, fand wegen ihrer eben überstandenen indischen Krisis nicht die hohen Jubeltöne, die man bei einem so einzigartigen Missionsjubiläum eigentlich hätte erwarten können. Wie würde eine englische Gesellschaft in ähnlicher Lage die Posaunen geblasen haben! Sie hätte einen Millionenfonds gesammelt und, um den Eindruck nachhaltiger zu machen, das vorhergehende und nachfolgende Jahr auch mit besonderen Veranstaltungen bedacht. In Deutschland geht es bei solchen Gelegenheiten weniger laut zu, und man legt auch weniger Wert auf den finanziellen Ertrag eines Jubeljahres. Immerhin haben Viele den Eindruck gehabt, daß die Feier des Jubiläums hätte besser organisiert sein und zu einem kräftigeren Anstoß für das deutsche Missionsleben benutzt werden können. Die seit Jahren angekündigte Festschrift von P. Räder (jetzt am Missionshause in Hermannsburg), dem die Akten des Waisenhauses in

Halle zu Gebote standen, ist merkwürdiger Weise bis zum Schluß des Jahres noch nicht erschienen.

Welche Ausdehnung das Missionswerk der evangelischen Kirche nach zwei Jahrhunderten erlangt hat, läßt sich in ein paar Zeilen nicht darlegen. Auch eine Gesamtstatistik der evangelischen Mission aller Länder ist schwer zu geben, weil der einheitliche Zählmodus fehlt. Für die deutsche evangelische Mission aber liegen wenigstens zuverlässige Zahlen in einheitlichen Rubriken vor. Wir entnehmen sie der von P. Döhler in Großstorkwitz im Jahrbuch der sächsischen Missionskonferenz für 1907 veröffentlichten statistischen Tabelle. Nach ihr gab es im Jahre 1906 24 deutsche Missionsgesellschaften (einschließlich Basel). Die Deutsche Orientmission ist dabei nicht mitgezählt, weil sie nicht direkte Missionsarbeit tut. Diese Gesellschaften haben insgesamt 613 Hauptstationen und 2487 Nebenstationen besetzt und auf ihnen 485553 Heidenchristen bez. Getaufte in Pflege. Ihr Schulwesen umfaßt 2733 Schulen, darunter 57 Mittelschulen, 46 Seminare zur Ausbildung von eingeborenen Predigern und Lehrern und 3 Hochschulen. Diese Schulen und Lehranstalten werden von 131800 Zöglingen besucht. Die Zahl der deutschen Missionare beläuft sich auf 1114 (darunter 874 ordinierte); ihnen stehen 142 unverheiratete Missionsschwestern und 6785 eingeborene Gehilfen zur Seite. Unter letzteren sind 182 farbige Pastoren, welche die Ordination empfangen haben. An den Schulen helfen außerdem 3834 eingeborene Lehrkräfte. Die Einnahmen der Missionsgesellschaften haben sich trotz der boshaften Bemühungen der „Kolonialen Zeitschrift", die sich nach ihrer eigenen Erklärung seit Jahren bemüht, der Mission den Geldstrom abzugraben, auf 6935805 Mk. gehoben; das ist nahezu 1 Million Mk. mehr als im Jahre 1900. Obwohl die finanziellen Leistungen der heimischen Missionsgemeinde in dieser Weise wuchsen, litten doch mehrere große Gesellschaften unter der Last eines starken Defizits. Die Aufgaben und die Arbeitsgelegenheiten auf den Missionsfeldern wachsen eben noch schneller als der Strom der Missionsgaben daheim.

Unter den gemeinsamen Veranstaltungen des Jahres haben wir die zum dritten Mal tagende **Missionswoche in Herrenhut** hervorzuheben. Sie ist auf dem besten Wege, das zu werden, was ihren Begründern von Anfang an vorschwebte, ein Gegenstück zur englischen Keswickwoche. Als Einberufer unterzeichneten sich sämtliche deutsche Missionskonferenzen. Es waren in der Tat alle Teile des evangelischen Deutschland vertreten; neben den heimischen Missionsfachmännern und solchen, die es werden wollen, auch viele Missionare. Die vom 16. bis 19. Oktober im Kirchensaal der Brüdergemeine gehaltenen Hauptversammlungen gaben wiederum einen tieferen Einblick in die Missionsprobleme der Gegenwart und einen Überblick über den Stand der Arbeit. Breklum, Berlin I und III*) sowie der Jerusalemverein kamen diesmal besonders ausgiebig zum Worte. Als dauernder Ertrag dieser Tagung ist der festere Zusammenschluß der Missionskonferenzen zu bezeichnen. Der Verband hat als gemeinsame Arbeit die Vertretung der Mission in der Tagespresse übernommen. Die Zentralstelle der Preßkorrespondenz liegt bei P. Schlunk in Bottschow, Bez. Frankfurt a. Oder.

Zwei Nebenzweige am Missionsbaum treten in neuerer Zeit stärker hervor: **die ärztliche Mission** und die **Mitarbeit der Frauen**. Man folgt damit

---

*) Die **Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika** kann künftig nicht mehr mit dieser Abkürzung bezeichnet werden. Sie ist vor kurzem nach Bethel b. Bielefeld übergesiedelt.

nur dem schon seit langen Jahren von England und Nordamerika gegegenen Beispiel. Was die Frauenmission betrifft, so erklärt sich das Vorangehen der Evangelischen englischer Zunge durch die freiere Stellung, die das weibliche Geschlecht bei ihnen einnimmt. Der Mangel an einer deutschen ärztlichen Mission aber war wohl darauf zurückzuführen, daß unsere medizinischen Kreise im Allgemeinen bisher wenig Berührung mit der Kirche hatten. Wenn wir recht unterrichtet sind, hat sich darin um die Jahrhundertwende ein erfreulicher Wandel vollzogen. Auch die koloniale Strömung in unserm Volke mag nicht ohne allen Einfluß geblieben sein. Tatsache ist, daß die ärztliche Mission seit einigen Jahren nicht nur beredte Fürsprecher (Dr. Feldmann und Oberlehrer J. Kammerer) gefunden, sondern auch praktische Resultate gezeitigt hat. Die Zahl der Missionsärzte (gegenwärtig 16) wächst zusehends. Besonders verheißungsvoll für die Zukunft ist die im November zu Frankfurt a. M. endgültig beschlossene Errichtung eines missions-ärztlichen Instituts in Tübingen. Ein Stuttgarter Freund der Sache schenkte den Bauplatz; mit Sammlung eines Fonds ist begonnen. Die von Dr. med. H. Feldmann herausgegebene neue Zeitschrift „Die ärztliche Mission“, Blätter zur Förderung der deutschen missionsärztlichen Bestrebungen (jährlich 6 Hefte, Bezugspreis 1,60 Mk. Gütersloh, Bertelsmann), orientiert über alle Vorgänge in der Heimat und draußen. Für die Frauenmission gibt es in Deutschland kein gemeinsames Organ. Auch die meistbeteiligten Gesellschaften haben erst kleine Ansätze zu Frauenmissionsblättern. Die Leipziger Mission, die in dieser Hinsicht schnelle Fortschritte macht, läßt durch ihren Missionar A. Gehring vom 1. Februar 1907 an ein neues Blatt: „Lydia, Blätter aus der Leipziger Frauenmission“ erscheinen.

Die in den letzten Jahren durch die Unruhen in Südwestafrika schwer geprüfte Rheinische Mission hat endlich die Genugtuung, daß sie auch von weltlicher Seite wieder anerkannt und um ihre Mitarbeit gebeten wird. In den kirchlichen Kreisen war man sich immer darüber klar, daß ihr beim Ausbruch des Hereroaufstandes bitteres Unrecht geschah. Die Farmer und Händler, denen der Missionar als Anwalt der Eingeborenen im Wege war, benutzten die Zeit der nationalen Erregung zu ihrer öffentlichen Befehdung. Ihre Verleumdungen wurden in der Heimat von den Vertretern einer brutalen Kolonialpolitik mit Behagen aufgenommen und von urteilslosen Journalisten weitergegeben. Aber die Lügen haben kurze Beine. Jetzt urteilt man bereits ruhiger und gerechter. Der neue Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika, v. Lindequist, hat nicht wenig dazu beigetragen, indem er die Hilfe der Missionare bei der Unterwerfung und Sammlung der zerstreuten Herero in Anspruch nahm. Der Wiederaufbau der Herero- und Namamission ward vom Missionsinspektor Spiecker aus Barmen persönlich geleitet. Er hielt sich bis zum Ende des Jahres im Schutzgebiet auf. Der beim Ausbruch des Hereroaufstands wegen seines entschiedenen Eintretens für die Eingeborenen am stärksten angefeindete Missionar J. Irle von der Rheinischen Mission hat das Unglück des Volkes, dem er seine Lebensarbeit gewidmet, zum Anlaß genommen, ihm ein literarisches Denkmal zu setzen: Die Herero. Ein Beitrag zur Landes-, Volks- und Missionskunde. 352 S. Gütersloh. Bertelsmann. Bei dieser Gelegenheit sei auch das noch bedeutendere und von den Fachmännern der Afrikaforschung in den höchsten Tönen gepriesene Werk des Missionars J. Spieth von der Norddeutschen Mission erwähnt: Die Ewe-Stämme. Material zur Kunde des Ewevolkes in Deutsch-Togo. 962 S. Berlin. Dietr. Reimer. Es ist die erste durchaus wissenschaftlich gehaltene und auf der intimsten Kenntnis von Land und Volk beruhende Monographie eines afrikanischen

Volksstammes. Der hohe Preis (50 Mk.), der durch den Umfang und die Ausstattung des teilweise zweisprachig gedruckten Buches allerdings gerechtfertigt sein mag, wird leider der Verbreitung hinderlich sein. Die Norddeutsche Mission in Bremen kann das Werk aber zu einem bedeutend ermäßigten Vorzugspreise verschaffen.

Man war in unsern Missionskreisen sehr gespannt, wie sich der neue Kolonialdirektor zur Mission stellen würde. Die bald nach seinem Amtsantritt erfolgte Umfrage bei den in unseren Kolonien tätigen Missionsgesellschaften, welchen wirtschaftlichen Wert ihre Stationen darstellten, gab zu der Vermutung Anlaß, daß er für die ideale Bedeutung der Mission kein Verständnis habe. Solche Befürchtungen bestehen seit der denkwürdigen Reichstags-Sitzung vom 3. Dezember nicht mehr. Exzellenz Dernburg hat da öffentlich bekannt, daß er die Missionen als einen der wichtigsten Faktoren für die Ausbreitung unserer auf christlicher Basis beruhenden Kultur erachte. „Durch ein einträchtiges Zusammenwirken der staatlichen Behörden mit den Missionen wird meines Erachtens eine Hauptgrundlage für die Zivilisierung der betreffenden Länder und für eine sachgemäße und menschenwürdige Heranziehung der Eingeborenen zu höheren Aufgaben geschaffen.“ Das ist eine vorsichtige Stellungnahme zur Mission. Auf der evangelischen Seite aber ist man damit zufrieden. Anders im Zentrumslager, das ja in jener Reichstagsverhandlung überhaupt in der beschämendsten Weise bloßgestellt wurde. Bei dieser Gelegenheit wurden Umtriebe und Schleichwege aufgedeckt, die den Heiligenschein gründlich zerstörten, den die katholische Mission auch in den Augen vieler Kolonialmänner hatte. In eingeweihten Kreisen war schon lange bekannt, daß die römischen Missionare durch die ihnen nahe stehenden Politiker sich Vorteile zu sichern wußten, über die der fernstehende Beobachter oft verwundert war. Wir denken speziell an Südwestafrika und die Südsee. Auch die evangelische Mission mußte mehrfach darunter leiden. Jetzt hat einmal die ganze Welt gesehen, wie das gemacht wurde. Und damit ist die Gefahr vorläufig beschworen. Auf wie lange? Wer mag es sagen. Es gibt noch andere Hintertüren, als die im Auswärtigen Amt zu Berlin.

Zur Förderung der Hausandacht.

Otto H. Frommel. Heute und die Ewigkeit. Schriftbetrachtungen und Andachten für alle Tage des Jahres. Nebst einem Anhang für kirchliche Festtage und besondere Anlässe. Reutlingen, Enßlin & Laiblin's Verlagshandlung. O. J.

Der Sohn des unvergeßlichen Emil Frommel bietet uns hier ein Buch zur Hausandacht, aus dem uns die Art des Vaters entgegentritt, verjüngt im Geiste der Gegenwart. Es ist, wenn ich die Empfindung, die ich bei dem täglichen Gebrauch immer wieder aufs neue habe, so ausdrücken darf, ein stilles Buch. Es redet zu dem Menschen von heute, es rührt an die Saiten, die seine Seele durchklingen, es kennt die Gedanken, die Fragen, die Sorgen, die Versuchungen, die Nöte, die sie bewegen, es steht auf dem Boden der heutigen religiösen Wirklichkeit, aber es verknüpft sie mit der Ewigkeit, rückt sie in ihr verklärendes Licht und läßt sie in unendlich wohltuender Stille verklingen. Man spürt: hier redet einer, der jenseits der theolo-

gischen Richtungen und Kämpfe steht, dem es nur um das zu tun ist, was das Leben aus Gott und mit Gott stärkt und reinigt, die persönliche Beziehung zu Gott, wie wir ihn durch Christus zum Vater haben, belebt, den Verkehr durch Christus mit dem Vater rege erhält und erwärmt. Es ist bezeichnend, daß das Buch dem Andenken der Brüder Emil und Max Frommel gewidmet ist. Der eine, am Born reichen Wissens und künstlerischen Könnens genährt, weltoffen, der Jünger eines Tholuck und Beyschlag, der andere, der Lutheraner, der sich einst begeistert der lutherischen Separation angeschlossen, — sie haben, ursprünglich religiös voneinander abgerückt, sich in dem gesunden und verstanden, wie Brüder sich nur finden und verstehen können, was über unseren menschlichen Auffassungen liegt: in dem lebendigen Lebensverkehr mit dem Vater, in dem Glauben, der nichts anderes ist, als die zentrale Lebensbewegung zu Gott, wie sie die Person Jesu auslöst, wo sie zur Wirkung auf die Seele kommt. Das Buch ist frei von jedem theologischen Doktrinarismus, wie von jeder künstlichen Gesalbtheit. Es redet nicht die Sprache Kanaans, und doch ist es eine von religiöser Innigkeit durchwehte Sprache, die uns unwillkürlich gefangen nimmt. In dieser schlichten Unbefangenheit liegt seine Eigentümlichkeit, seine Kraft und sein Hauptvorzug. Im Unterschied von den — in mancher Hinsicht verwandten — Andachtsbüchern Wursters legt es das bürgerliche Jahr zugrunde, erscheint also kirchlich zeitlos. Aber der Anhang wird den Höhepunkten des kirchlichen Lebens gerecht. Auch vaterländische Gedenktage und die Höhen- und Tiefpunkte des Familienlebens werden in das Licht christlicher Betrachtung gerückt. Die einzelnen, jedesmal an ein Schriftwort angeschlossenen Betrachtungen klingen in ein kurzes, meist nur wenige Zeilen umfassendes Gebet zusammen. Will doch ein Andachtsbuch niemals das Herzensgebet ersetzen, sondern anregen. — K.

Ein eigenartiges, vorzügliches Erbauungsbuch bietet dem gebildeten Menschen der Gegenwart Dekan Lic. Günther in seiner religiösen Anthologie (der besten, die bis jetzt erschienen ist), die den bezeichnenden Titel führt „Aus der verlorenen Kirche“ (Heilbronn, Salzer. 1907. 347 S., gbd. 3 Mk.). Sie verrät überall die Hand des geschulten Theologen, insbesondere feinsinnigen Hymnologen. Wo man aufschlagen mag, überall findet man Perlen, die um so mehr freuen, als man vielleicht die Mehrzahl in andern frommen Liedersammlungen vergeblich suchen würde: da haben der altbabylonische Psalm und die altegyptische Hymne, die alttestamentliche Poesie und der Gesang an die Liebe 1. Kor. 13 ihren Platz; wiederum kommt von den Neuesten nicht bloß ein „Weltkind“ wie Goethe oder Hölderlin zum Wort, sondern auch ein Julius Hart, Liliencron und Falke, ja mit drei Nummern ein Nietzsche (wie ergreifend dessen frommes „dem unbekannten Gott!“). Daß die getroffene Auswahl auch von weniger bekannten neuesten Sängern wie Schüler und Philippi Proben gibt, ist besonders dankenswert. Wurster.

Bücherbesprechungen.

Wahrheit und Irrtum in der materialistischen Weltanschauung. Ein Beitrag zur Befreiung aus hypnotischem Bann. Von einem Selbstdenker. Zweite umgearbeitete Auflage. Berlin 1906. G. F. Müller. 50 S. 50 Pfg.

Dem Schriftchen liegt ein Rundschreiben des Verlags und des ungenannten Ver-

fassers an die Geisteselite deutscher Stämme und Sprache bei, in welchem das Volk der Denker zu einem „Waffengang“ mit dem Verfasser oder gegen ihn „über die höchsten Fragen des Lebens in der Arena der Wahrheitsforschung“ herausgefordert wird. Das Resultat dieses Geisteskampfes „soll nach einigen Monaten in Gestalt eines größeren Werkes, das die originellsten und logisch wuchtigsten Kampfesbeiträge, Zustimmungen oder Widerlegungen von Freund und Feind enthält, zur Veröffentlichung gelangen“ und „weitesten Kreisen der deutschen Völker sowie des Auslandes zur Kenntnisnahme und Beachtung unterbreitet werden.“

Der Standpunkt, von dem aus dieses seltsame Unternehmen veranstaltet wird, läßt sich durch folgende Sätze kennzeichnen. Der echte Philosoph besitzt als Lebenserklärer im Unterschied vom Wissenschaftler „ein höheres metaphysisches Kritisierungs-, Orientierungs-, Spekulations- und Kompositionsvermögen.“ Dieses führt ihn zur Erkenntnis folgender Mängel der materialistischen Weltanschauung: 1) „Die materialistische Forschungsweise ist nicht imstande, uns zu einer harmonischen Lebensanschauung, zu der dem Menschen zugänglichen höchsten Erkenntnis zu führen. 2) Die materialistische Lebensanschauung hat nicht die Kraft, der zunehmenden Demoralisation der Völker Einhalt zu tun und uns zu einer höheren Selbst- und Weltkultur zu geleiten.“ Von ähnlichen Gesichtspunkten aus wird sodann die Unbrauchbarkeit des kirchlich orthodoxen Systems, des „Offenbarungsspiritualismus“ erhärtet, wobei, im Anschluß an Marius, die Persönlichkeit Christi, auf die unsicheren historischen Grundlagen des Christentums, namentlich auf die Zweifel an der Geschichtlichkeit der Person Jesu besonderer Nachdruck fällt. Sein metaphysisches Orientierungsvermögen hat den Selbstdenker auf die okkultistische Literatur verwiesen, wenn man auch nicht gerade alles, was sich darin findet, anzunehmen braucht. Dem von da aus postulierten Vernunftspiritualismus gehört auf dem Gebiet der Weltanschauung und der Religion die Zukunft.

Das Bemerkenswerteste an dem Schriftchen ist jedenfalls der Umstand, daß es schon in zweiter Auflage erscheint. Es muß doch ein Fragen nach einer befriedigenderen Lebensanschauung vorhanden sein, wenn selbst solche Curiosa ihre Leser finden. Aber kann man sich freuen, wenn bei diesen Fragern nur die materialistische Hypnose mit der okkultistischen vertauscht wird?

R. Günther.

Das neue Heidentum! — Ein Wort an unsere Gemeinden aus Anlaß der Horneffer-Vorträge von Divisionspfarrer von Bergh-Cassel. Cassel 1906. Verlag von Friedrich Lometsch. 60 Seiten.

Die ebenso oberflächlichen wie in anmaßendem Ton gehaltenen Vorträge des Herrn Dr. Ernst Horneffer, der in verschiedenen Städten Deutschlands als Philosoph und Religionsstifter auftrat, finden hier eine wohlverdiente Abfertigung. R. Jakober.

Alb. Landenberger, Dekan, Des Christen Lebensreise. Stuttgart, 1905. Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung. Pr. 3 Mk.

Dies Büchlein, in populärem Tone gehalten, will Jung und Alt, vor allem aber reiferen Konfirmanden ein Wegweiser durchs Leben sein. Mit seiner alle wichtigen Lebensfragen berührenden, oft überaus treffenden Darlegung ist es sehr wohl geeignet, in unserer vielfach so materiell gerichteten Zeit Sinn und Interesse für Höheres zu wecken und zu fördern. Besonders als Konfirmationsgeschenk sei es hiermit warm empfohlen!

D. Ernst Haack, Oberkirchenrat zu Schwerin, Religion und Kunst. Ein Vortrag. Schwerin, 1905. Verlag von Fr. Bahn. Pr. 80 Pf.

Der Verf. ist ein Meister lichtvoller Darstellung, wie uns das längst aus seinen früheren Veröffentlichungen bekannt ist. Auch dieser Vortrag, auf ein gebildetes Publikum berechnet, führt in geistvoller Weise zu dem Zielpunkt: Religion **und** Kunst, die Religion als ernste Führerin, die Kunst als holde Begleiterin des Lebens, nicht als Magd, aber auch nicht als ebenbürtige Schwester, oder gar als Widersacherin, sondern als freie, selbständige Gehülfin der Religion, miteinstimmend in das Lob des Schöpfers. Sehr zu empfehlen! Papenbrock.

Aus Zeitschriften.

(Hier sollen die wichtigsten Artikel mit kurzem Hinweis auf ihren wesentlichen Inhalt mit Rücksicht auf ihre Aktualität für die Amtspraxis des Pfarrers aufgeführt werden).

Zu beachten: **ThR** = Theol. Rundschau, **GluW** = Glaube u. Wissen, **ZThK** = Zeitschrift f. Theol. u. Kirche, **EF** = Evangelische Freiheit, **BPpL** = Blätter z. Pflege pers. Lebens, **AMZ** = Allg. Missionszeitschrift, **RKZ** = Ref.-Kirchenzeitung, **ALK** = Allg. luth. Kirchenzeitung **MIM** = Monatschrift f. Innere Mission, **ChrW** = Christl. Welt, **DEBl** = Deutsch-Ev. Blätter, **MGfK** = Monatschrift für Gottesdienst u. kirchl. Kunst, **PMh** = Prot. Monatshefte, **KZ** = Katech. Zeitschrift, **ZrR** = Zeitschrift f. evang. Religionsunterricht, **ThStK** = Theol. Studien u. Kritiken, **ED** = Das evang. Deutschland.

I. Zur systematischen Theologie.

1. Fr. Traub in **ZThK** 1906, S. 429—483 („aus der dogmatischen Arbeit der Gegenwart") bespricht eingehender die dogmatische Methode eines D. Max Fischer, ferner von Kähler und Ihmels, der modernen positiven Theologie (Seeberg) und der modernen Theologie des alten Glaubens (Th. Kaftan), der Schule Ritschls und der religionsgeschichtlichen Richtung.

2. W. Herrmann gibt in **ChrW** 1907 S. 51 ff. eine Analyse von H. Cohen, Ethik des reinen Willens; ausgehend von dem richtigen Satz dieses Philosophen, daß sittliches Wollen dasjenige ist, welches sich selbst will, und sittliche Handlung diejenige, die sich selbst erzeugt, zeigt er, daß die Vereinigung dieses Formalprinzips mit der Formel: gut ist das auf die selbständige sittliche Persönlichkeit des andern tendierende Wollen, auf den großen Moralgrundsatz Jesu „den Nächsten lieben wie sich selbst" führt, und daß Cohen mit Unrecht den Begriff der Liebe aus ethischen Gründen ansicht, weil an ihm der Affekt als trübendes Moment mitwirke, sofern ja gerade in dem christlichen Liebesbegriff (Feindesliebe!) dieses Moment nicht mitspielt. In Nr. 10 (S. 222 ff.) entwickelt H. den genuinen Religionsbegriff, bei dem es auf die Gewißheit des Eigenlebens (das die Ethik als Aufgabe faßt) in der Hingabe an eine über uns stehende Macht des Guten ankomme und nicht auf Weltanschauung und allgemeingiltiges Wissen.

3. W. Herrmann beginnt in der jetzt von ihm und D. Rade herausgegebenen früher Gottschick'schen **ZThK** 1907 S. 1—33 einen programmatischen, von einer Auseinandersetzung mit Tröltsch ausgehenden Aufsatz über „die Lage und Aufgabe der evang. Dogmatik in der Gegenwart", der die von Schleiermacher und Ritschl wohl richtig erfaßte, aber nur halb gelöste Aufgabe der systematischen protest. Theologie negativ in der reinlichen Ausscheidung des Lehrgesetzlichen sieht, positiv in dem zusammenhängenden Nachweis der Art, wie der Mensch den erlebten, persönlichen Glaubensinhalt seines Lebens erfaßt; hierbei müsse bei aller Forderung allgemeingültiger Glaubenserkenntnisse doch auf eine allgemeingültige Formulierung derselben verzichtet werden. Man wird auf die Fortsetzung dieses Aufsatzes aus verschiedenen Gründen gespannt sein.

4. Joh. Naumann gibt in **ChrW** 1907 S. 97—108 („Schuld und Unglück") eine plastische Charakteristik der immer noch nachwirkenden altjüdischen und der modern naturwissenschaftlichen Auffassung, bezw. Auflösung des Verhältnisses von Schuld und Unglück und findet die Vereinigung in dem religiösen Gedanken der Schuld der einzelnen Gesamtpersönlichkeit, der aber seine Ergänzung in dem Gedanken der Gemeinschuld finden müsse.

5. F. Kattenbusch beginnt in der **ThR** X, 2 S. 41 ff. eine Beleuchtung des Abschnitts „protest. Christentum u. Kirche in der Neuzeit" v. Tröltsch in „Die Kultur der Gegenwart."

II. Kirchengeschichte und Symbolik.

1. Prof. Haupt gibt in DEBl 1907, 2 S. 80 ff. eine Darstellung und Beurteilung des Konflikts zwischen Paul Gerhardt und dem großen Kurfürsten.

2. Pastor Bornkamm ebenda S. 99 ff. eine namentlich wegen der darin enthaltenen Mitteilungen aus der neueren katholischen Literatur interessante Skizze über „Das Ablaßwesen der röm. Kirche in Vergangenheit u. Gegenwart.

III. Amts- und Kirchenregierungspraxis.

1. Pfarrer L. Clasen (DEBl 1906, S. 805—24, „Glaubens- und Gesetzespredigt") will zeigen, daß das vielfache Verlangen nach mehr Gesetzespredigt ein Beweis für mangelndes Verständnis des wahren evangel. Glaubens sei, der als Glaubensgesetz aufgefaßt werde; Glaubenspredigt im Sinn des lebendigen Zeugnisses von Christus müsse immer das Grundlegende bleiben, auch für die Erzeugung der Sündenerkenntnis.

2. Prof. Haupt (DEBl 1907 S. 39—53, „der Kampf der kirchl. Richtungen in der lutherischen Kirche Frankreichs und bei uns") teilt einen äußerst instruktiven Brief von D. Daucher über die Behandlung der Richtungsdifferenzen in dem gegenwärtigen französ. Luthertum mit und verlangt für die deutschen Verhältnisse unter Ablehnung von Lehrpurismus und Separationsgelüste bei ausdrücklicher Anerkennung der Bekenntnisgrundlage Schonung der dissentierenden Theologen, die man kirchlicherseits nicht darnach beurteilen soll, was sie ablehnen, sondern, was sie positiv aufstellen, ebenso aber auch Schonung der Gemeindeglieder, denen man keinen Pfarrer aufzwingen soll, dessen Lehranschauungen ihnen ein Ärgernis bieten. Die praktischen Folgerungen sind äußerst interessant.

3. Pfarrer Karl Braasch beantwortet in EF (neuer Titel der Monatschr. f. kirchl. Praxis) 1907, 1 die Frage „Wie predigen wir über die Wunder?" und rät zur Symbolisierung des Vorgangs sowohl bei den Heilungswundern, bei denen er wenigstens zum Teil einen geschichtlichen Kern annimmt, als auch bei den Allmachtswundern.

4. Dr. A. v. Bamberg entwickelt in ED v. G. Meyer 1907 S. 1—30 seine „Gedanken über die weitere Einigung der evgl. Landeskirchen Deutschlands" und verlangt eine auf Freiwilligkeit gegründete Gesamtvertretung der evgl. Landessynoden, die zusammen mit der evgl. Kirchenkonferenz die Einheit der Deutschen Landeskirchen darzustellen hätte (vor 1917 müsse diese Einigung Tatsache werden!).

IV. Innere und äußere Mission.

1. Superint. Klar empfiehlt in MIM (1907, S. 1—17, „Seelenpflege — Die Seele des Dienstes am Trinkerelend" — als bewährtes „Kampfmittel gegen das Leben im Alkohol das Leben ohne Alkohol" aus seelsorgerl. Gründen.

2. Kirchenrat Pentzlin schildert in MIM (1907, S. 18—40) die merkwürdige, noch wenig bekannte kirchliche Erweckungsbewegung in Norwegen, die von dem Laienprediger Albert Lunde ausgeht und eine Männererweckung mit stark ethischem Zug darstelle.

3. Prof. Warneck gibt in seiner AMZ 1907 (S. 1—15, fortgesetzt S. 49 ff.) eine lichtvolle, gegen die bekannten Missionsaufsätze von Tröltsch in der Chr. Welt 1906 gerichtete Untersuchung von „Missionsmotiv und Missionsaufgabe nach der modernen religionsgeschichtlichen Schule", die jetzt auch separat erschienen ist. Wurster.

Aus der neuesten Literatur.

I. Biblische Wissenschaft. **Jeremias,** Alfr. Lic.: Das alte Testament im Licht des Alten Orients. 2. neu bearb. Aufl. 2 Abt. Leipzig, Hinrichs. 6,40 Mk. — **v. Orelli,** Conr. D.: Die Eigenart der biblischen Religion. Gr. Lichterfelde, Runge. 39 S. 50 Pfg. — **Schettler,** Adolf Lic.: Die paulinische Formel „durch Christus". Tübingen, Mohr. 81 S. 2,40 Mk. — **Weiß,** Bernhard D.: Der erste Petrusbrief und die neuere Kritik. Gr. Lichterfelde, Runge. 66 S. 60 Pfg. —

Wellhausen, J.: Erweiterungen und Änderungen im vierten Evangelium. Berlin, Reimer. 38 S. 1 Mk.

II. Systematische Theologie. **Eck**, Samuel Prof. D.: Religion und Geschichte. Tübingen, Mohr. 78 S. 1,50 Mk. — **Kirn**, Prof. D.: Göttliche Offenbarung und geschichtliche Entwicklung. Stuttgart, ev. Gesellschaft. 30 S. 30 Pfg. — **Lemme**, Ludwig D.: Brauchen wir Christum, um Gemeinschaft mit Gott zu erlangen? Gr. Lichterfelde, Runge. 33 S. 50 Pfg. — **Müller**, E. F. Karl D.: Unser Herr (der Glaube an die Gottheit Christi). Ebenda. 52 S. 50 Pfg. — **Sachsse**, Prof. D.: Das Christentum und der moderne Geist. Gütersloh, Bertelsmann. 189 S. 2,50 Mk. — **Wobbermin**, Geo. Prof.: Der christliche Gottesglaube in seinem Verhältnis zur heutigen Philosophie und Naturwissenschaft. 2. umgearb. Aufl. Berlin, Duncker. 171 S. 2,50 Mk.

III. Kirchengeschichte. **Förster**, Erich D.: Die Entstehung der preußischen Landeskirche. 2. Band. Tübingen, Mohr. XII, 530 S. 10,40 Mk. — **Hermelink**, Lic.: Die religiösen Reformbestrebungen des deutschen Humanismus. Tübingen, Mohr. 55 S. 1,20 Mk. — **Kalb**, Ernst, Pf.: Kirchen und Sekten der Gegenwart. 2. erweiterte und verbesserte Aufl. Stuttgart, Ev. Gesellschaft. 655 S. 5 Mk. — **Schumann**, Alexis Dr.: Alexander Vinet. Leipzig, Hinrichs. 215 S. 2 Mk. — **Stöcker**, Lydia: Die Frau in der alten Kirche. Tübingen, Mohr. 31 S. 75 Pfg.

IV. Aus dem Gebiet der praktischen Theologie.

1. Predigt und Lehre von der Predigt. **Büttner**, Joh. D.: Mit Christo verborgen in Gott. Ein Jahrgang Predigten. Hannover, Feesche. 748 S. 7 Mk. — **Frohe Botschaft**. Ein Jahrgang Predigten für 1905/6 (von Culemann, Dammann, Michaelis, Schrenk, Wittekind u. a.). Kassel, Röttger. 416 S. 2,50 Mk. — **Ihmels**, Ludwig D.: Eins ist not. Predigten in der Universitätskirche zu Leipzig. Leipzig, Hinrichs. 239 S. 2,20 Mk. — **Kalthoff**, Alb.: Zukunftsideale. Nachgelassene Predigten mit Lebensskizze v. Steudel. Jena, Diederichs. 238 S. 4 Mk. — **Köhler**, Gen.-Sup. D.: Wir sind Gottes Kinder. Predigten. Berlin, Trowitzsch. 207 S. 2,50 Mk. — **Lahusen**, Konf.-Rat: Das Evangelium des Paulus. Predigten. Berlin, Warneck. 251 S. 3 Mk. — **Schlatter**, Prof. D: Predigten. 5. Jahrgang. Tübingen, Schnürlen. 2 Mk. — **Trümpelmann**, Superintendent: Dennoch! Drei Zeitpredigten. Magdeburg, Faber. 16 S. — **Zippel**, Pfr.: Die Kunsthomilie. Leipzig, Strübig. 105 S. 1,20 Mk.

2. Katechetik. **Gebhardt**, P. Max: Moderner Religions- und Konfirmandenunterricht. Berlin, H. Walther. 118 S. 2 Mk.

3. Hymnologisches. **Dix**, Anna: Zu Freude und Trost. Dichtungen. Dresden, Ungelenk. 143 S. 2,50 Mk. — **Günther**, Rudolf: Aus der verlorenen Kirche. Religiöse Lieder und Gedichte für das deutsche Haus. Heilbronn, Salzer. 374 S. 3 Mk. — **Spitta**, Friedr. D.: Studien zu Luthers Liedern. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 48 S. 1,40 Mk.

4. Innere Mission. **Fleisch**, Paul P.: Die moderne Gemeinschaftsbewegung. 2. verm. u. umgearb. Aufl. Leipzig, Wellmann. 3,60 Mk. — **Jahrbuch für Innere Mission**. 1. Jahrgang. Kaiserswerth, Diakonissenanstalt. 135 S. 1,70 Mk.

5. Kirchenrecht und Kirchenpolitisches. **Guyot**, Joh. D.: Nachwort zum Fall Korell. Nr. 58/59 der „Hefte zur chr. Welt". Tübingen, Mohr. 90 Pfg. — **Wentscher**, Max Prof.: Das Problem der Lehrfreiheit. Nr. 60 der „Hefte zur chr. Welt". Tübingen, Mohr. 50 Pfg.

V. Pastorales und Erbauliches. **Adolph**, Heinr.: Erinnerungen eines niedersächsischen Geistlichen. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 296 S. 3 Mk. — **Conrad**, Pastor D.: Worte des Lebens. Tägliche Andachten. 51.—65. Tausend. Berlin, Warneck. 408 S. 1,50 Mk. — **Stalker**, James: Das Verhör und der Tod Jesu Christi. Aus d. Engl. v. M. Langenau. Berlin, Warneck. 264 S. 2,40 Mk. — **Weitbrecht**, G. Prälat: Heilig ist die Jugendzeit. Gekürzte Volksausgabe. Stuttgart, Steinkopf. 156 S. 1,20 Mk. — **Zöckler**, Otto: Erinnerungsblätter. Gütersloh, Bertelsmann. 129 S. 1,50 Mk.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. P. Wurster in Tübingen.

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Dieterich'schen Univ.-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

Rede bei der Entlassung der Kandidaten des Friedberger Predigerseminars am 14. März 1907*).

Text Matth. 13, 12: **Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, dem wird auch genommen, das er hat.**

Nun gilt es also Abschied nehmen, auch für mich. Wenn eine Abschiedsfeier wie die heutige uns das geben soll, was wir von jeder bedeutenden Feier einer Lebenswendung als Christen erwarten, nämlich eine Bereicherung, d. h. Klärung und Kräftigung unseres inneren Lebens, was werden wir tun? Wir werden uns vor allen Dingen fragen, welches besondere Gut uns Gottes Weisheit und Güte zugedacht hat gerade in dem Lebensabschnitt, den wir abschließen, gerade in dem Lebenskreis, in dem wir mit einander vereinigt gewesen sind. Es ist eine verhältnismäßig kurze Strecke Wegs gewesen, die Sie, meine lieben jungen Freunde, hier mit uns zusammengehen sollten, und kurz, viel kürzer als ich mir in Rechnung genommen hatte, wenn ich in der unvorgreiflichen, vielleicht müßigen Art, wie es Menschen zu tun pflegen, mir meine Zukunft überschlug, war die Zeit meiner Arbeit in diesem Hause: 7 Semester nur; und nur 60 Kandidaten, ein kleiner Bruchteil der Jungmannschaft, aus der die hessische Geistlichkeit sich rekrutiert, sind mir anvertraut gewesen.

Und doch, wie entscheidend kann ein einziges Jahr unseres Lebens werden für unsere innere Geschichte! Welch reiche Ausbeute kann uns auch ein scheinbar kleines Stück des Lebensbodens gewähren, den Gott uns zur Bearbeitung gegeben hat, wenn wir nur die Schätze suchen und heben wollen, die er darin für uns verborgen hat! Man sagt mit gutem Recht, daß das Leben eines jeden Menschen das wird, was er daraus macht, daß sich also im Grund niemand über etwas anderes und jemand anderes zu

*) Diese Entlassungsfeier war zugleich die Abschiedsfeier des Redners.

beklagen hat, wenn es mit seinem Leben nichts wird als über sich selbst. Aber mit noch höherem Recht deuten wir den Sinn des Lebens so, daß wir ausgehen von dem Glauben: Gott will etwas aus uns machen, etwas Besonderes aus einem jeden von uns und etwas Eigentümliches in jeder besonderen Lebenslage, in jedem Lebenskreis, in den er uns führt, und das nun verstehen, das Gut, das er da hineingelegt hat, vielleicht so, daß wir erst danach graben müssen unter harten Steinen und unansehnlicher Oberfläche, dieses Gut herausholen und es zu etwas Gutem gestalten, das verwächst mit unserem Selbst, so daß wir gereinigt und gefestigt, vertieft und gehoben herausgehen dürfen aus diesem Lebensabschnitt, das heißt weise sein und gute Haushalter mit dem, was Gott uns gegeben hat.

Was hat er uns hier geben wollen? Ich will nur das Beste und Schönste nennen, weil ich glaube, gerade in ihm liegt der besondere Eigenwert des Friedberger Seminarlebens, wie wirs haben durften, und das kommt gerade so, wie wirs haben konnten, überhaupt nicht wieder, für keinen von uns, auch für mich nicht. Es ist das Zusammenleben, es ist die Lern- und Lehrgemeinschaft, die eben bei uns eine Lebens- und Liebesgemeinschaft werden kann von einem eigentümlichen Reiz und einem unmeßbaren Segen. Kein bloßes Dozieren auf der einen und stummes Hören oder Hinnehmen auf der andern Seite, sondern ein lebendiger Austausch, kein bloßes Erledigen eines vorgeschriebenen Pensums, sondern ein fortwährendes Eingehen auf die besonderen, persönlichen Bedürfnisse, kein äußerliches Abgrenzen von Pflichtstunden und Zeiten, in denen man einander nichts angeht, sondern ein freies Fühlungsuchen und Zusammenwachsen aller mit allen und dann wieder einzelner mit einzelnen zu besonders enger Gemeinschaft — das ists, was wir haben konnten, was wir gehabt h a b e n.

Wie viel wir alle von diesem besonderen Lebensgut inneren Gewinn sammeln konnten, ich brauche es nicht nach jeder Richtung hin zu verdeutlichen. Nur eines möchte ich ausdrücklich aussprechen: gerade auch wir Lehrer konnten viel gewinnen bei dieser Art von Zusammenwirken. Schon der wissenschaftliche Austausch mit fragenden, suchenden, interessierten Leuten gibt immer beiden Teilen: auch der Lehrende gewinnt, wenn er immer wieder die Nötigung empfindet klarer zu werden, deutlicher zu reden, tiefer zu graben, umsichtiger zu begründen; aber mehr als das: je mehr es wirklich persönliche Beziehungen gibt zwischen Lehrern und Schülern, umsomehr bildet sich das Verhältnis beider um zu dem einer eigenartigen, fruchtbaren Freundschaft, deren Wahrheit wie bei jedem Freundschaftsverhältnis eben darin besteht, daß man sich gegenseitig etwas gibt, und das alles umsomehr, als diese persönlichen Beziehungen zu unserer Freude nicht beschränkt gewesen sind auf die doch immer kurze Friedberger Zeit, sondern

sich vielfach fortgesetzt und in besonders wohltuender Weise befestigt haben in den Zeiten der ersten Liebe und der ersten Kämpfe draußen im Amt.

Das ist uns alles geboten gewesen. Was haben wir davon gehabt? Besser gefragt: was haben wir daraus gemacht? Denn es kommt ja doch an einem Abschiedstag viel weniger darauf an, daß man wehmütig zurücksieht auf das Schöne, was man gehabt hat, und auch mit dem Dank gegen Menschen und gegen Gott für alles, was wir ihnen schuldig geworden sind, ist der Forderung eines solchen Tags noch nicht ganz entsprochen; das Fruchtbarste ist immer die Frage an sich selbst: welche Lebensfrucht ist dir erwachsen aus dem, was dir Gott gegeben hat? Diese Prüfungsfrage, die schwerste, die es für uns alle gibt, wird freilich nachher, wenn wir die neue Lebensstufe, die auf uns wartet, wirklich beschritten haben, mit eindringendster Schärfe an uns gerichtet, mehr als einmal, aber es ist gut, wenn man ihr gerade an einem Tag wie der heutige einer ist, gleich mit rechtem Ernst ins Auge sieht. Eine Anleitung zu ihrer Beantwortung kann uns eben das Wort Jesu geben, das ich für meine Abschiedsgedanken als Leitwort ausgewählt habe: „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, das er hat." Eine wundervolle Verheißung! eine bitter ernste Warnung!

Wer da hat — zur Prüfung seiner geistigen Habe fordert vielleicht gar nichts so nachdrücklich und vielfältig auf wie eben das Zusammenleben in einer Anstalt wie die unsere eine ist. Für viele ist das prüfende Vergleichen dessen, was sie haben, mit dem Besitz der andern etwas zum Verzagtmachen. Da sieht man Leute, die so viel rascher sind in der Auffassung, so viel klarer in ihrem Urteil, so viel gewandter im Ausdruck, andere, die ein weit glücklicheres Gedächtnis und ein weit umfassenderes Wissen haben, andere, die sicherer sind im Auftreten und geschickter im Umgang mit Menschen aller Art. Ja, mag da wohl die kleinlaute stille Klage lauten, diese andere, die können aus dem Vollen schöpfen, die mögen vorwärts kommen und eine reiche, glückliche Tätigkeit entfalten; aber was soll aus mir armem Menschen werden mit meinem dürftigen Besitz, der ich drauf angewiesen bin, alles mühsam zu erwerben, und mit meinen Leistungen selber am wenigsten zufrieden bin?

Nun, das Jesuswort meint mit den Habenden die Begabten und die Gelehrten gar nicht. Er spricht ein Gesetz geistigen Wachstums aus, das alle Geister umfaßt und gerade an den Geringen sich am sinnfälligsten, meist auch am großartigsten bewährt. Wenn nur Eigenbesitz da ist, etwas ehrlich Erworbenes, also etwas von dem inneren Menschen Ergriffenes, gewissensmäßig Aufgefaßtes, willensernst Durchgeführtes, dem persönlichen

Eigenleben Eingepflanztes und aus ihm Herausgewachsenes, dann ist Verheißung da; dann gehts voran und gibts mehr. Das gilt für alles geistige Leben, es gilt also auch für die theologische Wissenschaft und für die pfarramtliche Tätigkeit.

Aber hier erhebt sich für die aufrichtige Selbstprüfung freilich sofort wieder die peinigende Frage: habe ich denn überhaupt viel Eigenes? Dazu helfen uns die wissenschaftlichen Besprechungen und die praktischen Übungen, die wir hier haben und die wir in unablässiger innerer Verbindung miteinander erhalten wollen, in ganz besonderem Maß, daß man sehen lernt, wie schwer denn doch im Grunde alles ist, daß sich Fragen auftun, wo man fertig zu sein meinte, daß die praktischen Aufgaben viel größer sind, als man sich vorgestellt hatte, und wer das nun einmal verstanden hat, der steht recht klein da vor diesen theoretischen und praktischen Problemen, zumal, wenn er sich daraufhin prüft, was denn nun sein wirklich gesicherter, persönlicher Standpunkt ist, von dem aus er sie anfassen will, weil er ja nur so hoffen kann, draußen im Amt, wo er im wesentlichen auf sich selbst gestellt ist, sich wirklich auch zurechtzufinden und etwas Eigenes zu leisten. So viel sieht ja derjenige, der ein klein wenig tiefer blickt, ziemlich bald, daß nur da Sicherheit und Freude gerade auch der pfarramtlichen Arbeit sich einstellt, wo man mit persönlich begründetem, in geklärter eigener Überzeugung wurzelndem Besitz arbeitet. Da, ja da, wird sich dann die Verheißung des Herrn erfüllen, das will man gerne glauben, aber wie zentnerschwer wiegen eben deswegen die drei Worte: w e r d a h a t!

Aber wir müssen noch eine Stufe tiefer graben. Es handelt sich ja nicht bloß um eine theologisch wissenschaftliche Eigenüberzeugung und nicht bloß um einen festen persönlichen Standpunkt in allerlei Fragen der pfarramtlichen Methode. Um das Allerpersönlichste handelt es sich, um das innerste Leben selbst. Stehe ich richtig zu meinem Gott, habe ich eigene Glaubenserfahrung, führe ich ein selbständiges, in persönlicher Heilsgewißheit gegründetes Christenleben, dann wird alles andere bestimmter und leichter. Dann wird mir viel bälder klarer als einem andern, w a s ich predigen soll; weiß ich aber das, dann ist die Frage: wie soll ich predigen? zur größeren Hälfte schon gelöst. Aber eben das ist nun die ernste Frage: was habe ich an persönlichem religiösem Besitz?

Die Frage wird vielleicht manchen von Ihnen besonders schwer gemacht durch ein Wort, das im gegenwärtigen theologischen Sprachgebrauch eine große Rolle spielt. Es ist das Wort e r l e b e n. Man betont es gegenwärtig mit besonderem Nachdruck und, sofern darin das lebendige, frische religiöse Interesse gegenüber allem Dogmatismus und kirchlichem Gewohnheitsdienst zum Ausdruck kommt, mögen wir uns darüber freuen.

Aber gerade die Zuspitzung, in der es gerne in der Forderung geltend gemacht wird: nur Erlebtes, nur persönlich Erlebtes darf in der kirchlichen Wortverkündigung dargeboten werden, mag dem aufrichtigen Anfänger scharf in die Seele schneiden. Er mag sich fragen: was habe denn ich so Vieles und so Großes schon erlebt, daß ich davon Zeugnis geben könnte? Es mag ihm scheinen, als könnte er von dem wenigen, was wirklich schon eigene Erfahrung bei ihm geworden ist, für seine Amtspraxis bloß ein paar Wochen zehren, und außerdem — wird nicht gerade die zarte Scheu desjenigen unser aller Verständnis finden, der mit dem Allereigensten und Innerlichsten seiner Erfahrungen viel lieber zurückhalten möchte, als davon im Ichton vor der breiten Masse der Gemeinde zu reden?

Also würde gerade die Ernstesten unter uns das Jesuswort aufs allertiefste beugen. Wo bleibt da die Verheißung, nach der wir die Hände ausstrecken als nach dem sicheren Stab auf dem Weg, den wir beschreiten sollen? Die Verheißung ist doch da und sie soll die Verzagten aufrichten. Denn sie gerade sind es, die freilich etwas Rechtes erlebt haben und darum immer noch mehr erleben werden. Es kommt nur darauf an, daß man das „Erleben“ im wahrhaft evangelischen Sinn versteht. Wenn Jesus größer vor mir steht, je länger ich mich mit ihm beschäftige, wenn das Geistesleben, das durch ihn geweckt worden ist bis auf den heutigen Tag, gerade auch in solchen Zeugen seiner Wahrheit, mit denen wir persönlich zusammengeführt werden, einen gewaltigeren Eindruck auf uns macht als je zuvor, wenn also da Maße vor uns treten, an denen gemessen wir uns sehr klein fühlen, an denen wir aber hinaufsehn und an denen wir emporwachsen wollen, wenn beides, was Gott uns durch Christus schenkt und durch ihn von uns verlangt, in seiner ganzen überwältigenden Größe uns niederbeugt, so daß der Glaube zagend fragen möchte: darf ich das alles nehmen? und der Wille: kann ich das alles werden? — nun dann ist ein guter Erfahrungsgrund gelegt, dann sind schon Glaubenserlebnisse da, von denen wir ja gar nicht meinen, sie seien etwas Besonderes, die aber doch etwas Großes sind, nicht unser Werk, sondern Gottes Werk.

Und wenn dann das da ist, dieses aufrichtige Sichstrecken nach einer höheren Kraft, dann gilt das gewichtige Wort des Herrn: wer da hat. Es ist ein Lebenskeim da, der sich entfaltet, und wer auf diesem Glaubenswege bleibt, der kommt vorwärts. Es wird ihm gegeben werden, daß er die Fülle hat. Er hat am Anfang nicht viel gehabt, aber etwas Echtes und Keimkräftiges. Nicht, wieviel man hat, gibt den Ausschlag, sondern, daß man hat. Und das wächst. Es wächst bei jeder Predigtvorbereitung, gerade weil sie ein Ringen des Glaubens sein wird um größere Klarheit und mehr Gewißheit. Es wächst im Jugendunterricht,

weil man da die köstliche Arbeit mit immer neuem Ernst anfaßt, die Glaubenswahrheiten auf das Einfachste, dem kindlichen Verstehen und Erleben Zugängliche zurückzuführen, und dabei lernt man immer auch für sich. Es wächst in der Seelsorge auf dem extensiv und intensiv unendlichen Gebiet, wo es gilt, an den mannigfaltigsten Lebensbedürfnissen anderer das zu erproben, was Gott uns gegeben hat. Es wächst insbesondere im Studium, namentlich dem persönlichsten und wichtigsten, das forschend und betend sich in die Zeugnisse des heiligen Geistes innerhalb und außerhalb des Schriftworts vertieft.

Das Wachsen mag langsam geschehen und man kann seinen Fortschritt nicht messen, selber am wenigsten, aber es ist im Gang, weil es unter der Verheißung steht: es wird ihm gegeben werden. Nur einen kurzen Blick wollen wir werfen auf das Widerspiel dieses Vorwärtskommens: es wird ihm genommen werden, was er hat. Wem? Dem, der nicht hat, dem, der sich auf das bequeme Anlernen und Nachreden eingerichtet hat, dem, der das Anempfinden, das ihm bei regem Phantasieleben vielleicht recht leicht wird, mit Erfahrung und Erleben verwechselt. Dann mag es pompöse Worte geben und gewandtes Praktizieren, aber es ist nichts Reelles dahinter und kommt nichts Lebendiges dabei heraus. Man hat selber nichts davon und bietet der Gemeinde das nicht, wovon sie leben könnte. Es mag dann einer im Ruf der Vollgläubigkeit stehen und sich selber mit Wohlgefallen das Rechtgläubigkeitszeugnis ausstellen – hilft alles nichts, wenn der rechte Glaube und persönlich echte Besitz nicht da ist. Es wird ihm sein Scheingut genommen werden; seine Phrasen verbrauchen sich, und was anfangs an wirklichen Lebensansätzen dagewesen ist, in einer Zeit, da er noch ein Suchender war mit andern, das verkümmert.

Wir mögen nun auf diese Ordnung des Todes hinsehen oder auf das herrliche Lebensgesetz in der Verheißung des Herrn, mit eindringlichster Gewalt predigt uns das Jesuswort, redet es zu uns an diesem Abschiedstag: nur wahr, nur treu, dann gelingts, einem jeden, auch dem Geringen. Diegel, der Unvergeßliche, hat einmal das Wort gesprochen: lieber unschön und geistlos als unwahr! Darf ich es wagen, dieses Wort in seiner absichtlichen Zuspitzung als Richtschnur zu bezeichnen, die auch wir unter der neuen Seminarordnung unsern Kandidaten in die Hand geben wollten? Und wenn von einer guten Friedberger Tradition gesprochen werden darf, die auch fernerhin aufrecht erhalten werden soll, so ist mir beim Abschied wohl der Wunsch und die Bitte gestattet, daß es eben diese bleiben möge. Dazu möchte ich ja dann gerne noch das andere fügen, was nur eine praktische Folgerung daraus für das kirchliche, speziell das pastorale Gesamtleben in unserer Zeit ist: auch bei den andern, auch in der

Erörterung von Bekenntnisfragen und Fragen der kirchlichen Praxis nach dem sehen, ob wirklich persönliches Glaubensinteresse da ist, und darnach suchen, ob dieses und dieses allein es ist, was andere treibt oder vielleicht bloß die Parteisucht mit ihrer rabies, bloß die Bequemlichkeit des reinen Traditionalismus oder die bloße Emanzipationslust ungeduldiger Vorwärtsstürmer. Mit solchen, die wirklich lautere Frömmigkeitsmotive bewegen, verständigt man sich verhältnismäßig leicht; da ist der gemeinsame Boden größer, als man vielleicht selber weiß. Man hat eben etwas, was hinausstellt über den bloßen Parteigegensatz, und darum, wenn gekämpft werden muß, kanns geschehen mit der heiligen Achtung, die man immer haben wird vor Menschen, in denen derselbe Geist wirksam ist, wenn auch auf andere Weise, als in uns.

Aufrichtig sein, das ist alles. Ehrlich suchende, in Gottes Schule lernende Menschen bleiben, das sei unser gemeinsames Gelöbnis. Und wo uns auch der Herr hinführen möge, wenn wir nur Menschen Gottes werden dürfen, in denen er eine reale Gestalt gewinnt und die daher etwas Reelles zustande bringen können. Wir wirken schließlich immer am meisten durch das, was wir sind, mehr als durch unsere Worte und durch unsere Leistungen. Gott lasse uns selbst etwas Rechtes werden, damit wir anderen etwas sein können. Amen. Wurster.

Über zeitgemäße Heilsverkündigung.

Von P. Chalybaeus in Flensburg (Schleswig).

Das Zentrum christlicher Verkündigung steht nicht im Zentrum dieser Ausführungen. Als das Zentrum christlicher Verkündigung gilt uns die Predigt von Jesu Kreuz und Auferstehung und die aus dieser Predigt geforderte Bekehrung zu Gottes Gnade. Eine Auseinandersetzung über zeitgemäße Verkündigung des Heils hat sich nicht mit den Heilswahrheiten zu befassen, die zu aller Zeit die gleichen bleiben, deren Darbietung eine Verschiedenheit nicht durch die Zeitströmungen sondern allein durch die individuelle Verarbeitung im Prediger erleidet. Trotzdem ist es weder müßig, noch lenkt es auf Abwege, von einer zeitgemäßen Verkündigung des Heils zu sprechen und solche Verkündigung zu fordern, weil es sich um die beiden Fragen handelt: erstens: An welchem Punkte und in welcher Weise sind gerade in unseren Tagen die entfremdeten und innerlich ungeklärten Seelen am wirksamsten anzufassen und in die Tiefe zu führen? Zweitens: Wie

Anmerkung: Den vorliegenden Ausführungen liegt ein Vortrag zu Grunde, der gehalten worden ist auf der wissenschaftlichen Konferenz des Predigerseminars zu Preetz, zur Feier seines zehnjährigen Bestehens am 29. August 1906.

weit ist es für den Christen Pflicht und Recht, den Gesamtkreis moderner kultureller Lebensbeziehungen in sich aufzunehmen? Mit anderen Worten, die Frage, wie gerade in unseren Tagen das Ewigkeitsbewußtsein und Zeitbewußtsein miteinander zu vereinigen und gegenseitig zu durchdringen sind. Sollten die nachfolgenden Ausführungen den Anschein gewinnen, als werde durch zu starke Betonung des positiven Wertes natürlicher und zeitlicher Güter die absolute Bedeutung des ewigen Heils, in Christus allein, zurückgedrängt, so mag man sich immer gegenwärtig halten, daß das Ganze ein Versuch ist, gerade das Gegenteil zu erreichen und zu stärken.

Zur Unterlage der einzelnen Thesen ist zunächst eine kurze Skizzierung des heutigen Zeitbildes nötig. Wollte man dasselbe aus der Situation heraus beschreiben, in die man persönlich gerade durch sein Amt hineingestellt ist, so würde es natürlich sehr verschiedenartig und sehr einseitig ausfallen. Statt dessen gilt es einen Eindruck von der heute herrschenden Zeitstimmung, von den Hauptströmungen zu gewinnen, die auch in den stillen Winkeln des Landes, wohin sie noch nicht gedrungen sind, doch über kurz oder lang ihren Einfluß geltend machen werden. Ein solches Verständnis der Zeit gewinnt man aber nicht so sehr durch das Studium der Literatur über religiöse Volkskunde, die mehr kleine Handhaben für die Praxis bietet, als dadurch daß man Fühlung sucht mit dem gesamten Geistesleben, vor allem auch durch persönliche Auseinandersetzungen mit Gebildeten und Arbeitern. Der also gewonnene Eindruck führt zu der ersten These: „Unsere Zeit ist stark religiös, weniger christlich, sehr wenig kirchlich interessiert."

Das Interesse für theologisch-philosophische Fragen ist durch die populäre Literatur der Naturwissenschaft, an der weder Gebildete noch Arbeiter vorbeigehen, geradezu Modesache geworden. Ein eigentlich religiöses Bedürfnis aber spricht sich aus in der Lyrik unsrer Tage, in der man immer wieder auf mystische oder naturhaft religiöse Stimmungen trifft, dann auch in dem erwachenden Interesse an der Theosophie. Die Gebildeten verraten in persönlichen Bekenntnissen wohl eine tiefe Sehnsucht nach Frieden, sprechen ihre Erbauung am katholischen Kultus oder ihre Rührung durch eine „schöne religiöse Rede" aus. Es ist merkwürdig, – und dadurch schon wird unsere Aufgabe so kompliziert, – wie in unserer Zeit, ja in ein und derselben Person bismarckischer Realismus, ausgeprägtes Diesseitigkeitsbewußtsein und starke Empfindung für das Geheimnis des Lebens, zartes Verständnis für das Geheimnis der Religion unvermittelt nebeneinander hergehen. Wie viel mehr, als wir glauben, unsere Männerwelt für religiös-ästhetische Einwirkungen empfänglich ist, scheint auch aus der Bemerkung Niebergalls hervorzugehen: Als er für Männer habe predigen wollen, seien die Frauen gekommen, – und umgekehrt!

So stark religiös-ästhetische Bedürfnisse vorhanden sind, und das Geheimnis des Lebens geradezu auf unsrer Zeit lastet, so gering ist in weitesten Kreisen das Verständnis und Interesse für die positive Religion des Christentums. Eher hat man den Eindruck eines großen Synkretismus, der durch die Fühlung mit allem Geistesleben auf der Erde und die hohe Allgemeinbildung viel undurchsichtiger und allgemeiner ist als der im Anfang der Kirchengeschichte. Auf Grund der modernen religionsgeschichtlichen

Forschungen, die ja, trotzdem sie noch sehr im Anfang stehen, bereits sehr vor der Öffentlichkeit getrieben werden, tritt er auf mit dem Anspruch und dem Anschein wissenschaftlicher Berechtigung. Im einzelnen ist hier eine Charakteristik sehr schwer. Es ist schwer zu sagen, wie weit unbewußt christliche Denkungsart von dem ganzen Volk wirklich aufgesogen ist, sodaß beispielsweise die allgemeine Kindertaufe uns wirklich das Natürliche wäre; wie weit christliche Denkungsart auch dort vorhanden ist, wo man jegliches positive Bekenntnis ablehnt: Solange innerhalb der christlichen Kirche das Wesen des Christentums ganz verschieden erfaßt wird, lassen sich hier gar keine allgemeingültigen Behauptungen aufstellen. Vor allem wird man darnach sehen müssen, wie weit alttestamentliches, wie weit neutestamentliches Bewußtsein die Frömmigkeit beherrscht, wie weit das weltförmige Leben, das durch Gott geheiligt wird, wie weit das innere Leben durch Christus in Gott, das fortwährend mit einer Lösung von dieser Welt rechnet, im Mittelpunkt steht. — Das ist gewiß: Man hat den Eindruck einer großen Gährung und einer in weiteste Kreise reichende mehr oder minder bewußten Ablehnung, die christliche Religion in ihrer Gesamterscheinung als die absolute Religion anzuerkennen und sich darunter zu beugen. Man braucht diesen Zustand nicht als sehr traurig und gefahrvoll zu beurteilen. Von welcher Epoche in der Geschichte der christlichen Kirche würde man sagen können, es habe in breiten Kreisen ein bewußtes, reines Christentum geherrscht? Ist das überhaupt vereinbar mit dem Glauben, daß in der Annahme dieser Religion die Menschheit ihren Höhepunkt erreicht? In der Stunde, wo sie Christus ganz begreift und ergreift, steht sie am Ziele! Wenn aber in unsern Tagen mehr denn je die Bedeutung des persönlichen Lebens in den gebildeten Kreisen klar erkannt, in den Arbeiterkreisen durch die eindringende Bildung, die ja notwendig zur Verselbständigung des Individuums führt, vorbereitet wird, so steht zu hoffen, daß wir einer Zeit entgegengehen, wo der ganzen Höhe des Christentums in seiner Erhabenheit über materiell-alttestamentliches wie über ästhetisch-klassizistisches Bewußtsein wirkliches, verständnisvolles Verlangen entgegengebracht wird von denen, die überhaupt nach Gott fragen. Selbstverständlich wird dadurch der Kampf gegen die Sünde, die im letzten Menschen wurzeln wird wie im ersten, nicht verringert. Nur die Möglichkeit, den Menschen zu fassen und zu gewinnen, ist in den jeweiligen Zeitläuften eine verschiedene!

Am wenigsten optimistisch wird man denken dürfen über die Stellung unseres Volkes zur Kirche. Gerade hier treten die örtlichen Verschiedenheiten besonders stark hervor. Aber in den leitenden Kreisen, — unter den Juristen, unter den akademisch gebildeten und zum nicht geringen Teil den seminaristisch gebildeten Lehrern, in der Presse, bei den Arbeitern, ist unsere Kirche in ihrem heutigen Zustande eine sehr unpopuläre, unbeliebte Institution. Man achtet durchgehends die Pastoren nicht sehr hoch, wohl als gutherzige, ehrenhafte Menschen, aber nicht als selbständig denkende Köpfe. Bei den Arbeitern fehlt gänzlich das Vertrauen zu unserer inneren Selbständigkeit, — wir werden bezahlt, damit wir die Erhaltung der heutigen Gesellschaftsordnung predigen —, den Gebildeten haben wir zu wenig Fühlung mit den Profanwissenschaften, gelten als dogmatisch voreingenommen. Der Kaufmannsstand neigt außerdem dazu, auf uns als weltfremde

Idealisten herabzusehen, mit denen man höchstens einmal ein geistreiches Gespräch führen kann. In den Gottesdiensten ferner fehlt es dem durch und durch subjektiv empfindenden Geschlecht an allem Verständnis für die Liturgie; mit den Sakramenten weiß man nichts Rechtes anzufangen, wenn auch die meisten aus frommer Pietät nicht davon lassen mögen. Man schätzt freilich die vielverzweigte Liebestätigkeit, interessiert sich aber vielmehr für freie Diakonie, außerkirchliche Lehrlingshorte usw. Der Kirche hängt der Ruf an, daß sie so, wie sie ist, unmodern und veraltet ist, darum nichts für junge Leute, strebende Menschen.

Diesem Empfinden können wir insofern mit gutem Gewissen entgegenkommen, als wir keine Ursache haben, weder die Mängel zu leugnen, die unserer Kirche immer anhaften werden, noch an Formen festzuhalten, die wirklich im Veralten begriffen sind. Auch mag man getrost betonen, daß kirchliches und christliches Interesse nicht von vornherein das Gleiche oder auch nur von gleicher Wichtigkeit ist. Wir stellen daher als 2. *These* auf: *Sonderlich in unseren Tagen ist für den Prediger kirchliche und dogmatische Korrektheit nicht so wichtig wie die individuelle Ausprägung des persönlichen Glaubenslebens.*

Die Gemeinde verlangt heute vor allem persönliches Leben, persönliche Überzeugung; und so soll ein Prediger darauf hinarbeiten, das, was in ihm lebt, lebendig herauszuarbeiten, vor der Gemeinde für die Gemeinde auszuleben, solange er selbst noch vor seinem Gewissen sich Christi Diener nennen mag. Das gibt auch den Predigern Freiheitsbewußtsein und damit Kraft. Und wenn wir Werdende sind — was schadet es, daß die Gemeinde es merkt. Wer steht denn auf der religiösen oder ethischen Höhe eines Paulus? Wessen dogmatisches Denken gestaltet sich nicht individuell, wenn er nicht nur andere Theologieen wieder durchdenkt, sondern aus eigener Glaubenserfahrung heraus das Geheimnis des Evangeliums zu durchdringen und zu predigen sucht? Anders kann es nicht sein, als daß eindringendes Schriftstudium und selbständiges Glaubensleben einander durchdringen und immer mehr annähern. Und dafür ist die Gemeinde dankbarer als für kirchlich-dogmatische Korrektheit. —

3. *Überhaupt soll ja der Prediger nicht so sehr dogmatischer oder ethischer Lehrer sein als vielmehr ein Priester der Religion.* Es gibt bestimmte Arten der Predigt, die entweder als unpsychologisch, damit im höchsten Grade unzeitgemäß, oder zu zeitgemäß, und infolgedessen als nicht vollevangelisch beurteilt werden müssen. Die erstere Art ist die, welche bewußt an der alten Orthodoxie festhält, sich gegen alle philosophisch-psychologischen Zeitströmungen wie gegen alle wissenschaftliche Kritik verschließt und eine gänzlich zeitlose lehrhaft dogmatisch geartete Verkündigung als die allein und für alle Zeiten richtige anpreist.

Trotz allem Verkehrten und Einseitigen, was dieser Art anhängt, ist dennoch die Richtung, in die man dort hineingewiesen wird, wegen der energievollen Betonung *des Glaubens* richtiger als die, welche Baumgarten in seinen „Predigtprobleme“ und in ähnlicher Stimmung Schian in seinem Buch über „Die Predigt“ einschlägt. Baumgarten legt ja in

seinem Buch, ein ganz ungeheures Gewicht darauf, die Predigten interessant zu machen. Das soll dadurch ermöglicht werden, daß man aus genauer Kenntnis und Mitgefühl heraus in alle sozialen und individuellen Probleme des Lebens hineinleuchtet und Klärung hineinbringt durch die Betrachtung im Lichte des Christentums. Diese ganze Art der Arbeit wird gestützt durch die Anschauung von der Religion, „sie habe die Aufgabe, Ideale zu weihen und zu heiligen." — Gewiß ist das nicht verkehrt. Aber der Satz führt uns ab von der Hauptsache. Geht man mit Baumgarten diesen Weg, so gelangt man notwendig hinein in einen religiösen Ethizismus und verliert sich auf allen den unendlichen Gebieten, in der furchtbaren Kompliziertheit des gegenwärtigen Lebens, auf Kosten der Innerlichkeit. Ja, die Gefahr ist unvermeidlich, daß man hineintreibt in nervösen Dilettantismus, der sich verpflichtet fühlt, für alle Gebiete und Probleme ein Rezept zu geben. Niemand wird solche Vorwürfe gegen Baumgartens „Predigten aus der Gegenwart" erheben wollen! — Man könnte jene Forderungen gelten lassen, wenn in der ganzen Gemeinde der Hörer eine starke Innerlichkeit des Glaubens vorhanden wäre, und es sich in der Tat nun noch handelte um den Austausch von Gedanken und Stärkung des Gewissens zur Klärung und Überwindung ethischer Probleme. Aber so ist es ja garnicht. Und dies, — die Klärung ethischer Probleme ist unsere Aufgabe durchaus zum geringen Teil, schon, weil wir es garnicht können. So kommt es denn, daß man nach interessanten Themen dort sucht und sich von Schian vorschlagen lassen muß, man solle auf dem Lande predigen über „Unsere Alten", „Wintersorgen", „Heimatliebe", „Dorf und Stadt"! Gewiß, drängen sich derartige Themata einmal entgegen, so mag man getrost darüber predigen. Aber sie dürfen nicht genannt werden als Wegweiser, wo wir die rechten Themata zu finden haben. Wie weit der einzelne darin gehen mag, das hängt weniger von seinen subjektiven Neigungen als von der Spannkraft seiner Seele ab. Wir Menschen sind durchgehends so menschlich, daß wir genug damit zu tun haben aus aller Zerstreuung und Verwirrung und Verflachung zu Gott zurückzufinden, und die Seele mit lebendigem Gottesbewußtsein, mit wahrer Glaubenskraft, Erlösungsfrieden, Christusgehorsam und Hoffnungsfreudigkeit zu erfüllen. Darum müssen wir Prediger vor allem P r i e s t e r d e r R e l i g i o n sein, Vermittler eines neuen, inneren, aus dem Glauben quellenden Lebens, das reicher macht als alle irdischen Lebensgüter. Und das ist eine Aufgabe, die garnicht groß genug dargestellt und einseitig und konzentriert genug angefaßt werden kann, — gerade in der Kulturseligkeit und Weltförmigkeit unsrer Tage! Dieser Zug der Zeit ist ein Hauptgrund der Selbstbesinnung auf unsere eigentlichste Aufgabe. Die Menschen sind bei aller religiösen Gefühligkeit oder Bedürftigkeit, bei aller Interessiertheit für soziale Ideen Gott fremder denn je. Man glaube doch nicht, daß man die Gebildeten dadurch in das Geheimnis der Religion einführt, daß man sie an sich zu ziehen sucht durch die Predigt christlicher Ethik! In dem Roman „Auch Einer" steht zu lesen: „Das Moralische ist selbstverständlich." Und hinter diesem Satz steckt ein großes Stück Wahrheit. „Anständiges", zartes Familienleben, gerechte Behandlung der Untergebenen, Interesse für Politik und gemeinnützige Unternehmungen sind nicht notwendig an christ-

liche Religiosität gebunden. Wie erzieherisch wirken da natürliches Ehrgefühl, Standesbewußtsein, Familientradition, ästhetische Erziehung mit! Und zwar schon längst nicht mehr allein in den engen Kreisen wirklich Gebildeter! Und zeigt es nicht die Geschichte des Gewissens, die Geschichte der Menschheit, wie die Menschheit durch das Volksleben notwendigerweise aus sich heraus eine Verfeinerung der Gewissensbildung entwickeln muß? Erfaßt man die Religion einseitig als Unterbau der Ethik, so ist es unausbleiblich, daß die Gebildeten durchgehends nicht zur Kirche kommen, weil sie das ursprünglich falsche Verständnis des Wortes: „Die Religion muß dem Volke erhalten bleiben" sich als ihre wirkliche Überzeugung aneignen: Das „Volk" müsse eben durch Gesetz und Furcht regiert werden, wo in den oberen Ständen Einsicht, Geschmack und Standesbewußtsein herrsche. Kein Wunder denn, wenn auch die Arbeiter sagen, sie wüßten sich allein zu helfen! Ihr sozialer Idealismus sei viel ethischer und zugleich realistischer als die Ethik des Christentums. Nicht die Ethik zieht uns in die Religion, sondern die Religion öffnet uns die Augen für die tiefen ethischen Grundbeziehungen. Erst wo Gemeinschaft mit Gott sich gestaltet, und der Mensch dadurch von allen irdischen Verhältnissen innerlich losgelöst wird, gewinnt er Möglichkeit, Kraft und Liebe, auch bei den anderen Menschen die Seele und ihre Not zu sehen, und den Trieb, das Gebot der Liebe zu erfüllen. Darum ist es immer wieder zuerst not, daß die Seele Gott erkennt, mit Gottes Geist, Friede, Kraft und Leben erfüllt wird, die ganze Welt aus Gott, zu Gott hin erkennt. Darauf müssen wir wieder alle Innerlichkeit, alle Kraft unserer Seele wenden, daß wir Gott dem Menschen nahe bringen, daß ihn wieder religiöse Inbrunst, ehrfürchtige Scheu und innerste Freude ergreift! Wir stehen unter veränderten Bedingungen wieder an dem Punkt, wo Schleiermacher stand, als er die Reden über die Religion schrieb. Gerade dies Buch kann uns auch heute noch die rechten Wege weisen. Schleiermachers Lieblingslied: „Es glänzet des Christen inwendiges Leben" verdient auch ein Hauptlied unserer Tage zu sein. Gerade der Name Schleiermachers bietet wohl Gewähr dafür, daß hier nicht zu religiösem Ästhetizismus aufgerufen werden soll, der sein Wesen treibt in pietistischen Zirkeln, weltfern von aller praktischen Arbeit. Aber die Kraft zu aller rechten Arbeit ist I n n e r l i c h k e i t, L e b e n i n G o t t. Und das müssen wir wachrufen, kennen lehren, kräftigen, pflegen, nicht in enger, sondern in grandioser, innerlich ganz ergriffener Einseitigkeit: Aus aller Oberflächlichkeit die Einkehr in die Tiefe, aus aller Selbstlebigkeit die Bekehrung zu Gott! — Man kann doch nicht behaupten, das sei minder interessant als soziale und ethische Predigt. Es ist ja das Interessanteste! Es dringt ja gerade erst an den Kern der Seele und löst die tiefsten Bedürfnisse aus. Jesus hat von nichts anderem geredet als von dem Leben aus Gott und der völlig neuen Gestaltung, die daraus Mensch und Menschheit gewinnen. Er ist nicht eingegangen auf die Kompliziertheit der Dinge, sondern hat hinaufgehoben in die Einfachheit und befreiende Durchsichtigkeit der Welt, die aus Gott ist. Außerdem aber, — wenn es richtig ist, daß heute in vielen Seelen eine Ahnung und ein Sehnen nach dem Geheimnis der Religion schlummert, so wird man nicht erst lange nach Anknüpfungspunkten zu suchen brauchen.

4. Je weniger intellektualistisch, je stärker als Grundform des persön-

lichen Lebens man den Glauben begreift, desto klarer wird es, daß die Predigt nicht ausgehen kann auf Erhaltung der Volkskirche sondern auf Bildung der neuen Menschheit (Gemeinde der Heiligen). Zu diesem Zweck aber muß der Glaube, eben, weil er so innerlich mit dem persönlichen Leben verschlungen ist, sich äußern und dargeboten werden aus der Denk- und Lebensweise der jeweiligen Zeit heraus. Gewißlich bleibt das Grundverhältnis zwischen Gott und dem Menschen durch Christus dasselbe in allen Zeiten, für alle Menschen. Aber die Art, nach Gott zu fragen, ändert sich in dem Maß, als die irdischen Erkenntnisse und die Bedürftigkeit der menschlichen Seele wachsen. Nicht nur der einzelne Mensch reift vom Kinde zum Manne und gibt seine „kindischen Anschläge" auf, sondern das ganze Menschheitsgeschlecht durchläuft solche Entwicklung und tut auch manches ab, was „kindisch" war. Daher ist es unmöglich, das alte, ewige Evangelium auch in alter Weise, alter Form zu verkündigen als eine alte, intellektualistisch zu ergreifende Wahrheit. Man versteht einander garnicht mehr; es tritt völlige Stagnation ein! Niebergall hat recht: Die Schleiermachersche These, daß der Gottesdienst die Kultusgemeinschaft der gläubigen Gemeinde sei, ist schwer verhängnisvoll geworden für die evangelische Predigt. In der Tat trifft dieses Wort die Situation nicht richtig. Daß nur, oder jedenfalls durchgehends gläubige, heilsbedürftige Seelen in die Kirche kommen werden, ist richtig. Daß nur Menschen in die Kirche kommen, welche die christliche Seligkeit begriffen haben und ergreifen wollen und aus jeder Form, ob neu oder alt, das ewige Evangelium vernehmen, ist sehr falsch. Das erste aber, das was richtig ist, verleitet dazu in den altgewohnten Begriffen und Gedankengängen einherzugehen, als ob man einander verstünde, mehr oder minder in der Sprache Kanaans, — und Baumgarten bekommt tatsächlich recht, wenn er dann die Erbauung der Gemeinde mit der Empfindung charakterisiert: Ja, ja, so ist es ja! doch herrlich, daß wir es immer wieder hören, das alte Evangelium! Wir wollen daran festhalten wie unsere Väter! Solche Charakteristik wird immer leicht als verzerrt empfunden, wird leicht falsch gedeutet, als ob sie sich nicht gegen die Form sondern gegen die Sache richte. Man vergißt, daß auch die Gedanken, in denen wir das Evangelium bringen, zuletzt zur Form gehört. (cf. Kaftan: Moderne Theologie des alten Glaubens). So bleibt man in allem ängstlich konservativ, und es herrscht in dem christlichen Kultus Stagnation, Altgewordenes, nach Altfrauenheimen Riechendes! Es fehlt das Lebendige, Treibende, Große, Unmittelbare! Am schlimmsten findet es sich dort, wo diese ganze Art zum Prinzip erhoben wird. Dort besteht die Absicht, jede Aufregung, jede Aufforderung zu selbständigem Denken, jede Vertiefung zu bewußtem, persönlichen Leben aus Gott zu vermeiden. Man hofft, dadurch die große Menge festzuhalten; man hofft die Volkskirche zu erhalten, indem man auf ein minderes Niveau christlichen Glaubenslebens hinabsteigt; man umgibt die christlich-theologische Erkenntnis mit einem gewissen Nimbus absoluter Autorität, sodaß ein selbständiges Forschen nach Wahrheit höchst töricht erscheint. Das Ganze nimmt sich aus wie ein neuer Katholizismus in protestantischen Formen. Das, was wir dem heutigen Geschlechte predigen sollen, ist und bleibt das Christentum des Neuen Testaments. Von dem

Grade der Vertiefung in dies erste Christentum hängt der Grad des rechten Verständnisses, der Tiefe des Glaubens ab für den Prediger wie für die Gemeinde. Man sollte nie, wie Schian rät, ohne biblischen Text predigen. Nun aber ist das ewige Evangelium in Beziehung zu setzen zu den Erkenntnissen und positiven Lebensbedürfnissen unserer Zeit. Unsere Zeit fordert deutlich die Entfaltung der selbständigen Persönlichkeit nnd eine positive Wertung der kulturellen Güter. Mehr und mehr muß der protestantischen Kirche die Aufgabe klar werden, daß sie — vor allem durch die Predigt — erziehen soll zur Selbständigkeit in religiöser wie sittlicher Erfahrung und Lebensbeurteilung, und daß sie die Gedanken leiten soll zu der Erkenntnis, daß es gilt, mit dem Schlüssel christlicher Wahrheit und durch die Arbeit eignen Erkennens Gottes Spuren und Gottes Willen in den gesamten Erscheinungen des Lebens aufzudecken und herzustellen. Dies heißt, die Gemeinde der Heiligen herstellen, die Gemeinde der Menschen, in denen und durch die Gott seinen Willen, sein Leben verwirklicht. Gerade unserer Zeit wird man das besonders verständlich machen, in dem man es predigt als die Gestaltung wahrer, ursprünglicher, echter Menschlichkeit. Wenn Paulus von der neuen Menschheit in Christus spricht, ist das verständlicher, als wenn man spricht von der „Gemeinde der Heiligen"; das Wort hat einen pietistischen Beigeschmack bekommen und führt die Phantasie leicht irre. Uns muß die klassische Bildung — vor allem Goethe — bei aller ästhetischen Einseitigkeit und Verkehrtheit Hülfedienste tun, um die Augen zu öffnen für die Würde, die Schönheit des echt Menschlichen, den Sinn zu wecken für die Wohltat, wenn in uns die Kraft ungezwungener Kindlichkeit, vorurteilsfreier Aufgeschlossenheit für das Leben, edler Natürlichkeit herrscht. (Besonders einleuchtend ist dieser Gedanke von Kingsley ausgesprochen). Das ist es, was Jesus wollte! Keine separierte Gemeinschaft besonders gearteter Individuen oder einer dogmatisch übereinstimmenden Parteigruppe; sondern aus allen Menschen heraus sollen die eine Gemeinschaft bilden, die wieder wahre, schlichte, ganze Menschen sein wollen dadurch, daß sie die wichtigste, grundlegendste Beziehung wiederknüpfen, die zwischen Schöpfer und Geschöpf, zwischen Vater und Kind, die eigentliche Lebensbedingung. Es ist sehr nötig, also die Religion in den allgemeinen menschlichen Rahmen hineinzustellen und sie als die allernatürlichste Lebensfunktion kennen zu lehren, — als das Gegenteil von einer Art Lieblingsbeschäftigung müßiger Menschen —, um dann die ganze folgenschwere Notwendigkeit predigen zu können. So mag man am ersten verstehen, daß aller innerer Friede von der Innerlichkeit der Frömmigkeit abhängt, weil Religion und echte Menschlichkeit so unauflösbar fest zusammengehören. Gerade der Protestantismus vereinigt in sich das wahre Quietiv in Gott, dem Vater, mit einem mächtigen Prinzip der Vorwärtsbewegung, der Arbeit in dieser Welt. „Machet euch die Erde untertan und herrschet über sie": dies Wort aus der Schöpfung, diese positive Wertung sämtlicher natürlicher Güter, auf welchem Boden, aus welchem Volk und Kopf sie auch entsprungen sein mögen, ist erst wieder im Protestantismus zur Geltung gekommen. Überall finden wir positive Werte, die wir nach Gottes Willen herausarbeiten, dem Christentum untertan machen sollen, zu Gottes Ehre, zu unserer inneren Bereicherung.

Das Christentum hat Raum für das gesamte Menschheitsideal. Und das hat gerade in unseren Tagen eine unendliche Bereicherung erfahren, heraus aus der Ahnung von einer Entwicklung, die spiralförmig in unendlichem Lebensschwung zu immer neuen Höhen und Weiten emporstrebt, Zielen entgegen, die weit über den gegenwärtigen Äon hinausliegen. In dieser Erkenntnis liegt das Gährende unserer Zeit begründet; es ist das Gefühl für eine unendliche Bestimmung des Menschengeschlechts. Sie hat ja im Evangelium längst den klarsten und geläutertsten Ausdruck gefunden. Nur der Inhalt füllt sich infolge der immer reicheren Erkenntnis des schaffenden, allumfassenden Gottes in der Welt. Mit dieser ganzen modernen Strömung müssen wir innere Fühlung haben. Da liegt das Recht und darum auch die Kraft der Position, die durch Baumgartens Buch gekennzeichnet ist. Verlieren wir diese Fühlung, pflegen wir nicht den Sinn geheiligter, ehrfurchtsvoller Weltoffenheit, so wird die christliche Kirche je länger desto mehr als einseitig und beschränkt verurteilt werden. Nicht nur der Gebildete, sondern auch der Arbeiter fordert, daß sein natürliches Lebensideal in der christlichen Verkündigung gewertet, gereinigt, gekräftigt werde. Aus dieser Erkenntnis geht die einflußreiche, segensvolle Tätigkeit eines Wichern, Stöcker und auf anderem Gebiete Joh. Müller hervor. Freilich wird unsere Aufgabe dadurch sehr groß und schwer. Gilt es doch, allen diesen Strömungen gerecht zu werden und doch nicht darin unterzugehen; mit darin zu leben und doch immer zurückzuführen auf das Eine, was not ist, damit das Reich Gottes entstehe: Die Notwendigkeit der Bekehrung zu Gott in Christus, die Notwendigkeit der religiösen Kraft und Innerlichkeit durch die Glaubensgemeinschaft.

5. Des Weiteren bedarf es einer genaueren Verständigung darüber, wie die Ausführung dessen zu geschehen hat, was so als Bild vor der Seele steht. Es handelt sich da zunächst um die formale Durchführung. Und hier ist zu fordern eine Neuprägung, jedenfalls Neubelebung des religiösen Wortschatzes. Weil es vor allem eine Neubelebung des religiösen Besitzes gilt, weil eine Erfahrung dieses Besitzes als im tiefsten Sinne lebendiger Größen bewirkt werden soll, so muß sich das notwendig auch in der Form zeigen. Leben prägt fortwährend neue Worte, wenigstens neue Gedankenkombinationen, weil es einen eigenen Ausdruck suchen muß für das eigene Erlebnis. Unser religiöser Sprachschatz ist aber alt und abgenutzt geworden. Das liegt zum Teil daran, daß wirklich andere Worte an Stelle der einer verflossenen Zeit getreten sind; zum Teil liegt es am schändlichen Mißbrauch mit den Worten. Zu ersterer Art sind Worte zu rechnen wie „Seele", wo wir heute mehr von „Person" sprechen; „Gerechtigkeit", wofür vielleicht „Gottebenbildlichkeit" die beste Verdeutlichung gäbe; „Buße", wo man von „Umkehr", „Umdenken", „Umsinnen" sprechen muß. Zu letzterer Art gehören Worte wie „Sünde", „Gnade", „Sohn Gottes", „Seligkeit", „Friede", — kurz eigentlich unser ganzer religiöser Sprachschatz. Wir müssen alle diese Worte von innen heraus neu beleben, aus den konkreten Erfahrungen heraus umschreiben, alles tun, damit die Gemeinde merke: Wir sind keine Schriftgelehrten, die eine vergangene geschichtliche Welt zu überliefern und auszulegen haben, sondern wir vermitteln gegenwärtiges Leben des gegenwärtigen Gottes durch

den gegenwärtigen Heiland. Der ist zwar zunächst Jude geworden und hat jüdisch geredet, heraus aus der jüdischen Gedankenwelt; — aber gerade erst dann merken wir den Ewigkeitsgehalt seiner Worte, wenn wir es einmal wagen, sie ganz ihres zeitlichen Gewandes zu entkleiden und in die Gegenwart zu übersetzen. Den kühnsten und gelungensten Versuch dieser Art, hat neuerdings Joh. Müller unternommen in der „Bergpredigt, verdeutscht und vergegenwärtigt." Dieses höchst anziehende Buch ist um so mehr empfehlenswert, als man bei aller, ja gerade wegen seiner Modernität fortwährend hindurchspürt: „Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit." Andere bemerkenswerte Versuche dieser Art sind die Übersetzung des Neuen Testaments „in der Sprache der Gegenwart" von Curt Stage, und die Übersetzung von Joh. Weiß usw. „neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt". Ganz abgesehen von aller dogmatischen Stellung kann man aus der dort geübten formalen Methode sehr viel erfrischende Anregung empfangen. Wir müssen in dieser Hinsicht alle Ängstlichkeit mit frischer Schaffensfreudigkeit vertauschen, die naiv aus dem Leben herausspricht, das unsres geworden ist. (Nicht unwichtig ist die bei solchem Verfahren gemachte Beobachtung, daß man manchen Geistern, die nur in einer anderen Sprache reden, oft näher ist, als man denkt. So ist sehr interessant das Urteil des Katholiken Baumgartner über Schiller (Chr. W. 30, 06): Er hat, wenn auch nicht aus der Tiefe des Glaubens heraus, doch in seiner Sprache vieles ausgedrückt, was auch der Besitz unsres inneren Lebens ist.) Diese Neubelebung biblischer Begriffe bedingt aber zugleich eine gewisse Lehrhaftigkeit. Man kann nicht umhin, zu sagen: Was Paulus unter Gerechtigkeit verstand, drücken wir etwa so aus. — Wenn Jesus vom Reich Gottes spricht, oder sich des Menschen Sohn nennt, so verstehen wir damit dieses! — Das ist nötig, weil die Tiefe unserer religiösen Erkenntnis ganz abhängig ist von der Tiefe unsres Eindringens in die biblischen Schriften. Und es ist besser, als das selbstverständliche religiöse Reden in diesen Dingen, wodurch nur allgemeine Gefühle, keine klaren Vorstellungen geweckt werden können, damit aber auch kein klares religiöses Leben. Diese etwas didaktische Art ist durch unsere ganze Zeit mit ihren Aufgaben bedingt.

6. Trotz der unvermeidlichen Lehrhaftigkeit soll dennoch der ganze Tenor der Predigt die Art von Prophetie und Kunst, nicht von Philosophie und Didaktik tragen. Jene aufklärende Arbeit ist nicht eine Hauptaufgabe der Predigt, nicht einmal der Bibelstunde. Man kann da sehr schnell und autoritativ vorgehen. Unsere Predigten dürfen nicht aufsatz- oder abhandlungsmäßig sein, sondern sie sollen herausquellen aus einer Seele, die von Gottesgedanken und Liebe zu den Menschen erfüllt ist. In welch hoher Sprache redet Paulus! Auch der erste Brief an die Korinther entbehrt nirgends des Eindrucks, daß jemand schreibt, der religiös erhoben ist. Die Sprache der Apostel und Propheten ist die Sprache der Religion. Auch der Geschmack der Gemeinde beginnt zu wiederstreben gegen alle Trockenheit, Künstlichkeit und Phrasenhaftigkeit; innerlich will sie hingerissen sein; merken will sie, daß die Rede durch und durch das persönliche Zeugnis eines Menschen ist, der von der göttlichen Wahrheit geheiligt und begeistet

ist. Sowohl Schian als auch der nüchtern vorsichtige Niebergall betonen es, daß der Prediger nicht mit dem Schulmeister, sondern mit dem Dichter und Propheten zusammen genannt werden soll. Die nüchterne, pädagogisch abwägende Arbeit muß zuvor geschehen. Beim Schreiben der Predigt muß die Seele singen. Und wenn sie dann einmal etwas hoch fährt für den Durchschnitt —: Nicht Wissen, sondern Leben soll sie vermitteln! Wie weit mögen wohl Pauli Briefe von der Durchschnittsgemeinde verstanden worden sein?

7. Aber die Kraft solchen formalen Könnens hängt ganz ab von der Kraft des Glaubens, die in uns lebt. Und auf die kraftvolle, zweifelsfreie Vermittlung des Glaubensinhaltes kommt es zuletzt an. Darin liegt die Kraft jener orthodox-dogmatistischen Art: Alle Zweifel, alle Probleme sind weit zurückgelassen. Man befindet sich vor dem Angesicht des gewissen Gottes, der sich klar offenbart hat und allen, die zu ihm kommen, eine Welt seliger Klarheit und Gewißheit in die Seele leuchtet. Sollte uns solche Kraft abhanden kommen, weil wir durch viele Probleme hindurchmüssen? Das ist wahr: Wenn man von Problemen umfangen ist, fühlt man sich angekränkelt. Es ist ein großer Vorzug des Buches von Schian, daß eine starke Freudigkeit hindurchklingt: Alle Probleme reichen nicht hinein in die eigentliche Welt des Glaubens. Das ist aber für unsere Zeit nichts Selbstverständliches. Alles ist im Fluß. Die Gegensätze im theologischen Lager sind allgemein bekannt. Ist Gott nun ein Begriff? Ein erster Punkt, von dem die Welt ihren Ausgang nahm? Ein pantheistisches, nicht zu erfassendes Wesen? Wie reimt sich die freie Allmacht Gottes mit dem Zwang der Naturgesetze? Das lebendige Gottesbewußtsein ist nicht nur durch praktische, sondern auch durch theoretische Zweifel geschwächt. Was sollen wir nun tun? Nur keine Apologetik von der Kanzel treiben: der Zweifler behält doch das letzte Wort! Aber: Neu zu beleben ist das pantheistisch geartete Gottesbewußtsein von dem alles durchwaltenden, lebendigen Gott der Offenbarung. Das Bewußtsein von dem lebendigen Gott, so unmittelbar und selbstverständlich, und doch so überwältigend, geheimnisvoll, wie es in unsrer Seele lebt, müssen wir zum Ausdruck, zur Anschauung bringen. Eins ist sehr wichtig: Die Phantasie muß ganz anders erfüllt werden mit solchem Bewußtsein des alldurchwaltenden Gottes: daß man Gott überall sucht, überall weiß, den Gott der Offenbarung, der in seiner Liebe alles mit heiligem Leben durchdringen will, dem nur die Sünde überall seine Wege und Ziele versperrt. Die Gemeinde muß auf dem Wege unmittelbaren religiösen Bewußtseins lernen, wie Religion und Naturwissenschaft nebeneinander hergehen, eins das andere fordernd und fördernd, und doch in ihrem Zusammenklang für uns ein völliges Geheimnis, das wohl im frommen Glauben als Gewißheit erlebt wird, nie aber vom Verstand begriffen werden kann, weil alle Religion von oben, alles Erkennen von unten her ist. Diese Kraft religiöser Unmittelbarkeit ist pantheistisch geartet, d. h. gefühlsmäßig verstanden, nicht theoretisch. Für die rechte Pflege dieser Kraft hat uns Naumann etliche Vorbilder in seinen Andachten gegeben. Das ganze fromme Bewußtsein Schleiermachers ist von solcher lebendiger Empfindung Gottes begleitet. Wir sind leicht zur Kritik

geneigt gegen solche ästhetische Art der Verkündigung. Wir meinen, die Phantasie berge und erzeuge nur Phantasien. Das kommt daher, daß wir verlernt haben, sie außer in den Dienst der Kunst auch in den Dienst der Religion zu stellen. Aber sie ist wahrhaftig eine Gottesgabe, nicht zum Spiel, sondern zur Belebung unsren inneren Sinnes mit der Welt des Glaubens, vor allem mit dem lebendigen Bewußtsein des nackten Schulsatzes: Gott ist überall! Das ist eine große Wirklichkeit! Und wenn wir anfangen, in diese Wirklichkeit glaubend einzudringen, tut sich eine geheimnisvolle, heilige Welt vor der Seele auf: Wie alles erfüllt ist von heiligen Zwecken, wie alles seinen Sinn und Wert durch Gott bekommen soll. Die lebendige Ehrfurcht vor Gott dem Schöpfer und Herrn der Welt aber bildet immer wieder den Ausgangspunkt ursprünglichen, religiösen Innenlebens.

8. Nun wird schließlich der ganze Schwerpunkt der christlichen Verkündigung darin liegen, zu zeigen, das Bewußtsein zu erhalten, daß alles wahre Gottesbewußtsein, aller wahre Friede und Kraft allein durch Jesus Christus vermittelt wird. So sehr nun hier des weiteren die dogmatischen Differenzen hervortreten müssen, — alle werden sich doch irgendwie in dem Bekenntnis zur Gottheit Christi zusammenfinden, in der Erziehung zu einem bewußten Bekenntnis zu ihm ihre heiligste und schwerste Pflicht sehen, — schwer nicht nur, weil hier der ganze sündige Widerstand zu überwinden ist, heute wie zu allen Zeiten, sondern weil auch hier wieder unsere Zeit mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Sie liegen darin, daß dies Bekenntnis bei einem Teil der Gemeinde seine ganze Salzkraft verloren und mehr im Kopf als im Herzen seinen Sitz hat, bei einem anderen Teil aber hauptsächlich aus intellektualistischen Gründen abgelehnt wird. Die ganze Last der Irrtümer, der Verstandessünden aller christlichen Zeiten schleppen wir hier als eine große Gesamtschuld hinter uns her. *Ein bewußtes Bekenntnis zu Jesus als dem Sohne Gottes können wir nur erzielen, wenn wir Ihn wieder deutlich wie die erste Gemeinde nicht als religiösen Heros, sondern als den persönlichen Inhaber und Spender göttlicher Gnade und Lebenskraft bezeugen.* — Wir sind doch wohl ein großes Stück weiter gekommen, wenn wir wieder ganz schlicht bei dem Menschen Jesus neu eingesetzt haben. Dadurch bekommt das ganze Christentum wieder Fleisch und Blut. Für unsere Zeit mindestens wird die psychologische Methode die einzig gangbare bleiben, daß wir von der reinen Menschlichkeit Jesu ausgehend, durch seinen religiösen Heroismus in Vertrauen und Gehorsam hindurch, heranführen zu dem Geheimnis seiner Person. Weiter müssen wir, bewußt weiter führen, nicht den Anschein erwecken, als hätte man mit dem religiösen Heroismus seiner Seele alles gesagt. So unendlich viele Anregungen in dem allen stecken mögen, es bleiben nur Anregungen, die jedem seine subjektive Stellung und Freiheit lassen Jesu gegenüber, die nicht zur absoluten Bindung führen an den, der allein uns von der Macht der Sünde erlösen und zu Gott bringen kann. Ein Blick in das Christusbekenntnis der ersten Gemeinde zeigt uns, wie wir demgegenüber arm sind, wenn wir nicht mit aller Freudigkeit weiter führen. Und sicher: anders befriedigen wir auch nicht wirklich! Ein Arzt äußerte bei einem Gespräch über Hilligenlei, man wolle Jesus garnicht so ver-

menschlicht; man suche in ihm das Geheimnis, die Offenbarung Gottes. Und wir können weiter kommen, wenn wir auf dem begangenen Weg weiter schreiten! Wir engen Jesu Wollen so leicht ein auf ein irdisches Lebensideal, das durch Gottvertrauen und Nacheiferung verwirklicht werden soll, während seine Seele doch eine Ewigkeit umspannt, und die letzten Fragen — Tod und Leben, Sünde und Seligkeit —, die eigentlichen Fragen und Aufgaben seines Lebens sind. Dadurch aber, daß Jesus über alle Sünde erhaben ist und alle, die sich ihm hingeben, von ihrer Sünde erlösen kann; dadurch, daß er das Leid des Todes mit hineinzieht in die Leiden, die er überwinden will, ragt er schon über die Menschheit hinaus. Dadurch, daß er durch die Völligkeit seiner Gottesgemeinschaft über Gotteskräfte verfügt und die Fülle des heiligen Geistes hat, steht er auf der Seite Gottes. — Überall dort, wo wir an die Quellen reinen, wahren Lebens dringen, ist unser Sein in Geheimnis getaucht. Wir erfahren unsere Schranke, erkennen, daß wir nichts als Geschöpfe sind. Jesus ist in allen Stunden seines Lebens der Reiche, der Gebende, der durch seine Gemeinschaft mit Gott Gotteskräfte jedem in die Seele gibt, der sich von ihm die Sünde vergeben, und sich durch ihn von der Sünde lösen läßt. Peabody hat gesagt, das Geheimnis der Persönlichkeit Jesu sei die Kraft gewesen. Das ist ein schönes Wort, zumal wenn man es von dem Geheimnis seiner Persönlichkeit versteht. Freilich geben auch gerade die Wunder eine Fülle der Anschauung für unsere Zeit, die soviel nach Kraft und Leben fragt: Jesus als der Bringer des absoluten Lebens, als die unmittelbare Auswirkung des Gottes, der nur Leben kennt, keinen Tod, keine Krankheit, keinen Schmerz! Jesus als die reale Verkörperung des Gottesreiches, wo niemand herrscht als Gott allein! Und also Jesus gesandt aus Gottes Gnade, gekommen aus dem reinen Licht des Lebens, der durch die Sündenvergebung alle, die sich zu ihm kehren, zu Gottes Liebe und zum ewigen Leben bringt.

Gewiß können wir garnicht oft und deutlich genug betonen, wie in der Bekehrung zu ihm allein Friede und wahres Leben gefunden wird. Dann dürfen wir aber auch predigen, wie dem, der durch dies enge Tor gedrungen, sich die Fülle des Lebens erschließt; welche Weiten das Christentum in sich birgt! Kaum können und sollen wir unsere Zeit wieder hineinführen in die Christusspekulationen von Joh. 1 und in den Gefangenschaftsbriefen. Sie tragen das Gewand ihrer Zeit. Dennoch aber können wir die Gedanken wieder aufnehmen, aus unserer Zeiterkenntnis heraus ihn preisen als den Schöpfer und Träger aller lebensfähigen Ideen und Ideale. Er hat als *λογος σπερματικος* auch Griechen und Römer inspiriert, nicht in einzelnen Worten sondern in dem Geisteswehen, das durch ihre ahnenden, suchenden Gedanken geht. Nun muß denn alle Weltweisheit, griechische oder japanische, eingehen, sich beugen, sich reinigen lassen durch den geschichtlichen Christus, und mit hinzutragen zu seiner Ehre. So schauen wir die Absolutheit der Offenbarung in Christus ohne Engherzigkeit! Wir erkennen, daß alles selbständige Denken der Menschen von Plato bis Goethe, ja bis Nietzsche, immer wieder Hülfsdienste tun muß zum Begreifen des wahren, persönlichen Lebens in seinem ganzen Vollumfang, wie Christus es gewollt hat. Wenn wir uns vollgesogen haben an klassischer Bildung und

Kunst, erleben wir, daß sie nicht satt macht. Aber wir dürfen dankbar den neuen Gewinn niederlegen vor Christi Thron, daß wir ihm damit um so zarter und schöner dienen möchten. Die Kultur wird durch Christus nicht ihres Wertes beraubt. Freilich ist sie die verderblichste Macht, wo sie sich von Jesus loslöst, wo die Menschheit sich selbst und die selbst geschaffene Zukunft als das wahre Evangelium preist. Wo sie aber von Menschen aufgenommen wird, in denen Christus Gestalt gewonnen hat, da mag man sie als die Strahlen seines Heiligenscheins, als den von Gott geschenkten Goldgrund denken, aus dem die Christusgestalt in der Gemeinde der Gotteskinder hervorstrahlt. Die genaue Scheidung zwischen Christentum und Kultur, die nicht zu hohe und doch positive Wertung der Kultur und Geistesbildung ist gerade heute eine der wichtigsten und schwersten Aufgaben, wo wir mit unendlicher Unklarheit unter den Gebildeten zu kämpfen haben.

9. So können wir wohl durch Christuserkenntnis und Christusanbetung in weite Höhen getragen werden, — denn noch kehrt die Seele immer wieder mit Verlangen zurück in die heilige Stille kindlich gläubiger und gehorsamer Christusgemeinschaft. Und hier haben wir wichtige Dienste zu tun. Neu zu pflegen ist das mystische Element der Christusgemeinschaft im Geistesbesitz, da es ein heute fast verlorener und doch ein wesentlicher Bestandteil des neutestamentlichen Seligkeitsbewußtseins ist. Mit Christus Gemeinschaft, durch das Gebet in seine Nähe gehoben, durch seine Liebe von Sündenschuld erlöst, geheiligt durch seine verklärte Menschlichkeit, mit sittlicher Kraft gespeist durch den Glauben an seine unfaßbare göttliche Größe und Kraft, — diese Gabe inneren Lebens, in dem Besitz seines Geistes, unter der Voraussetzung der immer neu geleisteten inneren Bindung an ihn, — das ist gegenwärtiges, ist neutestamentliches Seligkeitsbewußtsein. Aber dieses Bewußtsein ist der Durchschnittsgemeinde fast verloren gegangen. Das Frömmigkeitsbewußtsein ist durchgehends alttestamentlich geartet. Es handelt sich um diesseitige Güter, es handelt sich um eine sehr materielle Ewigkeitsvorstellung, wo sie dann überhaupt noch nicht ganz verblaßt ist; man hat die Vorstellung von Gott als dem König, in dessen Lande man lebt, nach dessen Willen man sich zu richten hat, wenn man gesund bleiben und ein gutes Gewissen behalten soll! Wie selten versteht man einander in religiösen Dingen im persönlichen Verkehr. Niebergall hat wohl recht, daß man sich die Rückständigkeit und Unkenntnis des christlichen Volkes nicht groß genug vorstellen kann. Und darin liegt dann auch die größte Bedeutung seines schönen Buches, daß er versucht Wege zu weisen, wie man von niederer zu höherer Frömmigkeit, von gröberen zu feineren Motiven der Frömmigkeit führen kann. Sehr interessant sind dabei die Beobachtungen von der Methode der Apostel, besonders Jesu. Wie Jesus sich ganz der volkstümlichen Anschauungsweise bedient, vom Lohn redet, vom Schatz im Himmel, weil ein Zeugen vom gegenwärtigen inneren Leben kein Verständnis finden würde. Sein Geheimnis enthüllt er nur vor seinen Jüngern. Uns liegt es aufgedeckt in den Johanneischen Abschiedsreden. Diese Methode Jesu mag uns beruhigen, wenn wir mit den Leuten sprechen von Glaubensdingen unter dem deutlichen Gefühl, einen ganz anderen Inhalt damit zu verbinden, — sofern wir uns nur in der ganzen Verkündigung

auf der Linie halten, welche weiter führt. Anderseits kann Jesus darin weitergehen als wir, weil fortwährend das ganze Geheimnis, die Kraft seiner Persönlichkeit dahinter steht. Die Hörer merken wohl: Wir verstehen ihn noch nicht! — Mit Recht fordert Niebergall, daß wir bei aller Vermittlung doch stets das Beste und Tiefste bieten sollen, was wir haben. Das sind wir schon den Geförderten schuldig. Und der Schatz, den wir haben, von dem wir zeugen sollen, ist das Leben durch Christus in Gott, das gefunden wird auf dem Wege der Hinkehr und Vergebung. Jeder erlebt und predigt es in seiner Weise, der eine mehr pietistisch innerlich, der andere mehr in der Kraft und Energie sittlicher Bindung, der Ergriffenheit von großen Gütern. Die Sündenvergebung durch Christus und die Liebe, wie sie Christus hatte, sind stets die Kennzeichen christlicher Frömmigkeit; das muß jeder Christ wissen, auswendig lernen.

10. Es ist gewiß, daß für die Gestaltung des christlichen Lebensideals die Gebundenheit an Christus immer neu gepredigt werden muß, vielleicht sonderlich der selbstherrlichen Weisheit unserer Tage gegenüber. Um zu der Einsicht zu bekehren, daß es keine innere Sittlichkeit ohne Religion gibt, mag man wohl an Worte solcher Männer anknüpfen, die das Ohr der Gebildeten haben. So schreibt beispielsweise Carlyle: „Kein Mensch hat jemals anders gewirkt oder kann jemals anders wirken als religiös, nicht einmal der arme Handwerker, der Weber deines Rockes, der Näher deiner Schuhe. Alle Menschen, wenn sie nicht arbeiten, wie vor den Augen eines großen Aufsehers, arbeiten falsch und zum Unglück für sich selbst und für dich." Im übrigen ist bei der Predigt des christlich-sittlichen Ideals die richtige Abgrenzung gegen das klassische und die modernen Ideale im Auge zu behalten. Vor allen Dingen ist die Predigt eines Ideals nötig. Wir müssen uns vor Kasuistik hüten, schon weil sie langweilig oder klatschig wirkt. Aber wie herrlich ist gerade die Aufgabe, daß wir das Kleinste zu dem Größten in Beziehung setzen, immer auf die Höhen des Lebens führen dürfen, immer die Menschen in die Grundbeziehungen auch zueinander führen dürfen, indem wir die Gemeinschaft persönlichen Lebens pflegen. Darum müssen wir bei ethischen Texten entweder so predigen, daß die Gewissen erschüttert werden, oder so daß die Hörer sagen: Es lohnt sich, solch Leben zu versuchen, dafür die Kräfte zu spannen. Die Gemeinde muß aus ihrer nüchternen Engigkeit in große, weite Beziehungen hineingerissen werden, sodaß sie z. B. die äußere Mission einmal versteht als Arbeit an der Herstellung der wahren Menschheit. Die ideale Kraft Wicherns oder Stöckers muß immer neu die Gemeinde entzünden. Meisterhaft hat es Johannes Müller verstanden, die Ethik der Bergpredigt unter großen Gesichtspunkten als ein ungeheuer hohes und zugleich ungeheuer begehrenswertes, weil dem innersten Drang unserer Seele entsprechendes Lebensideal darzustellen. Da ist reiche Anregung geboten für ethische Predigten, Vorbildlichkeit, wie wir uns vor gesetzlicher Verkündigung hüten. Wir dürfen Gott danken, daß unsere Zeit wieder nach Idealen sucht. Sie sucht sie im klassischen Ästhetizismus vor allem bei Goethe, im Kommunismus, im germanischen, selbstlebigen Kraftbewußtsein vor allem bei Nietzsche. Wir dürfen ruhig unsere Freude aussprechen darüber, daß unser Geschlecht ein suchendes Geschlecht ist und

müssen vorsichtig beurteilen, was an wahren Elementen in jenen Idealen vorhanden ist. Das müssen wir tun: Anerkennen, was in allen Lebensidealen positiv und wertvoll ist: das Ideal des persönlichen Lebens, das der Brüderlichkeit, das eines wahren, starken Lebens. Dann aber kann um so eindringlicher nachgewiesen werden, wie diese Ideale durch Egoismus und Materialismus verunreinigt sind und sie daher zuletzt in sich selbst ersticken, ihr Gutes durch sich selbst vernichten. Nachdem so die rechte Anknüpfung gewonnen ist, führen wir zu der reinigenden, stärkenden Macht Christi hin und erbeten den Entschluß zur Buße und zum Lebenskampf um die höchsten Güter.

11. Die gegenwärtige Zeit erfordert in einem ganz anderem Maße als üblich die Stärkung des transcendenten Bewußtseins, die Perspektive der Vollendung in der Ewigkeit. Je reiner wir aus allen Lebensidealen das Bleibende herausschälen und es dem Ziele christlicher Vollkommenheit einordnen, desto deutlicher wird seine Unerreichbarkeit unter den Bedingungen des irdischen Lebens. Desto mehr heben sich die Augen empor nach einer Welt, wo nur Gott und keine Sünde herrscht, wo alles vollkommen ist. Auf dem letzten evangelisch-sozialen Kongreß 1906 hat man freilich solche Bedeutung der transzendenten Welt in Abrede gestellt und die Betonung derselben gerügt, weil dadurch das freudige Wirken für die Gegenwart gelähmt werde. Man hat gesagt, Jesus sei zwar stark eschatologisch bestimmt gewesen, aber gerade in diesem Punkt habe er, wenigstens was den Abstand bis zur Parusie beträfe, geirrt. Letzteres ist noch keineswegs ausgemacht. Aber richtig ist, daß Jesus ganz und gar eschatologisch bestimmt ist. Er lebt innerlich nur in der Idealwelt, die er in seiner Person verkörpert. Für sie Menschen zu gewinnen, gilt sein ganzes Liebesmühen. Auch Paulus lebt fortwährend in dieser Hoffnung, für die er das teure Angeld in der Seele trägt. Diese ganze Seite des Christentums kalt stellen, weil man doch zu wenig vom Jenseits wisse, heißt doch, dem Christentum einen Lebensnerv abschneiden. Da sieht man, wohin es führt, wenn die irdisch-soziale Seite des Christentums zu einseitig betont wird. Nicht nur, weil Jesus davon gelebt hat, sondern weil diese Perspektive der Vollendung in einer neuen Welt dem Wesen der ganzen christlichen Gedankenwelt eingegraben ist, müssen wir im Gegenteil die Hoffnungsfreudigkeit auf eine gewisse, siegreiche Vollendung in der christlichen Gemeinde stärken, nicht nur gelegentlich an Totensonntagen, an den Gräbern, sondern immer wieder muß es mit kräftigem Klang klingen durch unsere Verkündigung: Dieser ungeheure Optimismus, der uns begleitet, der uns Kraft gibt zur Überwindung alles Leidens, aller Enttäuschung. Freilich können und dürfen wir nicht die eschatologische Stimmung der Urgemeinde hervordrängen. Alles Künstliche ist unwahrhaftig. Aber die Verheißungen aus jenem Lande sind so stark, daß sie auch aus weiterer Entfernung, auch wenn sich der Wüstenzug über 40 Jahrtausende ausdehnte, belebend und bewegend auf uns wirken. Auch hier hat die fromme Phantasie das Recht, heraus aus christlicher Erkenntnis, in Anlehnung an die Gedanken der ersten Apostel, sich die Stätte der Vollendung, die Christus bereitet, die Stadt ohne Kirche, da Gott mitten innen ist, auszumalen und vorzumalen, — das Land, da man nur mit vollendeten, von Gottes Geist wahrhaft er-

füllten Menschen vereint ist. — — Phantasie, nicht zur Verschleierung, sondern zur Verlebendigung der Realitäten! Darauf kommt es ja zuletzt hinaus: Gott, seine Wege mit uns, und also die Verantwortung des ganzen Lebens unserm Geschlechte so lebendig zu machen, daß es sich, in Herz und Gewissen bezwungen, durch Buße und Bekehrung zu Dem wendet, von dem allein Hülfe und Heil kommt.

Die praktische Bedeutung des Beichtgeheimnisses.

Von Pfarrer Roth am Zellengefängnis in Butzbach (Hessen).

Treue und Freundschaft haben in der Verschwiegenheit ein Merkmal ihres Bestandes. Das Nichtverraten der Geheimnisse der Herzen begründet ihr Wesen und ihre Dauer. So kann auch in dem Treue- und Freundschaftsverhältnis des Pfarrers zu seinem Pfarrkinde, des Seelsorgers zu seinem Beichtkinde, dieses konstitutive Element nicht fehlen. Aber in diesem Vertrauensverhältnis handelt es sich zunächst nicht um die stillverschlossene Anteilnahme an dem, was die Herzen erfreut oder drückt, — an dem, was alle Welt wissen dürfte, — sondern um Geheimhaltung dessen, was die Gewissen beugt, was außer dem Geistlichen Gott allein wissen soll und kann.

I. Beichtgeheimnis und Seelsorge.

Wenn ich alle die ängstliche Scheu und Zurückhaltung der Gefangenen, die mir in 18jähr. Dienste in Zuchthaus und Gefängnis begegnet sind, wenn ich die zögernden Fragen und Bitten, das Mißtrauen der nach Aussprache Verlangenden recht bewerte, so wird meine Vermutung zur Behauptung, daß unser evangelisches Volk viel zu wenig über die Pflicht des Pfarrers zur Verschwiegenheit, über die Pflicht zur Geheimhaltung anvertrauter Herzens- und Gewissensangelegenheiten, belehrt ist. Ich glaube, daß die Aufklärung über die Pflicht des Beichtgeheimnisses im Konfirmandenunterrichte zu kurz kommt. Ich glaube auch, daß die evang. Pfarrer in der Beichtrede, auf ihrer Amtsstube, am Krankenbette zu selten an ihre Pflicht der Verschwiegenheit über anvertraute Geheimnisse erinnern.

Wir wollen keine Ohrenbeichte, um dann die Beichtenden an Kirchenstrafen zu binden, aber wir wollen Menschenseelen, die wir leiten, zurechtführen und vor ewiger Einbuße bewahren sollen, von einem spannenden Drucke und Banne lösen, der sich im befreienden Worte Luft schafft. Wir wollen nicht eine Schatzkammer sein für das, was in den Gewissen und im Rate der Herzen verborgen ist, um etwas vor anderen Mitchristen voraus zu haben. Aber Beichte macht leichte. Einem bekümmerten Menschen, einer bekümmerten Seele, die Gott sucht, nach Frieden, Wahrheit verlangt, einer Seele, die ernstes Mahnen, freundliche Aufrichtung wie Balsam auf dem Haupte empfindet, — tun wir einen Liebes-, einen Freundschaftsdienst, wenn wir ihm in solcher durchs Amt geheiligten Verschwiegenheit mit sanftmütigem Geiste wieder zurechthelfen.

Es ist heiliges Land, auf dem wir hier stehen. Darum will ich auch keine Beispiele dafür anführen, wie ich mancher armen geknechteten Seele innerlich zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes verhelfen durfte. Neben der kirchlichen Pflicht drückten Mitleid und Liebe das Siegel auf begehrtes und erfahrenes Vertrauen. —

Im Sinne der kirchenrechtlichen Vorschriften ist jede persönliche Mitteilung der Pfarrkinder als Beichtgeheimnis vom Geistlichen mit Diskretion zu behandeln*). Im persönlichen Verkehre des Pfarrkindes mit dem Geistlichen gibt es nicht Einzelheiten, die dem Weitersagen, der Verwendung, der Verwertung — unter direkter Bezugnahme auf seine Person entnommen wären, die erst ausdrücklich als Vertrauenssache bezeichnet werden müßten, sondern nur Einzelheiten, die dem Anspruche auf Geheimhaltung entzogen sind.

Diese Pflicht der Offenbarung ist die eines jeden Staatsbürgers, wie sie in § 139 des Str. G. B. umgrenzt ist.

„Wer von dem Vorhaben eines Hochverrats, Landesverrats, Münzverbrechens, Mordes, Raubes, Menschenraubes oder eines gemeingefährlichen Verbrechens zu einer Zeit, in welcher die Verhütung des Verbrechens möglich ist, glaubhafte Kenntnis erhält und es unterläßt, hiervon der Behörde oder der durch das Verbrechen bedrohten Person zur rechten Zeit Anzeige zu machen, ist, wenn das Verbrechen oder ein strafbarer Versuch desselben begangen worden ist, mit Gefängnis zu bestrafen."

Dieser § kann auch für den Geistlichen bei Ausübung der Seelsorge praktische Bedeutung bekommen. Auch Geistliche können wegen Unterlassungssünden ins Gefängnis kommen. —

II. Beichtgeheimnis und Zeugnis vor Gericht.

Die Pflicht der Verschwiegenheit der Geistlichen als Amtspflicht, also nach Kirchenrecht, wird von der staatlichen Gesetzgebung anerkannt und in ihrer Ausübung geschützt.

Dies geschieht durch § 52 des R. Str. G. B.
" " " § 383 der R. C. Pr. O.**).

§ 52. „Zur Verweigerung des Zeugnisses sind berechtigt: Geistliche in Ansehung desjenigen, was ihnen bei Ausübung der Seelsorge anvertraut ist."

§ 383. „Zur Verweigerung des Zeugnisses (d. h. der Aussage und ihrer Beeidigung) sind berechtigt: Geistliche in Ansehung desjenigen, was ihnen bei Ausübung der Seelsorge anvertraut ist." „Die Vernehmung der bezeichneten Personen ist, auch wenn das Zeugnis nicht verweigert wird, auf Tatsachen nicht zu richten, in Ansehung welcher erhellt, daß ohne Verletzung der Verschwiegenheit ein Zeugnis nicht abgelegt werden kann."

Nun können die Geistlichen, die nach Kirchenrecht zur Verweigerung des Zeugnisses berechtigt sind, von der Verpflichtung zur Verschwiegenheit entbunden werden. Nur nach Kirchenrecht sind die Geistlichen zur Verschwiegenheit verpflichtet! Nach Staatsgesetz ist der Geistliche nicht

---

*) Köstlin, H. Ad., „Die Lehre von der Seelsorge", 1895, S. 312 u. 348.
**) Die §§ sind nur in dem die Geistlichen betr. Wortlaute angeführt.

zur Verweigerung des Zeugnisses verpflichtet; er kann deshalb auch wegen Übertretung der kirchenrechtlichen Verpflichtung vom Staatsgesetze nicht verfolgt, nicht bestraft werden.

Es ergibt sich leicht, daß der Richter mit dem relativ gut orientierenden Zeugnis des Geistlichen gerne rechnet und es seinerseits nicht zu beanstanden hat, wenn der Geistliche sich rückhalt- und bedingungslos zur Zeugnisabgabe bereit erklärt. Der Geistliche hat ja dem Richter gegenüber die Tatsache, daß er Zeugnis abgibt, auf sein Gewissen zu nehmen – ohne strafrechtliche Folgen. Es ist Sache des Geistlichen, daß er nicht auf eine Orientierung über seine Rechte durch den Richter wartet und rechnet.

Unkenntnis des Gesetzes schützt hier nicht vor nachträglicher Reue, die in der Verstimmung einer ganzen Gemeinde, in Entfremdung einzelner Familien einen nur zu berechtigten Grund hat.

Wer das Zeugnis über das, was ihm bei Ausübung der Seelsorge anvertraut ist, verweigern will, muß nach der Vorschrift des § 386 R. C. Pr. O. verfahren. „Der Zeuge, welcher das Zeugnis verweigert, hat vor dem zu seiner Vernehmung bestimmten Termine schriftlich oder zu Protokoll des Gerichtsschreibers oder in diesem Termine die Tatsachen, auf welche er die Weigerung gründet, anzugeben und glaubhaft zu machen.

Zur Glaubhaftmachung genügt – für die Geistlichen die mit Berufung auf einen geleisteten Diensteid abgegebene Versicherung."

Unter diesen Schutz fällt also nicht, was der Pfarrer als Augenzeuge einer widergesetzlichen Handlung oder durch die fama oder vox populi weiß.

Nun heißt es aber in § 385 R. C. Pr. O. „Die in § 383 Nro. 4 (die Geistlichen) bezeichneten Personen dürfen das Zeugnis nicht verweigern, wenn sie von der Verpflichtung zur Verschwiegenheit entbunden sind."

Solche Entbindung zu veranlassen ist nicht Sache des Geistlichen, sondern des Richters.

Ist dem Pfarrer nach seiner Erklärung (§ 386) mitgeteilt, daß er von der Pflicht der Verschwiegenheit entbunden sei, so muß er im Zivilprozeß (z. B. in Ehesachen, Entmündigungsverfahren) Zeugnis ablegen. Entbinden kann ihn nur der, dem er zur Verschwiegenheit verpflichtet ist, also sein Beichtkind, sein Pfarrkind. Der Pfarrer hat alles Recht und Veranlassung, sich zu verlässigen, daß der Dispens von dem allein Zuständigen erteilt ist: es handelt sich um sein Gewissen, um seinen Amtseid.

Es kann nicht fraglich sein, daß der Dispens seitens der Seite der streitenden Parteien als vorliegend zu erachten ist, welche ihn als Zeugen benennt. Mit seinem Gewissen wird er sich aber darüber zu beraten haben, daß seine Aussagen auch nur diese eine der Parteien betrifft, so lange die andere der Parteien den Dispens verweigert oder noch nicht erteilt hat.

In allen strafrechtlichen Angelegenheiten bleibt der Geistliche zur Verweigerung des Zeugnisses berechtigt. Eine Verpflichtung, Zeugnis abzulegen, entsteht auch durch den Dispens seitens seines Pfarrkindes nicht.

In Strafsachen kommt es also für den Geistlichen darauf an, ob er das tun will, was er nach dem Gesetze nicht zu tun braucht. (§ 52 Str. Pr. O.).

Hier stehen wir vor einem ethischen Problem! Dieses Problem löst uns kein Richter und soll es auch nicht.

Nur der Beichtende hat ein Recht, uns von der Pflicht zur Amtsverschwiegenheit zu entbinden. Er kann also zu seinen Gunsten über den Geistlichen verfügen. Hier haben wir tatsächlich einen Fall, der den Laien das Amt der Schlüssel, zu binden und zu lösen, in die Hand gegeben hat.

Können wir ohne Belastung unserer Gewissen den Rechtsuchenden, ob Kläger oder Angeklagten, der uns als Zeugen begehrt, beeinflussen, uns die Lösung vom Beichtgeheimnis zu gewähren oder zu verweigern? Dürfen wir seine Entscheidung davon abhängig machen, daß wir ihm vorher ein günstiges oder ein ungünstiges Zeugnis in Aussicht stellen? Können wir die Lösung von der Pflicht der Amtsverschwiegenheit nur wünschen, wenn wir etwas zu seinen Gunsten auszusagen haben? Kann und muß uns nicht die Liebe dazu treiben, auch Belastendes auszusagen — dann, wenn ohne nachhaltige Strafe Einkehr, Buße, Besserung, Gesinnungsänderung nicht zu erwarten ist?

III. Beichtgeheimnis und ungesühnte Vergehen.

Noch ein Problem! noch eine praktische Bedeutung des Beichtgeheimnisses!

§ 139 zwingt uns auch gegen den Willen, ohne Zustimmung des Pfarrkindes geplante Verbrechen, also auch schwere Bedrohungen, anzuzeigen. Wie stehen wir mit unserem Gewissen, wenn uns ein noch ungesühntes Verbrechen anvertraut wird? ein Verbrechen, das der Verbrecher nicht selbst anzeigen will und uns anzuzeigen verbietet? Nach dem Staatsgesetze sind wir nicht verpflichtet, nach dem Kirchenrechte nicht berechtigt, eine Enthüllung zu machen. Dabei kommt die Mitteilung nicht aus einem gedemütigten und zerschlagenen Herzen, das sich innerlich strafen und züchtigen läßt, nicht aus einem seufzenden Gewissen, sondern aus einem Herzen, das weiter Böses dichtet und auf Frevel sinnt. Es gesteht einer zu, daß er durch Meineid zur Verurteilung eines Unschuldigen zu Zuchthausstrafe Ursache gegeben hat. Er empfindet keine Schuld, aber Wonne, daß ihm ein Racheplan gelungen ist. Er macht uns zum einzigen Mitwisser und weiß, daß wir ihn nicht verraten dürfen, daß wir auf Beichtgeheimnis verpflichtet sind.

Bleiben wir in der Liebe, wenn wir einem Unschuldigen nicht zu seinem Rechte verhelfen dürfen?

Hatte dieser Mann eigentlich gebeichtet, als ein Friedfertiger sein Gewissen erleichtert? Sollten wir nicht wünschen, daß der Begriff „Beichtsiegel", „Beichtgeheimnis" enger gefaßt, nicht auf alles ausgedehnt würde, was wir unter dem Siegel der Verschwiegenheit anhören und stillschweigend verwahren müssen?

Müssen wir einen Unschuldigen auch dann noch in ungerechter Strafe schmachten lassen, wenn sich über dem Schuldigen das Grab geschlossen hat? Bleiben wir auch dem Toten gegenüber an unsere Pflicht der Verschwiegenheit gebunden?

Mögen auch solche Fälle den einzelnen Pfarrer selten in seinem Gewissen bedrängen — wir haben uns doch auf die Zeit zu besinnen und vorzubereiten, wenn uns innerliche Hilfe und Gewißheit not sein wird. —

Wohl wünschten wir, daß die Pflicht des Beichtgeheimnisses in unserem evangelischen Volke allgemeiner bekannt, von den Pfarrern reichlich und richtig ausgeübt wird. Wir verschweigen auch nicht, daß wir damit eine schwere Last unseres Amtes auf uns nehmen. Wir verhehlen es uns aber auch nicht, daß wir den Pfarrer von manchen zweifelhaften Beweisen des Vertrauens verschont sehen möchten — gerade dann, wenn das Recht der Ausübung und die Ausübung dieses Rechts nur eine Belastung unserer Gewissen bedeutet.

Zur Seelenpflege.

Von Pfarrer Rueß, Hopfmannsfeld (Oberhessen).

In der Julinummer dieser Zeitschrift hat Herr Geh. Kirchenrat D. Köstlin in einem Artikel über „Pflege persönlichen Lebens" dazu aufgefordert, daß doch jemand im Anschluß an Dr. Johannes Müllers Buch „Quellen des Lebens" versuche, die aus Müllers Gedanken sich ergebenden Anwendungen auf Seelenpflege, Seelsorge darzustellen. Im Folgenden soll hierzu ein schüchterner Versuch gemacht werden.

Joh. Müllers ganzes Bestreben in den sogenannten „grünen Blättern" und auch in dem erwähnten Buche geht ja eigentlich daraufhin, Seelenpflege zu treiben. Denn „persönliches Leben", wie er es nennt, ist im Grunde gewiß nichts anderes als was wir Theologen Seelenleben, inneres Leben, Leben des inneren Menschen nennen. Also Pflege persönlichen Lebens deckt sich ungefähr mit unseren Begriffen Seelenpflege, Seelsorge.

Nun ist — soviel ich sehe — Müllers oberster Grundsatz für Seelenpflege der: unsrer Seele wird nur dadurch die richtige, wirksame Pflege zuteil, daß sie ganz und gar unter die Einwirkung von Jesu Persönlichkeit gestellt wird. Jesu Seelenleben muß in unsrer Seele lebendig werden.

Mit irgendwelchen Einzelforderungen, die man an das Innenleben eines Menschen stellt, ist nicht viel getan. Aller Versuch sittlich-erzieherischer Einwirkung auf eine Persönlichkeit wird nur bei solchen Leuten einigen Erfolg haben, die sowohl den Willen als auch — wenigstens zeitweilig — die Kraft haben, solcher Einwirkung nachzugeben. Wenn dagegen jemand hierzu absolut keine Lust verspürt, vielmehr alle noch so freundlich-ernste Belehrung verachtet, allen sittlichen Uebungen starrköpfig sich entzieht, jedem versuchten Zwang sein unbeugsames Widerstreben entgegensetzt — dann kann all solche sittliche Einwirkung gar nichts erreichen. Denn außer Belehrung, Uebung und Zwang stehen ihr keine Mittel zur Verfügung. — Wer jemals in der eben geschilderten Weise Seelsorge zu treiben versuchte, wird Müller Recht geben. Man erfährt dies alles so oft, daß man sich unter solchen niederdrückenden Erfahrungen nach einem besseren Mittel der Seelenpflege umsehen muß.

Aber ehe wir das von Müller empfohlene Mittel uns näher besehen, wollen wir noch einmal den Fall, den wir vorhin schon erwähnten, etwas in Betracht ziehen: sittliche Einwirkung auf Menschenseelen hat manchmal

Erfolg. Die Tränen der Reue brechen hervor, die Einsicht des Unrechts wird gewonnen, der Wille zur Umwandlung lebt auf, man lenkt mit bereitwilliger Schnelligkeit den Schritt zu dem gewiesenen rechten Wege hin und wandelt nun in der Tat anders als seither — zur Freude dessen, der Seelenpflege getrieben hatte. Aber was ists mit solchem Erfolg? Wir müssen das aus unsern Erfahrungen wissen, die wir mit uns selbst gemacht haben. Der beschriebene Erfolg ist nichts sonderlich erfreuliches. Denn der moralische Druck, welchen die sittliche Einwirkung einer Autoritätsperson auf uns ausübt, hat unserm persönlichen Leben meist nicht nachhaltig geholfen. Wir bekamen dadurch noch nicht innerlich die nötige Uebermacht über unsre sinnliche Natur, über die Herrschergelüste unsrer bösen Charakteranlagen, über die ständig auf uns andringenden üblen Einflüsse seitens unsrer Umgebung, unsrer ganzen Verhältnisse und der eintretenden Ereignisse. Die schlimmen Leidenschaften und bitterbösen Neigungen waren wohl zeitweilig zurückgedrängt, aber sie lebten doch noch in uns, breiteten sich als ein fressendes Gift im stillen aus, voller Begier im gegebenen Augenblick sich der Herrschaft über unsern Willen wieder zu bemächtigen. Wir lebten momentan — vielleicht aus irgendwelchen Opportunitätsrücksichten — nach sittlichen Grundsätzen; doch unsre Empfindungen waren noch nicht sittlich. Unser sittlicher Wandel hatte daher etwas gemachtes, er war deswegen — wie alles von uns gemachte — der Vergänglichkeit unterworfen. Jeden Augenblick konnte der oben gezeichnete, an sich ganz erfreuliche Erfolg in die Brüche gehen.

Also: eine Seelenpflege, die weiter kein Pflegemittel besitzt und anzuwenden versteht als die sittliche Einwirkung auf die Person des Anderen, hat keinen großen Wert; sie bringt dem Andern keine wirkliche Hülfe. Seelenpflege muß daher andre Wege einschlagen. Denn Seelenpflege ist überhaupt nur dann wirksam und wertvoll, wenn sie eine Seele aus ihrem elenden Zustande der Ohnmacht und Gebundenheit herausführt. Und solche Herausführung wird nur gelingen, wenn man die Seele in ein neues Leben, sozusagen in eine andre Atmosphäre hineinführt. Das Innenleben des Menschen muß von neuem geboren werden; und das ist allein durch Glauben, durch den Glauben an Jesus möglich.

Der Glaube ist nicht etwas, was der Mensch selbst macht, sondern ein unwillkürliches Reagieren auf etwas, was Gott durch Jesus an uns tut. Müller beschreibt ihn in einer Fülle von wunderschönen Wendungen: „Glaube ist das unmittelbare, unwillkürliche Erzittern der Seele unter der Berührung Gottes, des Lebendigen;“ „die Schwingung des Lebens Gottes in der Seele, die sich durch das ganze Wesen des Menschen ausbreitet und auf Gott zurückflutet;“ „die Lebensbewegung im Menschen, die aus Gott quillt, sobald sein Inneres für die flutenden Ströme seines Lebens empfänglich wird.“

Solche Berührung mit Gott, solches Herfluten göttlichen Lebens erleben wir in der Person Jesu. Jesus ruft den Glauben hervor; die im Glauben vorgehende Neugestaltung unsres inneren Lebens gründet sich auf Jesus, wurzelt in ihm, wird durch ihn emporgetrieben. Dieser Glaube verleiht dem Menschen in jeder Beziehung eine neue Art Leben; er bringt die rechte Sittlichkeit hervor; er ist der Seele in ihrer Not eine wirkliche Hülfe,

ein wirklicher Schatz. Er hebt den Menschen aus seinem inneren Elend heraus in ein höheres Sein. Der Glaube stellt eben eine wirkliche Abhängigkeit des persönlichen Lebens von Gott her, stellt den Menschen mit seinem ganzen inneren Leben unter Gott. Von dorther kommen dann über dem Menschen aus Gottes Willen deutliche Direktiven und starke Impulse.

So gewinnt dann der Mensch die richtige Stellung für sich und zum Nächsten, das rechte Verhalten sich selbst und Andern gegenüber. Die an sich guten aber entarteten Instinkte werden nun nicht mehr nur durch eine unsern Lebensweg „umplankende" Moral in Schranken gehalten, sondern sie gesunden, um sich heilsam zu betätigen. Nicht sittliche Grundsätze, sondern sittliche Empfindungen werden maßgebend; der Mensch lebt nicht mehr nur sittlich, sondern er ist sittlich. Er kann, seiner neuen Natur nach nicht mehr anders als sittlich wandeln.

Ich darf hier vielleicht eine kurze Bemerkung darüber einschieben, wie man im Anschluß an johanneische (Joh. 15) und paulinische (2. Cor. 5, 17. 21) Ausdrucksweise diese im Glauben sich vollziehende Erneuerung des Seelenlebens auch im Unterricht leicht klar zu machen vermag. Diese Erneuerung ist ja doch nichts anderes als Erlösung, Loslösung von den Banden, die uns ein „göttliches" Wandeln unmöglich machten. Man vergleiche diese Erlösung mit der Veredelung, die oft an Pflanzen vorgenommen wird. Durch seine Worte, sein Vorbild und seinen Tod — in eins gefaßt: durch seine ganze Persönlichkeit — reißt uns Jesus an sich. Er reißt uns aus dem Verwachsensein mit der „Sünde", wo wir gleich Wildlingen keine guten Früchte bringen konnten, heraus und versetzt uns in sich hinein, daß wir zu ihm in das Verhältnis gelangen von Reben zum Weinstock. „In ihm" gedeiht dann unser inneres Leben ganz anders. Er ist ja ein Baum voll guten Lebenssaftes, den er in uns hinüberdringen läßt; d. h. sein Geist durchdringt uns und treibt gute Früchte hervor (Gal. 5, 22). —

Kommen wir nun zur „Seelenpflege" zurück, so werden also Müllers Ausführungen uns diese Richtung weisen: echte Seelenpflege kann uns einzig gelingen, wenn wir Seelen helfen, zum Glauben zu kommen. Aber Glaube ist dann eben nicht nur — wie wir das wohl gewöhnlich erklärten — ein Vertrauen, sondern er ist die „Religion" selbst, d. h. die Gebundenheit, das Verwachsensein des inwendigen Menschen mit Gott und Jesus. Und wie können wir nun einzelnen Menschenseelen hierzu helfen? Ich sehe nur einen Weg: wir müssen die Persönlichkeit Jesu den Menschen in solcher Weise nahezubringen suchen (durchaus nicht mit dogmatischen Formeln!), daß sie das erleben, was Paulus erlebte und so beschreibt: „Ich bin von Jesus Christus ergriffen worden" (Phil. 3, 12). Das wird in der Weise geschehen können, daß wir das Ergreifende, das Packende an Jesus in der Predigt, Belehrung und Einzelbesprechung ganz besonders hervorkehren, also z. B. das Ergreifende, Herzandringende in seiner Liebe zu Geringen, Kranken, Gefallenen usw.; das Packende in einzelnen besonders ernsten, bedeutsamen, tiefen Worten, das tief-Ergreifende in seinem Leiden und Sterben. Dies wird uns natürlich umso besser gelingen, je mehr wir selbst ergriffen sind und aus unsrer Erfahrung heraus genau anzugeben vermögen, was vor allem uns in unserm inneren Leben gepackt hat und nicht

wieder losläßt. Und ein Ergriffenwerden wird sich umso leichter auf Andre übertragen lassen, je mehr unsre „Ergriffenheit“, unser „in-Jesu-sein“ sich in unserm Wesen ausgeprägt hat und offen zutage tritt. Also versäumen wir nur niemals die Seelenpflege an uns selbst! Achten wir auf uns, damit man's uns anmerke, wie Christus in uns lebt und uns ganz und gar hält, sodaß uns alles Irdische, Leid und Freud, Lust und Verdruß gering erscheint im Vergleich zu dem Ewigen, in dem wir wurzeln; sodaß die Sorge für die Seele unsre Hauptsorge ist; sodaß Liebe, Freude, Friede usw. als Früchte des in uns treibenden Jesus- oder Gottesgeistes an uns zu sehen sind! Wenn wir dann der „Ergriffenen“ uns mit Sorgfalt annehmen und ihnen helfen, daß sie „es“, d. h. das ganze neue Leben, noch immer mehr ergreifen, wenn wir ihnen dann seelsorgerlich-treue Ratschläge und Winke geben — das wird wirken, und die Seelenpflege kann wirklichen, segensreichen, nachhaltigen Erfolg haben.

Aber wir dürfen eins nicht vergessen: etwas muß freilich dann noch von den Menschen selbst verlangt werden, worauf ungemein viel ankommt (Müller erwähnt das anderwärts, im 1. Band seiner „grünen Blätter“): „Aufrichtigkeit des Bewußtseins“, d. h. kindliche Empfänglichkeit für die Gabe des himmlischen Vaters, und „Einfachheit des Wollens“, d. h. bei der einzigen Richtung des Willens auf Gott hin Bereitwilligkeit zu brechen mit den widergöttlichen Mächten, wobei der Mensch kein noch so großes Opfer und keinen noch so schweren Kampf scheuen darf (vergl. Jesu Sprüche vom Geld, Mammon, ärgernden Auge und Hand). Das muß in unsrer Seelenpflege immer wieder betont werden: „verliere alles, nur rette deine Persönlichkeit!“ Scheue kein Opfer, um aus einem Sklaven ein Freier, ein Mensch zu werden! —

Von dem zu persönlichem Leben gelangten Menschen wird man für sein Verhältnis zu den Mitmenschen die Liebe erwarten müssen. Diese Liebe ist freilich nicht eine gewisse Liebenswürdigkeit, zu der sich nötigenfalls jeder einmal zwingen kann. Auch das ist nicht ein Zeichen von Liebe, wenn man durch Geld alle Verpflichtungen zur Liebe abzulösen sucht. Liebe zu Andern muß ein Naturdrang sein, gegen den wir nichts können; ein Naturdrang so gut wie die Liebe zu uns selbst. Deshalb sagt auch Jesus: „Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst.“ Solche Liebe müssen wir uns geben lassen. Wir können sie empfangen durch den Eindruck der Persönlichkeit Jesu. Zu ihm müssen wir uns wenden, wenn wir lieben lernen wollen. Er nötigt uns zum Lieben, denn er öffnet uns das Auge für die himmlischen Strahlen der Liebe Gottes und für die nach Liebe dürstenden Seelen der Menschen.

Also: Liebe entspringt aus der Freude über das uns widerfahrene Glück der Liebesoffenbarung Gottes (lernet das: „freuet euch im Herrn!“), aus der Freudigkeit, solches unser Glück Andern mitzuteilen, und aus dem Mitgefühl mit denen, die ebenfalls nach solchem Glück dürsten oder doch wenigstens auch dadurch erfreut und beglückt werden würden in ihrer Gottesferne in Sünden oder trübseliger Leidensnacht und Verzweiflung.

Liebe ist demnach das zum Zweck freudiger Mitteilung an Andre hervorsprudelnde, immer weiter dringende neue Leben. Das Gegenteil ist der Egoismus, der sich in sich selbst zurückzieht und bei dem infolgedessen,

wegen Mangels an Stoffwechsel Austrocknung, Erstickungstod der Persönlichkeit eintritt. Doch wir müssen auch dies nicht unerwähnt lassen: so übeln Klang das Wort Egoismus hat, es gibt doch auch einen berechtigten, gesunden Egoismus. Das ist der Egoismus, der sich bemüht, die eigne Persönlichkeit (Seele) zu erhalten, um so recht tüchtig zu werden, Andern etwas sein zu können. Solcher Egoismus treibt die Nächstenliebe erst recht hervor, denn er freut sich auch am persönlichen Leben des Andern, will es ihm fördern, und hat mitleidiges Erbarmen mit dem Elend eines Nächsten. Also Selbstliebe und Nächstenliebe gehören zusammen und müssen von gleichem Gewichte in uns bleiben.

Weil Liebe Selbstmitteilen an Andre, ein Ueberfließenlassen von dem inneren Reichtum ist, den man Gott verdankt und dessen Fülle man nicht für sich allein behalten kann — deshalb helfe man nur erst mal den Seelen zu solchem beglückenden inneren Reichtum, zum Höhepunkt innerer Freude. Dann wird das erwähnte Ueberströmen nicht ausbleiben; und diesen Ueberstrom leite man dann in der „Seelenpflege“ dahin, wo vor allem ein Bedürfnis ist: zu den Beleidigern, zu den seither gemiedenen Feinden, damit so mit ihnen eine wirkliche Versöhnung zustande komme; zu den Bekümmerten und Verzagten, damit denen ein sie ermunterndes Licht in ihrer Finsternis aufgehe usw.

Noch erübrigt es, ein Wort zu sagen über Seelenpflege an den Kranken und sonstwie Heimgesuchten. Ich ziehe hierzu einen Artikel heran aus dem 1. Band der „grünen Blätter“.

Müller führt folgende Gedanken über das Leiden vor: Leiden ist die naturgesetzliche Folge des Unrechts, Auswirkung des Uebels. Freilich ist nicht für jeden einzelnen Menschen seine Gottentfremdung die Quelle aller seiner Leiden. Wir sind Glieder eines Ganzen, Tropfen in einem jahrtausendelangen Strom der Geschichte. Wir leiden mit unter dem alles vergiftenden Fluche der Gottentfremdung; wir tragen mit an der Gesamtschuld. Wir bilden sie und häufen sie mit an, wir wieder für Andre. So ist das Leiden das fortschreitende gerechte Gericht Gottes über seine abtrünnige Menschheit. — Leiden ist das nicht zu ertötende Gewissen der Menschheit, das ihr immer wieder zuruft: du bist krank, verkommen. Ohne Leiden würden wir glauben, es stehe ausgezeichnet mit uns, und so würden wir ahnungslos zu Grunde gehen. So zerstört aber das Leiden unser harmloses Wohlbefinden und entfacht mit das Sehnen und Suchen nach Erlösung. — Jesus hat der Menschheit die Aussicht auf Erlösung von allem Uebel in Aussicht gestellt. Wird durch Versöhnung und Verbindung der Menschheit mit Gott die gesunde Grundlage des Daseins und die rechte Lebensweise hergestellt, dann bricht ein allgemeiner Heilungsprozeß an. Also die Energie des Gerichts wird durch die Energie der Gnade überwunden. So brachte Jesus der leidenden Menschheit nicht Vertröstung, sondern Hülfe. — Das Leiden ist also Vorbedingung der Hülfe; das Gericht Gottes muß der Gnade Gottes dienstbar sein. Es soll uns in die geöffneten Arme des Vaters zurücktreiben. — Durch unschuldige Leiden, durch elementare Unglücksfälle will Gottes Hand wieder mal einen Menschen, eine Familie, eine Stadt, ein Volk aufrütteln und aufmerken lassen: es ist Zeit, schaffet endlich eure Rettung! Ists nicht schrecklich, wenn soviele Leiden, das

Andre für uns trifft, unfruchtbar erduldet wird? Drum laß alles Leiden Dir einen ernsten Antrieb werden, nach dem Heil zu ringen! Selbst wenn Du ohne direktes Verschulden leidest, nimms auf Dich; es kann ein Segen für Dich und Andre werden! So wird schon das Leiden von einer Fülle von Trost überboten und verliert seinen Druck und Stachel zu einem guten Teil.

Leiden ist auch ein wertvolles Mittel der Erziehung. In leidlosem Leben kann nur ein sündloser Mensch bestehen. Nur durch den Gegendruck gegen das Leiden bekommen wir die Festigkeit, Elastizität und Unerschütterlichkeit einer innerlich gestählten Persönlichkeit. Das wird aber nur gelingen, falls wir mit Gott verbunden bleiben. Also sei uns das Leiden gegenüber der Fülle von Eindrücken, welche uns von Gott abziehen möchten, ein Gegentrieb zu Gott hin. — Sicherlich waltet in allen Leidensschickungen die führende Hand Gottes, die das jedem passende auswählt. Wenn Leiden über uns kommt, so hat Gott sicherlich etwas besonders mit uns vor (Muße zur Sammlung, Erholung, Läuterung). Eine Enttäuschung z. B. sagt uns: häng' Dich nicht an Menschen, vertraue nicht Deinem Gelde usw. — Doch Gott erzieht nicht nur einzelne Menschen sondern wirkt erzieherisch auch auf ganze Gruppen, z. B. eine ganze Familie (etwa durch Krankheit eines Gliedes). — Gott will im Leiden uns läutern von bösen, wertlosen Schlacken unsres Wesens. — Leiden ist Heimsuchung, d. h. Gott besucht uns im Heim unsres persönlichen Lebens. Er klopft an, laß ihn herein! Es ist ein Segen, was er dir bringt! Er sorgt und müht sich da nur um dich! — Erkennen wir das, dann hört das Leiden auf, ein Alp zu sein, es wird ein Strahl von Gottes Gnade, ein Beweis seiner Gegenwart. So bringt uns das Leben mit Gott Ruhe in der Unruhe, Trost in der Angst, Glück im Leiden. — —

Ich brauche, glaube ich, diese schönen, zum Teil uns schon geläufigen, zum Teil aber auch manches neue bietenden Gedanken Müllers nicht noch weiter, zwecks Anwendung bei der Seelenpflege, darzulegen. Jeder kann, so er mag, sich herausnehmen, was ihm als das beste erscheint. Nur das möchte ich mit Müller hervorheben: in der Seelenpflege an Heimgesuchten sei unser Absehen mehr darauf gerichtet, wirklich zu helfen (zur Pflege des persönlichen Lebens) als nur zu trösten und zu vertrösten!

Möchten diese Ausführungen manchen verehrlichen Lesern Lust machen, sich mit Müllers Gedankenwelt zu befassen! Gewinn bleibt sicherlich für keinen aus!

Die bisherigen Ausführungen waren bereits fertiggestellt und den Herausgebern übermittelt worden, als Dr. Joh. Müllers neuestes Werk „Die Bergpredigt" kurz vor Weihnachten im Buchhandel erschien. Es wird nötig sein, zur Vervollständigung obigen Artikels Müllers Gedanken über Seelenpflege auch aus seinem neuesten Werke herauszugreifen. Ich kann mich dabei auf den Abschnitt im fünften Kapitel „Das gemeinschaftliche Leben" (S. 302 — 323) beschränken (Matth. 7, 1-6, 12).

---

1. Grundbedingung der Seelenpflege. Wer Seelenpflege treiben will, der darf nicht richten wollen, d. h. verurteilen, sondern er muß an die Menschen glauben können. Nur solcher Glaube ist hellsehend und tiefblickend und erkennt daher hinter aller Entartung auch das eigentliche Wesen des Menschen. Solcher Glaube ist weder blinde Gutmütigkeit noch krampfhaft überspannte Ueberzeugung vom guten Kern des Menschen. Er ist erwachsen aus der Erfahrung, daß man, selbst wenn man unter den Schlechtigkeiten und Bosheiten eines andern zu leiden hatte, doch noch an ihn glauben mußte. Darum richtet solcher Glaube nicht, sondern bemüht sich, den andern, auch seine schlimmsten Seiten zu verstehen. Er ist der Meinung, daß man dann noch nicht einen Menschen kennt, wenn man alle seine Fehler aufzuzählen weiß, sondern erst dann, wenn man seine guten Seiten und den guten Kern in ihm sieht und würdigt. Solcher Glaube vermag geduldig auszuharren unter den Ausbrüchen von Fehlern, Leidenschaften, Fiebererscheinungen innerer Werdenöte usw. beim andern. Es ist derselbe Glaube, wie ihn der Arzt hat, der an die wiederherstellende Macht der Natur glaubt; es ist derselbe Glaube, mit welchem Gott uns trägt und vom Fluche der Sünde zu erlösen sucht. — Dieser Glaube ist zur Seelenpflege unbedingt nötig, denn nur in ihm wurzelt ein unerschütterliches Vertrauen, ein unermüdliches Verzeihen und Vergessen, eine unzerstörbare Geduld mit den Schwächen des andern, eine ewig junge Hoffnung auf den endlichen Durchbruch des göttlichen Teils im Menschen. Dieser Glaube ist heilkräftig, ein Rückhalt der Schwachen und Strauchelnden, ein Balsam für zerschlagene und gescheiterte Existenzen, eine rettende Hand für Verzweifelte, eine himmlische Lebensluft und Wärme für verhärtete Herzen.

2. Rechte Art der Seelenpflege. Die Art der Seelenpflege, welche, ohne richten zu wollen, andre auf ihre Fehler aufmerksam macht, sobald sie solche entdeckt hat, will Jesus nicht, er nennt sie Heuchelei. Trotzdem ist, glaube ich, diese Art viel verbreitet, auch in den Kreisen derer, die von Berufs wegen Seelsorge zu treiben haben. Sittlich interessierte Leute betrachten es als eine Hauptaufgabe, in dieser Weise auf ihre Mitmenschen bessernd einzuwirken. Trübe Erfahrungen kann damit jeder machen. Denn, zumal in unsrer Zeit, lassen sich nur verschwindend wenige solches „Auf sie los fahren“ gefallen. Die einen wehren sich mit sehr scharfen, dem Ohr eines für die gute Sache eifern wollenden sehr unangenehmen Worten dagegen; die andern nehmen des Seelenpflegers Reden zwar still hin, tun aber nicht im mindesten danach. Also Erfolg ist nur Verdruß, Empörung, Gehässigkeit, Entzweiung. Man will sich keine Hülfe aufdrängen lassen, die man nicht begehrte. So wird bei dieser Praxis der Splitter nur noch tiefer ins Auge gestoßen; der Reinigungsprozeß, der vielleicht bereits im Gange war, wird gestört; der andre wird nur verstockter.

Viele Seelenpfleger, die solche Erfahrungen machen, werden sich schnell damit trösten, daß sie sagen: nun ja, das ist das Martyrium, welches der Nachfolger Jesu tragen muß. Aber ist dieser Trost wirklich berechtigt? Liegt nicht die Schuld an dem Leiden, das über solche Eiferer kommt, an ihnen selbst, an ihrer verkehrten, ungeschickten Handlungsweise? Vielleicht dürfen sie in der Tat nicht in solchem Falle sich für Märtyrer halten; denn Jesus gibt uns wesentlich andre Anweisungen. Er rät: kümmere dich

zunächst um dich selbst, sorge für deine Erlösung! Ist dir erst mal geholfen, dann wirst du besser imstande sein, andern zu helfen. Sieh zu, daß du erst etwas wirst; dann wirst du auch andern etwas sein können.

Diese Ordnung hat auch noch einen andern Grund. Alles Leben mit unsern Mitmenschen muß auf der direkten Wirkung von Person auf Person beruhen. Nur so wirds etwas organisches, andernfalls ists mechanisch (und wir wissen ja, wie wir uns peinlich hüten müssen vor allem Mechanismus gerade in der Seelenpflege!). Also an die Stelle eines chaotischen Aufeinanderlosfahrens zu Rat und Hülfe, das nur eine verhängnisvolle Quacksalberei ist, trete die unmittelbare Wirkung der Persönlichkeit, welche ursprüngliche Macht der Hülfe entfaltet.

Willst du helfen, so sorge, daß Ströme des Lebens von dir ausgehen, in denen andre, die ungesucht von ihnen getroffen werden, Hülfe zum Heil finden. Durch die rechte Entfaltung unsrer Persönlichkeit im Leben können wir für andre wirkliche Hülfe werden. Nur dann gehen heilende und erlösende Wirkungen von uns aus und ergreifen die, welche ihrer bedürfen und dafür reif und empfänglich sind. Durch die magnetische Kraft unsres persönlichen Lebens werden Splitter bei Mitmenschen ausgezogen. Bedarfs noch besondern Eingreifens, dann wird der andre uns darum bitten. Vorher ists nicht an der Zeit. Wir dürfen also nicht sagen: halt, ich will dir den Splitter ausziehen! Der andre muß uns bitten: halt, ziehe du mir den Splitter aus! Drängen wir uns auf, so ist der andre unwillig; kommt er, dann ist das ein Zeichen, daß er willig ist.

Sind das nicht dieselben Gedanken, welche Jesus bei den Worten andeutete: „ihr seid das Salz der Erde und das Licht der Welt"? M. E. können wir Seelsorger hier noch vieles lernen. Nach Müller Ausführungen besteht dann allerdings, wie mir scheint, die Seelsorge nicht so sehr in einem Suchen der Verlorenen, die gar nicht zurückwollen, als vielmehr in einem treuen, heilenden Pflegen derer, die sich bereits aufgemacht haben. Natürlich wird Müller nicht sagen wollen, daß ersteres ganz verfehlt sei, aber er wird sich dieses Suchen wohl weniger so denken, daß man z. B. durch vielfaches Besuchen und Zureden einen andern zu gewinnen trachtet, als so, daß man mehr ungesucht durch die Art, wie man sich im persönlichen Verkehr gibt, in dem andern das Gefühl der Bedürftigkeit und die Willigkeit, sich helfen zu lassen, weckt. Das Erziehen des andern muß weniger durch viele Worte versucht werden als durch die magnetartige „Ziehkraft" einer lebendigen Persönlichkeit.

3. V o r a u s s e t z u n g d e r S e e l e n p f l e g e. Es gibt Menschen, die gar keinen Sinn und gar kein Verständnis haben für das, was uns das Heiligste und Wertvollste ist. Mit seinen Worten (Matth. 7,6) will Jesus, ohne beschimpfen zu wollen, den Grad der Stumpfheit vieler beschreiben. Solchen gegenüber empfiehlt er äußerste Zurückhaltung. Es sollte wirklich nicht vorkommen, daß Gottes Wort verächtlich abgewiesen, verhöhnt, aufs schärfste kritisiert und sein Verkündiger als Heuchler und Dummkopf beschimpft wird. Auch da sollte man nicht von einem Martyrium reden, sondern eher an die eigne Ungeschicktheit denken. Mehr Vorsicht, kein Uebereifer, keine Proselytenmacherei!

Was uns bewegt, sollen wir nur denen sagen, die dafür empfänglich

sind und durch offne Worte oder auch durch ihr Benehmen uns fragen. Bei solchen Willigen findet dann das Wort eine gute Statt, wenigstens Achtung, die das Gehörte bewahrt, bis es mit der Zeit mal als eine Lebensmacht aufgeht. Dabei gilts auch, den andern knapp halten, ihm nicht gleich zuviel zumuten. Sonst gibts nichts rechtes; der andre nimmt soviel auf, daß ers doch nicht verdauen kann; er hat also nichts davon und kommt leicht dazu, sich über sich selbst zu täuschen. Ueben wir also Zurückhaltung auch aus Rücksicht auf den andern! Was wir seiner Verständnislosigkeit preisgeben, hilft nicht, sondern schadet. Jeder Rat, der nicht lebendig empfunden und aufgenommen wird, stumpft ab; das Evangelium, das nicht einschlägt, verstockt. Wieviele Kirchenchristen machen heute den Eindruck, daß es ihnen so ergangen ist! Der Seelsorger suche daher vor allem innere Beziehungen und persönliche Fühlungen anzuknüpfen. Ohne inneren Kontakt wird er leicht taktlos. Das mögen sich alle merken, die irgendwie zur Seelenpflege kommen können: Eheleute unter einander, Eltern gegenüber ihren Kindern, Pfarrer in ihrer Gemeinde, Lehrer im Kreise ihrer Schüler!

4. Prinzip der Seelenpflege (v. 12). In einem wirklich gediegenen, nicht nur konventionell-oberflächlichen Verkehr mit Mitmenschen möchten wir Leben, Förderung im Leben (immer gemeint im Sinne von wahrem Leben!) gewinnen. Geben wir das andern auch, die im Verhältnis zu uns vor allem empfangende sind! Tragen wir Leben in uns, dann erfolgt dessen Mitteilung ungezwungen, ganz natürlich bei jeder Begegnung, und viel Bemühungen sind nicht mehr vonnöten.

Ich habe von all diesen Darlegungen Müllers die Empfindung: wir müssen ihm dankbar sein, daß er die Perlen von Jesu Gedanken so „verdeutscht und vergegenwärtigt" vor uns hinlegt. Es ist doch etwas unvergleichlich herrliches um die Worte dessen, den das 4. Evangelium „das Wort" nennt! Möchten wir nur immer noch mehr von ihm, nicht von irgendwem lernen, die Seelenpflege zu treiben, die wahren Segen bringt!

Jahresübersicht über die Gemeinschaftsbewegung im Jahr 1906.

Von Pfarrer L. Reeg in Wiesbaden.

Während unsere Übersicht für das Jahr 1905 ausführlicher berichten mußte, weil zum Teil neue Bewegungen, besonders die Erweckung in Wales, durch die Gemeinschaften anregend oder scheidend hindurchgingen, können wir uns über das Jahr 1906 kürzer fassen. Freilich wird uns aus Wales noch folgende Situation berichtet: „Auf der Plattform steht Evan Roberts, schreiend: Gott, gib mir sechs Seelen, hier sechs! – und kaum ist er fertig mit Beten, da liegen sechs auf dem Boden und schreien um Gnade, darunter unser eigner leibhaftiger Pastor. Ganz flach auf der Erde lag er und jammerte um seine Sünden. Noch zehn mehr, o Gott, ruft Evan, und richtig, die zehn bekommt er auch *)." – Wenn man daraus ersieht, daß, wie

*) Auf der Warte, Nr. 38, Seite 8.

ausdrücklich behauptet wird, „das Feuer der Erweckung in Wales noch brennt", so gibt Frau Penn Lewis doch zu,: „der Teufel bemüht sich, das verlorne Terrain wieder zu gewinnen". Es ist eben die ganz natürliche Ebbe nach der Flut, die nervöse Erschöpfung, die Führer und Geführte nach dieser doch auch wesentlich nervösen Erweckung überfallen muß. Auch in Deutschland (vergl. Mülheim, Hamburg im vorigen Jahr) wird das Schicksal der von Wales übertragenen Erweckungen kein anderes sein. —

Der ruhigen Entwicklung der Gemeinschaftsbewegung in unserem Berichtsjahr entspricht es, daß die Stellung zur Landeskirche sich nicht geändert hat. Im Osten bleibt das gespannte Verhältnis zur Landeskirche bestehen. Man fühlt sich von der kirchlichen Obrigkeit verfolgt *). Aber einen Fortschritt hat die angebliche „Krisis in der Gemeinschaftsbewegung" nicht gemacht. Natürlich drängt die Gemeinschaftsbewegung, je mehr sie enthusiastisch ist, umsomehr innerlich von der Landeskirche ab.

Wie einerseits die Tendenz zu beruflicher Gliederung in der Gemeinschaftsbewegung steigt (Verbände christlicher Techniker, Polizeibeamte, Lehrer, Kaufleute, Bäcker usw.), so anderseits ihre Neigung und etwas kindliche Freude an den Weltbünden, Weltkonferenzen, Weltallianzen. (Jugendbund-Weltkonferenz in Genf „wo auch in Esperanto gesungen wurde" (!), Weltkonferenz gläubiger Studenten in Tokio für 1907 rc), leider auch die etwas weltlich eitle Freude an der Photographie des Verfassers, die in dem Blatt „Auf der Warte" gar oft die erbaulichen Artikel begleitet. Sowohl dies, als die maßloßen Superlative in den Versammlungen und Berichten mögen das Unreife, Schwärmerische der Bewegung bes. im Norden und Osten charakterisieren, — diese bedeutende Überschätzung der jedesmaligen Erfolge, die doch so häufig nur Scheinerfolge sind und auch nach den größten und aufgeregtesten Erweckungsversammlungen nur eine gar kleine, oft sehr zweifelhafte Zahl wirklich Gewonnener zurücklassen, geht neben der pessimistischen Betrachtung der Welt einher und prägt der modernen Gemeinschaftsbewegung eben den Stempel des Modernen, der schwankenden Stimmung und überhaupt des Stimmungsmäßigen auf; es fehlt in diesem, fortwährend in höchster Spannung lebenden und mit größten Superlativen und Stimmungsreizen wirkenden Hasten und Treiben die ruhige, dem Kreuz Christi wahrhaft entsprechende Stille und Tiefe.

Vergrößert hat ihre Arbeit die Zeltmission. Sie arbeitet nun mit drei Zelten und einer entsprechenden Anzahl von Brüdern, die sie z. T. in der Chrischona ausbilden läßt. Ihre Art der Arbeit ist die von England resp. Amerika überkommene. Die Versammlungen sind z. T. für Männer und Frauen getrennt und teilen sich wohl meistens in Bibelstunden für Geförderte und eigentliche Erweckungsversammlungen, welche an die Fernstehenden heran kommen sollen. Nach der Ansprache beginnt die Nachversammlung, wo das ausgeworfene Netz eingezogen werden soll. Es werden aufgefordert, dazubleiben, die sich „dem Herrn übergeben" wollen. An diese werden nun zur Besprechung, oft auch zum Beten mit ihnen irgend welche anwesende Gläubige beordert. — Daß dabei große Taktfehler und grobe Schädigungen vorkommen können, zumal, wenn der Leiter der Versammlung die zur Seelsorge Beauftragten garnicht kennt, ist gewiß und ist traurige Erfahrung. — Die Erfolge der Zeltmission sind wohl verschieden. Zum Teil wird geklagt, daß es „im Großen und Ganzen wiederum die Gläubigen gewesen seien, denen der Herr begegnen konnte **)", zum Teil wird auch

*) Auf der Warte, Nr. 44, Seite 6. Allianzblatt 1907, Seite 45.

**) Auf der Warte, Nr. 38 Seite 1.

über große Männerversammlungen berichtet, überwiegend Arbeiter, die einen tiefen Eindruck hatten von den Vorträgen des Evangelisten, eines früheren Sozialdemokraten*). — Einen andern Weg, um an Fernstehende und zwar speziel an Gebildete heranzukommen, geht Herr von Gerdtell Schriftsteller (jetzt Baptist, früher landeskirchlicher Vikar). In seinen, wie er berichtet, überaus stark besuchten Vorträgen geht er, auf ein vornehmes, weltförmiges Auftreten Gewicht legend, von philosophischen Gegenständen aus, um schließlich mit intensiver moderner Evangelisation zu schließen. Dem in jeder Hinsicht (abgesehen von der Lehre) modernen Auftreten dieses Evangelisationspredigers entspricht die jeder kirchlichen Gepflogenheit widersprechende, durch keinerlei Rücksicht begrenzte Reklame, die er für sich und seine Vorträge macht.

Ebenfalls an Gebildete wenden sich die vielfach eingerichteten Bibelkurse, die (zum Teil nur von und für Damen) nach Jellinghausenschem Muster, Bibelkenntnis und etwas Gemeinschaftstheologie unter ihren Teilnehmern verbreiten.

Das Schwesternhaus in Vandsburg berichtet über sein weiteres Wachstum: 170 Schwestern auf 50 Stationen; ähnlich das im Jahre 1906 eingeweihte zweite Gemeinschaftsschwesternhaus Salem in Lichtenrade mit hundert Schwestern**). Dem hat sich das Gemeinschaftsbruderhaus in Vandsburg ebenfalls im vorigen Jahre mit zwölf Brüdern angeschlossen. Die Grundsätze der Schwesternhäuser sind in kurzem folgende: 1) Nur bekehrte Mädchen werden aufgenommen; 2) Aufgabe der Schwestern: in erster Linie Seelengewinnung und Seelenpflege; „die äußerliche Arbeit nur als Mittel für die Ewigkeitsgewinne". (Die Schwestern stehen meistens in Gemeindepflege und Rettungsarbeit; ihr Blatt „Talitha Kumi"). 3) „Die Arbeit geht aus dem Glauben, in dem alles vom Herrn erarbeitet und erbeten wird, ohne Sammlung und Kollekte" rc.

Was in unsrer Übersicht hervorgehoben werden mußte, ist eben das, was am meisten von sich reden macht. Die stille Arbeit und nüchterne Gemeinschaft darf nicht vergessen werden. Sie nimmt hoffentlich immer noch den größten Platz ein in der Gemeinschasbewegung als ganzer. Und das bleibt bei ihr das Große, was leider anderwärts oft schmerzlich vermißt wird, daß sie etwas von Gott erwartet und daß sie den erhöhten Herrn hinter sich stehen fühlt, lebendig und wirksam.

Bücherbesprechungen.

Das Evangelium und der moderne Mensch. Von Lic. Dr. A. W. Hunzinger. Schwerin i. M. 1906. Verlag von Fr. Bahn. 30 Seiten. Preis 50 Pfg.

Mit behaglichem Sarkasmus wird einerseits der Begriff „Der moderne Mensch" als ein ganz unbestimmter und schwankender erwiesen, dem gegenüber das Evangelium eine stabile Größe ist. Andrerseits wird doch verständnisvoll das Wertvolle der Moderne gewürdigt. Das Evangelium aber widerstrebt dem echten Fortschritt nicht, ist vielmehr selbst nachweislich „ein Kulturfaktor ersten Ranges." „Ohne Evangelium keine moderne Menschheit!" Nur wenn die Kultur antichristlich wird, wird das Evangelium antikulturell. Die Moderne bringt aber ebenso wie Fortschritte ihre besonderen Nöte und Gefahren mit sich, gegen die auch „der moderne Mensch" nur im Evangelium Heil und Rettung findet.

---

*) Auf der Warte, Nr. 35 Seite 9.

**) Auf der Warte, Nr. 48 Seite 6, 1907 Nr. 1 Seite 7—1906 Nr. 48 Seite 4.

Die Lehre der Reformation von der Taufe. Ein theologisches Gutachten zum Bremer Taufstreit. Von D. Johannes Gottschick. Hefte zur Christl. Welt. Heft 56. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1906. 54 Seiten. Preis 80 Pfg.

Im Bremer Taufstreit wurde die Rechtsgültigkeit der Taufe von dem Gebrauch der Taufformel Matth. 28, 20 abhängig gemacht. Dem gegenüber weist Gottschick nach, wie unevangelisch diese Auffassung ist: Das ist die katholische, mittelalterliche Praxis, die in der kath. Kirche allerdings heute noch gilt und infolge deren auch die ketzerisch, wenn nur trinitarisch Getauften dem Strafrecht der kathol. Kirche unterstehen sollen (Pius IX. und Wilhelm I!). Aus dem reichen Schatz seiner Lutherkenntnis schöpfend legt dann der Verfasser ausführlich dar, wie Luthers eigentliches inneres Erleben, seine religiöse Grundanschauung die obige Auffassung ausschließt, wenn er freilich auch dann und wann in der Theorie in mittelalterliche Bahnen zurückgleitet, z. B. in der Rechtfertigung der Kindertaufe, bei der er ganz im Katholizismus stecken geblieben ist und von Zwingli und Calvin dann ergänzt wurde. Hierauf zieht Gottschick das Fazit: in keinem Fall ist der Gebrauch der Taufformel maßgebend und die Heilsbedeutung der Taufe hat ihren Grund nicht in einem Einzelwort Christi, sondern in einer Gottestat an jedem einzelnen Christen.

Neben Dennerts gut geleiteter Monatsschrift „Glauben und Wissen. Blätter zur Verteidigung und Vertiefung des christlichen Weltbildes" erscheinen regelmäßig Hefte zu „Glauben und Wissen" mit dem Titel „Christentum und Zeitgeist", (Verlag: Max Kielmann, Stuttgart), von denen mir Heft VII—X zur Besprechung vorliegen.

Heft VII: Der Wodan-Kult, sein Recht und Unrecht. Von Fr. Oels. 1905. 30 Seiten. 60 Pfg.

Mit poetischem Schwung, mit Begeisterung und ebenso mit Sachkenntnis und nüchternem Urteil geschrieben will dieses Schriftchen einerseits die deutsche Mythologie als wertvolles Nationalgut gewertet wissen, als „lauter Gold unsres eigenen Seins" (Simrock). Die Pflege des Alt-Deutsch-Schönen hat auch ein höheres sittliches Recht als die fremder Kulturen, und der Ruf: mehr Pflege deutscher Altertumskunde in den Schulen! ist sehr beherzigenswert. Andrerseits aber wird das Falsche und Gefährliche einer überspannten Wodansschwärmerei, eines überspannten Nationalismus ernsthaft zurückgewiesen.

Heft VIII: Entwickelung und Offenbarung von Seminardirektor Lic. Steude-Oschatz. 59 Seiten. Preis: 1 Mk. 20 Pfg.

Steude steckt sich das Ziel, die Vereinbarkeit der Entwicklungslehre mit dem Offenbarungsbegriff zu beweisen. Die Brücke bildet die teleologische Entwicklungslehre. Es wird bewiesen, daß diese sich gegenwärtig gegenüber dem mechanischen Evolutionismus auch in der Naturwissenschaft mehr und mehr behauptet. Das ist richtig. Aber verfehlt scheint mir Steudes Versuch, für die Geschichte der Religion die Degradationstheorie wissenschaftlich halten zu wollen.

Heft IX: Die Sintflut. Eine ethnographisch-naturwissenschaftliche Untersuchung von Dr. Johannes Riem. 54 Seiten. Preis: 1 Mk.

Die 68 Flutberichte aus allen Weltteilen zwingen nach Riem's Meinung zu der Annahme, daß man es hier nicht nur mit lokalen Ereignissen, sondern mit Einem die ganze Erde treffenden Ereignis zu tun hat, und zwar, meint R. beweisen zu können, war dies Ereignis der Übergang vom Tertiär zum Quartär, der infolge der Abkühlung der Erde einen wahrscheinlich monatelangen Regen zur Folge hatte, bis ein neuer Gleichgewichtszustand zwischen Luft-, Erdwärme und Feuchtigkeitsgehalt her-

gestellt war. Ein beachtenswerter, wenn auch in vielen Einzelheiten stark anfechtbarer Versuch.

Heft X: Religiöses Wissen. Vorurteile dagegen und ihre Ursachen. Von D. theol. E. Teichmüller, Generalsuperintendent a. D. 52 Seiten.

Der Kernpunkt dieser apologetischen Schrift ist, zu zeigen, daß es nicht nur Eine Art des Wissens gibt. Auch das relig. Wissen hat seinen selbständigen wissenschaftlichen Wert. Das wird klar und logisch ausgeführt. Doch berührt es stark reaktionär, wenn der Verf. unter den Gegenwirkungen gegen die Mißachtung des relig. Wissens mehr „Exekutivgewalt der Kirche" verlangt. R. Jakober.

G. S. Petrow, Auf dem Wege zu Gott. Betrachtungen über Gott und die göttliche Wahrheit. Hamburg, 1905. Agentur des Rauhen Hauses. Pr. 1,20 Mk.

Diese volkstümlichen Ansprachen eines Priesters der griechisch-orthodoxen Kirche, jetzigen Professors der Theologie in Petersburg, mit ihren schlichten Worten und ihrem evangelischen Gepräge sind der Beachtung auch der Evangelischen im deutschen Vaterlande in hohem Maaße wert. P. L.

H. Zillinger, Andachten für stille Stunden der Selbstbestimmung. Dresden, Franz Sturm & Co.

Frische, freudige Zeugnisse eines Dresdener Geistlichen, offenbar einer Gemeinde von Gebildeten dargeboten und außerordentlich zum Nachdenken anregend!

P. L.

Aus der neuesten Literatur.

I. Biblische Wissenschaft. Biblische Zeit- u. Streitfragen III. 1. **Lemme**, Ludwg. D., Jesu Irrtumslosigkeit. 2. **Grützmacher**, Richard H., Ist das liberale Jesusbild modern? Gr. Lichterfelde, Runge. Je 50 Pf. — Religionsgeschichtliche Volksbücher I, 13. **Knopf**, Prof. Lic., Die Zukunftshoffnungen des Urchristentums. Tübingen, Mohr. 50 Pf. — **Stärck**, Lic. Dr. W., neutestamentl. Zeitgeschichte. 1. Der histor. u. kulturgesch. Hintergrund des Urchristentums. Band 325 der Sammlung Göschen. Leipzig, Göschen. 80 Pf.

II. Systematische Theologie. **Jordan**, Herm. Privatdozent, Jesus im Kampf der Parteien der Gegenwart. Heft 241 der Zeitfr. des christl. Volkslebens. Stuttgart, Belser. 53 S. 80 Pf.

III. Historische Theologie. Ewigkeitsfragen im Lichte großer Denker. Eine Sammlung v. Auswahlbänden herausg. v. Dr. E. Dennert. 1. Immanuel Kant, v. Prof. Dr. Weis. 2. Sören Kierkegaard, v. A. Bärthold. 3. Charles Kingsley, v. Dr. G. Samtleben. 4. Johann Tauler, v. Lic. Dr. v. Langsdorff. Hamburg, Rauhes Haus. Jeder Band 1.90 Mk. — **Harnack**, A., Protestantismus u. Katholizismus. Rede. Berlin, G. Stilke. 31 S. 60 Pf. — **Tiesmeyer**, L., Die Erweckungsbewegung in Deutschland. 8. Heft. Bayern. Kassel, Röttger. 84 S. 1 M.

IV. Praktische Theologie. 1. Katechetik. **Eger**, Karl D., evangel. Jugendlehre. Ein Hilfsbuch zur religiösen Jugendunterweisung nach Luthers kleinem Katechismus (1. u. 2. Hauptstück). Gießen, Töpelmann. 370 S.

2. Liturgik. **Glaue**, Lic. Paul, die Vorlesung heil. Schriften im Gottesdienst. I. Teil. Bis zur Entstehung der altkathol. Kirche. Berlin, Duncker. 86 S. 2 Mk.

3. Heidenmission. **Warnek**, Prof. G., Missionsmotiv und Missionsaufgabe nach der modernen religionsgesch. Schule. Berlin, Warnek. 45 S. 60 Pf.

4. Erbauliche Literatur. **Bertsch**, Alb.: „Er lebt“! eine Sammlung von Erzählungen, Gleichnissen, Sagen, Gebräuchen, Gedichten, Aussprüchen f. d. Osterzeit. Stuttgart, Holland u. Josenhans. 462 S. 3.20 Mk. – **Meyer**, Past., F. B., des Königs Wille. Betrachtungen über die Bergpredigt. Übers. von Pastor Holtey-Weber. Barmen, J. Müller. 231 S. 3 Mk.

5. Kirchbau. **Schelhäuser**, A. v., Über Erhaltung u. Erneuerung v. Kirchen. Referat. München, südd. Verlagsanstalt. 16 S. 1 Mk.

Aus Zeitschriften.

(Hier sollen die wichtigsten Artikel mit kurzem Hinweis auf ihren wesentlichen Inhalt mit Rücksicht auf ihre Aktualität für die Amtspraxis des Pfarrers aufgeführt werden).

Zu beachten: **ThR** = Theol. Rundschau, **GluW** = Glaube u. Wissen, **ZThK** = Zeitschrift f. Theol. u. Kirche, **EF** = Evangelische Freiheit, **BPpL** = Blätter z. Pflege pers. Lebens, **AMZ** = Allg. Missionszeitschrift, **RKZ** = Ref.-Kirchenzeitung, **ALK** = Allg. luth. Kirchenzeitung **MJM** = Monatschrift f. Innere Mission, **ChrW** = Christl. Welt, **DEBl** = Deutsch-Ev. Blätter, **MGtK** = Monatschrift für Gottesdienst u. kirchl. Kunst, **PMh** = Prot. Monatshefte, **KZ** = Katech. Zeitschrift, **ZeR** = Zeitschrift f. evang. Religionsunterricht, **ThStK** = Theol. Studien u. Kritiken, **ED** = Das evang. Deutschland.

I. Zur Ethik.

Ernst Petran, P., will in einem Vortrag über „die Bedeutung der Askese im Leben des evangelischen Christen“ in Schäfers **MJM** 1907, 3, S. 81–109 den herkömmlichen Begriff, der einseitig negativ gefaßt sei, erweitern durch Hereinnehmen des positiven Moments der regelmäßigen Übung in Bibellesen, Almosengeben u. Beten, ohne jedoch die Frage grundsätzlich zu erörtern, ob z. B. Gebetsübungen, die nicht aus dem inneren Bedürfnis nach dem Verkehr mit Gott, sondern aus der formalen Absicht der Selbstdisziplin erwachsen sind, wirklich ethisch berechtigt sind.

II. Zur Katechetik.

Mit dem Problem der Gleichnisse Jesu u. der Frage ihrer rein parabolischen oder zugleich allegorischen Deutung beschäftigen sich in **KZ** X, 1 Rektor L. Bruns S. 1–12 und Rektor Eberhard S. 40–42, letzterer unter Verweisung auf seine Monographie „Die Gleichnisfrage, eine theolog. Untersuchung mit pädagogischer Spitze“.

Oberlehrer Karl Salomon gibt in **EF** 1907, 3, S. 98–111 („Luthersche Grundsätze für den Katechismusunterricht“) unter Ablehnung des dogmatistischen Unterrichtsbetriebs als Hauptaufgabe der Katechismuslehre durchaus richtig an die verständnisvolle Einführung in das Leben der christl. Gemeinde; ebenso zutreffend ist sein methodischer Grundsatz, religiöse Lebensanschauung dadurch zu wecken, daß man schlummernde Lebensprobleme in der Kinderseele wach ruft u. an Gegenwartsfragen anknüpft, die in den Interessenkreis der Kinder hineinfallen; diskutabel sind die didaktischen Folgerungen, die er zieht: der Lutherische Katechismus soll nicht den Unterrichtsstoff bilden, u. die vom Wortlaut ausgehende Kunstkatechese sei verwerflich, weil erkältend.

III. Zum Kirchenrecht.

Oberlandesgerichtsrat Seifarth in Jena bespricht in **DEBl** 1907, 3, S. 202–211 den Thümmelschen Vorschlag der völligen Abschaffung von § 166 des Reichsstrafgesetzbuchs u. orientiert gleichzeitig über die Abänderungsvorschläge der Juristen Kahl u. Beling. W.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. P. Wurster in Tübingen.

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Dieterich'schen Univ.-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

Jena.

Von Prof. D. J. Smend-Straßburg i. E.

Die im folgenden dargelegten Gedanken waren schon im vorigen Herbst für diese Monatschrift skizziert worden. Sie haben, wie ich hoffe, inzwischen von ihrer Brauchbarkeit nichts verloren, vielmehr durch die innerpolitischen Vorgänge der letzten Monate, Auflösung und Wiederwahl des Reichstags, an Tragweite gewonnen. Veranlaßt wurden meine Erwägungen durch die Zeitungsmeldung, es sei am 14. Oktober 1906 auf dem Schlachtfelde von Jena eine Gedächtnisfeier gehalten worden, — wenn ich nicht irre, eine Feier in kirchlichem Rahmen. Und meine Absicht ging dahin, an die evangelischen Geistlichen Deutschlands, zunächst Preußens, die Frage zu richten: Wer hat im Jahre 1906 auf der Kanzel das nationale Jahrhundert-Gedächtnis berührt, benutzt, behandelt?

Unsre Presse war eifrig bemüht, dem Gegenstande gerecht zu werden; Zeitungen und Zeitschriften führten uns unablässig in die Schmerzenstage unsrer Vorväter zurück. Die militärische Seite der großen Ereignisse trat mit Recht in den Vordergrund, die politische, die volkspädagogische nicht minder. Wo blieb die religiös-sittliche Würdigung jener Zeiten? Sollte sie am Ende zu kurz gekommen sein? Vor allem, wie weit hat unsre Predigt das ihre getan, eine evangelisch-christliche Beurteilung der Tage von Jena und Auerstädt unsern Volks- und Glaubensgenossen nahezulegen?

Wir sind alle in dem Verlangen eins, die evangelische Predigt solle aktuell sein, der unmittelbaren Gegenwart, dem Augenblick entstammen und entsprechen, also das Bedürfnis befriedigen, dem die übrigen gottesdienstlichen Bestandteile (zumal, wo das freie Gebet fehlt) nur in sehr bescheidenem Maße gerecht zu werden vermögen. Weit und breit regt sich der dringende Wunsch, die Ansprüche der Männerwelt durch unsre Kanzelrede sorgsamer als bisher zu berücksichtigen. Wäre nicht nach beiden Seiten hin der willkommenste Anlaß gegeben gewesen, unsre

Gewöhnungen einer Revision und Korrektur zu unterziehen? – Wenn aber noch manche Theologen und Laien uns mit maßlosem Erstaunen fragen möchten: „Wie? Es hätte wirklich über die Schlacht bei Jena gepredigt werden sollen?“, – und viele werden ohne Zweifel diese Frage erheben, – so offenbart sich darin einmal ein leicht zu hebendes Mißverständnis, anderseits aber eine Anschauung von Gottesdienst und Predigt, die in der Tat der entschiedensten Bekämpfung verfallen muß. Was in das Gebiet der Kriegswissenschaft oder in das der politischen Geschichte hineingehört, entzieht sich natürlich als solches der Behandlung auf der Kanzel. Aber alle tiefer einschneidenden, wichtigen Ereignisse unsrer vaterländischen Vergangenheit und Gegenwart wollen und sollen der Beurteilung unterstellt werden, zu der die evangelisch-christliche Welt- und Lebensanschauung, zu der die Zeugnisse der heiligen Schrift dem Prediger die zulängliche, ja die vollkommenste Handhabe bieten. Sind es doch vor hundert Jahren gerade die Prediger gewesen, die, freilich unter dem unmittelbaren Druck und Eindruck der Ereignisse stehend, „Panier aufgeworfen“ haben und Führer geworden sind für den Kern der Nation.

Das Sedanfest ist, zumal als kirchliche Feier, fast allenthalben in Wegfall gekommen. Zu beklagen wird das gewiß nur dort sein, wo man, etwa in Kriegervereinen und Kampfgenossenschaften, das Gedächtnis des 2. September 1870 noch aufrecht erhält, doch ohne sich von Kirche und Gemeinde dabei fernerhin etwas Salz und Licht darreichen zu lassen. Zwar, in ein vorschnelles „Laß fahren dahin!“ möchten wir nicht einstimmen. Allein, wie nach Gottes Rat den Völkern und den Individuen Niederlagen im ganzen bekömmlicher sind als Erfolge, so hätten wir, wo regelmäßige Siegesfeiern sich nicht haben behaupten wollen, die einmalige Erinnerung an beispiellose vaterländische Nöte und Schmerzen nicht ungenutzt sollen vorübergehen lassen. Alle Paul Gerhardt-Feiern in Ehren, meinethalben auch die Schiller-Predigten; aber eine Jena-Betrachtung brauchte uns darum nicht vorenthalten zu bleiben.

Das Jahr 1906 gab uns zudem besondere Veranlassung, unsre und der Mitchristen Gedanken in diese Bahn zu lenken. Wie weit die wiederholte Kriegserwartung sachlich begründet gewesen ist, entzieht sich unsrer Kenntnis; aber reelle Spannung und Beunruhigung der Gemüter gab es genug. Sie ist gerade gegenwärtig wieder in weiten Kreisen vorhanden. Sicherlich ein Grund mehr, was hier zur Verhandlung steht, auch weiterhin zu beherzigen.

Von den praktischen Engländern wäre auch in dieser Hinsicht zu lernen. Ich hörte im September vorigen Jahres im Londoner City

Temple eine Predigt des kürzlich vielgenannten Schotten Campbell über Jes. 40, 1—8. Bevor der Prediger den Abschnitt las, wandte er sich an seine Hörer mit etwa folgenden einleitenden Worten: „Man kann die Bibelstelle, die ich euch heute vorlesen und auslegen will, nicht gut verstehen, wenn man sich nicht zuvor in die eigentümliche Sachlage versetzt. Ich will versuchen, euch dahinein zu führen. Wie ihr wißt, ist kürzlich viel die Rede gewesen von einem Kriege zwischen England und Deutschland. Nehmt einmal an, dies furchtbare Unglück sei über uns gekommen, wir Briten seien besiegt, und mit unsern geschlagenen Landsleuten wären auch wir Dreitausend fortgeschleppt und in Berlin interniert worden. Fünfzig Jahre hätten wir dort das Brot der Fremde gegessen; viele von uns seien gestorben, und auch die übrigen hätten schier kein Leben mehr. Da plötzlich hören wir von einer Riesenflotte der Japaner, die herannaht, uns zu helfen. Zum ersten Male wieder schallen die Worte „Freiheit", „Heimkehr", „Vaterland" an unser Ohr, und weinend sinken wir einander in die Arme. So. Jetzt werdet ihr verstehen, was ich zu lesen habe: Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott. Redet mit Jerusalem freundlich u. s. w.".

Dies nur zum Beweise, wie tief damals auch drüben der Kriegsgedanke eingedrungen war. Denn Campbells ergreifende Predigt, die ich lieber ein andermal den Lesern schildere, beschäftigte sich mit andern Dingen und war für den in diesen Zeilen vertretenen Wunsch keine Verwirklichung. An tüchtigen und großen Vorbildern fehlt es uns Deutschen ja auch im eigenen Vaterlande nicht. Wenn ich in diesem Zusammenhange noch einmal*) auf Schleiermachers Predigt am Geburtstage Friedrichs des Großen, dem 24. Januar 1808, verweise, so geschieht es, um kurz anzudeuten, daß die Gedanken jener Rede sich zum Teil überraschend leicht auf unsre so ganz andersartigen Verhältnisse übertragen lassen. Den Text bildet das Wort Jesu: „Sehet ihr das alles? Wahrlich, es wird kein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde" (Matth. 24, 1—2). Schleiermacher bekämpft den blinden Heroenkultus, der keine höhere Weisheit erreicht als die: „Wäre der große Friedrich noch da, wir wären nie in diese Lage gekommen!" Dem gegenüber warnt der Prediger vor jeder Unbilligkeit gegen die Lebenden und vor einer ebenso ungeschichtlichen wie unfrommen Vergötterung der Toten. Er führt den Aufschwung des preußischen Staates nicht auf Friedrichs Genialität noch auf seine glorreiche Armee zurück,

*) Vgl. meine Rektoratsrede „Die politische Predigt Schleiermachers in den Jahren 1806—1808". Straßburg. J. H. Ed. Heitz. 1906.

sondern auf Tugenden des Volks, auf sittliche Kräfte, die der König seinem Volke geradesogut entnommen wie eingepflanzt und gestärkt habe. Nur lebendige Größen können uns helfen. „Hören sie Moses und die Propheten nicht, so werden sie nicht glauben, ob auch jemand von den Toten aufstände!"

Gibt es nicht bei uns Armee- (und Flotten-) Kultus im Übermaß? Ist nicht das bedingungslose Vertrauen auf diese Schutz- und Trutzmittel genau so wertlos und frevelhaft wie das von Schleiermacher gezüchtigte, ungerechte Urteil seiner Zeitgenossen, die nach den verlorenen Schlachten von nichts anderem redeten als von der Unfähigkeit der preußischen Generäle? Steht nicht bei uns der Kultus der Heroen noch immer stark im Flor, ich meine, der blöde und gedankenlose?! Wäre es nicht der Mühe wert, unter Schleiermachers Leitung den Gedanken zu verfolgen und auszubreiten, daß eine wahrhaft geschichtliche Anschauung mit echt religiöser Beurteilung der Dinge merkwürdig gut übereinkommt? Oder fänden wir für diese, im Grunde sehr einfachen Wahrheiten nicht leicht eine populäre Form? —

Genug mit diesen Andeutungen. Das vergangene Jahr hat uns auch in der inneren Politik kritische Tage gebracht. Der jahrelange Druck, der auf so vielen Deutschen, und namentlich den evangelischen, lastete, steigerte sich bis zur Unerträglichkeit. Tausende der Ernstesten und Besten fragten sich im Blick auf unsre innerdeutschen Verhältnisse und Zustände: Wo will das hinaus? Soll es ein „inneres Jena" geben? Ist denn wirklich die Neuromantik führender Kreise das Heilmittel wider den Geist des Umsturzes und der Unzufriedenheit? Viele fühlten sich allmählich ganz geheilt von den letzten Anwandlungen des Byzantinismus. Ob mit vollem Recht und ohne Rückfallsmöglichkeit, bleibe dahingestellt. Aber jene Heilung war an sich noch lange keine Rückkehr zu vaterländischer Gesinnung. Oder ist die Neigung, alles zu beargwöhnen, zu bespötteln, zu besudeln, ein Beweis idealen Sinnes? Die politische Satire war nie unbarmherziger, die Nörgelei nie verbissener, die Polemik nie roher als in unsren Tagen. Daß sie alle drei häufig genug treffend gewesen, soll darum nicht bestritten werden. Aber was hat unsre Predigt zur Heilung der Schäden oder auch nur zur Kennzeichnung der öffentlichen Beschwerden und der heimlich fressenden Bitterkeit getan? Ich fürchte, die allermeisten evangelischen Geistlichen haben es, sehr mit Unrecht, unter ihrer Würde gehalten, auch nur zu berühren, was die Köpfe und Herzen von Millionen bei Tag und Nacht beschäftigte.

Dann kam die Reichstagsauflösung und mit ihr der unerhört heftige Wahlkampf. Nun, da hat vielleicht mancher sogar über die Schnur

gehauen, und ist allzu schnell und allzu derb dafür gemaßregelt worden. Vielleicht lag das letztere doch auch mit darin begründet, daß man sich noch nicht gewöhnt hat, die politische Predigt als solche gutzuheißen, ja herbeizuwünschen. Haben aber die, denen keine Kirchenbehörde etwas anhaben konnte, alle ihre Schuldigkeit getan? Diejenigen, glaube ich, nicht, die es versäumt haben, unsre innerpolitische Lage auch auf der Kanzel in das Licht einer evangelischen Betrachtung zu stellen.*)

Es durfte keine Rede sein von formulierten Parteiprogrammen. Das versteht sich oder sollte sich von selbst verstehen. Aber der Aufruf zu kräftiger, selbständiger politischer Betätigung durfte getrost unter den Gesichtspunkt christlicher Gewissenspflicht gestellt werden. Ja wir hatten von unserm evangelischen Volke mehr zu fordern, nämlich eine leidenschaftslose, ruhige und gerechte Beurteilung der miteinander ringenden politischen Gruppen; und vor allem den Glauben, daß, was auch List, Phrase, Stumpfsinn, Böswilligkeit eine Weile ausrichten mögen, zuletzt doch die stärkste sittliche Macht und das innerlich überlegene Recht den Sieg behalten werden, – vorausgesetzt, daß wir unsre Pflicht tun.

Wir können nicht zweifeln, daß in dem vergangenen Jahrzehnt und schon länger bei vielen unsrer wahrhaft wertvollen Volksgenossen ein Stück Lebensfreude recht sehr ins Wanken gekommen war, die Freude am Vaterland. Hat unsre Predigt gebührend davon Kenntnis und darauf Rücksicht genommen? Waren wir bemüht, verständlich zu machen, wieweit auch der Christ jener Erhebung, jenes Stolzes bedarf, den wir Patriotismus nennen? Wiesen wir auf Ersatzquellen der Freude hin? Kam uns in diesem Zusammenhange der Patriotismus Jesu zum Bewußtsein? Zeigten wir einmal, etwa im Anschluß an 1. Tim. 2_{1-4}, die rechte Stellung des Christen zu Volk, Vaterland, Staatsgemeinschaft? Der Christ, und der protestantische zumal, ist Kritiker von Haus aus; aber nicht dies allein macht die normale Haltung im Staate aus, sondern „zuvor Bitte, Gebet, Fürbitte, Danksagung“. Und: irgendwie ist bei uns allen das Verhältnis zum Vaterland durch selbstsüchtige Motive begründet; als Christen werden wir im Gegenteil in die Weite gewiesen: Mein Vaterland liebe ich, weil und soweit sein Wohl allen Ständen und allen Völkern zu gute kommt. Denn „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde“.

Es ist nicht gut, wenn solche Töne nur etwa vor dem Kaisersgeburtstags-Publikum erschallen; sie gehören der Gemeinde. Wie steif-

*) Vgl. im laufenden Jahrgang dieser Monatschrift: Friz, Predigt in der Zeit der Reichstagswahl, S. 282.

leinen und unfruchtbar ist eine Kirche, die so wenig mitten in ihrer Zeit steht, daß sie von den lebendigsten Bürgerinteressen der Gegenwart scheinbar unberührt bleibt! Es ist doch eine Ausflucht, wenn man meint, der Kirchgänger wolle und solle sich im Gottesdienst von seinen Alltagsaufgaben und -sorgen erholen; am Sabbat kein Werk. Gewiß, aber mit dem Evangelium sollen alle Dinge beleuchtet und durchtränkt werden. Heraus aus den abgestandenen Allgemeinheiten, die auf jeden Ort und jede Stunde passen! Unsre Laien haben mehr geschichtliche Bildung, lesen (vor allem auf dem Lande!) mehr, als wir denken. Sind wir aber in beiderlei Hinsicht ihnen weit voraus, so schulden wir ihnen nur desto mehr.

Natürlich sind Verhältnisse denkbar, die der Lösung der hier bezeichneten Aufgabe besonders viele Schwierigkeiten bereiten. Bei uns im Elsaß hat es, vollends bei uns Nichtpfarrern, mit „politischen Predigten" noch gute Wege. Aber wo Mut und Takt sich die Wage halten, — und das darf man von einem evangelischen Geistlichen verlangen, — da ist auch selbst hier zu Lande wohl Gutes auszurichten. Anderwärts wolle man, um die Gemeinde zu gewöhnen und ihren Gesichtskreis allmählich zu erweitern, besondere Gelegenheiten geflissentlich ausnutzen: den Geburtstag des Landesherrn, den Jahreswechsel, Vereinsfeste, Gedenktage. Voran mögen uns gehen die gedienten Pfarrer, die alten Kriegskameraden, die es ja wohl überhaupt am besten verstehen, mit Männern männlich zu reden.

Auf die Erregungen unsrer letzten Reichstagswahlen ist vorläufig Ruhe gefolgt. Nach außen hin scheint dagegen unsre Lage noch länger gespannt und unsicher bleiben zu sollen. Wir wollen auch als Prediger damit rechnen. Ist der Gedächtnistag von Jena vorüber, — die von Friedland und Tilsit folgen noch. Ob wir ihrer wahrnehmen werden, ist natürlich nicht von entscheidender Bedeutung. Entscheidend wichtig, ja für die Zukunft unsrer Predigt von größter Tragweite ist die allgemeinere Anerkennung des Prinzips. Gesegnet sei der Tag von Jena, wenn er uns noch heute für die Verkündigung des Evangeliums neue Wege zeigt und wichtige Anregung gibt!

Die Entstehung der Preußischen Landeskirche. II.*)

Von Direktor D. K. Eger in Friedberg.

Von dem in der Überschrift genannten Buch, auf das wir schon früher warm empfehlend hinwiesen, hat E. Foerster jetzt den 2. abschließenden Band**) erscheinen lassen. Er schildert zunächst die kurze Herrlichkeit der Provinzialsynoden 1818/9, den sehr bescheidenen Fortgang der Union und den mit der Union verbundenen literarischen Streit über die Bedeutung der symbolischen Bücher in der evang. Kirche (1818/9), um dann auf die Entstehung der Agende von 1821/2, auf den literarischen Streit um die Agende, sowie auf die Einführung der Agende in den Jahren 1822/30 überzugehen. Die Partien, die sich mit Entstehung und Durchsetzung der Agende beschäftigen, bilden den eigentlichen Körper des Buches, und das naturgemäß, da sie im Mittelpunkt der kirchlichen Interessen Friedrich Wilhelms III. während der letzten Hälfte seiner Regierungszeit standen. Das Kapitel über Durchführung des landesherrlichen Summepiskopats in der Verfassung schildert wesentlich Vorgänge, die die Durchführung des Agendewerks begleiten — die Generalsuperintendenten (Bischöfe), von deren Einsetzung uns hier in 1. Linie berichtet wird, sind ja vorwiegend als Werkzeuge des Königs gedacht, die besser als die öfter widerspenstigen Konsistorien seine Absichten bezüglich der Agende zur Durchführung bringen sollen. Und auch das letzte Kapitel: Die Ausprägung des Bekenntnisstands und der Kampf gegen die Separation bringt Ereignisse zur Darstellung, die in unlöslichem Zusammenhang mit den Anschauungen und Bestrebungen stehen, in die der König sich gelegentlich seiner Tätigkeit für die Agende hineingelebt hatte. Das gilt sowohl von seiner inneren Zuneigung zu der paläologischen Richtung, als auch von der Härte im Kampf gegen die lutherische Separation. Denn dieser Kampf wird so hart durchgeführt wesentlich deshalb, weil man nicht ertragen zu können glaubte, daß durch die Sonderexistenz einer „lutherischen" Kirche in Preußen die Lutheraner innerhalb der Union als solche erschienen, die von der symbolischen Grundlage der lutherischen Reformation abgewichen seien.

Auch dieser 2. Band des F.'schen Buches trägt alle Vorzüge an sich, die uns schon im 1. Band entgegentraten: Verarbeitung (u. z. T. Darbietung) eines sehr reichen archivalischen Materials, ungemein fesselnde Darstellung, die wesentlich durch die scharfe, klare Zeichnung der Persönlichkeiten, die die Ereignisse maßgebend beeinflußt haben, und durch die innere Teilnahme am Verhalten dieser Persönlichkeiten, die der Vf. überall durchfühlen läßt, bedingt ist. F. versteht es, den Leser mit sich in Stimmung zu versetzen; nicht viele werden z. B. die Schilderung des Verhaltens und der Erlebnisse der Berliner 12 (Schleiermacher und die anderen Berliner Prediger, die die Annahme der Agende verweigert hatten) S. 131 ff. ohne innere Bewegung lesen. Dabei hat man durchaus den Eindruck, daß die warme, persönlich interessierte Zeichnung der Personen und der Ereignisse der Zuverlässigkeit der Darstellung keinerlei Eintrag tut; auf diese Darstellung kann sich auch der verlassen, der in der Beurteilung der berichteten Vorgänge vom Vf. mehr oder weniger abweicht. Besonders gelungen und überzeugend scheint mir neben der Zeichnung der Hauptperson, Friedrich

*) Vergl. Jahrg. II, S. 325 ff.

**) Tübingen, Mohr, 1907. Mk. 10,40, geb. Mk. 12,—.

Wilhelms III. selbst, die Schilderung der Persönlichkeit des Ministers Altenstein, dieses Typus des preußischen Beamten, der nichts Höheres kennt, als ein treuer Diener seines Königs zu sein, und der, nicht aus Streberei, sondern aus Treue, dem Dienst des Königs je und je auch die eigene bessere Einsicht zum Opfer bringt — der sich allerdings auch nicht scheut, u. U. im Namen dieses Königs nach eigener Einsicht Anordnungen zu treffen, die mit den Intentionen des Monarchen nicht ganz stimmen wollen.

Aber das ist nicht die Empfehlung, die F. wünscht, und auf die er ein Recht hat, wenn man die gelungene, anregende, fesselnde Durchführung seiner Arbeit lobt und ihr viele Leser wünscht, die sich von ihm in jene ungemein interessante Zeit deutsch-evangelischer Kirchengeschichte hineinführen und zu ihrem inneren Verständnis anleiten lassen. Für F. steht ja die gesamte Darstellung der geschichtlichen Ereignisse unter dem beherrschenden Gesichtspunkt des Titels: Die Entstehung der Preußischen Landeskirche. Er will verständlich machen, wie unter jenen Bestrebungen und Kämpfen in Preußen das geworden ist, was für die Preußische Landeskirche charakteristisch ist — das landesherrliche Kirchenregiment im modernen Sinn. Und er beklagt sich im Vorwort darüber, daß im allgemeinen so wenig Interesse für das Problem vorhanden zu sein scheine, wieso innerhalb des deutschen Protestantismus überhaupt Kirchen der Art bestehen, wie wir sie kennen. Und das macht auch nach meinem Urteil den entscheidenden Wert des Buches aus, daß es uns nötigt, über das Problem der kirchlichen Rechtsordnung innerhalb des deutschen Protestantismus mit verstärkter und vertiefter innerer Anteilnahme nachzudenken. Denn jedem, der sich über die feinen Zusammenhänge zwischen innerem Leben und äußerer Daseinsform einer kirchlichen Gemeinschaft nicht gleichgültig hinwegsetzt und sich nicht damit beruhigt, daß der Geist des Evangeliums es auch innerhalb mangelhafter Rechtsordnung schon ausrichten werde, muß es doch gehörig zu schaffen machen, wenn ein Mann, der so kräftig wie F. im kirchlichen Leben der Gegenwart mitten drin steht und sich in der Entstehungsgeschichte des heutigen Kirchentums so gründlich umgesehen hat, zu dem Urteil kommt, daß unser heutiges Kirchenwesen im modernen Sinn, „keineswegs die der Entwicklungstendenz der deutschen Reformation entsprechende Form religiösen Gemeinschaftslebens zu sein scheint". Und für die Entstehung dieses landesherrlichen Kirchenregiments im modernen Sinn macht F. in erster Linie die preußische Agende und den Agendenstreit verantwortlich.

Ein klein wenig mehr, als F. nach seiner temperamentvollen Darstellung zu tun scheint, neige auch ich zu einem gewissen Gleichmut in kirchlichen Verfassungsfragen. Aber vielleicht kommt das daher, daß ich in einer Landeskirche leben darf, in der man die Nöte des preußischen Landeskirchentums nur als Einfuhrgut, das doch nicht Wurzel fassen kann, kennt. Und jedenfalls geht mein größerer Gleichmut in den Fragen kirchlicher Rechtsordnung nicht entfernt so weit, daß ich die Bedeutung angemessener kirchlicher Daseinsformen für das innere Leben der Kirche unterschätze: man muß von diesen Formen jedenfalls verlangen, daß sie dem evangelischen Leben in der Kirche nicht mehr hinderlich sind, als kirchliche Rechtsordnung überhaupt mit evangelischem Wesen unvermeidlich in Spannung geraten muß. Dabei zeigt der von mir gewählte Ausdruck „Daseinsform" statt „kirchlicher Verfassung", daß ich mich mit F. vollständig darin einig fühle, daß dem deutsch-evangelischen Kirchenwesen nicht mit Synodalbestrebungen und anderen Maßregeln des „Ausbaus" der „kirchlichen" Rechtsverfassung geholfen werden kann, daß das Ziel der Rechtsordnung der Kirche nicht in der Richtung einer „starken, festen Kirchenbildung", sondern in derjenigen

immer engerer Fühlungnahme mit dem deutsch-evangelischen Volksleben gesucht werden muß.

Aber gerade weil ich mich in der Grundstimmung F. so nahe verwandt fühle, muß ich seine Beurteilung der Entstehung des modernen landesherrlichen Kirchenregiments an entscheidend wichtigen Punkten ablehnen. Damit ist nicht gesagt, daß ich die einzelnen Urteile F.'s über die Art und die Wirkungen des Eingreifens Friedrich Wilhelms III. in die kirchlichen Angelegenheiten gelegentlich der Agendenfrage, speziell über die Inanspruchnahme des jus liturgicum durch den König als staatlich unverantwortliches, aber mit allen Machtmitteln des Staates ausgestattetes membrum praecipuum ecclesiae und die daraus erwachsenden Akte größerer oder geringerer Willkür in ecclesiasticis — daß ich diese Urteile im einzelnen für unrichtig halte. Im Gegenteil, sie zeigen uns nur zu deutlich, welche traurigen Folgen die königliche Machtpolitik trotz redlichster Absicht und ehrlichster Frömmigkeit des Monarchen in der evangelischen Kirche Preußens gehabt hat — Folgen, die auch jetzt noch nicht überwunden sind. Aber so viel ich sehen kann, hat F. aus den einzelnen Vorgängen, die er zu beurteilen hatte, zu allgemeine und zu grundsätzliche Konsequenzen gezogen und hat infolgedessen die innere Notwendigkeit und den hohen Wert der Bildung eines landesherrlichen Kirchenregiments im modernen Sinn über den ihm entgegentretenden Schattenseiten eines falschen Gebrauchs desselben übersehen.

Das hängt mit einem Fehler zusammen, auf den ich schon bei Besprechung des 1. Bandes andeutend hingewiesen habe: daß F. die kirchlichen Zustände des 18. Jahrh. m. E. nicht ganz den Tatsachen entsprechend auffaßt, indem er damals das staatliche Regiment in der Kirche eigentlich ganz zessieren läßt. So sieht es annähernd nach dem Geist des Preußischen Landrechts, aber keineswegs nach den wirklichen Zuständen aus, die bei aller Laxheit des konsistorialen Regiments doch die entscheidende Gewalt in kirchlichen Rechtsangelegenheiten dem Landesherrn (Staat) durch das Mittel der Konsistorien wahren. Die Frage, vor der die Entwicklung zu Anfang des 19. Jahrhunderts stand, war nun die, ob der jetzt nach der Gesamtentwicklung grundsätzlich (vorher nur tatsächlich) interkonfessionell werdende, aber christlich bleibende Staat auch weiterhin, und zwar entsprechend dem stärker gewordenen religiösen Interesse nachdrücklicher als vorher, die Rechtsordnung in ecclesiasticis handhaben solle und könne, oder ob er die Handhabung dieser Rechtsordnung der synodalen „Vertretung" des kollegialistisch gefaßten „Kirchenvereins" überlassen müsse. Eine Entscheidung in ersterer Richtung lag in der Linie des geschichtlichen Zusammenhanges, der altlutherischen Unterscheidung zwischen „Geistlichem" und „Weltlichem", wonach alle Rechtsordnung etwas Weltliches ist und deshalb der Kognition der weltlichen Obrigkeit unterliegt; eine Entscheidung in der zweiten Richtung hätte der in der Theorie so gut wie allgemein anerkannten Unterscheidung zwischen „Staat" und „Kirchengesellschaft" entsprochen.

Was die Stein'sche Gesetzgebung hinsichtlich der kirchlichen Verwaltung anordnete, stellt den restlos durchgeführten Versuch dar, das (volkstümlich organisierte) politische Gemeinwesen mit Handhabung der Rechtsordnung auch in ecclesiasticis zu betrauen. Der Versuch war aber nur so lange durchführbar, als die katholische Hierarchie in Deutschland außer Aktion gesetzt war; dann ließ sich der katholische Volksteil, bezw. dessen geistliche Führer, eine derartige Säkularisierung der kirchlichen Rechtsordnung gar nicht mehr gefallen. Wollte man nun nicht auch die evangelische Kirche nach Analogie der römischen mit rechtlicher Selbständigkeit begaben, dann

mußte man eine andere theoretische Grundlage für das fortdauernde Staatsregiment in der Kirche suchen. Und daß man diese Begründung der kollegialistischen Doktrin entnahm, in der von dieser Doktrin mit vertretenen Form der Übertragung der Mitgliedsrechte auf den Landesherrn, ist zwar falsch, aber es ist mit Kamptz's Theorie von jener Übertragung (1828; vgl. S. 83 ff.) keineswegs etwas so unerhört Neues ans Licht getreten, und außerdem ist der ganze Vorgang nur zu verständlich, da man theoretisch ja noch fast völlig unter dem Einfluß der Lehren des Naturrechts von der Kirche stand und doch nach der ganzen Tradition praktisch sehr wenig Neigung haben konnte, den „Kirchenverein" dem Klerus in den Synoden auszuliefern.

Daß die Entstehung des landesherrlichen Kirchenregiments im modernen Sinn in diesem größeren Zusammenhang gewertet sein will und nicht so ausschließlich, wie F. es darstellt, aus den innerpreußischen Zuständen und besonderen königlichen Wünschen abgeleitet werden darf, lehrt ein Blick auf außerpreußische Kirchentümer, in denen bei ganz anders gearteten Monarchen und ganz unabhängig von preußischen Einflüssen die Entwicklung genau in derselben Richtung verläuft — noch akzentuierter, seit der Konstitutionalismus dem Landesherrn interkonfessionelle Stände moderner Art an die Seite stellt. So erklärt 1826/7 der hessische Landtag gelegentlich einer Interpellation, wie der heilsame Einfluß des geistlichen Standes auf das Volk vermehrt werden könne: Diese kirchlichen Angelegenheiten gingen ihn nichts an, so sehr er den Einfluß des geistlichen Standes schätze; sie seien Sache des L a n d e s h e r r n und seiner Regierung. Ich glaube, das Beispiel ist so beweiskräftig, daß man weiter nichts hinzufügen soll. Ebenso hat, um über das Maß der Ausübung landesherrlicher Kirchengewalt außerhalb Preußens etwas zu sagen, in der hessischen Kirche die landesherrliche Kirchenbehörde Oberkonsistorium mit allerhöchster Ermächtigung 1834 und 1836 ohne jeden Skrupel allgemein verbindliche Vorschriften über den Vollzug der Konfirmation und über die Ordnung des sonntäglichen Hauptgottesdienstes erlassen, ohne daß ein Mensch etwas dabei zu erinnern fand — weil das Oberkonsistorium sich dabei an das Herkömmliche anschloß, während die preußische Agende aller neueren Überlieferung in der Landeskirche ins Gesicht schlug. Dadurch, daß seine Machtmittel auf die Durchsetzung dieser Agende verwandt wurden, hat das Kirchenregiment Friedrich Wilhelms III. in den 20er Jahren den absolutistischen Zug angenommen, der auf dem Boden der evangelischen Kirche so unerträglich ist. Aber man soll die F e h l e r, die das landesherrliche Kirchenregiment damals gemacht hat, nicht mit diesem Regiment selbst verwechseln. Man soll auch nicht übersehen, wie unter den größten Fehlern doch immer wieder das Gefühl durchbricht, daß der Landesherr in spiritualibus, auch in liturgicis, eigentlich nicht v o r s c h r e i b e n kann: er hat nur zu e m p f e h l e n, wenn er diese Empfehlung auch mit den ihm zu Gebot stehenden Machtmitteln unterstützen darf.

So halte ich die Darstellung und das Urteil F.'s bezüglich dessen, was er über die Entstehung des modernen landesherrlichen Kirchenregiments in Preußen sagt, nicht für falsch, aber für zu einseitig an der Agendenfrage und an spezifisch preußischen Verhältnissen orientiert. Und wenn jeder ehrliche Freund einer gesund evangelischen Entwicklung unsres Volkskirchenwesens die damals gemachten Fehler, man muß wohl öfter sagen: das damals begangene U n r e c h t, aufs tiefste bedauern wird, wenn die Preußische Landeskirche bis heute von den Folgen dieser Fehler noch nicht losgekommen ist — man übersehe darüber doch nicht, was es nach Lage der geschichtlichen Entwicklung w e r t gewesen ist, daß in Friedrich Wilhelm III. ein persönlich so warm für kirchliche Angelegenheiten, wenn auch unter engem Gesichtswinkel, interessierter

Fürst an der Spitze des größten evangelischen Staates Deutschland stand. Denn so wie sie im 18. Jahrhundert waren, und auch so, wie sie unter Stein geordnet worden waren, konnten die kirchlichen Verhältnisse nun einmal nicht bleiben; dafür war die allgemeine Entwicklung zu sehr eine andere geworden. Nun handelte es sich, so wie die Dinge lagen, lediglich um die Alternative: Überlieferung der „Kirche" an die Synoden oder Anpassung des landesherrlichen Kirchenregiments an die veränderten Anschauungen — das letztere war nur möglich, wenn man das Kirchenregiment des Landesherrn als „innerkirchliches" Amt auffaßte, da die Theorie vom „Kirchenverein" nun einmal alle beherrschte. Ich meine, man könne gar nicht dankbar genug dafür sein, daß Friedrich Wilhelm III. an gewissen kirchlichen Dingen so stark interessiert war, daß es ihm nicht einfiel, auf seinen Einfluß auf diese Dinge zu Gunsten der Synoden zu verzichten. Denn unter reinem Synodalregiment wäre aller Voraussicht nach der deutsche Protestantismus schon längst in Winkelkirchen zerfallen. Ist denn nicht auch jetzt, wenn man nicht zur Separation schreiten will, das landesherrliche Kirchenregiment das ultimum refugium gegen Verknöcherungs- und Verengerungsgelüste der Synoden? Ein oft sehr mangelhaft und zaghaft funktionierendes refugium, das ist wahr, aber doch eins, und zwar seiner Natur nach; denn staatliches Kirchenregiment, wenn es sich auf seinen wahren Rechtsgrund besinnt, muß darauf aus sein, der Kirche die Entfaltung ihrer geistlichen Kräfte im Volksleben als Ganzem zu erhalten, und das kann auf die Dauer nicht geschehen, ohne daß man auf dies Volksleben in seinen verschiedenen Bedürfnissen und Stimmungen die nötige Rücksicht nimmt. F. erwähnt selbst, welches Gewicht Friedrich Wilhelm III. auf die „freiwillige Annahme" der Agende gelegt hat, wie er der Selbständigkeit der theologischen Fakultäten, trotz großer Neigung, die dazu bei ihm vorhanden war, doch schließlich nicht zu nahe zu treten wagte. Synoden würden in allen solchen Dingen viel weniger Rücksichten nehmen als ein Kirchenregiment aus staatlicher Autorität.

Jede Rechtsordnung steht mit dem geistlichen Wesen der evangelischen Kirche in Spannung, und diese Spannung wird heute, wo uns das Gewissensmäßige evangelischer Überzeugung in Fleisch und Blut übergegangen ist, von den Besten besonders stark empfunden. Zu Gewissensnöten kann diese Rechtsordnung unter Umständen auch dann schon führen, wenn sie nicht mißbraucht wird; deshalb kann es heutigen Tages im kirchlichen Gemeinwesen nicht ohne Absplitterungen abgehen: daß er dies gegenüber dem schlesischen Separatismus nicht einsehen wollte, war ein schwerer Fehler des Königs. — Aber trotz dieser Spannung zwischen kirchlicher Rechtsordnung und geistlichem Wesen der Kirche: eine Kirche, die dauernd und regelmäßig wirksam sein will, kommt nun einmal um Rechtsordnung nicht herum. Und die beste Rechtsordnung wird für die evangelische Kirche immer nicht die sein, die sie als „Kirchenverein" aus sich selbst heraus schafft: denn hier ist einer Vermischung von Geistlichem und Rechtlichem, die Vertauschung des lutherischen Gegensatzes zwischen Glaubensordnung und Rechtsordnung mit dem zwischen Kirche und Staat Tür und Tor geöffnet. Die beste Rechtsordnung wird für die evangelische Kirche immer die sein, bei der sie sich an die natürlich gegebene Rechtsordnung der politischen Volksgemeinschaft anzulehnen und sich so eine Menge einzelner rechtlicher Ordnungen zu ersparen vermag. Zu solcher Anlehnung ist auch heute noch die volle Möglichkeit geboten in Form des modernen landesherrlichen Kirchenregiments. Im Vorteil des evangelischen Kirchenwesens wird es deshalb nicht liegen, das landesherrliche Kirchenregiment zu bekämpfen, sondern dafür einzustehen, daß dies Regiment in seiner staatlich-rechtlichen Natur klar

erkannt und so das Maß der in der Kirche zu übenden Rechtsgewalt auf das Gebiet beschränkt wird, auf dem diese Rechtsgewalt nach evangelischem Empfinden überhaupt legitim ist. Wie weit presbyterial-synodale Organisation dazu dienen kann, ähnlich wie der politische Konstitutionalismus absolutistischen Ausartungen des landesherrlichen Kirchenregiments einen Riegel vorzuschieben, bleibt zu erwägen. Übrigens übersehe ich nicht, daß auch ein streng innerhalb der Grenzen seiner Zuständigkeit sich haltendes landesherrliches Kirchenregiment im Ernennungsrecht zu geistlichen Stellen starken Einfluß auf die Gestaltung des geistlichen Lebens in der Kirche hat. Aber in der Besetzung geistlicher Stellen berühren sich überhaupt die an sich inkommensurablen Gebiete des Geistlichen und Rechtlichen in unvermeidlicher Weise; die Mittel zur Verhütung von Schäden können hier nicht aus irgend welcher Gestaltung der Rechtsordnung gewonnen werden. — Je tapferer die, die wissen, was unsere evangelische Kirche zu ihrem geistlichen Wachstum braucht, für die Unterscheidung des „Geistlichen" und „Rechtlichen" bei jeder Art von Kirchenregiment eintreten, je tapferer sie einem Weiterschreiten auf der katholisierenden Bahn der Unterscheidung zwischen „Kirchlichem" und „Staatlichem" (als Qualitätsunterschied gefaßt) widerstehen, desto mehr Aussicht werden wir haben auf gesund evangelische Gestaltung des modernen landesherrlichen Kirchenregiments und Landeskirchentums.

U. Tholuck in seiner Eigenart als Prediger.

Von Prediger Walter Wendland in Wilmersdorf.

I.

Während über die Persönlichkeit von A. Tholuck, namentlich auch in letzter Zeit, viel geschrieben ist [1]), hat man die Eigenart seiner Predigten bisher noch nicht genügend beleuchtet und ans Licht gestellt. Nebe widmet ihm zwar in seiner Geschichte der Predigt 53 Seiten [2]); aber er beschäftigt sich hauptsächlich mit den „allerdings sehr wertvollen" theoretischen Ausführungen über die Predigt, die Tholuck uns in den Vorreden zu seinen Predigtbänden gegeben hat und die er fast ganz abdruckt. Wohl finden sich bei ihm viele feine Bemerkungen und Beobachtungen; aber der Reichtum und die Vielseitigkeit, sowie die spezifische Eigenart seiner Predigten wird nicht genügend klar herausgestellt, zumal er nur die Predigten über die Hauptstücke des christlichen Glaubens in den Kreis seiner Betrachtung gezogen hat. Die Ausführungen von Sack in seiner „Geschichte der Predigt" (S. 377—379) und von Hering in der „Lehre von der Predigt" (S. 231—233)

---

1) Vgl. zur Kenntnis der wissenschaftlichen Bedeutung und der Persönlichkeit Tholucks, die ich für das Folgende als bekannt voraussetze: L. Witte, Leben D. Tholucks, 2. Bd. 1884, 1886; M. Kähler, ein Lebensabriß. 1877; ders. in der Realencyklopädie Bd. 15, S. 567 ff; ders. im Protestantismus am Ende des XIX. Jahrhunderts S. 672—676; R. Bendixen in „Bilder aus der letzten religiösen Erweckung" 1897; O. Bertling in „Aus Höhen und Tiefen" 1905, S. 80 ff.

2) Nebe, Gesch. der Predigt. 1879. Bd. III, 280—333.

und von Christlieb-Schian in dem Artikel „Predigt" der Realencyklopädie (3. Aufl. Bd. XV. S. 721) sind, wie dies in der Natur der Handbücher liegt, zu knapp gehalten, um das ihm eigentümliche Charisma vor Augen führen zu können. Brömel hat in dem 2. Band seiner homiletischen Charakterbilder Tholuck von einem einseitig konfessionell-lutherischen Standpunkt aus betrachtet; seine Urteile sind darum zum großen Teil schief und ungerecht [1]). Zwei kleinere Aufsätze über Tholucks Predigten sind mir ferner bekannt. J. Müller hat in den „Studien und Kritiken" (1835, S. 239—246) die erste Sammlung seiner akademischen Predigten, die 1834 erschienen war, einer eingehenden Kritik unterzogen, die eine Fülle trefflicher Bemerkungen enthält. Ferner hat A. Wächtler in der Zeitschrift „Mancherlei Gaben und ein Geist" (1878, S. 193—215) aus Anlaß seines Todes einen Aufsatz „D. A. Tholuck, ein homiletisches Charakterbild" veröffentlicht. Er beschäftigt sich hauptsächlich mit der Persönlichkeit und dem Lebensgang Tholucks; auf seine Predigten geht er nur sehr kurz ein. In allen oben angeführten biographischen Darstellungen wird selbstverständlich auch auf die Predigttätigkeit Tholucks eingegangen, am ausführlichsten bei Witte. Auch in den Vorreden, die Witte und Hering zu den von ihnen veranstalteten Auswahlsammlungen seiner Predigten geschrieben haben [2]), besprechen sie seine Predigten. Allein überall werden uns mehr Andeutungen gegeben; eine eingehende Würdigung seiner Predigtkunst besitzen wir noch nicht. Ich will versuchen, diese im folgenden zu geben, und meine Arbeit mag ein bescheidener Beitrag sein zu einer Geschichte der Predigt, die die individuelle Eigenart und Begabung jedes Predigers unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse, unter denen er gepredigt hat, zu erfassen sucht.

Zu meiner Untersuchung sind sämtliche gedruckten Predigten Tholucks benutzt und nach beistehenden Ausgaben zitiert: 10 Predigten zu Berlin, Rom, London und Halle gehalten. Berlin 2. Aufl. 1831; die akademischen Predigten nach der Gesamtausgabe „Predigten über die Hauptstücke des christlichen Glaubens und Lebens". 5 Bde. Gotha 1862 ff. [3]). Gewissens-, Glaubens- und Gelegenheitspredigten. Berlin 1860 [4]). 4 Predigten über die Bewegungen der Zeit 1845; 6 Predigten über religiöse Zeitfragen 1846; Predigten über die neuesten Zeitbewegungen, 2 Hefte 1848; do. 3. Heft: 10 kirchliche Zeitpredigten 1851.

* * *

„Freilich sind etliche unter dem jüngern Geschlecht aufgetreten und haben gemeint, auf niemand anders mit ihrer Predigt angewiesen zu sein, als auf das kleine Häuflein der Gläubigen und Erweckten, und so predigen sie Jahr aus, Jahr ein, und der große Haufe, der ohne das Wort Gottes

---

1) Zum Beweis dieses Urteils genüge folgender Satz Brömels (S. 185): „Es stände kläglich um die Kirche der Reformation, wenn sie nichts andres wäre, als das was Tholuck aus ihr macht." Vgl. Witte, Leben Tholucks II, 292 f.

2) Witte in „Bibl. theolog. Klassiker" Bd. III. 1888; Hering in „Predigt der Kirche" Bd. 28. 1895.

3) Abgekürzt Pr.

4) Abgekürzt Gew. Pr.

und seine Kirche ist, kommt immer weiter davon zurück. Aber wo steht das geschrieben, daß ihr Prediger des Wortes Gottes nur angewiesen seied auf die Erweckten und nicht vielmehr auf die Getauften? ... Wenn es denn so ist, o sollten nicht die Prediger hinausgehen und in Liebe sinnen nach den Fäden, mit denen jene Verirrten mit Gottes Wort zusammenhängen, die ihm schon den Rücken gekehrt haben!" [1]) Aus diesem Wort, das Tholuck auf der Kanzel gesprochen hat, ersieht man: Er wollte mit seinen Predigten Seelen erobern, er hatte, wenn er seine Predigten ausarbeitete, stets die vor Augen, die der Kirche entfremdet waren. Höchst charakteristisch ist es darum, daß er an die Spitze seiner theoretischen Ausführungen über die Predigt die Frage stellt: „Welches sind die Mittel, die gebildeten Klassen wieder zur Teilnahme am Gottesdienste zurückzuführen?" [2]) Seine Predigten tragen darum in hervorragender Weise einen „erwecklichen" Charakter, was schon äußerlich daraus hervorgeht, daß er wie jeder Evangelisationsprediger das Ihr und Ich bevorzugt, das Wir dagegen vermeidet.

Tholucks Größe besteht nun darin, daß er für Menschen mit den verschiedensten Naturanlagen und Seelenzuständen predigen konnte. Während die vulgäre Evangelisationspredigt um Individualitäten sich nicht kümmert, ist das Schema seinen Predigten fern, die verschiedensten Stimmungen weiß er anzuschlagen, und so tragen seine Predigten der Mannigfaltigkeit des Lebens Rechnung. Reichhaltigkeit der Stimmungen, oft in derselben Predigt, ist darum das Merkmal, das jedem Leser sofort in die Augen springt: Er kann den Zorn Gottes, [3]) er kann auch die Gnade Gottes verkünden [4]); er kann die Stumpfen mit harten Worten aufrütteln [5]), er kann sie mit liebevollen Bitten zur Umkehr bewegen [6]); er kann den Verächtern der Religion die Hände entgegen strecken und auf ihre Gedankenwelt eingehen [7]), er kann aber auch mit der versammelten christlichen Gemeinde sich zusammmenschließen und ihre frommen Empfindungen in Worte fassen [8]); er kann wider die Sünden seiner Zeit eifern [9]), er kann auch mit den Traurigen trauern [10]); er kann mit den Suchenden und Zweiflern mitempfinden [11]), er kann auch mit den Gläubigen beten [12]). Um einen Eindruck von der Reichhaltigkeit der Stimmungen zu geben, setze ich zwei möglichst verschiedenartige Stellen einander gegenüber, zuerst eine Stelle aus einer Weihnachtspredigt (I, 12),

---

1) Gew. Pr. S. 1.
2) Pr. I. Vorwort S. 10.
3) Pr. I, 111 f.
4) Pr. I, 34 f.
5) Gew.-Pr. 20. Pr. I, 274.
6) Pr. II, 298 f.
7) Der Beweis hierfür liegt in der überall hervortretenden psychologischen Schriftauslegung, die stets ausgeht von einem dem Hörer und dem Redner gemeinsamen Standpunkt.
8) An solchen Stellen findet sich in seinen Predigten das „Wir", z. B. Pr. III, 158 f.
9) Vgl. die Predigten des Jahres 1848.
10) Pr. V, 349 ff. und andere Totenfestpredigten.
11) Pr. III, 47 f.
12) Die schönsten Gebete stehen in den Zeitpredigten der Jahre 1845–1848 am Ende der Predigt.

die dramatisch ausmalt den Gegensatz zwischen der Welt ohne Christus und der Welt mit Christus:

„Lasset uns noch einmal uns zurückversetzen in die Zeiten, wo das Kind, auf dessen Schultern die Herrschaft der Welt ruht, noch nicht geboren ward. Seht ihr dort vor dem Marmor, dort vor giftigem Ungeziefer der Erde den Menschen anbetend niederknien — den Menschen, nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen? Seht ihr dort die Altäre rauchen von dem Blute geopferter Kinder? Seht ihr der Weltweisen Kämpfe und wie jeder Fund des Einen durch den des Andern zu Grabe getragen wird? Seht ihr die Wollust, den Neid, die Rachgier, die Blutschande, die Empörung, wie sie Familien und Geschlechter durchschreiten — als Sünde unerkannt? — Wie dort einsame Greise und gattenlose Frauen den trostlosen Blick über das Grab schicken in eine Ewigkeit, in der keine Heimat ist? Sehet ihr den sinnenden Weisen an dem Strom der Geschlechter stehen mit seinem erstaunten: Woher? — mit seinem noch erstaunterem: Wohin? Es ist die Welt, wie sie war am Anbeginn, wüst und leer, als das Schöpferwort noch nicht gerufen hatte: es werde Licht! Und siehe: Ein Kind ist uns geboren, des Name ist Wunderbar. Vor allen andern Dingen, was des Sehers Stimme ausspricht, verkündigt sie euch, daß eine Welt der Wunder vor euch sich auftun soll . . ."

Ich stelle dem gegenüber eine Stelle, die uns zeigen kann, wie einfach-feierlich derselbe Mann reden konnte (Pr. II, 3 ff):

„Ihr, bei denen das Gebet niemals laute Worte gewann, ihr stehet nur im Vorhof des Gebets. Es ist aber auch zu fürchten, daß selbst, was ihr stilles Gebet nennt, überhaupt kein Gebet gewesen sei. Ist das, was du dein stilles Beten nennst, stets nur eine fromme Betrachtung gewesen, ist es niemals aufgeflammet in Anrede an den Lebendigen, o Bruder, so hast du überhaupt noch nicht die Natur des Gebetes erkannt, denn das ist ja eben, was das Gebet von der bloßen frommen Betrachtung unterscheidet, daß im Gebet der angeredete Gott auch eine Gestalt für den Menschen gewinnt und vor die Seele hintritt und ihr so menschlich nahe kommt. Ihr, die ihr das Gebet ebensowohl als die fromme Betrachtung kennt, legt Zeugnis ab, ob auch bei den schönsten eurer Betrachtungen der Ewige euch so innerlich nahe geworden sei wie beim Gebet? Und warum willst du deinen Gott nicht anreden? Gibt es kein göttliches Du für dich? . . . Wie selten vermag es der Mensch, jene frommen, stillen Betrachtungen lange festzuhalten! Wie oft ist das, was ihr stille Andacht nennt, nur ein träumerisches Sinnen und Ahnen, wo ihr weder des Gegenstandes eures Bedürfnisses noch auch des Gebers euch klar bewußt werdet — eine Rauchsäule, aus der keine Flamme steigt. Erst derjenige, welcher das laute Gebet übt und kennt, und für den im lauten Gebet sein Gott wirklich eine lebendige Gestalt gewonnen hat: erst für diesen ist es eine freudige, zum Himmel schlagende Opferflamme, erst bei dem wird dann auch jenes stille, innerliche Gebet, von dem der Apostel sagt, daß es ohne Unterlaß geschehen solle, die rechte Beschaffenheit erhalten."

Zur Beleuchtung des Wechsels der Stimmungen eignen sich vorzüglich noch folgende 2 Stellen: „Macht[1]) er es nicht bei Dir wie bei Petrus, als er ihn verleugnet hatte? Er droht nicht, er schlägt nicht, er sieht dich nur an — christlicher Bruder, kennst du ihn nicht den mild-ernsten Blick, mit dem der Herr die Seele ansieht, die ihn verleugnet hat? . . . O, sagt, müßte es nicht ein Stein sein, das Menschenherz, das bei solcher Freundlichkeit und Milde nicht freundlich werden wollte?" Diesem weichen Ton stelle man gegenüber den harten Bußruf mit dem immer wiederkehrenden Refrain: „Es ist zu spät", den Nebe auf S. 308 abdruckt (Pr. I, 308).

Bei aller Mannigfaltigkeit des Ausdrucks und der Stimmung durchzieht jedoch die ersten Sammlungen ein gemeinsamer Grundton: Das erschütternde

1) Pr. I, 71 f.

Moment überwiegt. Es scheint, als ob sein Charisma nur darin besteht, die Zuhörer aufzurütteln. Darum kann J. Müller[1]) den Vorwurf erheben: „Das Moment der Lehrentwicklung tritt in diesen Predigten zu sehr zurück; sie regen mächtig an; aber sie begründen nicht genug einen festen Zusammenhang christlicher Erkenntnis, durch den doch das neue Leben selbst erst die rechte Basis erhält ... Eine Gemeinde aber, wie sie um Herrn D. Tholuck sich gebildet hat und immerfort bildet, können wir uns doch nicht als unempfänglich für die Weiterführung in christlicher Bekenntnis und noch immer bloß der Anregung bedürftig denken". Der Grund dafür, daß er diese Tendenz, zu ergreifen und zu erschüttern, in den ersten Sammlungen einseitig verfolgt, liegt nun aber nicht in einer Schranke seines Könnens, sondern der Zustand seiner Gemeinde erforderte zunächst diese Einseitigkeit. Die pietistisch-biblische Art des Christentums, die er verkündete, war seinen Zuhörern zunächst fremd und unverständlich. Als er zum 1. Mal in Halle, im Juli 1824, vertretungsweise gepredigt hatte, klagte er in einem Brief an einen Freund[2]), daß „die Leute gänzlich einer biblisch-innerlichen Sprache entfremdet sind" und alle biblischen Gedanken ihnen „spanisch vorkommen". Der einseitige Charakter der ersten Sammlungen seiner Predigten läßt sich darum rechtfertigen aus dem geistlichen Zustand der Gemeinde heraus; er wäre nur zu tadeln, wenn Tholuck an dieser Art auch festgehalten hätte, als die Gemeinde ihr entwachsen war. Das ist nicht geschehen. Die späteren Predigtbände enthalten eine Fülle von Predigten, die sich ganz speziell auf Fragen der Lehre und Erkenntnis beziehen.

Das starke Bedürfnis nach religiöser Erkenntnis, das in seiner Zeit ebenso vorhanden war wie in der unsern, hat er nicht verkannt, sondern hat ihr Rechnung getragen und apologetisch-dogmatische Predigten gehalten, und im Gegensatz zu Claus Harms, der geringschätzig von Lehre und Erkenntnismitteilung auf der Kanzel spricht, einen Kern der Lehre, Gedanken und Aufschlüsse für jede Predigt gefordert[3]). So behandelt er in 19 Predigten des 4. Bandes die Gnadenmittel (Wort Gottes, Kirche, Gebet, Sakramente) und im Anschluß an die Confessio Augustana bespricht er alle Hauptprobleme der christlichen Glaubenslehre[4]). Auch liebt er es, eine wichtige Frage in mehreren Predigten zu behandeln, um recht gründlich auf den Gegenstand eingehen zu können. So hält er eine Reihe von Predigten über das Gewissen[5]), 3 Predigten nach 1. Kor. 2 über „die evangelische Predigt eines Paulus als das Vorbild aller Predigt[6])", 3 Predigten nach Joh. 7,16. 17 über die Frage: „Wie kommt man zum Glauben[7])"? Auch hat er es für seine Pflicht gehalten, hin und wieder über den christlichen Gottesdienst zu predigen[8]). Wie eingehend er die Glaubenswahrheiten erörtert hat, will ich nur an einem Beispiel zeigen. Das Abendmahl bespricht er in

---

1) A. a. O. S. 242 f.
2) Witte, a. a. O. II, S. 34.
3) Pr. I, Vorrede S. 16.
4) Pr. Bd. V.
5) In den Gew.-Pr.
6) Pr. III, 50 ff.
7) Pr. IV, 1 ff.
8) Pr. II, 53 ff. 61 ff. III, 179 ff. V, 357 ff.

3 Predigten nach folgenden Gesichtspunkten: 1. Es ist eine ernste Veranlassung zur Prüfung unsrer selbst; 2. ein tatsächliches Bekenntnis zur Versöhnung des Herrn; 3. ein Unterpfand der Gnade von dem versöhnten Gott; 4. ein Band der Gemeinschaft mit dem Erlöser im Himmel; 5. ein Band der Einheit mit seiner Gemeinde auf Erden.

Als ein geschickter Apologet zeigt er sich in diesen lehrhaften Predigten dadurch, daß er die Dogmen aus der christlichen Erfahrung heraus begreiflich macht, so daß er stets Brücken schlägt zu denen, die nicht bis zu der Tiefe seiner Erkenntnis vorgedrungen sind. So behandelt er das christologische Problem in folgender Weise:

„Von zweierlei Naturen in Christo, einer göttlichen und menschlichen in Einer Person vereinigt, spricht unser Bekenntnis. Auch das ist einer nur von den menschlichen Versuchen, ein Wort zu finden für die Sache ohnegleichen. Die Kirche hat von Anfang an dies Wort nicht gehabt, sie hat sich mit anderen beholfen, sie hat eine Zeitlang gerungen, ehe sie dies Wort gefunden hat; vielleicht, daß die Zukunft noch ein besseres findet. Das Interesse der gläubigen Gemeinde hängt auch nicht daran; sie verlangt allerdings einen Ausdruck, welcher dem Zeugnisse des Geistes in der Schrift nicht widerspricht und zugleich mit dem Zeugnisse des Geistes in den versöhnten Christenherzen zusammenstimmt; aber eine gläubige Gemeinde ist sie gewesen, noch ehe dieser Ausdruck gefunden war; sie würde eine gläubige Gemeinde bleiben, wenn ein anderer entsprechender Ausdruck gefunden würde, welcher die Bibel und die Erfahrung des versöhnten Herzens gleich sehr für sich hätte. Die gläubige Gemeinde hat überhaupt wenigstens zunächst kein Interesse daran, zu wissen, was Gott und Christus an sich, was sie ihrem Wesen nach sind. Zunächst begehrt sie nur zu wissen, was ist Gott für mich? in welchem Verhältnis steht er zu mir? Und wenn ich alle seine Eigenschaften kennte und wüßte, wie dieser Gott zum Reiche der Natur und zu den Bewohnern der Sonne und Planeten sich verhielte, und ich wüßte nicht, wie steht er zu mir? – ach, was wäre mir damit geholfen! Du sprichst zur gläubigen Seele: Aber was kann ein Gott und ein Heiland dir helfen, den du nicht begreifst? Sie antwortet dir: Begreifen? Nun ja, Gott ist größer als mein Begriff von ihm, darum bete ich ihn nur destomehr im Staube an. ... Für jetzt genügen mir, um jenes wunderbare Geheimnis der Einheit von Vater und Sohn zu bekennen, die Worte meiner Väter: Ich glaube an einen Christus, göttliche und menschliche Natur unzertrennlich vereinigt in Einer Person."[1])

In einer Predigt über 2. Kor. 13,3 [2]) kommt er auf die Trinität zu sprechen:

„Auf den dreieinigen Gott weist nun auch unsere Stelle hin. Vielleicht ist euch darin aufgefallen, daß die Gnade des Sohnes vorangestellt ist, und nicht die Liebe des Vaters. Damit verhält es sich so: Der Apostel hat nicht den Weg von oben nach unten genommen; er fängt mit dem an, womit überhaupt erst ein reales Verhalten des Menschen zu dem lebendigen Gott beginnt, mit dem Mittler."

Wer sehen will, bis zu welchem hohen Maße „dogmatisch" auf der Kanzel zu reden er sich nicht scheut, lese z. B. seine Predigt über die Rechtfertigung durch den Glauben (Pr. V, 21). So trifft darum der Vorwurf, den J. Müller beim Erscheinen der 1. Sammlung mit Recht erheben durfte, nicht zu, sobald man alle Predigten Tholucks betrachtet. Er war nicht bloß Erweckungsprediger, er konnte auch auf der Kanzel ein geschickter und gründlicher Apologet sein. Ich verstehe darum Nebe[3]) nicht, wenn er behauptet, daß die späteren Predigten „doch nicht in vollkommen

1) Pr. V, S. 24.
2) Pr. III, S. 267; – besonders interessant ist auch in Pr. V, 26 ff. seine Ausführung über den Opfertod Christi; vgl. hierzu auch Ritschl, R. V. 3. Aufl. I, 602 f.
3) A. a. O. S. 319.

befriedigender Weise" „eine gründliche Erkenntnis Gottes in Christo" vermitteln; denn „eine ganze Anzahl von hohen Glaubensartikeln, wie z. B. die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes bleibt unerörtert, und die großen Lebensgebiete des Hauses, sowie der Schule und des Staates werden nie betreten, höchstens einmal gestreift". Ich leugne die Richtigkeit dieses Satzes vollständig. Denn ich wüßte nicht, welche hohen Glaubensartikel er vergessen hat zu behandeln, da er selbst über Trinität und Unsterblichkeit [1]) und den Wert der Vernunft [2]) handelt. Wenn aber über die Lebensgebiete des Hauses und der Schule keine gedruckten Predigten vorliegen, so liegt das daran, daß er zu Studenten sprach. Wer weiß aber, ob er nicht in seinen Betstunden auch einmal diese Fragen behandelt hat! In seinen „Stunden der Andacht" berührt er auch diese Seiten des Lebens. Und wenn Nebe vermißt, daß er das Staatsleben nicht genügend behandelt hat, so widerspreche ich auch dem; denn Tholuck hat anläßlich der Revolution politische Zeitpredigten gehalten.

So komme ich denn noch auf seine Zeitpredigten zu sprechen, d. h. auf die Predigten, die er gegen die Lichtfreunde und die Revolution gehalten hat [3]). Aus dem kleinen gebrechlichen Manne wurde in den aufgeregten Zeiten der vierziger Jahre ein Prophet, der nach Art der großen alttestamentlichen Propheten gegen die Götzen des Tages, gegen die Schlagworte und die Aufklärungswut, eiferte [4]). Fein säuberlich ist er nicht einhergefahren, er suchte vielmehr nach harten und scharfen Worten, um seine Gegner niederzuschlagen. Die Zornreden der alttestamentlichen Propheten, denen er auch viele Zitate entnahm, waren oft seine Vorbilder. So ruft er gleich in der ersten Predigt, die er gegen die Lichtfreunde im Sommer 1845 hielt, ihnen auf Grund von Mt. 7, 13. 14. das harte Wort zu: „Die Wahrheit ist am seltensten da zu finden, wo der Haufe am größten ist" [5]). Um zu zeigen, daß seine Predigten wirkliche Kampfreden sind, setze ich aus der 3. Predigt, die das Wort Mt 7, 15–20, die Warnung vor den falschen Propheten, zum Text hat, einige recht kräftige Stellen hierher [6]):

„Du lügnerisches Geschlecht der Tüncher, die, wie Ezechiel spricht, mit losem Kalk tünchen, der da abfällt, wenn der Platzregen kommt, — euch Lügenpropheten, sage ich, hat der Herr gemeint, wenn er ruft: „Hütet euch vor den falschen Propheten!" Denn, wie er am Schlusse seiner Rede es ausspricht, er will, daß seine Jünger ein Haus bauen, das stehen bleibt, auch wenn der Platzregen kommt von oben und die Ströme von unten und die Ströme von beiden Seiten; ihr aber, ihr lehrt Häuser bauen, die da einstürzen, sobald die Wetter des göttlichen Gerichts hereinbrechen. Euch Tüncher hat er gemeint, die ihr die lose Lehre lehrt, nach welcher dem Volke die Ohren jucken. . . . . Wie nämlich kommen solche Lehrer an die Seelen? O, mit gar sanften, süßen Reden, unter denen kein Mensch den Wolf ahnen kann. Sie haben ja nur lauter Angenehmes zu verkünden. So brauchen sie niemanden hart anzufassen, keinem eine saure Miene zu machen, können immerfort Friede, Friede!

1) Pr. II, S. 204. 6 Predigten, 1846, S. 60 ff.
2) Ebenda S. 1 ff.
3) Die Titel dieser Predigten s. oben. – Witte druckt in s. Sammlung einige Predigten gegen die Lichtfreunde, Hering einige Predigten gegen die Revolution ab. Immerhin wäre es wünschenswert, diese Zeitpredigten neu herauszugeben, da sie eigenartige Erzeugnisse der gesamten homiletischen Literatur sind.
4) Vgl. Witte, a. a. O. II, S. 416 ff, 439 ff.
5) 4 Predigten über die Bewegungen der Zeit. 1845. S. 2.
6) Ebenda S. 32 ff.

rufen, wie auch Paulus vor solchen warnet, die, wie er sagt, mit süßen Worten und mit prächtigen Reden die unschuldigen Herzen verführen".

Mit der gleichen Schärfe trat er im Jahre 1848 der revolutionären Bewegung entgegen [1]), und sein Biograph [2]) versichert, daß es diesen Predigten, die gleich nach dem Halten gedruckt wurden, mit zu verdanken ist, wenn Halle im ganzen ruhig blieb. Bei allem Eingehen auf die Zeitverhältnisse hat er jedoch meines Erachtens die Kanzel nicht zu politischen Agitationen mißbraucht. Seine durch und durch religiöse Bestimmtheit war von vornherein eine Garantie dafür, daß er auf ein bestimmtes politisches Programm sich nicht festlegte, wie er als ein primär religiös gestimmter Mensch ein solches überhaupt nicht hatte; sie hatte zur natürlichen Folge, daß er gewisse Staatseinrichtungen niemals verteidigte, sondern es stets klar durchblicken ließ, daß die Frömmigkeit an sich mit den verschiedensten Staatsformen sich verbinden kann. Was er tat, war nur, daß er den ungöttlichen Zug, den er in den Zeitbewegungen zu bemerken glaubte, klar herausstellte und geißelte. Er gehörte zu den religiösen Naturen, die an sich wenig politisches Interesse haben, die aber dann plötzlich in die Politik eingreifen, wenn die Frömmigkeit gefährdet wird. Das glaubte er: Über dem beständigen Schreien nach bürgerlichen Freiheiten wird „der Gipfel aller menschlichen Bestimmung", ein Mensch Gottes zu werden, vergessen, und in dem Streben, durch bessere bürgerliche Einrichtungen die Erde zu einem Paradies umzugestalten, offenbart sich ein Diesseitigkeitssinn, der in den Seelen der Menschen die Wahrheit erstickt, daß sie nur flüchtige Gäste dieser Erde sind. Ich habe hier nicht nachzuprüfen, inwiefern seine Beobachtungen richtig sind. Ich wage nicht jedes seiner Worte zu verteidigen, so wenig wie ich glaube, daß sich jedes harte Wort von Luther und auch von den großen alttestamentlichen Propheten rechtfertigen läßt; denn der Historiker wird stets objektiver und milder urteilen als der, der in den Kampf der Meinungen eingreift. Aber wenn er davon durchdrungen war, daß Gott bei all jenem Disputieren, bei allem Suchen nach Neuem hintenan gesetzt wurde, wenn er davon überzeugt war, daß die Religion, jener heilige Same, aus dem alle Bildung des Menschen hervorgeht, durch das Aufklärungsgeschrei aus den Herzen der Menschen herausgetrieben wurde, — und ich zweifle keinen Augenblick, daß er hierin recht hatte, — dann war es nicht bloß sein Recht, sondern vielmehr seine heilige Pflicht, gegen den Zeitgeist zu protestieren. Von einem Überschreiten der Grenzen der Predigt ist darum nicht zu reden. Vielmehr stehe ich nicht an, ihn um dieser Reden willen, die nicht nach rechts oder links schielen, die ihm Lästerung, Hohn, ja körperliche Angriffe einbrachten, einen Propheten zu nennen; denn so oft ich sie lese, verspüre ich in ihnen einen Hauch jenes Geistes, der jene großen Männer des Alten Testaments zum Reden getrieben hat.

Weil die Grundstimmung, die diese Zeitpredigten durchzieht, religiös war, waren diese seine Predigten, obgleich Kampfreden im eigentlichen Sinne des Wortes, doch stets Bußpredigten für die christliche Gemeinde. Und nicht

---

1) Predigten über die neueste Zeitbewegung. 2 Hefte. 1848, enthaltend 6 Predigten. Es ist Hering zu danken, daß er in seine Auswahl 3 dieser geistesmächtigen Predigten aufgenommen hat.

2) Witte a. a. O. II, 446.

nur das, sondern seine durch und durch religiöse Stellung zu den Zeitbewegungen veranlaßte ihn, die Zeitverhältnisse unter die Beleuchtung der verschiedensten Gottesworte zu stellen, und darum herrscht auch in diesen Predigten eine Mannigfaltigkeit der Stimmungen und nicht etwa ein ewiger Wechsel zwischen Scheltrede und Bußpredigt. Man vergleiche mit der angeführten Stelle z. B. folgendes Wort, das im Jahre 1848 gesprochen ist[1]):

„Der Menschensohn kommt in der Kraft seines Reiches, er kommt in allen Bewegungen der Welt, und das alles sind nur die Vorbereitungen zu seinem letzten Kommen. Und da die Geschichte mich lehrt, daß gerade, wo die Herrlichkeit der Welt zusammenbricht, die Herrlichkeit Gottes desto mehr aufgeht, daß, so oft die Erde wieder einmal wüst und leer wird und es finster wird auf der Tiefe, immer wieder, wie dort am Schöpfungsmorgen, der Geist Gottes, neue Keime befruchtend und gestaltend, über der Tiefe schwebt, so darf ichs ja hoffen, daß auch durch die Trümmer dieser Zeit hindurch sein Reich mit gewaltigem Schritte daher kommen wird, so glaube ichs, wiewohl mein Auge es noch nicht sehen kann, daß auch jetzt sein Geist, neue Keime befruchtend und gestaltend, über der Tiefe schwebt. Die Trümmer des Tempels von Jerusalem wie die des römischen Weltreichs sind einst Bausteine für seine neue Kirche geworden; auch aus den Kirchen- und Staatstrümmern dieser Zeit wird er sich eine neue Kirche bauen, herrlicher als die erste. Mit beruhigtem Herzen, mit gehobener Hoffnung denke ich daran, wenn ich bete: „Dein Reich komme". Und nun wird mir auch diese Bitte eine Kraft zur Heiligung. Indem ich bete: „Dein Reich komme" und daran denke, daß wirklich in diese durchgrabene Hand die Zügel des Weltregiments gelegt sind, und daß die Zeit kommen muß, wo alle seine Feinde zum Schemel seiner Füße liegen müssen, und mit Willen oder wider Willen rufen müssen: Du bist der Herr! da falle ich mit desto tieferer Ehrerbietung vor ihm nieder und spreche: Herr, heilige mich durch und durch, damit ich nicht wider Willen, sondern aus ganzer Seele und mit willigem Herzen dir diene! ... Herr, so geschehe denn dein Wille über uns. Das wollen wir sprechen, wenn wir die Grundpfeiler bersten sehen, die unsern Staat getragen haben, wenn wir Preußen es erleben müßten, daß die edle Krone Preußens, die stolze und siegreiche, für immer verbliche – dennoch von Menschenrat, der das gewollt, wollen wir hinwegsehen auf deinen Rat, Herr, der das zugelassen; von Menschentorheit, die das begonnen, wollen wir hinwegsehen auf deine Weisheit, Herr, die das beschlossen hat. Das wollen wir sprechen, und wenn eine Zeitlang unsere Kirche eine Kirche der Wüste werden müßte, und öde würde wie ein verlassenes Hüttlein im Weinberge, wenn der Leuchter des Evangeliums gar unter uns umgestoßen würde, und seine Diener von einer Stadt zur andern fliehen müßten – dein Wille geschehe, Herr, dein Wille geschehe! Haben's auch Menschen angerichtet, du hast's ihnen ja zugelassen, ist's auch ein menschlicher Anschlag, ich sehe deinen Namenszug darunter, und wo ich deinen Namenszug sehe, da beuge ich mein Haupt und bete an."

So zeigt sich Tholuck in seinen Predigten als Stimmungsmaler, der ein feines Ohr besitzt für das Seelenleben der Menschen, als ein wirkungsvoller Apologet, der nicht mit unbewiesenen Behauptungen den Gegner niederzuschreien versucht, sondern psychologisch ihm die christlichen Heilswahrheiten verständlich macht, und schließlich als ein Prophet, der gegen die Sünden seiner Zeit eifert. Und für jeden der verschiedenartigen Stoffe weiß er eine neue Stilart zu finden, so daß der Reichhaltigkeit des Inhalts seiner Predigten auch die der Ausdrucksweisen entspricht. Das Geheimnis für diesen Reichtum ruht natürlich in dieser vielseitigen Persönlichkeit, die biblischer Pietist war und sich ganz auf die Schrift stützte und doch Hegelschen Spekulationen nachgehen konnte und im Innersten des eignen Geistes, im unmittelbaren Gefühl, die Offenbarungen des Unendlichen erlebte, in

1) Predigten über die neuesten Zeitbewegungen, 2. Heft. 1848. S. 23 ff.

dieser originellen Person, die sich aus allen neu aufkommenden Geistesrichtungen zum Schrecken seiner kirchenpolitischen Freunde assimilierbare Elemente entnahm.

Wirkungskräftig waren nun aber seine Predigten vor allen Dingen darum, weil er stets das auf die Kanzel brachte, was seine Gemeinde bedurfte. Dazu war er im stande, weil er nicht über der Gemeinde auf dem Predigtstuhl stand, sondern in ihr lebte und in den Häusern zu Hause war, so daß er in einer Vorrede zu seinen Predigten sagen kann[1]): „Auch sind meine Predigten nicht außer der Gemeinde entstanden, sondern aus der Gemeinde. Fast jedesmal sind die Erfahrungen der vorangegangenen Wochen unter den Gliedern der Gemeinde die Geburtsstätte gewesen, welche die der Predigt zu Grunde liegende Idee erzeugte. Eben dieser Umstand wird es auch erklären und entschuldigen, wenn dieselben Materien mehr als einmal zur Sprache gekommen sind". Diese intimen Beziehungen, die zwischen jeder einzelnen Predigt und der Gemeinde bestanden, vermag der Leser leider nicht mehr heraus zu erkennen[2]). Nur öfters wird der Vorhang gelüftet, wenn er z. B. in seinen Predigten uns andeutet, daß sein Thema gewählt ist auf Grund einer Frage von Gemeindegliedern[3]). Seine persönlichen Schüler versichern uns, daß dies ungeheuer oft der Fall gewesen ist, ja, daß er Gespräche mit Studenten zu ihrem großen Schrecken fast wörtlich auf die Kanzel brachte[4]). Darum kann ich sagen: Der Gesichtspunkt, von dem aus seine Predigten betrachtet und begriffen werden müssen, ist der der Seelsorge[5]).

Tholuck war Universitätsprediger. Daß er in seinen Predigten an seine Studenten in erster Linie dachte, geht nicht bloß daraus hervor, daß er sie oft persönlich anredet oder auf studentische Ehrbegriffe anspielt[6]); sondern die ganze Art seiner Predigtweise offenbart diese Rücksichtnahme. Ein frischer, dem Leben zugewandter Hauch durchzieht seine Predigten; von einem sauersehenden Pietismus ist nichts zu spüren. Man merkt es vielmehr seinen Predigten sofort an, daß sie für moderne gebildete Menschen des 19. Jahrhunderts gehalten sind, deren Leben in Kunst, Wissenschaft und Dichtung wurzelt, aber nicht mehr wie das ihrer Urgroßväter in der Bibel. Tholuck verwertet darum in seinen Predigten die Schrift nicht so, als ob sie ohne weiteres seinen Zuhörern Autorität ist, sondern seine Schriftauslegung geht in den von Herder begonnenen und von Schleiermacher fortgesetzten Bahnen. Er legt sie aus „ohne alle andern Voraussetzungen als die eines Herzens, welches für rein Menschliches empfänglich ist[7])". Und weil er in einer Zeit predigt, „wo Shakspeare eine stärkere Autorität für viele ist als Paulus und ein Distichon Goethes eine kräftigere Belegstelle als der ganze Römer- und Galaterbrief" [8]), so knüpft er stets an das

1) Pr. I, S. 21, vgl. Vorreden S. 19.
2) Allgemein ist ja bekannt, daß Tholuck in so innigem Verkehr mit den Studenten stand, wie vielleicht nie wieder ein Professor.
3) Gem.-Pr. S. 51.
4) Persönliche Mitteilung von lic. Arenfeld.
5) Vgl. P. I S. 18 ff. s. Forderung, daß die Predigt aus der Gemeinde entsteht.
6) Gem.-P. S. 190.
7) Vgl. Vorrede. Pr. S. 11 f.
8) Vgl. Vorreden ebd. XII ff.

Geistesleben der Gebildeten an. Er durchbricht schon bei seiner ersten Predigt[1]) — was damals noch unerhört war — die homiletischen pedantischen Regeln, die damals gegeben wurden, die Regelmäßigkeit „des homiletischen Chausseestils, der jeden Schritt links- und rechtsab mit Fußangeln besetzen will"[2]). Was er selbst in seinen Vorreden, die zum großen Teil nur Beschreibungen seiner eigentümlichen Predigtweise sind, als die unmittelbare Folge einer solchen Verkündigung des Evangeliums hinstellt, hat sich bei ihm in der Tat verwirklicht: Er gewann durch dieses Eingehen auf ihre Gedankenwelt das Zutrauen seiner Zuhörer; er erschien „nicht mehr als Mann der geweihten Kaste, der aus der Schule redet"; man sah, „er hat die Wehen einer schweren großen Zeit selbst mit durchgemacht"[3]), und darum vertraut man sich seiner Leitung an. Weil er aber besonders für Studenten zu reden hatte, darum geht er auch auf ihre speziellen Verhältnisse, auf ihre Zweifel und inneren Kämpfe immer und immer wieder ein. Selber sein Leben lang ein Suchender, liebte er ja gerade die zweifelnden und kämpfenden Studenten — die fertigen waren ihm langweilige Leute — und hatte ein besonderes Charisma, gerade zu den Suchenden reden zu können. Stets ließ er es sie empfinden, daß er für ihre inneren Nöte volles und ganzes Verständnis, ja daß er diese für eine ganz normale Erscheinung hielt, um dann anderseits um so energischer sie aufzufordern, die Wahrheit aus der Hand dessen sich geben zu lassen, der sich die Wahrheit genannt hat: „Wer wirklich ein Frager ist, der muß ferner auch etwas tun, um Antwort zu erhalten, wie dort geschrieben stehet: „Bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgetan". So gibt's, wo einmal das Fragen nach himmlischer Wahrheit erwacht ist, keine träge Ruhe mehr; da muß gebetet, da muß gesucht, da muß angeklopft werden[4])!" Aus dieser Beziehung seiner Predigten zu den Studenten erklärt sich auch das starke Hervortreten des erwecklichen Moments. Er wollte den jungen Leuten, die er unter seiner Kanzel sitzen sah und die wenig oder gar keine religiöse Erfahrung hatten, einen Anstoß geben „zu einer ewigen Bewegung des Herzens".

Seelsorger war Tholuck in seinen Predigten; und darum läßt er sich zur Wahl seiner Texte und Themata bestimmen durch das, was in der Gemeinde vorging. Im Jahre 1833 hatten im Laufe weniger Wochen vier studierende Jünglinge ihr Leben durch Selbstmord geendet; der Grund zu dem traurigen Ende schien in einem leichtsinnigen Leben gelegen zu haben. Auf Grund dieser traurigen Ereignisse hielt er eine erschütternde Bußpredigt mit dem Thema „der Weg zum Tode und der Weg zum Leben"[5]). Im Jahre 1837 war ein anders gearteter Fall von Selbstmord eines Studenten vorgekommen; er war durch und durch unbescholten und überall beliebt,

1) Über Kol. 3, 2—4 abgedruckt in s. 1. Heft, 2. Aufl. 1831 S. 58 ff.

2) A. a. O. XXVIII.

3) A. a. O. XIII.

4) Pr. III, 47 f.

5) Pr. II, 284 ff. — Tholuck selbst bemerkt in der Anm. auf S. 295 zu dieser Predigt: „Es war gerade diese Predigt von vielen erschütternden und seltenen Erfahrungen des geistlichen Amtes begleitet, welche sich für die öffentliche Mitteilung nicht eignen. Unter andern erfolgten auch anonyme Mitteilungen von einem in sich Zerrissenen, der am Rande desselbigen Abgrundes gestanden hatte".

Schwermut hatte ihn in den Tod getrieben. Der Fall gibt ihm Anlaß, den Selbstmord selbst zum Gegenstand einer Betrachtung zu machen, und er unterscheidet einen Selbstmord des Lasters, des Leichtsinns und der Schwermut. Besonders fein finde ich in dieser Predigt die Art, wie er stets auf die besondere Veranlassung des vorliegenden Selbstmordes zurückgreift [1]). So veranlaßten ihn z. B. auch das Mordattentat auf Friedrich Wilhelm IV.[2]) und die Separation der Lutheraner [3]) zu Predigten. Dies sind nur einige für den Leser noch deutlich greifbare Beziehungen, in denen seine Predigten zum Gemeindeleben standen. Der Hörer hat sicher viel mehr herausempfunden.

Ein Seelsorger hat alles zu berücksichtigen, was seine Gemeinde beschäftigt, und darum hält er gegenüber den Angriffen auf das Bekenntnis apologetische Predigten und legt seinen Predigten neben einem Bibelwort noch den Text der Artikel der Confessio Augustana, und zwar an erster Stelle, zu Grunde. Ja, um seine Gemeinde vor den Irrtümern der Zeitbwegungen zu schützen, schreckt er nicht vor dem Schritt zurück, polemische Zeitpredigten zu halten. Man erkennt: Wer wirklich Seelsorger ist, kann sich an keine Regeln, an kein Schema halten; er muß vielmehr in sich etwas von der Unendlichkeit des Lebens tragen, um den immer neuen Erscheinungsformen des Lebens gerecht zu werden. Und weil nun Tholuks Predigten ganz durch den Gesichtspunkt der Seelsorge bestimmt waren, darum hätte es seiner Art nur entsprochen, ganz die überkommenen Traditionen zu durchbrechen und sich einer ungebundenen, nur dem augenblicklichen Zwecke und den augenblicklichen Verhältnissen angepaßten Predigtweise hinzugeben. Er hat es nicht getan. Aber er hält seine Gebundenheit an die herkömmliche Predigtform nicht für einen Vorzug, sondern bemerkt dazu:[4]) „Ich bekenne, daß eine gewisse Schüchternheit mich abgehalten hat und noch abhält, namentlich in Betreff des ganzen Organismus so zu verfahren, wie ich es möchte, und wie ich es auch, wenigstens in manchen Verhältnissen, für fruchtbarer halte. Die freiere Homilie, wie Chrysostomus sie behandelt hat, ist die Form, welche meinem Bedürfnis als Prediger am meisten zusagt und bei welcher ich auch, wie ich meine, am besten Frucht zu schaffen vermögen würde, — wieweit ich indes keineswegs andere Weisen verworfen haben will. Ich habe jedoch in diesem Stücke dem Herkommen mich gefügt, welches diese Gattung der Homilie proskribirt, und bewege mich nunmehr in der gangbaren Form auch nur mit Zwang".

* * *

Tholuck gehörte zu den Menschen, die aus einer inneren Nötigung herausgepredigt haben [5]). Wie Goethe sich hat Ruhe schreiben müssen, so hat er sich Ruhe gepredigt. Nicht in mühsamer Arbeit sind seine Predigten entstanden. Sie sind vielmehr unmittelbare, schnell niedergeschriebene Bekenntnisse dessen, was sein Herz bewegte. Nachdem er lange über die

1) Pr. II, 296 ff.
2) Gem.-Pr. 292 ff.
3) Pr. II, 304 ff.
4) Pr. I. S. XX in der Vorrede.
5) Vgl. Vorreden in Pr. 1, S. 34 ff. 15 f. und die Predigt über den Ursprung der Predigt Pr. III, S. 62 ff., auch Pr. II, S. 58 ff.

Predigt nachgedacht und sie im Kopfe fertig gebildet hat, hat er sie, oft in wenigen Stunden, diktiert [1]). Darum waren seine Predigten nicht trockene Präparate, sondern „lebendige Ergüsse“ und trugen den Stempel der Begeisterung, oder da Tholuck das Wort „Begeisterung“ vermeidet, da dieses „eine bloße Steigerung der menschlichen Kräfte“ bezeichnet [2]), prägt er für die innere Salbung durch den Geist, die jede Predigt haben muß, wie er sich in seiner poetischen Art gern ausdrückt, das Wort „Begeistung“. Der Geist Gottes war die Quelle, aus der seine Predigt erwuchs; dieser Geist trieb ihn, wenn er die Predigt ausarbeitete; er trieb ihn zum 2. Mal, wenn er sie auf der Kanzel hielt. Und darum stand er dem Konzepte frei gegenüber. Kam die Begeistung über ihn, so schuf er neu und band sich nicht an den Entwurf [3]). Darin liegt das andere Geheimnis der Wirkung seiner Predigten. Er gab sein Ich. Und seine Predigten sind aus diesem Grunde zu charakterisieren als Bekenntnisse. Das ist der Gesichtspunkt, unter den sie neben den der Seelsorge zu stellen sind, wie er selbst dies auch empfunden hat, wenn er als Motto der 2. Sammlung seiner Predigten das Gedicht vorausschickt [4]):

Von jenem Heil, dem aus den tiefsten Gründen
Des Herzens all' die Millionen singen,
Die hier und dort ihr Halleluja bringen,
Soll ich, der schwächste Schüler, auch verkünden.

Ein Selbstbekenntnis war jede seiner Predigten. Ganz erklärlich ist dies bei seiner lebhaft empfindenden Natur, die nach den vielen Kämpfen seines Lebens auch umsomehr die Seligkeit des göttlichen Friedens empfand; er gehörte zu den Naturen, deren Mund stets überfloß von dem, wes sein Herz voll war. Seine Predigten durchzieht darum ein Ton dankbarer Freude, der ihnen oft eine ähnliche heilige Weihe verleiht, wie sie sich in Augustins Konfessionen findet.

Zeugnis für Gott legte er in seinen Predigten ab. Nicht der Prediger mit der Amtstracht, sondern der Mensch mit den Empfindungen seines Herzens stieg auf die Kanzel. Auch der Leser seiner Predigten wird noch diese Persönlichkeit, die hinter dem gedruckten Wort steht, herausspüren. Beweisen im einzelnen läßt sich dies nicht. Wer aber sich mit Liebe in seine Predigten hineinversenkt, der wird das Ich in ihnen vernehmen. Besonders greifbar wird dieses Ich einem jeden sein, wenn er von seinen eignen Erfahrungen redet, wie z. B. in folgender ergreifender Stelle [5]):

„Heilige Liebe! Als ich an dir vorüber ging, da du unter dem Schleier der Natur verborgen lagest, da ahnte ich dich, und mein Herz schwoll voll Sehnsucht; seitdem im Sohne Gottes ich dich angeschaut, der dem verlorenen Schafe nachgeht und den Mühseligen und Beladenen zu sich einladet, da habe ich dir ins Angesicht

---

1) So berichtet Witte II, 296: „Die eigentliche Ausarbeitung geschah schnell.“ Bertling, a. a. O. S. 98 sagt: Die Predigtarbeit ging oft langsam und mit vielen Pausen vor sich, wurde auch bisweilen abgebrochen und auf den folgenden Tag verschoben. Ein vollständiges Konzept hat er in diesen Jahren nie mehr diktiert (d. i. die Zeit 1867 ff.).

2) Pr. II, S. 59; I, S. XXXIV.

3) So berichtet Witte, II, 296.

4) 2. Sammlung ebnd. Predigten. 1836. S. V, fehlt in der Gesamtausgabe.

5) Pr. I, 52.

gesehen und kenne dich und beuge meine Knie vor dir und rufe: ewige Liebe, gehe auch an mir nicht vorüber, an dem ärmsten deiner Kinder! — Ja, Freunde, was der verborgene Gott ist, erst in Christo wird es uns offenbar; aber auch was das verhüllte Menschenherz ist, erst ihm gegenüber lernest du es erkennen. Indem ich ihn anschaue, den Gottes- und den Menschensohn, da erwacht es in meinem Herzen, daß auch ich göttlichen Geschlechts bin; aber auch gerade wenn ich ihn anschaue, da brechen die Tränen aus, denn ach! Das Gottesbild ist schmählich in mir entstellt, und es dient in mir, was da herrschen sollte. Seinem Gehorsam gegenüber lernte ich meinen Ungehorsam kennen, seiner Demut gegenüber meinen Hochmut, seinem Erbarmen und liebewaltenden Herzen gegenüber mein kaltes und liebeleeres Herz. Und ich stand unendlich betrübt und beschämt da, und meine Tränen flossen — da sprach eine Stimme vom Throne der Herrlichkeit: „Weine nicht, denn es hat überwunden der Löwe aus dem Stamme Juda!" Willst du gesund werden? Ich sprach: Ja, Herr, ach du weißt wie sehr! Da sprach er: Mein Sohn, sei getrost, dir ist geholfen, stehe auf und folge mir nach! Und ich folgte ihm nach, und siehe! ich wurde inne, daß er mich nicht betrogen hatte, als er sagte: „Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben."

Viel mehr noch und leichter hat der Hörer die Persönlichkeit herausempfunden, wie z. B. auch A. Ritschl in seinem Lebenslauf bezeugt, der das Datum vom 6. März 1844 trägt[1]): „Denn wenn auch in manchen Punkten seine Predigtweise in Anspruch genommen werden kann, so merkt man doch den Predigten an, daß er viel in seinem Innern erlebt und gekämpft hat, und das Element der persönlichen Lebendigkeit und Frische muß den Hörer ergreifen, er mag wollen oder nicht."

(Schluß folgt.)

Zur Reform der Abendmahlsfeier.*)

Von Dekan Mayer, St. Georgen, jetzt Oberkirchenrat in Karlsruhe.

Neuerdings werden die Verhandlungen bekannt, die im Schoß der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz über diese Frage geführt worden sind. Bemerkenswert erscheint hier besonders, daß die Einwendungen gegen die hergebrachte Form der Abendmahlsfeier, die auf hygienischen Bedenken beruhen, entschieden zurückgestellt werden gegen die ästhetischen Bedenken. Dies dürfte zur Klärung der verworrenen Angelegenheit beitragen. Denn die hygienischen Bedenken haben nun einmal den Verdacht gegen sich, ein Vorwand zu sein, wenn sie nur auf einen einzelnen Fall — das Abendmahl — erstreckt werden, während sie in der Tat ihre Spitze gegen alle und jede menschliche Gemeinschaft und Berührung kehren. Entstammen sie aber der Furcht, genauer einer unvernünftigen Angst, so muß ihnen nicht minder kräftig widersprochen werden. Vom Standpunkt der Gesundheitspflege aus kann nur dies verlangt werden, daß Personen, die nachgewiesenermaßen Träger ansteckender Krankheitskeime in einer die Gesundheit anderer gefährdenden Weise sind, sich vom gemeinsamen Abendmahle fernhalten. Es ist allerdings nicht ausgeschlossen, daß diese Pflicht versäumt wird. Insofern also die hygienischen Bedenken dazu nötigen, das

1) Leben, herausgegeb. von O. Ritschl. I, S. 430.

*) Vergl. „Halte was du hast" XXVII, 343 u. 596. Monatschrift für Pastoraltheol. I, S. 194, 285.

Gewissen z. B. tuberkulöser oder syphilitischer Personen und ihrer nächsten für sie verantwortlichen Umgebung zu schärfen, so ist das gut; aber damit ist auch ihre Bedeutung erschöpft.*)

Anders steht es doch um die ästhetischen Bedenken. Denn sie kehren sich gegen das Anstößige und Abstoßende, wegen dessen sich ein Mensch von einem andern fernhält und das sich bei den Menschen findet nicht als ein Verhängnis, sondern als die Folge mangelhaften Anstandes und mangelhafter Selbstzucht, kurz als die Folge von Unkultur. Die ästhetischen Bedenken wollen die Unkultur ausmerzen und drängen also gerade darauf, herzliche und innige Gemeinschaft und Berührung unter den Menschen zu ermöglichen.

Insofern ist es zu begrüßen, daß die ästhetischen Bedenken in den Vordergrund gestellt werden. Hier kann eine Verständigung stattfinden. Wohl gibt es einen Ekel, der überwunden werden muß: nie hat unser Herr die mit ekelhafter Krankheit behafteten aus seiner Nähe gewiesen; sondern er hat sie geheilt. Aber es gibt auch einen berechtigten Ekel: es ist nicht bekannt, daß der Herr Menschen, die durch persönliche Unkultur anstößig waren, in seiner Umgebung geduldet hätte.

Nun wird ja eingewendet, daß die Menschen doch sonst nicht so empfindsam und empfindlich seien; warum auf einmal hier? Und das ist gewiß richtig. Aber wenn es tausend Fälle gibt, in denen wir das Anstößige und Abstoßende jetzt geduldig tragen, dann schweigend übersehen, endlich vorsichtig umgehen, so ist es uns doch da unerträglich, wo es sich um das religiöse Leben und seine Pflege handelt. (Nebenbei: aus demselben berechtigten Empfinden heraus nehmen ernste Christen daran Anstoß, wenn Prediger sich nicht genug tun können, die Unzucht „bei dem rechten Namen zu nennen".)

Wenn wir so die ästhetischen Bedenken würdigen, so fragt sich doch, ob mit ihnen der Nagel auf den Kopf getroffen ist und ob mit der Gestattung des Einzelkelchs der Anstoß gehoben sei, der an der hergebrachten Form der Abendmahlsfeier genommen wird. Dabei wollen wir gar nicht untersuchen, ob ein mit Einzelkelchen, wie ein Schenktisch, bestellter Altar, oder eine Abendmahlsgemeinde, deren Glieder mit dem Einzelkelch ausgerüstet erscheinen, einen ästhetischen Anblick bietet! Mir scheint vielmehr, daß durch die Forderung des Einzelkelches die ganze notwendige Reform der Abendmahlsfeier auf ein totes Geleise geschoben wird.

Ein zwiefaches ist es, das an unserer Abendmahlsfeier mit Recht getadelt wird. Einmal, daß die Beteiligung an ihr ein Brauch, eine Gewohnheit, eine geordnete Leistung geworden ist. Nun ist es freilich schwer, darüber ein Urteil abzugeben. Nach dem Rechtsgrundsatz: quivis praesumitur bonus, wird man annehmen müssen, daß unsere Abendmahlsgäste nicht ohne innere Veranlassung kommen. Aber wie viel stärker wirkt offensichtlich die äußere. Die Fälle wird der Pfarrer zählen können, daß ein Gemeindeglied, das bei der Beichte war, sein Ausbleiben bei der Abendmahlsfeier damit entschuldigt, daß es inzwischen sich habe von einer Leidenschaft hinreißen lassen, etwa zu Streit- und Schmähworten, oder daß ein anderes Gemeindeglied sein ständiges Wegbleiben vom Tisch des Herrn damit begründet, daß er eben nicht vergeben könne, wie doch ausdrücklich verlangt werde: wie oft mag solch unleugbarer Mangel an christlicher Energie aufgewogen werden durch eine so achtungswerte Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit? Dagegen nicht zu zählen sind die Fälle, in denen die fürs Abendmahl gebotene Würdigkeit nur schnell für den Augenblick

*) Damit scheinen uns die Bedenken doch nicht so ganz abgetan. D. R.

zurechtgemacht und selbst jetzt ganz fadenscheinig ist. Nicht bei der Leichenrede, wie wohl gesagt worden ist, erscheint der Pfarrer in kläglicher Gestalt – wenigstens läßt sich das vermeiden –, wohl aber bringt die Spendung der Sakramente ihn oft genug in Gewissensnot: die Taufe, wenn er sich die Paten ansieht, denen er das Gelöbnis abnimmt; das hl. Abendmahl, wenn die Gäste dem Tisch des Herrn sich nähern und darunter so manchem geradezu anzusehen ist, daß er das Kleid der Gerechtigkeit nur mehr vor sich hält als es anzuziehen. Nun wird man einwenden, daß ein solcher Rigorismus folgerichtig die Zerstörung jedes Kultus fordere, weil überall und immer das innere Leben der äußern Haltung nicht entspreche, auch die Schale, die doch unentbehrlich sei, nicht dem Kern; so werde der Besuch des Gottesdienstes vielfach nur durch die gute Sitte gefördert und diese gute Sitte werde geradezu empfohlen. Ganz mit Recht! aber wofür man in Hinsicht des Gottesdienstes dankbar sein muß, nämlich, daß es noch eine gute Sitte und Ordnung gibt, die die Leute unter den erziehenden, aufrüttelnden Einfluß des Wortes Gottes bringt, das erscheint dem Wesen und Zweck des hl. Abendmahles ganz unangemessen.

Diese Sachlage ist es, die ein Bedenken gegen die Abendmahlsfeier erweckt, das ethischer Art ist und viel schwerwiegender als das ästhetische Bedenken. Ich stehe durch meine Beobachtung stark unter dem Eindruck, daß etwas sehr nachgeholfen werden muß, damit dieses letztere recht zum Bewußtsein komme; im allgemeinen wird es leicht überwunden und die sehr wenigen, die ihm Folge geben, bleiben entweder einfach weg oder fordern den Einzelkelch, den sie jederzeit haben können – in der Privatkommunion. Größer schon (aber auch nicht groß) ist die Zahl derer, die der Abendmahlsfeier fernbleiben, weil die Teilnahme an ihr ein Brauch geworden ist. Den Brauch mitzumachen ist ihnen, mit Recht, sittlich bedenklich. Sie wollen gar nicht in den Verdacht kommen, daß sie den Brauch mitmachen.

Nun darf niemals ein Anlaß zu Neuerungen daher gewonnen werden, daß einzelne in unverständiger Weise Konsequenzen ziehen: und das tun diese Abendmahlsflüchtlinge. Aber der Grundgedanke, daß die Teilnahme an der Feier zum Brauch machen ihrem Wesen widerspricht, ist richtig. Weil nun aber das einmal die Sachlage ist, daß sich der Brauch des Abendmahles bemächtigt hat, so ist hier Abhilfe nötig.

Wie weit wir aber davon entfernt sind, den ethischen Anstoß aus dem Weg zu räumen, beweist einmal die Tatsache, daß kirchlicherseits ganz allgemein zur Teilnahme an der Abendmahlsfeier ermuntert wird, zum andern, daß man die Abendmahlsgäste zählt und mit dieser Statistik operiert. Gerade das ist sachwidrig. Ein einziges Beispiel zum Beweis: eine Gemeinde hat 80 % Abendmahlsgäste, eine andere, neben daran, jener aufs Haar sonst gleichend, 45 %. Woher der Unterschied? Weil es dort Brauch ist, aber nichts als Brauch, jährlich zweimal zum Tisch des Herrn zu gehen, und hier nur einmal! Man mag alles andre, was zum kirchlichen Leben gehört, zählen und manches muß, schon aus konfessionellen Gründen, gezählt werden, aber die Abendmahlsgäste zählen und mit dieser Statistik operieren, heißt dem Mysterium ein Modekleid anziehen und es auf die Straße führen. Und es scheint an der Zeit, statt zur Teilnahme an der Abendmahlsfeier ganz allgemein, wenn auch noch so ernst einzuladen, vielmehr davor zu warnen. Solche Warnung würde die Wahrhaftigkeit der Feier und das geistliche Leben mehr fördern, als die umständlichste und ernsthafteste Abendmahlsermahnung, von den sog. kirchlichen Zuchtmitteln gar nicht zu reden, die ja über-

haupt hier nicht am Platze sind. Wahrhaftigkeit aber ist mehr als Ästhetik und das geistliche Leben braucht noch anderes als die Ausschaltung etlicher unangenehmer Empfindungen.

Was man weiter mit Recht an unserer Abendmahlsfeier tadelt, das ist der Massenandrang, der namentlich an gewissen Tagen, am Gründonnerstag, Karfreitag und wohl auch Bußtag stattfindet; an den beiden ersten Tagen überschreitet er alle Grenzen. Davon wissen schon Pfarrer zu erzählen, die in Gemeinden mit 2000 Seelen und vorwiegender Industriebevölkerung stehen: in rein bäuerlichen Gemeinden hat das Herkommen die Abendmahlsgäste einigermaßen unter die Abendmahlstage verteilt; aber auch da pflegen Gründonnerstag und Karfreitag übersetzt zu sein. Nun mag man es ja begreiflich finden, daß es den Christen gerade am Todestag seines Herrn zu dem Mahl zieht, das seinen Tod verkündigt, obgleich auch hier erst noch untersucht werden könnte, in welchem Stärkeverhältnisse innere und äußere Veranlassung wirken; ein Mißstand ist der Massenandrang in jedem Fall. Gewiß ist es ein feierlicher Anblick, wenn die Menge der Gäste sich in stiller Andacht versammelt und in ernster Würde sich erhebt, aber der feierliche Charakter hat ein Ende, sobald sich die endlose Reihe der Gäste in Bewegung setzt hin zum Altar, zurück zum Platz, 300, 400, 500 und mehr: das wirkt eintönig und ermüdend und bietet nichts weniger als einen ästhetischen Anblick, nicht zu reden von der Klage über den schließlichen Inhalt des Kelches. Aber auch hier dürfte noch mehr als das ästhetische Bedenken das religiös-ethische ins Gewicht fallen! Was man auch beim hl. Abendmahl suchen und finden mag, soviel ist zugestanden, daß die Gemeindefeier eben die christliche Gemeinschaft zum Ausdruck bringen soll! Ist das der Fall? Ich habe nicht die Freudigkeit, diese Frage zu bejahen, selbst für kleine Gemeinden nicht, denn es gehen ja nach dem Brauch die Eltern für sich und an einem anderen Tag die erwachsenen Kinder und nun vergegenwärtige man sich eine Abendmahlsgemeinde — es ist schon bezeichnend, daß man von einer solchen im Unterschied von der Gemeinde überhaupt redet, wie man auch schon den Unterschied von Gottesdienst- und Verfassungs- oder Kirchensteuergemeinde zu machen sich genötigt gesehen hat, — eine „Abendmahlsgemeinde“ also von einem halben Tausend oder noch mehr Teilnehmern, darunter soviele, die einander ganz gleichgültig sind. Da kann die Gemeinschaft nur finden, wer sich bei den alleräußerlichsten Merkmalen beruhigt. Und nun erinnere man sich, daß die Abendmahlsliturgie die notwendige, tiefernste und herrliche Mahnung enthält: Vergebet euch untereinander! Was soll diese Ermahnung gegenüber einer Versammlung, deren eine Hälfte die andere kaum kennt? Ich bin überzeugt, jeder Abendmahlsgast wird sich der Mahnung beugen und — rasch ein paar Personen sich vorstellen, die er kennt und denen gegenüber er innerlich die Vergebung vollzieht: und so eine Separation oder Auslese vornehmen! Aber gerade auf die ganze Versammlung geschaut, wird diese herrliche Ermahnung zur Floskel, denn sie setzt voraus, daß zwar nicht gerade einer dem andern ins Auge muß schauen und ihm die Hand muß drücken können, aber doch einer die Gegenwart des andern spürt. Wie aber kann das der Fall sein unter Leuten, die sich fremd sind? Ich bin weit entfernt, ein Urteil zu fällen über den inneren Zustand des einzelnen Gastes; ich will es auch gar nicht tadeln, wenn der einzelne mitten in der Masse doch von ihr sich loslöst; ich behaupte nur dies: der Massenandrang widerspricht dem Wesen und Zweck des Mahles; er gefährdet die Wahrhaftigkeit der Feier und kann auf das geistliche Leben geradezu einschläfernd wirken.

Es erscheint mir als eine unabweisbare Forderung, dem Massenandrang zur Abendmahlsfeier zu steuern. Dazu ist mancherlei nötig. Dem Aberglauben und der Sentimentalität, die sich an dem Karfreitag klammert, ist sowieso entgegenzuarbeiten. Aber das genügt nicht. Es muß vor allem mehr Gelegenheit zum Abendmahlsgang geboten werden. Und weil die Passionszeit allerdings die Benutzung des Gnadenmittels besonders nahe legt, so müssen für diese Zeit besonders viele Abendmahlsfeiern eingerichtet werden; in der Karwoche jeden Tag eine, vom Gründonnerstag bis zum Ostersonntag zwei oder auch drei am Tag (vormittags, nachmittags, abends). Aber auch andere Kirchenjahrszeiten müssen reichlicher bedacht werden.

Aber auch das genügt allein nicht. Es muß darauf gedrungen werden, daß die Abendmahlsgäste sich nicht wahl- und planlos zusammenfinden, auch nicht nach bloß zufälligen Merkmalen; gerade die Abendmahlsfeier muß besondere und unmittelbare Merkmale der Gemeinschaft tragen. In den heroischen Zeiten der Kirche hatte man sie durch die gemeinsamen Kämpfe, Leiden, Siege; man spürte, sah, erlebte die Gemeinschaft. In der Gegenwart, mit ihren Volkskirchen und Massengemeinden, bei sich durchkreuzenden sozialistischen und individualistischen Tendenzen steht nur der eine Weg offen, auf die naturhaften Verbände unter den Menschen zurückzugehen. Die Familie und die Verwandtschaft ist der gegebene Zusammenhang und Verband, Freundschaft, wie sie entsteht aus der Gemeinsamkeit respektabler Interessen oder Überzeugungen, mag den Kreis erweitern: hier haben wir die Versammlung, die unter den heutigen Verhältnissen die Gemeinde im Kleinen darstellen muß, wie in der ersten Christenheit die Gemeinde umgekehrt eine Familie darstellt.

In einer so gestalteten Abendmahlsgemeinde fielen dann die ästhetischen Bedenken wie von selber weg. Weil die einzelnen sich der gegenseitigen Kontrolle unterstellen, wird wirklich Anstößiges fern gehalten und weil die Beziehungen der einzelnen zueinander harmlos und naiv sind, so sind es auch die Formen des Verkehrs. Warum sollen Mann und Frau, Eltern und Kinder, Verwandte untereinander nicht aus einem Kelch trinken? Tun sie es doch sonst oft genug; also auch hier! Da es aber in der Tat Menschen gibt, die auch darüber sich erregen, so ist ihnen ernsthaft zu bedeuten, daß ihr Empfinden krankhaft ist, lächerlich oder beleidigend; können sie sich von ihm nicht frei machen, so müssen sie eben ganz einsame Wege gehen.

Es hat auch gar keinen Anstand, wenn mehrere solcher sinngemäßer Gruppen in einer Feier beisammen sind. Wo ein Pfarrer allein im Amt steht, kann er gut 50 Gästen das Mahl austeilen, ohne daß die Feier darunter leidet; stehen zwei nebeneinander im Amt, so verdoppelt sich die Zahl. Aber man tritt auch hierbei nicht, wie es jetzt der Fall ist, 2, 4 oder 6 Mann hoch und wie es gerade der Zufall will, am Altar an, sondern man gruppiert sich vor ihm in sinnvoller Weise und die Kirche hat für jede Gruppe einen besondern Kelch oder ein besonderes Kelchpaar bereit — oder noch besser und schöner: jeder Familienverband hat seinen eigenen Kelch. Die dann noch nötige Auswechslung läßt sich leicht und unauffällig vornehmen.

Ich stelle diese Gedanken und Vorschläge zur Verhandlung. Ich meine nicht absolut Neues vorgebracht zu haben, sondern nur was sozusagen in der Luft liegt. Anderseits bin ich auf eine Menge von Einwänden gefaßt. Aber wenn etwa hervorgehoben würde, daß Verwandte oft sehr uneinig seien und mancher anstandslos mit einem ganz Fremden aus einem Kelch trinke, so würde ich diesen Einwand ebensowenig anerkennen, wie den, daß der Sonn- und Feiertag für den Pfarrer schon

genug mit Arbeit besetzt sei. Wie überhaupt noch vieles teils zur Abwehr, teils zur Rechtfertigung gesagt werden könnte. Aber bemerkt sei nur dieses: an eine radikal veränderte Abendmahlsfeier ist innerhalb der Kirche wohl nicht zu denken. Es wird auch fernerhin das Abendmahl gefeiert werden wie bisher, wie es weder an Personen noch an Verhältnissen fehlen wird, die eine Veränderung sei es nicht fordern, sei es nicht ertragen. Aber es wird ,daneben, ohne am Sinn und Wesen des Abendmahls etwas zu ändern, doch eine andre Form der Feier aufkommen, weil sie besonderen individuellen Bedürfnissen entspricht. Nicht von heute auf morgen und auch nicht durch einen geschickten Griff oder eine kluge Maßregel. Es wird viel Zeit und viel Arbeit kosten, zuerst ein rechtes Verständnis für die notwendige und mögliche Reform der Abendmahlsfeier zu erwecken und dann wieder viel Zeit und Arbeit, auf Grund des vorhandenen Verständnisses eine neue Form einzubürgern. Aber die Sache ist der Mühe wert.

Ein Schlußwort*) zur Jugendpflege.

Von Stadtvikar O. Gerok, Heilbronn.

In wohlwollender und weithin verständnisvoller Weise hat sich G. Herzog in diesen Blättern zur Hamburger Richtung in der Jugendpflege geäußert. („Zur religiösen Jugendpflege“ H. 4–7, 3. Jahrgang). Was der Verfasser positiv auf Grund seiner Erfahrungen vertritt und empfiehlt, soll hier nicht kritisiert, sondern nur freudig begrüßt werden. Mögen recht viele in dieser Weise arbeiten! Dagegen kann manches in seinen Einwänden und Bedenken gegen die neue Form der Jugendarbeit nicht unwidersprochen bleiben.

1) Die Warnung, die Hamburger Eindrücke nicht zu generalisieren, ist wohl fast gegenstandslos, denn was an ihr berechtigt ist, wird von uns selbst nachdrücklich betont. Aber liegen nicht gleich zwei verwandte bezw. entgegengesetzte Fehler in der Neigung des Verfassers, die eigenen, gewiß vielfach, aber lange nicht überall verwertbaren Erfahrungen zu generalisieren und anderseits Hamburg zu isolieren? Verhältnisse wie dort sind mindestens ebenso verbreitet, wenn nicht viel massenhafter vorhanden, als solche, wie sie Herzog im Auge hat. Großstädte haben wir in Deutschland nach Dutzenden, und die Erfahrung lehrt, daß zwischen der Lebens- und Denkweise in der Großstadt und in kleineren Industrieorten gar kein wesentlicher Unterschied besteht (dies gilt besonders von der sozialdemokratischen und irreligiösen Stimmung) — ganz anders ist es nur in rein bäuerlichen Gegenden. So haben sich mir in einer süddeutschen Mittelstadt von 40 000 Einwohnern die Grundsätze des Hamburger Volksheims gerade in der Jugendarbeit trefflich bewährt.

2) Wird hin und wieder betont, daß der Pfarrer ja doch seine Hauptaufgabe verleugne, wenn er im Jugendverein keine Andachtsübungen halte,

*) Damit sei vorerst die Diskussion geschlossen, da noch viel anderes wartet. D. R.

so ist dagegen zu bemerken: entweder ist der Verein kirchlich, dann ist er auf dem Untergrund des Gemeindelebens — Konfirmation, Gottesdienst, Christenlehre, Seelsorge — aufgebaut, und es kommt so Gottes Wort durch den Dienst des Pfarrers in den betreffenden Kreisen genügend zur Geltung; oder der Verein ist nach Volksheimart außerkirchlich, dann wirkt eben der Jurist oder Theolog oder Kaufmann, oder wer ihn leitet, in ihm nicht, mindestens nicht zunächst, als Diener am Wort. Es ist aber heute mehr denn je Zeitbedürfnis, die Aufgabe des Pfarrers nicht einseitig hierauf zu konzentrieren, sondern ihm die Durchdringung des ganzen Lebens mit christlichem Geist auf alle erdenkliche Weise (die indirekte Seelsorge) zur Aufgabe zu machen.

3) Einen richtigen Blick in die Art unserer Arbeit verrät es, wenn gesagt wird, daß religiöse Einwirkung ohne Andachtsübungen höhere Anforderungen an die persönliche Religion stelle als die Einhaltung vorgeschriebener Formen. Aber das spricht eher für als gegen unsere Sache. Gerade daß man Bibelstunden im Jünglingsverein auch mit wenig religiösem Aufwand halten kann, ist ein bedenkliches Zeichen, während die Schwierigkeit unserer Aufgabe ihre Größe bedeutet. Übrigens wollen wir lieber in restloser, auch die Form umfassender subjektiver Aufrichtigkeit und in vollem Einklang mit gesundem jugendlichen Empfinden uns ein weniger hohes Ziel stecken, auch wohl etwas weniger die direkte Erbauung pflegen, als ein Ziel verfolgen, das wir uns nicht innerlich aneignen können und das unserer Jugend fern und fremd ist. Zudem fehlt es uns nicht an genug Mitteln religiöser Einwirkung: Schon eine gute Bibliothek bietet gegenüber der weit verbreiteten Schundlektüre viel religiöse Anregung; die Tatsache, daß der Vertrauensmann der Jugend freudig im Dienste der Religion arbeitet, wirkt auf die Herzen nachdrücklicher als unzählige Worte; und endlich ist es nicht nur möglich, sondern dringend erwünscht, daß in den Diskussionsabenden der Älteren recht oft theologische und kirchliche Fragen behandelt werden. Mit dem Diskussionsabend ist zwar keine an sich ideale, aber die von unserer reflektierten und kampfeslustigen Zeit gebieterisch geforderte Form für religiöse Einwirkung auf junge Männer gefunden. Es ist damit auch nicht nur die von Herzog verlangte Gelegenheit zu theologischer Aufklärung reichlich gegeben, es sollen und können solche Abende noch mehr werden, nämlich Pflanzstätten tiefer und umfassender Gesinnungsgemeinschaft, aber freilich deshalb noch keine Erbauungsstätten.

4) Nicht genügend berücksichtigt dürfte ferner bei der ganzen Darstellung sein, daß unsere Zurückstellung der religiösen Formen besonders auf das Alter vom 14.—17. Lebensjahr berechnet ist. Und da tritt der alte Fehler der Jünglingsvereine zutage, daß sie, von den Erbauungsstunden für gereifte Jünglinge aus entworfen, das wichtige Übergangsalter erst nachträglich beigezogen haben, ohne sich genügend in seine Eigenart und die Erziehungsaufgabe ihm gegenüber zu vertiefen. Selbstlose Liebe, die wirklich dem Volk und der Jugend dienen will, wird heutzutage besonders gründlich die Erziehungsaufgabe an diesem Alter erkennen, und es ist sehr zu beklagen, wenn man von diesen „Bürschchen" geringschätzig spricht, als ob man gerade sie nicht ernst zu nehmen hätte. Nimmt man doch auch die Volksschuljugend ernst und kämpft um ihre richtige Leitung heiße politische Kämpfe. In

jeder Beziehung braucht die Jugend jenes Alters besonders des Anwalts und Freundes — und wer sie so anfaßt, dem lohnt sie's auch mit rührender Anhänglichkeit. Was den Lehrlingen, unter denen und für die ich lebe, das Gepräge aufdrückt, das ist neben gewissen jugendlichen Unarten die Verbindung von Treue und sonstigen sittlich wertvollen Eigenschaften, von geistiger Regsamkeit — im Keim auch schon für religiöse Probleme — und z. T. auch noch objektiv kirchlichem Sinn mit entschiedener Abneigung gegen Bibelstunden und dergl. Einen Mangel sehe ich hierin durchaus nicht, sondern einen gesunden Widerwillen gegen aufdringliche und anspruchsvolle Frömmigkeit, ein Zeichen religiösen Zartgefühls in der Zeit einer unklar gefühlten Gährung, und eine Nachwirkung der starken Sättigung mit Religionsstoff im letzten Schuljahr.

5) Zum Schluß muß der vielfachen Warnung vor dem Betreten neuer Bahnen entgegengehalten werden, daß nun einmal die Jünglingsvereinssache in ihrer herrschenden Form das Vertrauen vieler Berufener unter Leitern und Leitungsbedürftigen endgültig verscherzt hat und daß es für diese eine große Befreiung und Erleichterung ist, daß die neuen Bahnen gefunden sind. Im Anschluß an den Ev.-sozialen Kongreß hat sich auch 1906 ein Komitee für moderne Jugendpflege gebildet (Geschäftsführer: Hilfsprediger Roese, Großlichterfelde bei Berlin) und, zumal da Uniformität nie evangelisches Ideal gewesen ist, so wünschen wir nur, daß, wie bisher die alte, so nun die neue Form sich weithin kräftig entwickle, daß insbesondere die fortschrittlichen Vertreter der alten Form die Notwendigkeit der neuen Art immer besser verstehen und anerkennen, und daß unsere Jugend von dem friedlichen Wetteifer beider Richtungen einen großen und dauernden Gewinn habe*).

Der Evangelische Bund im Jahre 1906.

Von Prälat Th. Hermann in Stuttgart.

Wenn man heute ein richtiges Bild von der Entwicklung des Evangelischen Bundes im Jahre 1906 entwerfen will, so muß man zunächst von den Überraschungen, die das Ende des Jahres gebracht hat, ganz absehen; man muß sich noch einmal in die Zeit zurückversetzen, da die alte Reichstagsmajorität und ihr weitreichender Einfluß noch ungebrochen dastand; da auch der Evangelische Bund den Anbruch eines neuen Tages wohl herbeisehnte und erhoffte, aber doch niemand, auch in seinen Reihen, ihn so nah glaubte. Aber es war trotzdem kein schwachmütiges Zagen oder gar Verzagen, kein unsicheres Tasten oder gar Rückwärtsgehen, sondern ein getrostes Arbeiten, ein mutiges Vorwärtsschreiten, was den Evangelischen Bund des Jahres 1906 charakterisiert. Als hochgewachsener Jüngling ist er in sein 20. Lebens-

*) Hieran anknüpfend sei noch bemerkt, daß die von der Redaktion im Anschluß an meinen Artikel „Zur Jugendpflege" II. Jahrg. S. 336 gestellte Frage, ob sich die neue Form im kritischen Alter vom 17. Jahr an bewährt und ob eine zuverlässige Helferschar heranwächst, längst durch die Praxis von Hamburg — St. Pauli und Volksheim — befriedigend gelöst ist.

jahr eingetreten. Denn der 5. Oktober 1886 ist der eigentliche Geburtstag des Bundes. Einer der wenigen, die noch aus dem Kreise der Begründer und Stifter am Leben sind, Oberpfarrer Wächtler in Halle, hat in einer Flugschrift *) das Andenken an jene Zeit erneuert.

Beim Beginn des Jahres 1906 stand das große Wachstum des Evangelischen Bundes im Jahre 1904 um 50 % seiner Mitglieder noch in frischer Erinnerung. Und das Jahr 1906 durfte feststellen, daß dieses Wachstum auch im Vorjahr noch ein erkleckliches geblieben war. Wenn ich, wie in meinem letzten Bericht, die Beitragsleistungen der Hauptvereine an die Bundeskasse zum Maßstab nehme, so ist der Evangelische Bund im Jahr 1905 um 25 % gewachsen. Und erfreulich ist die Beobachtung, daß gerade solche Hauptvereine, an denen das Jahr 1904 noch fast spurlos vorübergegangen war, im Jahr 1905 das Versäumte nachgeholt haben, so die Pfalz mit einem Wachstum von 151 %, Lothringen mit einem solchen von 128 %, Elsaß mit einem solchen von 93 %. Auch Hamburg hat mit einem Wachstum von 90 %, Baden mit einem solchen von 29 % das des Vorjahrs noch überboten, so daß man nunmehr beim Rückblick auf die beiden Jahre 1904 und 1905 ohne alle Übertreibung von einer starken Vorwärtsbewegung auf der g a n z e n Linie reden kann.

Der Jahresbericht für 1906 hat eine Neuerung gebracht: neben genauen Übersichten über Mitgliederstand und finanzielle Leistungen jedes Vereins eine „vergleichende Übersicht der evangelischen Einwohner der Hauptvereinsgebiete und der Bundesmitglieder“. Hält man sich dabei nur an die persönlichen Einzelmitglieder, so steht obenan im ganzen Deutschen Reich Baden mit 22 Bundesmitgliedern auf 1000 evangelische Einwohner; dann folgt Hessen mit 18, Württemberg mit 14, Rheinprovinz mit 13 Mitgliedern usw. Nimmt man aber die „angeschlossenen Vereine“ dazu, so hat die Rheinprovinz den Vortritt mit 33; dann folgt Hessen mit 23, Baden mit 22, Westfalen mit 17 usw. Die Landesteile mit niedrigen Zahlen will ich nicht anführen; aber nur feststellen: der Evangelische Bund hat noch eine unbegrenzte Möglichkeit des Wachstums vor sich.

Schon die 250 000 Mitglieder, mit denen er jetzt rechnen darf, fordern eine s i c h e r e L e i t u n g. Sie hat dem Evangelischen Bund im Jahr 1906 nicht gefehlt, obwohl leider die Stelle des ersten Vorsitzenden immer noch unbesetzt ist. Mit frischem Mut und hingebender Tatkraft hat sich der neue Bundesdirektor in seine Stellung eingearbeitet, und durch den Besuch von verschiedenen Versammlungen der Hauptvereine persönliche Fühlung mit ihnen gewonnen. Bei den Zusammenkünften der Vertretungskörper und bei der Generalversammlung in Graudenz teilte er sich mit dem stellvertretenden Vorsitzenden, Wächtler, in die Leitung. Neue Aufgaben wurden dem Evangelischen Bund im Jahr 1906 zunächst nicht gestellt. Besondere Vorstöße des Ultramontanismus traten nicht in die Öffentlichkeit. Wohl spürte man deutlich bald da bald dort das unheimliche Umsichgreifen seines Einflusses, sei's in den Kolonien, sei's in den polnischen Teilen Preußens; seis am Anwachsen der klösterlichen Niederlassungen in Preußen, sei's auf dem Gebiet der Mischehen, sei's auch in einem typischen Einzelbeispiel wie im Fall Bachstein. In Sachen des Toleranz-Antrags hat das Zentrum im Anfang des Jahres und dann wieder im Mai einen

*) Flugschriften des Ev. Bundes 242. Der Evangelische Bund nach 20 Jahren. Von Oberpfarrer Wächtler, Halle a. S.

neuen Versuch gemacht. Aber immer wieder trat die Tatsache ans Licht, daß nur die Sozialdemokratie dem Zentrum noch Heeresfolge leistete. Und darum zog das Zentrum die Entscheidung lieber wieder hinaus. Sie sollte im alten Reichstag überhaupt nimmer fallen.

Auch sonst ist nicht zu verkennen, daß die Zentrumspolitik im Jahr 1906 schon vor der Auflösung des Reichstags manchen Schwierigkeiten begegnete, manche Niederlage erlebte. Daß in Preußen das neue Schulgesetz im wesentlichen ohne das Zentrum gemacht wurde, daß in Baden die schon so nahe winkende Genehmigung von Männerklöstern doch nicht gewährt wurde, daß in Württemberg die Verfassungsrevision im schärfsten Kampf mit dem Zentrum durchgesetzt wurde, das waren immerhin Proben, daß es noch Stätten gab, wo man dem Zentrum mit offenem „Nein" entgegenzutreten den Mut und die Kraft fand. Hatte auch der Evangelische Bund in diesen politischen Aktionen nirgends unmittelbar seine Hand, so haben doch die ihm nahestehenden Männer überall mitgewirkt und bewiesen, daß sie im Dienst einer antiultramontanen Politik über die engen Parteischranken hinüber andern Parteien die Hand zu reichen gewillt waren — ganz im Sinn und Geist des Evangelischen Bundes.

Dem Evangelischen Bund fehlte es trotzdem an Arbeit nicht. Die Ausbreitung des Bundes wäre nicht möglich gewesen ohne die Tätigkeit seiner Wander- und Werberedner: der Generalsekretäre Bräunlich und Hüttenrauch. Die innere Organisation des Bundes, das Verhältnis von Haupt und Gliedern wurde teilweise neu gestaltet im Sinn der Vereinfachung. Die Preßtätigkeit, sowohl in eigenen Erzeugnissen des Bundes, als in Beeinflussung der Tageszeitungen, namentlich auch der Sonntagsblätter, wurde eifrig fortgesetzt, und mit Erfolg. Der Bund selbst hat durch Eintragung ins Vereinsregister Rechtsfähigkeit erlangt. Im übrigen lag die vielgestaltige Tätigkeit des Evangelischen Bundes im Bereich der Hauptvereine, und wurde von ihnen in sehr verschiedener Weise ausgebaut; mit wie viel Eifer, mit wie viel Erfolg, das lag an den Persönlichkeiten und lag an den Verhältnissen, und ist deshalb vom Fernstehenden im einzelnen schwer zu beurteilen. Nur auf einem Gebiet läßt sich das Resultat dieser Arbeit für alle Hauptvereine überschauen: auf dem Gebiet der Hilfeleistung für die evangelische Kirche in Österreich. Wie ich im letzten Jahr angedeutet habe, war für 1906 eine außerordentliche Anstrengung nötig, um die Hilfskasse leistungsfähig zu erhalten. Es sind auch die Beiträge in einer nie vorher erreichten Höhe eingegangen. Die Monatskorrespondenz bescheinigt den Empfang von 272480 Mk. Und so ist die Unterstützungsarbeit nirgends ins Stocken geraten. Aber es bedarf auch ferner bedeutender Opfer, wenn die übernommenen Verpflichtungen stets rechtzeitig eingelöst werden sollen. Wenn die Evangelische Kirche es sich mit Recht versagte, auf politischem Gebiet mit dem Gegner sich zu messen, so muß sie um so mehr auf einem Arbeitsfeld, wo die religiöse Kraft des Evangeliums in siegreicher Entfaltung neuen Boden gewonnen hat, dafür sorgen, daß die errungenen Erfolge nicht durch Mangel an finanzieller Unterstützung wieder in Frage gestellt werden, die neu erblühten Gemeinden nicht durch ungenügende geistliche Versorgung verkümmern. Gottlob hat es an persönlichen Kräften nicht gefehlt, die immer wieder bereit waren, in die Lücken zu treten, wo die Vorgänger freiwillig oder gezwungen den österreichischen Kirchendienst verließen. Gottlob regt sich auch die Leistungsfähigkeit der österreichischen Gemeinden und mehrt sich die Zahl der evangelischen Theologen aus Österreich; 7 Kandidaten haben jetzt eben die erste Dienstprüfung bestanden.

Doch kehren wir nach Deutschland zurück. In den Anfangstagen des Oktober hielt der Evangelische Bund seine Generalversammlung in Graudenz ab. Über ihren Verlauf im einzelnen habe ich hier nicht zu berichten. Unter den Teilnehmern war nur eine Stimme der Befriedigung über die freundliche Aufnahme der Versammlung in der fernen Ostmark des Reiches, über die ihr erwiesene Aufmerksamkeit seitens kirchlicher und staatlicher Behörden, über die sorgfältige Vorbereitung und glückliche Durchführung des Programms durch die Bundesleitung. Für den Bund selbst trat auf dieser Generalversammlung eine doppelte Aufgabe in den Vordergrund. Der Angriff des Grafen Hoensbroech, der die ganze bisherige Tätigkeit des Evangelischen Bundes für erfolglos, ihn selbst für eine große Null im öffentlichen Leben erklärte, mußte abgewehrt, zu der Losung des Katholikentags in Essen: „Zusammenschluß der Gott- und Christusgläubigen aller Konfessionen zum Kampfe wider den Unglauben und Umsturz“ — mußte Stellung genommen werden. Die Verhandlungen ergaben in beiden Beziehungen eine große Einmütigkeit: der Angriff Hoensbroechs ist wirkungslos an dem festen Zusammenhalt von Leitern und Vertretern des Bundes abgeprallt. Die Lockstimme des Katholikentags ist ebenso einmütig durchschaut und abgewiesen und durch eine kraftvolle evangelische Kundgebung beantwortet worden.

Aber all diese Eindrücke von Essen und von Graudenz, — wie sind sie doch in den Hintergrund gedrängt worden durch die Ereignisse des Dezember. Es ist hier nicht meine Aufgabe, den Gang der Ereignisse aufzuzählen oder ihre Bedeutung fürs große Ganze abzuwägen. Was bedeuten sie aber für den Evangelischen Bund? In erster Linie, darüber ist kein Zweifel, eine große Rechtfertigung seiner Ziele: seiner Beurteilung des Zentrums, seiner Warnung vor ultramontanen Übergriffen. Aber ebenso eine Rechtfertigung der Wege und Mittel des Bundes! Der Evangelische Bund hat die Wahlen zum neuen Reichstag nicht gemacht. Er hat in die Wahlarbeit nirgends direkt eingegriffen. Wo Mitglieder des Bundes als Kandidaten aufgestellt und gewählt wurden, da waren es die politischen Parteien, die sie auf den Schild gehoben haben. Das gilt auch von dem Bundesdirektor Everling, der ganz auf seine persönliche Verantwortung hin, nicht im Auftrag der Bundesleitung, um ein Mandat sich bewarb und es erlangte. Der Bund hat im Wahlkampf nichts getan, als durch einige Broschüren und Flugblätter auf die Bedeutung des Augenblicks aufmerksam gemacht und an die Erfüllung der Wahlpflicht gemahnt. Aber er darf trotzdem sich sagen, daß er an dem Ergebnis der Wahl seinen gewichtigen Anteil hat. Die Arbeit von 20 Jahren zur Aufklärung über die ultramontane Gefahr ist nicht vergeblich gewesen. Der ausgestreute Same ist aufgegangen. Die vom Bund geschaffenen Stimmungswerte sind, nach einem Everlingschen Lieblingswort, durch das deutsche Volk in Machtwerte umgesetzt worden. Mit dieser Einschätzung der Arbeit des Bundes verkennen wir die Wirksamkeit anderer Faktoren nicht. Wir wollen nur betonen, daß auch der Evangelische Bund und sein Verdienst um die Erneuerung des Reichstags nicht übersehen werden darf. Auch er selbst darf seinen Anteil daran nicht vergessen, nicht um in eitler Selbstbespiegelung sich zu sonnen, und die Hände in den Schoß zu legen, sondern um durch den Blick auf das Erreichte sich zu erneuter Weiterarbeit anspornen zu lassen. Es wird ja an antiultramontanen Bestrebungen anderer Art und Richtung künftig nicht fehlen, und der Evangelische Bund wird mit ihnen gern, soweit es möglich ist, zusammenstehen. Aber seine Eigenart darf er nicht vergessen. Was ihn zum Kampf verpflichtet, sind die unlösbar verbundenen deutsch-evangelischen Interessen; in ihnen liegen auch die starken Wurzeln seiner Kraft; dadurch bestimmt und begrenzt sich

seine Tätigkeit. Und wir sind überzeugt, bei dieser Auffassung seiner Aufgabe wird es auch für die Zukunft im Evangelischen Bunde bleiben; er wird auch im Jahr 1907 Gelegenheit haben, sich als Wächter für evangelische Ehre, als Warner für bedrohte deutsch-protestantische Interessen zu erproben.

Synodalpredigt

gehalten auf der Diözesansynode in Crailsheim 1906

von G. Bayer, Pf. in Jagstheim (Württ.).

(Erst nachträglich wurde diese Predigt zu Papier gebracht. Es versteht sich also von selbst, daß sie nicht ganz so gesprochen wurde, wie sie hier dem Auge erscheint. Sprache fürs Ohr und Druck fürs Auge unterliegen nicht den gleichen Gesetzen.)

Text: Jak. 5, 7. 8.

Ein kräftigeres Wort, Geliebte, hättet Ihr vielleicht lieber zur Losung für den heutigen Tag gehabt. Allerdings – diese Forderung wird niemand an mich stellen, daß ich meine Meinung kundgebe über Fragen, wie sie uns nachher beschäftigen. Andere Leute sind auch klug, und ich müßte sehr keck sein, wollte ich meine Meinung decken mit der Würde, die dem Orte gebührt, an dem ich stehe. Gewisse Grenzen setzt uns das Evangelium; über diese dürfen wir nicht hinausgehen, wenn wir evangelisch bleiben wollen. Aber wie wir uns innerhalb der Grenzen einrichten, das Feld verteilen, Gebäude herstellen, Ordnungen treffen – darüber habe ich nicht zu entscheiden; das hat die brüderliche Liebe zu ordnen, – ich, auf meinem Posten an jenen Grenzen rufe nur: im Notwendigen Einheit, im Nebensächlichen Freiheit, in beidem Liebe. Wie immer und überall, so auch hier und heute ist meine Aufgabe, die ewigen Liebesgedanken Gottes, vielmehr seine Liebestaten zu verkündigen, damit die Liebe zunehme, sich die Hoffnung stärke, das Vertrauen zu unserer Sache wachse.

Und eben daher der Wunsch nach einem Wort, das mutiger klingt, als jene gelassene Mahnung zu stiller Geduld. Etwa jenes Wort Christi hätte den Anfang machen dürfen, dessen gewaltiger Inhalt weit über die geringe Wirklichkeit hinausgreift: „Mir ist gegeben alle Gewalt; gehet hin –! ich bin bei euch"; oder jenes Wort des Apostels der Liebe von der Macht des Glaubens: „Unser Glaube ist der Sieg; er hat die Welt überwunden" oder ein Wort aus des Paulus unerschrockener Feder: „Nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes". Aber auf den Höhen des Glaubens triumphieren hat seine Zeit, und im Tale still seiner Arbeit nachgehen hat seine Zeit. Und diese Zeit ist, wenn ich recht sehe, jetzt. Nicht zu fröhlichem Kriegen und Siegen kann aufgefordert werden. Wo steht der Feind? Er hat sich noch nicht gesammelt; und wenn wir im Übereifer losschlügen, könnte es geschehen, daß wir einen erschlagen, der noch unser Freund geworden wäre. Es gilt jetzt dem Feind erst entgegenzumarschieren. Wie mißgestimmt, wie gedrückt wird der Soldat, wenn er nur marschieren und marschieren muß! Doch ist bekannt, wie solch unverdrossenes Marschieren den Eingriff zur rechten Zeit ermöglichte und zum Sieg verhalf. „So seid denn auch Ihr geduldig und stärket Eure Herzen!"

Wie nötig ist diese Geduld! Offene, entschiedene Feindschaft wäre uns erträglicher, als die Gleichgültigkeit, die uns wie eine graue Wolkenwand entgegen steht und jede Aussicht auf fröhliches Wirken nimmt. Wo ist das christliche Volk von vordem, das so gern las und lernte? Wohl liest unser Volk; aber lieber die Zeitung des Tags. Die Zeitung aus der Ewigkeit liegt vergessen. Wohl lernt unser Volk mit regerem Eifer als je; aber nur, wie man reich werden möge auf Erden. Du willst diese Luft der Gleichgültigkeit erschüttern durch einen Ausbruch heiligen Eifers? Ha, schieße mit Kanonenkugeln in den zähen, stehenden Sumpf! Kurze Zeit steigt eine träge Masse in die Höhe, fällt schwerfällig nieder, zieht mühselig einige Kreise. Bald herrscht die alte, dumpfe Stille. Haue doch mit einem Schwert gegen die wehende Luft! Du verwundest sie nicht, Du triffst sie nicht; der Kampf ist vergeblich. Hüte dich nur, daß nicht Dir selbst die schwüle, schwere Atmosphäre der Gleichgültigkeit die Hände lähme, daß nicht das Feuer im Herzen durch diesen schwelenden Rauch erstickt werde! Doch tue ich mit diesen Klagen unseren Gemeinden nicht unrecht? Sie sind wegen ihrer Kirchlichkeit bekannt und oft genannt. Leere Kirchen am Sonntag vormittag kennt man bei uns nicht. Manches Haus schickt noch alle seine Bewohner zum Gottesdienst. Doch ist, so sehr es zu begrüßen ist, daß die väterliche Sitte noch eine Macht ist, doch ist die Frage nötig: was hilft es, wenn nur der Leib zur Kirche kommt, der Geist derweilen durch Feld und Scheune läuft und rechnet, was das Korn gilt. Es ist recht, daß wir hören; aber was hilft es, wenn wir nie etwas merken und lernen. Christus hat nicht gesagt: ich bin die Gewohnheit; sondern: ich bin die Wahrheit; er sagt nicht: ich bin der Stillstand; sondern: ich bin das Leben. Fünf, aus freiwilliger Überzeugung gewordene Christen richten mehr aus, als 100, die eben mit dem Haufen laufen. Welche schöne Frühlingszeit war einst unserer Kirche geschenkt; welch Drängen und Vorwärtsstreben! Der Kirche Förderer zu sein, war für die Fürsten an Geist und Macht eine Ehre. Nun ist's Herbst geworden. Und wie wir's auf unsern Wegen sehen, daß sich der Schmutz zäh an die Räder hängt und die Pferde keuchend mühsam kaum vorwärts kommen, so wird die Kirche Christi gelähmt durch Gleichgültigkeit. Hie ist Geduld not.

„Ich will mich an die Großen halten" sprach Jeremia. Wenn ich doch zu Ephesus mein Evangelium griechischer Weisheit vortragen könnte, dachte Paulus, anstatt fern von den großen Strömen des Verkehrs diesen lykaonischen, pisidischen Bauern predigen zu müssen. Aber der Geist des Herrn ließ es den Männern nicht zu. Begreiflich ist dieser Wunsch. Hättest Du doch die Großen für dich gewonnen, welch' ein Feld der Wirksamkeit öffnete sich Dir! Was ein Großer redet, ist vom Himmel geredet; was ein Großer tut, findet hundertfache Nachahmung. Klopfe denn bei ihnen an; als gebildeter Mann magst Du willkommen sein; der Abwechslung wegen führt man auch einmal ein ernsteres Gespräch. Laß aber Dein Herz reden und wirb mit Liebe um Liebe — je wärmer Du wirst, desto kälter wird es um Dich. Der Roman des Tages, ein neues Theaterstück, ein interessantes Kunstwerk beschäftigen die Seele. Deine Gabe, die fröhliche Nachricht, wie man heilig und selig wird, verschließ nur wieder in Deinem Herzen! Es tut aber wehe, das Beste haben, das Beste wollen und allein stehen müssen. Doch des Paulus sehnlicher Wunsch ward erfüllt, wenn auch wohl anders, als er dachte. Plötzlich sah er sich auf dem Richtplatz von Athen, vor sich die Vertreter höchster Weisheit. Er redete hellen Augs und warmen Herzens. So kühn und so frei waren seine Worte und so klar, wie noch keiner der griechischen Aufklärer geredet hatte, und so wahr, daß man sich unwillkürlich dem Eindruck der Wahrheit beugen muß. Aber der Erfolg blieb aus.

Nachher arbeitet der Apostel wieder unter Hafenarbeitern, Lastträgern, Sklaven. Er hat etwas gelernt. Er bekennt und schreibt – und dem Buchstaben sieht niemand mehr an, daß sie wohl mit zitternder Hand unter Herzbrechen geschrieben worden: weil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl durch törichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben. Es ist Geduld not.

Wir haben uns beschränkt; unsere Kraft reicht nicht zu das ganze Ackerfeld rein zu erhalten. Ein Stückchen sollte die Lust unseres Herzens werden. Hier ist von uns der Boden sorgfältig vom Unkraut gereinigt; hier ist guter Samen gesät, zuvor eingeweicht in Gebet und Tränen. Es sind mit wachsamem Fleiße Schädlinge ferngehalten, üppige Triebe zurückgeschnitten. Schon setzt sich verheißungsvoll Frucht an. Ein einziger böser Bube kann alles verderben. Wenn dem Landmann das Hagelwetter die Felder zerschlägt, findet er hilfsbereite Hand. Unser Schmerz wird kaum recht verstanden. Es ist Geduld not.

Und hätten doch wir Prediger selbst den Schlüssel, der die Herzen erschließt, oder, da das Evangelium dieser Schlüssel ist und bleibt, könnten wir ihn recht gebrauchen! Wir schließen uns jetzt an einen Meister der Rede an; es ist nicht Bequemlichkeit und Mangel an eignen Gedanken; lernen, lernen wollen wir, worin das Geheimnis seines Erfolges liegt, und ihm absehen, wie er den Schlüssel anwandte, ob nicht seine Art auch für unsere Hörer paßt. Wir gehen jetzt eigene Wege; es ist nicht Hochmut und nicht Herrschsucht, als verachteten wir jede andere Weise. Suchen, versuchen wollen wir, die verschlossenen Herzen zu öffnen. Wer den rechten Ton fände, wie Luther ihn fand! Einer wird es sein, der allen Predigern wieder Mut und das treffende Wort gibt. Eine Versammlung, wie die unsere es ist, kann wohl das Gebäude stützen, kann mit Klammern weichende Teile verbinden, kann vielleicht für mehr Zutritt von Luft und Licht, für größere Bewegungsfreiheit sorgen; alles auch eine mühevolle Arbeit, die wir nicht unterschätzen wollen. Aber neu bauen und trefflich bauen, daß sich viel tausend Seelen im neuen Gebäude heimisch fühlen: Einer nur kann's, den Gott senden muß. Vielleicht sendet er ihn bald. Zeiten, da es unten im Volk unruhig wird und ein Drang aufwärts zu bemerken ist, sind noch immer dem Evangelium günstig gewesen. Wo nehmen wir Brot her? Diese Frage beherrscht zuerst die Gemüter. Dann erfährt man, wie man vom Brot allein nicht leben kann. Wo nehmen wir Liebe her? Dringender und lauter wird diese zweite Frage getan. Und wenn das Erdreich nach Regen lechzt, soll ihm der Himmel den Regen versagen? Gewiß nicht; aber es hilft nichts, daß wir sorgenvoll stündlich das Fenster öffnen, zu sehen, ob keine Wolken aufsteigen. Es ist Geduld not.

Nun ja, höre ich sagen, in schwierigen Zeiten einmal geduldig zuzuwarten, das ist noch immer der Rat, über dem sich der Kopf am wenigsten plagen muß, und der sich, was noch schlimmer ist, der Trägheit, der Willensschwäche so schön anpaßt. Man schläft noch einmal über die Sache: was die Zeit in ihrem Strome Schlimmes daherführt, schwemmt derselbe Strom wieder weg. Aber die Geduld, die uns befohlen wird, ist nicht Verzagtheit, die sich mit Kraftlosigkeit entschuldigt, noch weniger abgestumpfte Gleichgültigkeit, die träge unter dem Joche hält, bis sie des Treibers Peitsche in langsamen Gang bringt. Die Geduld ist Sammlung von Kraft im kleinen Punkte des Herzens. Wer charakterfest ist, kann am ehesten in andere sich schicken; wer kräftig ist, kann anderer Lasten helfen tragen; wer in sich reich ist, kann andrer Armut abhelfen. Siehe, der Landmann pflügt und säet und eggt sein

Feld; dann wartet er in Geduld auf Frühregen und Spätregen. Nicht, daß er untätig wäre. Auf dem Feld ist seine Arbeit vorderhand getan; aber daheim sieht er fleißig nach und richtet sich ein auf künftige Arbeit der Ernte.

So suchen wir denn, bis wir aufs weite Feld gerufen werden, in Gottes Wort, was uns frommt, ruhigen Mut und, wenn es gilt, geschwinden Eifer. Mit offenem Blick für die Bedürfnisse der Gegenwart, das Herz verlangend geöffnet, daß Gott es fülle, so suchen wir. Die Bibel 'bleibt immmer die Hausapotheke der Menschheit. Aber wer hat zu den verstaubten Fläschchen mit den fremdklingenden Namen, darin ihr heilender Geist verwahrt ist, heute noch großes Vertrauen! Es ist nicht nötig, daß wir die Fläschchen zerschlagen; wir könnten dabei den Inhalt verschütten. Aber es ist das heilige Recht der Gegenwart, daß der Staub der Vergangenheit und die verblaßten Umschriften entfernt werden. Könnten wir bessere finden? Nicht für alle Zeit, aber für unsere Zeit und dieser zu dienen ist unser einziges Verlangen. Hinter einer Mauer von Büchern und Glaubensschriften haben wir uns ein warmes Eckchen bereitet, darin uns die kalten Winde nicht treffen, wie sie draußen wehen. Treten wir heraus, machen wir die Not der Zeit zur Not der eigenen Seele, schelten wir nimmer vom sicheren Orte aus über den Unglauben, wo doch unser eigener Glaube oft nur darauf ruht, daß wir uns immer wieder die Worte vorsagten; im Herzen mitfühlend der Zeit Not, den Blick gerichtet auf Gott, durchsuchen wir den Fruchtgarten heiliger Schrift. Gewiß, wir finden noch, was unsere matte Seele stärkt. Pressen wir diese Früchte aus; verwahren wir den edlen Saft für uns und andere! Ohne ihn in eine Form zu gießen, kann's ja nicht geschehen. Vielleicht daß Einem Gott die Form schenkt, die die dürstenden Seelen anlockt. Nur verdünnen, verwässern dürfen wir den Saft nicht, um ihn mundgerecht zu machen. Lieber als das bieten wir ihn in der alten Form, die denn doch viel Tausenden recht gewesen ist und auf Grund vieler Zeugnisse köstlichen Inhalt birgt. Wird denn, wer wahrhaft dürstet, den Wein verschmähen, der aus irdenem Kruge ihm gereicht wird? Aber zu den Goldäpfeln die schönen silbernen Schalen zu bereiten, soll unser stetes stilles Werk sein.

Geduldig sein heißt: Kraftaufsammeln. Dies geschieht durch anhaltende Fürbitte. Ein Wort aus alter Zeit soll unser Leitstern sein: dafür, daß ich sie liebe, sind sie wider mich; ich aber bete. Bosheit und Lieblosigkeit, Untreue und Schwachheit umstehen uns wie Felsen. Nirgends zeigt sich ein Ausweg, nirgends auch nur ein Ausblick, durch den wir uns zurechtfinden könnten. Der Leib wird müde, der Geist wird wirr. Überall versperren die Felsen den Weg, nur nicht nach oben. Wir beten, und im Gebet hebt uns der Herr zu sich in die Höhe und, was erst ein wildes Labyrinth gewesen ist, zeigt nun Weg und Bahn, darauf sich's wandeln läßt. Wir lernen mit Gottes Augen die andern und uns ansehen. Strafe sie Gott! wollten wir schon rufen. Das Wort bleibt unausgesprochen; denn die Geduld und Langmut Gottes ist allein Ursache unserer eigenen Seligkeit. Wir beten: wir wissen ja nicht, wie es zugeht, daß sich Kanäle des Segens oben öffnen; aber Tatsache ist, der Segen strömt nieder. Wir beten: wir selbst gingen ja sonst zu Grunde; Menschenverachtung läßt das Herz verdorren; Fürbitte ist wie erfrischender Regen. Ein alter Gottesmann sagt: es ist besser für die Gemeinde zu beten, als sie eigenmächtig zu leiten.

Jedoch tun wir das Werk unseres Berufes, wenn es uns nicht gelingt ins Große zu wirken, mit um so größerer Treue. Dazu verhilft die Geduld. Weithin zu wirken, stand einst der Sinn; jetzt sind wir glücklich, in engem Kreis bescheidenes

Werk auszuüben. Aber wir suchen uns dabei als Gottes Handlanger zu bewähren. Nichts glänzt und gleißt, wenn wir unsere frohe Botschaft ausrichten, ein Kindlein in Jesu Arme legen, wenn wir mit seiner Liebe speisen und tränken. Aber es ist Gottes Trostwerk, das so seinen Fortgang nimmt. Werden wir selbst ein Licht im Herrn, von seiner Hand auf den Leuchter gestellt und stets gereinigt, daß wir nicht trübe brennen; vielleicht, daß sich an unserem Licht ein anderes entzündet, an diesem ein drittes und so fort, bis eine helle Glut entsteht. Was wollten wir lieber, als sie brennte schon! Doch ist Geduld not. Wenn aber Jesus unser Herz überwunden hat, so glauben wir, daß er auch die Welt überwinden kann. Jenes Wort ist kein Seufzer mehr, sondern Ausdruck ruhigen Vertrauens.

Wie selig ist diese Geduld! Ein schöner sichtbarer Erfolg machte uns seliger! Gott wird wissen, warum er ihn uns versagt. Vielleicht wäre ein solcher kein Heiltrank für uns, sondern ein berauschendes Getränk, das uns unsere Kraft überschätzen, die Hindernisse unterschätzen und uns von der erstiegenen Höhe stürzen würde. Öffentliche Anerkennung machte uns glücklicher! Vielleicht wäre sie ein Gifttrank für uns. Der machte das Auge trüb, daß wir Böses und Gutes nicht mehr unterscheiden könnten; der lähmte das Herz, daß es sich bei Verletzung des Heiligen nicht mehr kräftig regte; der beflügelte die Zunge zu loben, was gerade allgemein gelobt wird. Die Geduld macht seliger: sie täuscht über das Schlimme nicht weg und läßt doch hoffen. Sie schärft des Geistes Auge, daß wir das kleinste Gute erspähen. Mitten im Wettersturm zeigt sie uns das heimlich gewaltige Weben und Leben des kommenden Frühlings. In den stürmischen Wassern läßt sie uns die Spuren des Herrn entdecken, der drüber hinwandelt. Wirkte Gott nur in vergangenen Tagen? Wohnt er nur in dem, das durch hohes Alter geheiligt ist? Dann wäre das Leben und Drängen der Gegenwart von Gott geschieden. In dem, das unter Kämpfen wird, wohnt er, und die Geduld zeigt uns seine leitende Hand und hilft zur Unterwerfung unter den Willen dessen, der Neues schafft, während unser Herz noch am Alten hängt. Lasset uns nie den Pharisäern gleichen, die versumpfende Lachen im alten Strombett über alles preisen und die Wasser des Heilstromes, die unfern im neuen Bett lebendig und Leben verbreitend fließen, mit ängstlichem Blick auf die Zahl der Wanderer dorthin heftig schmähen! Die Geduld nötigt uns immer wieder auf die Schulbank; aber in der Schule des höchsten Meisters zu sitzen, ist Seligkeit.

Auf denn, jeder an seinen Posten! Über Christi Kirchenschiff droht ein neuer Sturm loszubrechen. Von Westen her ballt sich schwarzes Gewölk zusammen. Ob der Sturm hoch in den Lüften über Deutschland hinziehen wird, wir zweifeln daran. Er wird sich niedersenken. Jeder an seinen Posten! Unser Platz mag uns unten im Schiff angewiesen sein. Wir wissen es nicht, geht der Kurs vorwärts oder rückwärts, segelt man mit dem Wind oder gegen den Wind, droht ein neuer Sturm oder hellt sich das Wetter auf? Uns hält fest des Schiffsherrn Befehl, auszuhalten. Den Schiffsherrn selbst bekommen wir nicht zu Gesicht. Zu wissen, daß er an Bord ist, der noch nie Schiffbruch gelitten hat; dann und wann seinen Tritt zu vernehmen, wenn er über das Verdeck hingeht — das muß genügen. Amen.

Aus Zeitschriften.

(Hier sollen die wichtigsten Artikel mit kurzem Hinweis auf ihren wesentlichen Inhalt mit Rücksicht auf ihre Aktualität für die Amtspraxis des Pfarrers aufgeführt werden).

Zu beachten: **ThR** = Theol. Rundschau, **GluW** = Glaube u. Wissen, **ZThK** = Zeitschrift f. Theol. u. Kirche, **EF** = Evangelische Freiheit, **BPpL** = Blätter z. Pflege pers. Lebens, **AMZ** = Allg. Missionszeitschrift, **RKZ** = Ref.-Kirchenzeitung, **ALK** = Allg. luth. Kirchenzeitung **MJM** = Monatschrift f. Innere Mission, **ChrW** = Christl. Welt, **DEBl** = Deutsch-Ev. Blätter, **MGtK** = Monatschrift für Gottesdienst u. kirchl. Kunst, **PMh** = Prot. Monatshefte, **KZ** = Katech. Zeitschrift, **ZeR** = Zeitschrift f. evang. Religionsunterricht, **ThStK** = Theol. Studien u. Kritiken, **ED** = Das evang. Deutschland.

Lic. Steinmann: sucht in einer Studie in **ZThK** 1907, 2 S. 90ff. über Naturgesetz, Gott und Freiheit die Wahrheit der Freiheitsidee gegen den wissenschaftlichen und religiösen Determinismus dadurch sicher zu stellen, daß er das Verfestigen des Gedankens der Regelmäßigkeit im Weltgeschehen in eine metaphysische Lehre ebenso ablehnt wie die Absicht, das Freiheitsbewußtsein durch die Lehre von einem liberum arbitrium zu erklären; neben der Regelmäßigkeit des Weltgeschehens habe die Freiheit, in der ein individueller Kraftfaktor im Fortgang der Dinge zum Ausdruck komme, ebenso Platz wie sie andererseits der religiös aufgefaßten Allwirksamkeit Gottes nicht widerspreche, sofern Gott eben in der Freiheit des sittlichen Subjekts tätig sei.

Lic. **Schian** bestimmt in **DEBl** 1907 S. 225—39 („Gemeinde und Kirche in ihrem Verhältnis zur Inneren Mission") die Aufgabe der Einzelgemeinde bezüglich des religiössittlichen Gemeinschaftslebens und der hilfreichen Liebesarbeit, ebenso aber diejenige der Gesamtkirche in solchen Fällen, wo diese Doppelarbeit über die Rahmen der Einzelgemeinde hinausgeht, als die durchweg primären, so daß sich also die Aufgaben der Gemeinde prinzipiell mit denen der Inneren Mission decken und diese immer nur subsidiär einzutreten habe, daher auch sich jederzeit in die Ordnungen von Gemeinde und Gesamtkirche eingliedern müsse; der tatsächlich unfertige Zustand der Einzelgemeinde und Gesamtkirche rechtfertige das Eintreten der Inneren Mission, deren Arbeit aber grundsätzlich in die der primär verpflichteten Organe übergeführt werden müsse.

D. **Knoke** führt in **NKZ** 1907 S. 200—220 über den „ursprünglichen Sinn der 6. Bitte" aus, daß πειρασμος objektiv = Drangsal zu verstehen sei und zwar entsprechend der ganzen Richtung des Vaterunsers eschatologisch; der Sinn wäre also: Gott wolle uns nicht in die Drangsale der Endzeit führen, vielmehr vor diesem Übel behüten, weil unsere Seele darin leicht Schaden nehmen könnte.

W.

Aus der neuesten Literatur.

I. Biblische Wissenschaft. **Blaß,** Prof. D.: Professor Harnack und die Schriften des Lukas. Papias bei Eusebius. Gütersloh, Bertelsmann. 55 S. 1,20 Mk. — **Blaß,** Prof. D.: Die Entstehung und der Charakter unserer Evangelien. Leipzig, Deichert 37 S. 80 Pf. — **Hardeland,** Pastor Th.: Biblische Fragen, den religionsgeschichtlichen Volksbüchern gegenüber erwogen. Hannover, Feesche. 45 S. 50 Pfg. — **Riggenbach,** Prof. D., Eduard: Histor. Studien zum Hebräerbrief. 1. Teil, Leipzig, Deichert. 243 S. 6,80 Mk. — **Witte,** Prof. D., Richard Rothe: Über Jesus als Wundertäter. Halle, Mühlmann. 55 S. 1 Mk.

II. Systematische Theologie. **Beth,** Prof. Karl: Die Moderne und die Prinzipien der Theologie. Berlin, Trowitzsch. 347 S. 5,50 Mk. — **Ede,** Gustav: Unverrückbare Grenzsteine. 3. bedeutend vermehrte Aufl. Berlin, Verlag der landeskirchl. Vereinigung SW. 68. 82 S. — **Simon,** Past. Lic. Th., Entwicklung

und Offenbarung. Berlin, Trowitzsch. 129 S. 2,40. – Was ist Christentum? Aufsätze über Grundwahrheiten des Christentums, hggb. von Past. Lic. Cremer. Gütersloh, Bertelsmann. 302 S. 4 Mk. — **Wendt,** Prof. Hans Hinr.: System der christl. Lehre. 2. Teil. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. S. 251–676. 9 Mk.

III. Historische Theologie. **Becker,** Prof. Dr. C. H.: Christentum und Islam. Tübingen, Mohr. 56 S. 50 Pfg. – **Bornhausen,** Lic. Karl: Die Ethik Pascals. Gießen, Töpelmann. 171 S. 4 Mk. – **Hunzinger,** Lic. Dr. A. W.: Der Glaube Luthers und das religionsgeschichtliche Christentum der Gegenwart. Leipzig, Deichert. 30 S. 60 Pfg. – **Nippold,** Friedr.: Handbuch der neuesten Kirchengeschichte. 5. Band. 3. umgearbeitete Aufl. Leipzig, Heinsius. 676 S. 18 Mk. – **Nippold,** Fr.: Die theologische Einzelschule im Verhältnis zur evang. Kirche. 7. Abt. Der Solinger Kirchenstreit und seine Nachwirkung auf die rheinisch. westf. Kirche bis zum Fall Cesar. Leipzig, Heinsius. 92 S. 2 Mk. – **Sell,** Karl D.: Der Anteil der Religion an Preußens Wiedergeburt vor hundert Jahren. Akad. Rede. Tübingen, Mohr. 32 S. 60 Pfg.

IV. Praktische Theologie. 1. Zum Ganzen: **Schenkel:** P. em. Dr.: Praktische Theologie in Aphorismen. Leipzig, Dörffling und Franke. 163 S. 3 Mk.

2. Predigten. **Planck,** Dekan: Predigten auf die Sonntage und Festtage des Kirchenjahrs. Eßlingen, Langguth. 551 S. 3,50 Mk. – **Rump,** Pfr. Lic. Joh.: „Herr, was willst du, daß ich tun soll? Ein Jahrgang Predigten über sämtl. Text der v. der Eisenacher Kirchenkonferenz festgesetzten Episteln. 1. Band. Die festliche Hälfte des Kirchenjahrs. Leipzig, Wigand. 440 S. 7 Mk. – **Siebert,** Pastor Richard: Predigten über das Vaterunser. 2. Aufl. Halle, Mühlmann. 62 S. 80 Pfg. – **Sulze,** Emil D.: Katechismuspredigten. Göttingen, Vandenhoeck nnd Ruprecht. 104 S. 1,20 Mk. – **Wacker,** P, Diakonissenanst.-Rektor: Unser Taufbund. Sieben Predigten. Gütersloh, Bertelsmann. 112 S. 1,50 Mk. – **Walther,** Prof. Wilh.: Der Wandel im Licht. Leipzig, Deichert. 163 S. 2,80 Mk.

3. Apologetisches und Pastorales. **Niebergall,** Lic. Fr.: Was ist uns heute die Bibel? Nr. 17 der Lebensfragen. Tübingen, Mohr. 85 S. 1,20 Mk. – **Traub,** Pfr. Gottfr.: Frohbotschaft. Heilbronn, Salzer. 34 S. 50 Pfg.

4. Pädagogik. **Seibt,** Georg: Gedanken zur Reform der Mädchenerziehung. Stuttgart, Belser. 41 S. 80 Pfg.

Schließlich sei noch hingewiesen auf die neue Zeitschrift für Religionspsychologie (Grenzfragen der Theologie und Medizin) von Dr. Joh. Bresler und P. Gustav Vorbrodt. Halle, Marhold. 12 Hefte, 10 Mk.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. P. Wurster in Tübingen.
Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.
Druck der Dieterich'schen Univ.-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

Mit dem unerwarteten Hinscheiden von Geh. Kirchenrat D. H. A. Köstlin am Abend des 4. Juni hat unsere Zeitschrift den herbsten Verlust erlitten, seit sie in ihrer neuen Form besteht. Der Entschlafene hat ihr nicht bloß ebenso wie den früheren Jahrgängen von „Halte was du hast“ eine große Anzahl von Betrachtungen, Aufsätzen und Besprechungen aus seiner Feder geschenkt; er hat unserer Zeitschrift, wie sie jetzt ist, den Stempel seines Geistes aufgedrückt.

Wenn irgend jemand so war gerade er dazu berufen, eine Pastoralzeitschrift zu leiten. Er ist ein Seelsorger von Gottes Gnaden gewesen. So glänzend seine Naturbegabung war, zumal auf künstlerischem, speziell musikalischem Gebiet, so gediegen seine theologische Durchbildung, hauptsächlich im liturgischen Fach, wo seine Autorität allgemein anerkannt war: der eigentliche Goldgehalt seiner Persönlichkeit war das Seelsorgerliche an ihm. Es war nicht etwas neben dem vielen andern, was sein Wirken so fruchtbar und den Umgang mit ihm so überaus anziehend machte, es war die Seele seines Wesens, der natürliche Ausdruck eines reichen, abgeklärten Innenlebens, die reife Frucht einer überaus mannigfaltigen persönlichen und amtlichen Erfahrung. Deswegen hat er mit seiner seelsorgerlichen Gabe gerade auch dem Pfarrstand in so reichem Maße dienen dürfen, sowohl im persönlichen und brieflichen Verkehr – wie viel wäre darüber zu sagen! – als in seiner literarischen Tätigkeit. Es war bei ihm gar nichts „Gesalbtes“ oder Gemachtes, sondern alles geheiligte Natürlichkeit und treuherzige Ehrlichkeit, nie etwas Aufdringliches, wohl aber tief eindringendes, feinfühliges Verständnis für die Seele der andern, bei allem Reichtum des Wissens und aller Vielseitigkeit der Erfahrung immer ein schlichtes, einfältiges Nur dienen wollen, alles gewachsen

auf dem Grund einer durchaus wahrhaftigen, demütigen, lauteren Persönlichkeit; darum haben sich ihm so vieler Herzen erschlossen.

Ein Parteimann ist er nicht gewesen und konnte er nicht sein. Davor schützte ihn nicht bloß die Zartheit seines Empfindens, das sich vor der Härte und fast unvermeidlichen Ungerechtigkeit des Parteikampfs scheute, nicht bloß das Musikalische in seiner Natur, das auf Ausgleichung der Dissonanzen hinstrebte, sondern vor allem der Wahrheitstrieb, der nur nach dem religiös Echten fragte, sei es auf dieser oder auf jener Seite, und seine seelsorgerliche Liebe, die einem jeden nach seiner Art gerecht werden und zurechthelfen wollte. So war seine Stellung über den Parteien nicht Zeichen von Schwäche, sondern von Glaubens- und Liebeskraft. Von diesem Grundsatz aus hat er unserer Zeitschrift ihre Richtung angegeben. Er ist in unserer von so viel Parteiwesen zerrissenen Zeit von dem wachsenden Leserkreis dieser Blätter verstanden worden und bleibt ihr Programm. W.

Zum Gedächtnis von D. Dr. Heinrich Köstlin,

Prof. und Geh. Kirchenrat a. D.

geb. 4. Sept. 1846, entschl. 4., beerd. 7. Juni 1907 in Cannstatt.

Worte am Grab gesprochen von Stadtpf. Gerok-Stuttgart.

Deine Rechte sind mein Lied in dem Hause meiner Wallfahrt. Dieses Psalmwort (Ps. 119, 54), verehrte Mittrauernde, möge den Grundton bilden für unsre ernste Feier hier am Grab des lieben Freundes und Lehrers, des Geh. Kirchenrats a. D. Dr. theol. Heinrich Köstlin.

Am Morgen seines letzten Lebenstages, den er frisch und arbeitskräftig antrat, hörten die Seinigen aus seinem Arbeitszimmer nicht blos wie sonst die Klänge seines seelenvollen Harmoniumspiels, sondern sie hörten ihn auch seit langer Zeit zum ersten Mal wieder die Stimme dazu im Gesang erheben. Dann ging er an die Arbeit, um als Mitglied unsrer Landessynode seinen Bericht über eine Neugestaltung unsrer Kirchengebete in seiner deutlichen Schrift zu vollenden. Am Nachmittag gedachte er noch den Kreis der alten Freunde von der Hochschule her durch seinen Besuch zu erfreuen – und statt dessen hatte abends 7 Uhr nach schwerem 3stündigen Kampf ein Herzschlag, das letzte Glied der Leidenskette, die ihn vor 6 Jahren aus dem ihm so lieben Dienst an der theol. Fakultät in Gießen gezogen hatte, seinem gesegneten Leben und Wirken im 61. Jahre ein plötzliches Ziel gesetzt. Das Lied, welches er am Morgen gesungen hatte, war sein Schwanenlied gewesen – das Amen auf einen Lebenslauf nach der Weise: Deine Rechte sind mein Lied in dem Hause meiner Wallfahrt. Nicht blos in dem Sinn, daß die heilige Tonkunst als das würdige Kleid unserer Gottesdienste im Kirchen- und Chorgesang recht eigentlich in Schrift und Tat den Kern seines vielseitigen Wirkens bildete, sondern in dem tieferen Sinn noch, daß sich ihm, wenn ich ihn recht verstanden habe, Kunst und Religion, Wissenschaft und Praxis, Welt und Kirche, Altes und Neues, Mensch und Christ, – jedes an seinem Platz ein berechtigter Ton, vereinte zum vollklingenden Lied, zur harmonischen Melodie im Chor der Seraphim: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll. Nicht zum Kampfruf, unter dem Partei gegen Partei steht, nicht zum starren Buchstaben, unter dessen Druck das Leben erstirbt – zum Lied war ihm Gottes Wort verklärt, das versöhnt und tröstet, heilt und kräftigt, – das jedem Geschlecht zum neuen Lied wird und das doch zugleich alles wahrhaft Schöne und Große der alten Zeit in sich bewahrt.

Lag doch ihm, dem Sproß des in der württembergischen Kirchen- und Landesgeschichte so wohllautenden Geschlechts und Namens Köstlin, diese künstlerische Natur im Blute, vom Vater her, der als Rechtslehrer zugleich ein Dichter war, von der Mutter, der einst gefeierten Sängerin und Liederkomponistin.

Hat er doch diese Art sich bewahrt vom jugendlichen Sturm und Drang an, als der feurige Vikar seine „Kandidatenfahrten" schilderte und der frühere Hofmeister in Paris als Feldprediger mit der württembergischen Division dorthin zurückkam, bis zur geklärten Reife des Alters, in der der Mann dem Hessischen Kirchenregiment angehörte und die theologische Jugend bildete, um dann im Ruhestand seine reichen Kenntnisse und Erfahrungen der württembergischen Heimat zur Verfügung zu stellen. Hat er doch dieser Auffassung Ausdruck gegeben ebenso in persönlicher künstlerischer Durchbildung und als Verfasser einer geschätzten Musikgeschichte, wie in der Gründung und Leitung unserer Kirchengesangvereine, die ihm ihre Blüte und ihren Zusammenschluß wesentlich verdanken.

Und was jeden so unwiderstehlich an ihn fesselte, das war die hinreißende Art, in der er, ganz von seinem Gegenstand hingenommen, ob erzählend oder erklärend, seinen Stoff wie einen Diamanten in allen Lichtern spielen ließ, bald die ergreifenden Töne ernster Wehmut anschlug, bald die heiteren Register des Humors zog — immer aber so, daß Niemand sich verletzt fühlte — immer so, daß die Wirkung eine versöhnende blieb; daß man auch dann ihm gern zuhörte, wenn er vom Feuer der Rede zu „momentanen Wahrheiten", wie er solche kühnen Gedankenflüge scherzend einmal selber in jungen Jahren nannte, fortgerissen wurde. Auch sie hatten für den Augenblick, auch sie hatten in ihrer absichtlichen Zuspitzung ihr Recht. Wer ihn im beruflichen Wirken und im Freundeskreis kennen gelernt hat, der wußte, was für ein edler Ton durch seinen begeisterten Idealismus, durch seinen Seelenadel und seine zuverlässige Treue in jedes Zusammensein und Zusammenarbeiten kam; wer ihm aber in seinem Familienleben, als Gatten, Vater und Hausherrn näher trat, der sah, wie hier das Wort: „Deine Rechte sind mein Lied in dem Hause meiner Wallfahrt" seine schönste Erfüllung fand. Ohne jede bewußte und einseitige Salbung, die ihm ferne lag, pflegte er ein Hauspriestertum erlesener Art; ohne irgendwie seinen Willen in den Vordergrund zu stellen, war er Haupt und Seele des Hauses, das voll freudigen Vertrauens nur auf ihn sah und hörte; ohne irgendwelche pedantische Regeln und Vorschriften wußte er durch den bloßen Eindruck seiner Persönlichkeit oder eine feine Wendung, die er dem Gespräch gab, den ganzen Ton auf eine Höhenlage zu stimmen, die über das Alltägliche hinaushob.

Schwaben und Hessen haben sich in ihn geteilt; aber auch hier gab es für ihn keinen Unterschied; er wußte auch nach dieser Seite hin allen alles zu sein und jedem das Seine zu geben. In seinen württembergischen Gemeinden Sulz und Maulbronn, Friedrichshafen und an der Johanneskirche in Stuttgart denkt man sein mit derselben Anhänglichkeit wie in Friedberg, Darmstadt und Gießen. Und was er in Hessen Gutes gesehen und Ersprießliches gewirkt, das hat er in den letzten Lebensjahren wieder seiner alten Heimat zu gut kommen lassen. Wir trauern, daß wir ihn verloren haben; aber wir danken Gott, der ihn uns gegeben und so lang erhalten; der ihn ohne langsames Hinschwinden der Kraft auf einmal mitten aus reichgesegnetem Wirken zur Ruhe geholt hat; zur Abendstille nach einem vielbewegten Tageslauf, in welchem er ebenso gewandt auf den Höhen der menschlichen Gesellschaft wie leutselig und gewinnend mit den Niedrigen und Kleinen zu verkehren wußte, — ebenso versöhnend und friedevoll in den theologischen und kirchlichen Kämpfen der Gegenwart wie in den kleinen und kleinlichen Wirren und Zwistigkeiten des Tags sein gewichtiges Wort in die Wagschale legte.

Von all den Ehrenzeichen, die ihn schmückten, war ihm stets das teuerste das eiserne Kreuz aus den Tagen des Feldzuges; aber auch das Kreuz seines Herrn

und Meisters hat er mit Selbstverleugnung getragen. Deine Rechte sind mein Lied in dem Hause meiner Wallfahrt. – Seine Wallfahrt ist zu Ende; sein Mund ist verstummt; und in dem Hause, in dem seither seine Stimme klang und sein Ton herrschte, wird es jetzt gar stille sein. Aber wie er im Geist unter uns weiterlebt, so ist von ihm ein Widerklang lebendig geblieben in unseren Kirchenchören – im Liedermund seiner Tochter, der tiefbetrübten Witwe zum Trost, Vielen zum Segen. – Was er einst an Sterbebetten und Gräbern von Aufrichtung und Hoffnung so reichlich den Leidtragenden zu spenden wußte, das wird wie Himmelstau von oben auch auf seine Nächsten und Liebsten sich senken. Was er in seinem Buch von der Seelsorge die Amtsgenossen gelehrt hat, das möge in seinem eignen Haus sich nun bewähren. Wer sein Leben in Glauben, Hoffen, Lieben gestimmt hat zu einem Wallfahrtslied zu Gottes Ehre, dessen Sterben klingt aus und klingt nach als ein Lied im höheren Chor; der Vater unseres Herrn Jesu Christi und durch ihn auch unser Vater spricht dazu vom Himmel her sein friedvolles Amen.

Nur Mut! 2. Tim. 2,7:

Der Herr wird dir in allem Verstand geben.

Das ist eine mächtig stärkende Zusage, die dem zur Leitung der Gemeinde berufenen Timotheus hier aus dem Munde seines im Dienste erfahrenen und erprobten Führers gegeben wird. Sie geht noch über das hinaus, was der Herr seinen Jüngern verheißen hat, daß der Geist sie in alle Wahrheit leiten, für ihre eigene Person in das volle Verständnis des Evangeliums hineinführen werde. Denn hier wird dem zum Dienst des Evangeliums in der Gemeinde Berufenen in sichere Aussicht gestellt, daß der Herr, der ihn zu seinem Dienste berufen hat, ihm „in allen Dingen Verstand geben", d. i. das praktische Verständnis verleihen werde, dessen er als Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt (Matth. 13,52), als Haushalter über Gottes Geheimnisse (1. Kor. 4,1) bedarf, um das Wort recht zu teilen (2. Tim. 2,15), jedem einzelnen in der Gemeinde gerecht zu werden, in den mancherlei Schwierigkeiten, die im Verlauf der Entwicklung des Gemeindelebens auftauchen, sich zurechtzufinden, für die Fragen und Aufgaben, die jeder neue Tag bringt, die rechte Lösung zu gewinnen. Es wird ihm die Versicherung gegeben, daß ihm für alles das, was der Dienst des Herren von ihm fordern werde, was er in dessen Interesse werde unternehmen, ins Werk setzen, einrichten und ordnen müssen, im entscheidenden Augenblick das nötige Verständnis, der rechte Blick, das treffende Wort, die geschickte Hand nicht fehlen werde.

Wer möchte sich nicht diese Zusage dankbar zueignen, um jederzeit darauf fußen zu können, wenn, wie das heutzutage in der kleinsten und

abgelegensten Gemeinde der Fall ist, Fragen an uns herantreten, auf die wir durch unser Berufsstudium uns nicht gerüstet, Aufgaben, für die wir uns durch unsere Ausbildung auf Schule und Universität gar nicht oder doch nicht genügend vorbereitet fühlen? Das religiöse Leben, das Christentum läßt sich nicht isolieren. Es wird beeinflußt in der mannigfachsten Weise von den sozialen und politischen Verhältnissen der Gemeinde; keine geistige Bewegung geht durch die Gemeinde, die nicht irgendwie auf ihre religiöse Stellung, auf ihr religiöses Denken und Empfinden einwirkt. Und so läßt sich auch die geistliche Pflege der Gemeinde, der Dienst am Wort nicht mehr isolieren, nicht mehr gleichsam mit geschlossenen Augen treiben. Wer seiner Gemeinde ein geistlicher Führer und Rückhalt sein, wer ihr religiöses Leben pflegen, schützen, rein und lebendig erhalten will, der muß die Augen für alles, was sie im Guten und Schlimmen bewegt, offen halten, der muß bereit sein, wenn es gilt, Schutzwehren aufzurichten, Vorkehrungen zu treffen, neue Einrichtungen zu ersinnen und ins Werk zu setzen, für die gar oft Vorbild und Erfahrung noch fehlt. Das braucht man dem Pfarrer von heute nicht zu sagen. Jeder weiß, wie vieles die Zeit von uns fordert, wofür wir Kenntnisse, Schulung, Verständnis, Erfahrung entfernt nicht mitbringen. Wie not, wie wohl tuts uns, wenn uns gesagt wird: „Der Herr wird dir in allem Verstand geben." Wie mag's uns den Mut und die Freudigkeit stärken den Stimmen gegenüber, die nicht müde werden, uns Pfarrer von der Teilnahme, geschweige von der Mitarbeit am politischen und sozialen Leben der Gemeinde hinweg- und auf das hinzuweisen, „was des Pfarrers sei". Wir dürfen und wollen solche Stimmen nicht leichtmütig überhören, namentlich dann nicht, wenn in ihnen das ernste, aufrichtige Interesse für das Evangelium laut wird. Wir wissen es selbst aus der Geschichte des Christentums am allerbesten, welch' unabsehbarer Schaden dem Evangelium aus seiner Verquickung mit politischen und gesellschaftlichen Interessen erwachsen ist, und welch' ein Verhängnis der Gemeinde ein „politischer" und „sozialer" Pfarrer werden kann, wenn er sich nicht genau an die Meinung, in der jene Zusage, und an die Grenzen des Gebietes hält, für das sie gegeben ist; wenn er vergißt, daß es der Dienst des Herrn an der Gemeinde ist, dem die Zusage gegeben ist, also die Aufgaben, die aus ihm sich ergeben, es sind, zu deren Lösung uns das praktische Verständnis verheißen ist, das Gebiet unseres Berufes, auf das sie sich bezieht und für das sie Geltung hat. Wir wissen es recht gut, daß Enthusiasmus und guter Wille die Gabe und die Schulung nicht ersetzen, die der aufweisen muß, der auf irgend einem Gebiete den Meister und Führer machen will; wir wissen, daß wir für Wagnisse, die nicht die Pflicht des Berufes uns vorschreibt, nicht auf Gottes Wunderhilfe rechnen dürfen, daß wir für

Aufgaben, die nicht der Dienst des Herrn fordert, die mit ihm in gar keiner Beziehung stehen, die nur der Ehrgeiz oder die Abenteuerlust uns eingibt, die nötige Gabe, den Verstand, wenn uns beides fehlt, nicht als Wundergabe von dem Herrn zu erhoffen, vielmehr solche Dinge, die nicht unseres Berufes sind, denen zu überlassen haben, die durch ihre Gabe, ihren Beruf und ihre Schulung darauf hingewiesen sind.

Allein es ist nicht immer und nicht bloß das Interesse für das Evangelium, der Wunsch, den Dienst am Wort mit den politischen und sozialen Kämpfen unverworren, von der Befleckung mit der Sünde der Welt rein erhalten zu sehen, was aus solchen Stimmen spricht. Es ist nur allzuoft der Widerwille gegen das Evangelium selbst, dessen Zeugnis man fürchtet, weil man sich dadurch eingeengt und aufgehalten fühlt, weil man es als Störung nnd Hemmung empfindet, weil es unbequem berührt. Das aber ist ja nun gerade unser Beruf, unsere Aufgabe, zu allen Dingen, die das Leben der uns befohlenen Gemeinde berühren, das Evangelium zu sagen, seine Meinung zu bezeugen, seine Grundsätze darzulegen, also alles, was die Gemeinde bewegt, in das Licht des Evangeliums zu rücken und vom Standort des Evangeliums aus zu beurteilen. Daran kann und darf kein irdischer Machtwille uns hindern. Die Aufgaben, die unmittelbar daraus sich für uns ergeben, dürfen wir uns durch niemand, auch durch den treuesten Warner nicht, verschränken lassen, da gilt es unter Umständen, Gott mehr zu gehorchen, als den Menschen. Halten wir uns genau an die Meinung der uns gegebenen Zusage und in den Grenzen des Gebietes, für das sie gegeben ist, hüten wir uns insbesondre davor, aus dem Evangelium, das wir zu bezeugen haben, nicht in irgend einer Form ein neues Gesetz machen zu wollen, das mit menschlichen Machtmitteln den Menschen aufgedrängt werden soll, dann dürfen wir darauf zählen, daß der Herr, in dessen Dienst wir stehen und in dessen Auftrag wir handeln, unseren persönlichen Mangel ergänzen, uns, wenn wir nur ernstlich und redlich das Unsrige tun, den Blick klären, das Verständnis schärfen, an der Gabe das, was uns gebricht, zulegen wird, damit wir mit den Worten, die wir zu sagen, mit den Maßnahmen, Vorkehrungen und Einrichtungen, die wir zu treffen, mit der Stellung, die wir einzunehmen haben, in der Richtung seines Willens bleiben, das Heil der Gemeinde und die Ehre seines Namens fördern.

Köstlin*).

---

*) Vorliegende Betrachtung hat der Verewigte wenige Wochen vor seinem Tod für die Juninummer geschrieben; mit seiner Einwilligung wurde sie für das vorliegende Heft zurückgestellt. Sie ist das letzte, was er für unsere Zeitschrift dargeboten hat. D. R.

Die Wichtigkeit der Heilsgewißheit in Predigt und Seelsorge.

Von Stadtpfarrer Dr. F. Walther, Stuttgart.

Heilsgewißheit, ein seltsames Wort, und doch dem innersten Empfinden des Menschenherzens so sympathisch! Denn wer wollte nicht seines Heils und Glücks gewiß sein, wenn sich irgend ein gangbarer Weg dazu böte? Bei den tausenderlei Gefahren, die uns Menschen umringen, ist das Verlangen sehr begreiflich, gleichsam einen festen Ankergrund zu finden, der uns sichern Halt gibt für unser ganzes Dasein.

Aber der Erklärlichkeit eines solchen Verlangens zum Trotz läßt sich leicht feststellen, daß die meisten Menschen zu träge oder zu gleichgiltig sind, als daß sie auf eine grundsätzliche Sicherstellung ihres Heils energisch ausgingen. Zwar gibts manche stille Stunde, in welcher ein derartiges Sehnen sie ergreift; sie möchten so gerne in einen sichern Hafen einlaufen, in dem ihnen die Stürme des Lebens nichts mehr anhaben könnten! Aber dann kommt die zweifelnde Frage: ist das überhaupt möglich? Unsre Zeit hat nicht mehr die naive Zuversicht des Mittelalters, die den urwüchsigen Bauernsohn Martin Luther ins Kloster trieb mit dem Gedanken: es muß möglich sein, „einen gnädigen Gott zu kriegen", wenn der Weg dahin auch noch so herb und schwer sein sollte. Damals lag in der deutschen Volksseele tiefeingewurzelt die Überzeugung: das göttliche Evangelium ist der wunderbare Heilsbrunnen, aus dem die Kraft zur Überwindung aller Gefahren im Leben und Sterben fließt. Man wußte, daß der herrliche Brunnen teilweise verschüttet und von allerlei Gestrüpp überwuchert sei infolge des Verderbs und der Mißbräuche der Kirche; aber man war doch der guten Zuversicht, daß im echten Christentum das Heil gegeben sei, und deshalb konnten Skepsis und Gleichgiltigkeit nicht in so weite Kreise eindringen, wie heutzutage. Doch der Seelsorger darf diese in den heutigen Zeitverhältnissen liegende Schwierigkeit nicht zu stark betonen. Selbst wenn über den Weg, der zum Heil führt, Einmütigkeit bestünde, der Durchschnittsmensch – leichtfertig und kurz von Gedanken, wie er nun einmal ist – würde sich doch mit den kleinen Brocken von Glück und Heil begnügen, die ihm mit der Befriedigung seiner alltäglichen Bedürfnisse zufallen. Er sieht nicht über den engen Horizont des Alltags hinaus, wenn er sich auch bei einigem Nachdenken sagen müßte, daß ihn jederzeit außerordentliche Ereignisse ereilen können in Gestalt von Krankheit, Lähmung, Tod und andern Unfällen. Aber er nimmt zu solchen Möglichkeiten nicht nachdrücklich Stellung: er entzieht sich lieber den ernsten

Gedanken, die auf seine gesamte Existenz Bezug haben. Bei stumpfsinnigen und rohen Menschen ist dieser Leichtsinn sehr erklärlich; nicht zu rechtfertigen ist derselbe bei solchen, die Anspruch auf Bildung erheben. Gebildete müssen doch die geistige Energie und Voraussicht besitzen, um sich auf den Zusammenstoß mit den übermächtigen Faktoren, denen sie zweifellos einmal begegnen werden, vorzubereiten. Wir haben allerdings so manche witzige Jongleure des Geisteslebens, die sich mit bewundernswerter Gewandheit gleichsam von Ast zu Ast schwingen – immer wieder eine niedliche Wendung zu machen verstehen, um lächelnd dem Ernst des Lebens auszuweichen. Aber wer auf wahre geistige Durchbildung Anspruch machen will, der muß Rede und Antwort stehen auf die Grundfragen seines Daseins und muß deshalb wissen, woher er grundsätzlich sein Heil erhofft.

Freilich sagt man damit der Mehrzahl derjenigen, die sich heutzutage für „gebildet" halten, höchst unliebsame Dinge. Sie wollen aus der angenehmen Sicherheit, in der sie dahinleben, nicht aufgeschreckt sein; sie trösten sich mit dem zur Mode gewordenen Ignoramus et ignorabimus, ohne zu merken, daß sie damit in die Reihen der Ungebildeten einrücken, die sich von jeder Verpflichtung zu geistiger Anstrengung leichthin entbinden. Und doch ist klar: wenn unsre Vorfahren ebenso skeptisch gedacht, wenn sie nicht ihr eigenes und ihrer Nebenmenschen Heil zu sichern getrachtet hätten, dann wäre nimmermehr unsre heutige Kultur erwachsen. Denn die Sendboten des Christentums mit ihrer begeisterten Überzeugung, daß sie berufen und fähig seien, den wilden Völkern Heil und Seligkeit zu bringen durch Ausbreitung des Christenglaubens, haben beim Zusammenbruch des römischen Reichs den Samen der Kultur weitergetragen unter die Völkerschaften des Nordens. Mit der Predigt von dem Heil, das der Christengott, der Vater des in die Welt gesandten Sohnes, seinen Bekennern biete, weckten sie höhere Interessen und neues geistiges Leben unter den bisherigen Barbaren. Um dieses Heil und um die Fragen, die sich an seine Erreichbarkeit knüpften, konzentrierte sich das Sinnen und Denken der tüchtigsten Männer; für Streitfragen, die dieses Heil betrafen, setzten sie Gut und Blut ein. Angesichts dieser Tatsachen ist es doch ein seltsames Unterfangen, wenn man die Frage nach dem persönlichen Heil als eine unlösbare in trostloser Skepsis ertränken will. Wer auch nur eine Spur von geschichtlichem Verständnis besitzt, der muß einsehen, daß ein Faktor, der in dieser Weise Jahrhunderte lang die Hauptrolle gespielt hat, nicht kurzer Hand als überlebt oder veraltet beiseite geschoben werden kann. Zudem ist es auf den ersten Blick klar, daß für die lebendige Persönlichkeit – und

was sind wir Menschen denn anderes? — stets das persönliche Heil das erste und wichtigste sein muß. Auf die grundsätzliche Auffassung von Art und Natur dieses Heils muß sich das ganze persönliche Leben und Streben des Menschen aufbauen, wenn es nicht ein völlig unklares und verworrenes Gepräge tragen soll. Darum — so unangenehm dies manchem „Gebildeten" sein mag — die Frage nach der Sicherstellung unsers Heils wird immer wiederkehren und zwar nicht als eine nebensächliche, sondern als die Haupt- und Grundfrage, um welche sich das wahre geistige Leben einer Bevölkerung dreht.

Aber man wird einwenden: Tatsache ist doch, daß die Frage, wie der einzelne Mensch sein persönliches Heil sichern soll, heutzutage im Hintergrund steht. Man läßt — um mit dem Wort des großen Königs zu reden — einen jeden nach seiner Façon selig werden oder erklärt — was im Grund ganz dasselbe bedeutet — Religion für Privatsache; man ist grundsätzlich für religiöse Toleranz und beweist damit, wie nebensächlich konfessionelle Unterschiede sind im Verhältnis zu den sonstigen großen Errungenschaften der heutigen Kultur [1]). Gewiß! So scheint es für den oberflächlichen Beobachter; aber der Schein trügt und die zur Schau getragene Gleichgiltigkeit gegenüber der Verschiedenheit der Vorstellungen von persönlichem Glück und Heil, von welchen die einzelnen Volkskreise beherrscht werden, ist Verblendung, wenn nicht bewußte Heuchelei. Denn wenn man dem Menschen nur einen Funken von Vernunft zutraut, so muß man von ihm erwarten, daß er wenigstens bemüht ist, seine Beurteilung der staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse, ja seine ganze Weltbetrachtung mit dem in Einklang zu bringen, was ihm für die Sicherung seines eigenen Heils das wichtigste dünkt. Mögen seine Vorstellungen von Glück und Heil noch so unklar oder beschränkt sein, sie sind von entscheidendem Einfluß auf seine Welt- und Lebensauffassung und die Mittel, durch welche das ihm vorschwebende Heil nach seiner Meinung erreicht werden kann, wirken bestimmend auf seine Handlungsweise!

Nehmen wir ein flagrantes Beispiel aus der Gegenwart! Die Sozialdemokratie verdankt ihren großen Einfluß auf die Massen zweifellos dem Umstand, daß sie eine Vorstellung von persönlichem Glück und Heil des Menschen vertritt, die äußerst populär und scheinbar leicht zu verwirklichen ist. Da ist die rein materialistische Anschauung, daß

1) Das ist doch nicht der Sinn, sondern man will sagen, daß die Sorge für das Heil und die Heilsgewißheit des einzelnen eigene persönliche Sache sei. D. R.

die Versorgung mit den äußeren Gütern des Lebens das Glück des Menschen ausmache, und daß alles Höhere, was nicht zur Befriedigung der Sinne diene, „Humbug" sei! Und dabei die einfache Forderung, daß die Vergesellschaftung jener allein wertvollen Güter angestrebt werden müsse, damit jedermann an der Grundlage des Glücks gleichen Anteil habe. Solche Gedanken leuchten gerade dem Beschränkten ein und überheben jeden des ernsteren Nachdenkens über sein eigenes Tun und Treiben; er kann immer die Verhältnisse anklagen, die ihm nach seinem Urteil zu wenig Anteil an der tatsächlichen Grundlage des Glücks gegeben haben und braucht die Schuld seines Unglücks niemals an sich selbst zu suchen. Er merkt nichts von dem innern Widerspruch, daß er nämlich gerade diejenige Auffassung vom Wesen des menschlichen Glücks vertritt, die den Einzelnen veranlassen müßte, bis aufs Messer um jeden Bissen oder Trunk mit seinem Nebenmenschen zu kämpfen, die also am allerwenigsten zu einer friedlichen Vergesellschaftung des Eigentums führen kann. Er begeistert sich für diese scheinbar so überzeugende Lehre vom Glück und Heil der Menschheit und wird revolutionär. Kann man angesichts der Wirkungen, welche die sozialdemokratischen Anschauungen auf unser Volk ausüben, behaupten, daß die Façon, auf welche jemand selig werden wolle, heutzutage „gleichgiltig" sei?

Doch ich höre rufen: Halt! Du machst Dich hier einer offenbaren Verdrehung schuldig! Das Wort des großen Königs bezog sich auf das jenseitige Glück und wollte besagen, daß es für das Staatsinteresse bedeutungslos sei, wie sich der einzelne Untertan die Gestaltung des Jenseits ausmale und demnach d o r t die Seligkeit zu gewinnen gedenke. Zugestanden, daß dies der nächste Sinn des Wortes war, so liegt dennoch auf der Hand, daß alle Vorstellungen vom J e n s e i t s tatsächlich nur insoweit für uns in Betracht kommen, als sie auf das Verhalten des Menschen im Diesseits einwirken. Das aber tun sie unter Umständen in der umfassendsten Weise. Sie sind nach Bismarcks bekanntem Wort Imponderabilien des Volkslebens, deren Einfluß sich auf alle Gebiete erstreckt. Man versuche doch nicht in so oberflächlicher Weise zwischen Jenseits und Diesseits zu scheiden! Wenn ein Mensch sich mit Jenseitshoffnungen trägt, so bekommen wir dies durch sein Verhalten i m d i e s s e i t i g e n L e b e n z u f ü h l e n. I m J e n s e i t s k a n n e r s e i n S t r e b e n u n d H o f f e n n i c h t z u m A u s d r u c k b r i n g e n, s o l a n g e e r i m D i e s s e i t s l e b t! A l s o l i e g t a l l e s, w a s w i r d a v o n w a h r n e h m e n, i m D i e s s e i t s. Überhaupt scheint mir das Bestreben, die Religionen mit ihren Interessen als dem Jenseits angehörig zu behandeln, nur als

ein wohlfeiler Versuch, dieselben mit guter Manier loszuwerden. Hat denn nicht Jesus mit aller Klarheit am Schluß der Bergpredigt ausgesprochen, daß die Frucht der Annahme seiner Lehre eine Sicherung gegenüber allen Stürmen des Lebens sei? „Wer diese meine Rede hört und tut sie, den vergleiche ich einem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen baute“. Und wessen haben sich die ersten Christen gerühmt als ihrer herrlichsten Hoffnung? Nicht einer nebelhaft verschwommenen jenseitigen Glückseligkeit, sondern der Gewißheit, daß Christus sein Reich aufrichten und sie zu seinen Mitherrschern erheben werde! Sie rühmten sich, daß er schon jetzt bei ihnen sei alle Tage, daß er sie errette aus den Händen ihrer Widersacher, sie versorge und behüte. Es ist in der Tat ein starkes Stück Verdrehung, wenn man diesen Christenglauben zu einer dem Diesseits gleichgültig gegenüberstehenden Jenseitshoffnung stempeln will. Sobald sich die Menschheit zu einem weiterreichenden Nachdenken aufschwingt, dann werden die Vorstellungen von Glück und Heil umfassender und tiefer. Dann sieht man Glück und Heil nicht mehr nach der Weise der Wilden in ausreichender Beschaffung der elementaren leiblichen Bedürfnisse; dann rechnet man nicht mehr nach — das tut ja jetzt der mißleitete gemeine Mann —, was der angeblich glücklicher Situierte ißt und trinkt vom Frühstück bis zum Abendbrot und welche sonstigen leiblichen Bequemlichkeiten er sich zu verschaffen vermag! Sondern dann beginnt man die verborgenen Grundsätze zu erforschen, nach welchen die hohen weltbeherrschenden Mächte das Schicksal des einzelnen Menschen gestalten; man beobachtet Segen und Fluch, wie sie dem Einen folgen und den Andern meiden; man achtet auf die innerliche Stimmung als auf denjenigen Faktor, der für das Glück des Menschen weit wichtiger ist, als alles äußere Besitzen oder Entbehren.

Wir würden uns freilich einer großen Ungerechtigkeit schuldig machen, wollten wir den populären Materialismus der Gegenwart lediglich als eine Verirrung der unteren Volksschichten behandeln. Wenn eine solche Richtung um sich greift, so ist mit Bestimmtheit zu schließen, daß die oberen Schichten einst den Ton angeschlagen haben, der in der breiten Masse des Volks jetzt einen solchen Widerhall findet. Da nämlich die Kluft zwischen den geistigen Führern der Nation und dem gemeinen Volk — zumal vermöge des Aufbaus unsrer höheren Bildung auf die fremdsprachlichen Errungenschaften des klassischen Altertums — außerordentlich weitgesteckt ist, so ist anzunehmen, daß die Denkweise, die jetzt in der breiten Masse vorherrscht, früher in den oberen Schichten eingesetzt hat. Wir meinen aber mit diesen oberen Schichten nicht die große Zahl der Halbgebildeten oder Reichgewordenen, die ohne nennens-

werte geistige Anstrengung zu der Ehre kommen, unter die oberen Zehntausend gezählt zu werden. Daß diese großen Scharen gleichfalls Glück und Heil in der Regel nur im Sinnengenuß suchen, daß sie überhaupt teilnehmen an dem Urteil der blinden Menge, das ist selbstverständlich. Vielmehr muß es eine Zeit gegeben haben, in welcher die führenden Geister den Irrweg eingeschlagen haben, der jetzt unserm Volk so verhängnisvoll zu werden droht und das war die Zeit der Aufklärung.

Es scheint auf den ersten Blick als eine ungeheuerliche Anklage gegen die Zeitperiode, welche unsrem Volk seine großen Dichter und Denker gegeben hat, daß sie den Ton für den heutigen populären Materialismus angegeben haben und schuldig sein soll an dessen siegreichem Vordringen. Der Idealismus eines Schiller und Goethe, eines Kant und Fichte scheint mit einer solchen Behauptung in unerhörter Weise verkannt zu werden. Allein wir fragen: zeigt sich bei diesen gewiß edlen Geistern ein Verlangen, das persönliche Glück und Heil des Menschen so zu begründen, daß ihre Anhänger den Sinnengenuß — das Wort im weitesten Sinn genommen — als minderwertig erkennen müssen? Gewiß! Diese großen Männer sind weit davon entfernt, einen gemeinen Sinnengenuß zu empfehlen! Ihr Empfinden ist weit aufgeschlossen für alles Gute und Schöne, das in dieser Welt zu haben ist! Sie leiten zur Aufsuchung des Feinsten an, was ein ästhetisches Bedürfnis befriedigen kann! Aber schließlich ist dasjenige, was sie dem Menschen als höchstes Glück empfehlen, eben doch nur unmittelbarer Genuß: es sind jene kleinen Brocken von Glück und Heil, die der gemeine Mann in derber, der Gebildete in feinerer Form erhascht, um sich über den trostlosen Ernst des Lebens hinwegzutäuschen. Von einem dauernden, allen Widerwärtigkeiten überlegenen Glück des Menschen wissen sie nichts und deshalb kommt auch bei den edelsten Geistern der Aufklärungsperiode so manches Mal die antike Skepsis zum Vorschein mit ihrem Jammer über das Elend des menschlichen Daseins. Aber von solcher Skepsis läßt sich nicht leben; man greift deshalb immer aufs neue nach dem einzigen Sichern, was man hat, nach der Befriedigung des Sinnenlebens, welche in dieser Welt zu finden ist! Goethes Faust ist und bleibt das klassische Zeugnis für diese grundsätzliche Weltanschauung und deren praktische Wirkung! Ich zweifle nicht daran, daß jene Männer ihr Sinnenleben in edler und maßvoller Weise zu befriedigen gedachten! Aber ich meine: es liegt auf der Hand, daß wenn der gemeine Mann im Sinn seines Goethe, Schiller oder Lessing — zu kneipen oder das „ewig Weibliche“ zu verehren versucht, etwas ganz anderes herauskommt, als dort. Wenn einmal in dieser Richtung Glück und Heil des Menschen gesucht

werden, dann muß die feinere Art immer vor der derberen die Segel streichen.

Aber die Heroen der Aufklärung haben von ihren antiken Vorbildern doch noch etwas anderes entlehnt, worauf sie ihr Glück und Heil gründeten. Das ist etwas dem gemeinen Mann Unerreichbares: das Selbstgefühl gegenüber der Masse; sie beanspruchen vermöge ihrer Begabung und ihrer Leistungsfähigkeit eine bevorzugte Stellung innerhalb der menschlichen Gesellschaft. Damit kommen wir auf eine Auffassung vom Heil des Menschen, die seit jener Periode die verderblichste Wirkung ausübt, besonders auch in sozialer Beziehung.

Es gibt jetzt unter den oberen Zehntausend sehr viele — wahrscheinlich sinds sogar die meisten —, die kaum mehr das Bedürfnis nach einer klaren Begründung ihres Glücks und Heils empfinden. Sie blicken nur mit dem Selbstgefühl der Bevorzugten herab auf die große Menge, die mühselig mit den Nöten des Lebens ringt; sie bilden sich ein, ihr eigenes Heil sei durch die Vorzüge ihrer sozialen Stellung ausreichend gesichert und beruhigen sich bei jeder aufsteigenden Besorgnis mit dem Gedanken: wo alle durchkommen müssen, wird es dir, der du zur oberen Schicht der Menschheit gehörst, nicht fehlen. Vergleicht man die Menschheit mit einer Herde, so drängen sich diese Schlauen im Augenblick der Gefahr nach der Mitte, um hinter dem Wall, den die Leiber der Übrigen bilden, Deckung zu suchen. Sie pochen darauf, daß Unheil jeder Art sie selbst schwerlich treffen werde, weil es zuerst die am Rande der Herde zurückgebliebenen schwächeren Stücke ereilen müsse; ja sie steigen in der Bedrängnis gleichsam auf die Schultern und Köpfe ihrer Mitmenschen und lassen sich von denen, die ärmer sind an Gaben und Aussichten, durchs Leben tragen, indem sie ihre Zuversicht aus dem Umstande schöpfen, daß sie in besseren sozialen Verhältnissen stehen.

Fürwahr, eine nicht sehr vornehme Art, sich durchs Leben zu helfen! Man zieht sich von dem Kampf um Glück und Heil, den unser ganzes Geschlecht zu führen hat, zurück und überträgt diese Sorge den Elenden! Man läßt diese mit Aufbietung all' ihrer Kräfte schwimmen und setzt sich ihnen noch behaglich auf die Schultern. Wenn irgendwo, so sollte hier der Grundsatz gelten: noblesse oblige! Die Bevorzugten und Geistesstarken gehören in die vordersten Reihen der um ihre Existenz ringenden Menschheit; sie müssen dem einfachen Mann das Vorbild geben für die richtige Art, wie man „als Mensch an und für sich“ durch die Mühen des Lebens hindurchsteuert! Nicht als ob sich die oberen Stände zu diesem Zweck ihrer sozialen Vorzüge entkleiden müßten! Es tut nicht etwa not,

daß man die Errungenschaften der Kultur abstreift und wieder von Wurzeln lebt wie ein Wilder. Auf diesem Weg beweist man niemals, daß man den Kampf mit den elementaren Nöten des Lebens zu führen weiß! Dieses Mißverständnis ist freilich schon von manchen edlen und unedlen Geistern gemacht worden; aber es bleibt ein Mißverständnis, weil es zur Trägheit und Kulturfeindschaft führt. Aber etwas anderes tut not, nämlich daß jeder sozial Höhergestellte sein Glück und Heil selbständig begründet, damit er nicht bei näherem Zusehen als ein Schmarotzer an der Lebenskraft Anderer erfunden wird. Er muß Lebensmut haben ohne jenen Bevorzugungsglauben, der zu brutaler Unterdrückung der Armen und Geringen führt. Nur dann kann auch der grollende Unmut derer gestillt werden, die es satt haben, als Kanonenfutter zu dienen im Kampf der Menschheit mit den widrigen Mächten, von denen das Leben bedroht ist. Kann man's diesen „Enterbten" im Ernst verdenken, wenn sie ihre Leiber nicht als Schutzwehr hergeben wollen, damit die oberen Zehntausend herrlich und in Freuden leben können?

Leider hat diese aus antiker Zeit stammende Verkehrtheit, das eigene Glück und Heil in brutaler Erhebung über den Nebenmenschen zu suchen, in der Gegenwart noch eine besondere Förderung erfahren durch den Einfluß des Judentums. Die Israeliten sind durch ihre Religion und Geschichte überhaupt dazu angeleitet, ihr Heil in dem Glauben zu suchen, daß sie bevorzugt seien vor den Angehörigen der übrigen Nationen. Darauf zielen alle ihre religiösen Bräuche, wie ihre abgesonderte Lebensweise. Es ist seltsam, daß dieser Sachverhalt kaum ernsthaft erwähnt wird. Warum vermischt sich der Israelite nicht mit der Nationalität, in deren Gebiet er wohnt? Weil sein ganzes Heil darauf beruht, daß er abgesondert bleibt. Nur deshalb ist Israel über alle Länder der Erde „zerstreut". Tatsächlich sendet jede Nation ihre Zersprengten unter die übrigen Völker hinein, namentlich, wenn sie viel Handel treibt. Aber der Nachwuchs dieser Zersprengten assimiliert sich nach kurzem der ortsansäßigen Bevölkerung. Das tut nur die Nachkommenschaft der Israeliten nicht, weil sie sonst des Vorrechts, das ihr durch ihren Glauben gegeben ist, verlustig ginge; und so entsteht der Schein, als ob der Israelite allein dazu verurteilt wäre, in der Zerstreuung unter den Fremden zu leben. In Wahrheit ist er nur derjenige, der in der Fremde seine Eigenart behält und auf Kinder und Kindeskinder vererbt! Die Verachtung aber, mit welcher der Israelite kraft seiner Religion auf die Masse der Bevölkerung herabschaut, haben sich unsere oberen Zehntausend gut ge-

merkt und kopieren sein rücksichtsloses Verhalten gegenüber der Menge mit leidigem Geschick. Infolge dieses Einflusses des Judentums empfinden die sozial Höhergestellten viel weniger das Bedürfnis, ihr Glück und Heil selbständig zu begründen; sie betrachten sich einfach nach jüdischer Art als Bevorzugte und ziehen aus diesem Bewußtsein ihre Lebenssicherheit und Heilsgewißheit. Dabei ist aber ganz unvermeidlich, daß der gemeine Mann die Folgen dieser Denkweise in Gestalt eines brutalen Egoismus, der aus dem Verhalten der oberen Zehntausend spricht, zu fühlen bekommt. Man überläßt ihn selbst mitsamt seinen Mühen und Nöten seinem Schicksal oder ruft höchstens nach Staatshilfe für die Elenden, ohne sich selbst als Mensch mit ihnen als Menschen solidarisch zu fühlen. Die Frucht dieses Verhaltens der oberen Stände kann keine andere sein, als dieselbe, die auch das Judentum mit seinem rücksichtslosen Egoismus immer wieder erntet: Der bittere revolutionäre Haß des gemeinen Mannes! Denn wenn dieser zu fühlen bekommt, daß die „Glücklichen" in seiner Unterjochung und Ausnützung, in der Erhebung über die große Menge ihr Glück finden: warum soll er nicht auf die Kraft seiner Fäuste pochend erklären, daß keiner mehr auf Kosten des andern „glücklich" sein dürfe, daß also alle äußeren Unterschiede und jede Bevorzugung auf Erden ein Ende haben müßten? Brutalität auf Seite der angeblich Glücklichen und bitterer Groll auf Seite der Enterbten — das sind die Folgen der unvollkommenen und unklaren Begriffe über Glück und Heil des Menschen! Und unsere ganze Kultur ist von der Gefahr des Untergangs bedroht, wenn hier nicht Wandel geschafft wird!

In dieser Grundfrage muß aber vor allen andern der Vertreter des Christentums, der Seelsorger, auf den Plan treten. Ohne direkte politische Tätigkeit wird er bei treuer Pflichterfüllung eminent politisch wirken, weil er den einzelnen anweist, sein Glück und Heil selbständig, d. h. nicht auf Kosten der Nebenmenschen zu suchen. Der Seelsorger wird jedem, gleichviel ob hoch oder nieder, klar machen, daß er sein Glück auf seine Stellung zu der höchsten Macht, von der die ganze Welt regiert wird, gründen muß und nicht ein Schmarotzer werden darf an der Lebenskraft andrer. F r e i muß der Christ der ganzen Welt und dem Schicksal gegenübertreten lernen, unabhängig von seiner gesellschaftlichen oder sozialen Stellung. Dadurch erst lernt er seine eigene Lage als Mensch klar übersehen und wird gefeit gegen alle Schicksalsschläge. Und gerade den Gebildeten muß das Gewissen geweckt werden, daß sie einsehen lernen, wie unedel es ist, in der brutalen Erhebung

über die Menge sein Glück zu suchen und das reine menschliche Ringen um Heilsgewißheit dem armen Mann zu überlassen.

Aber wie sichert der Mensch als solcher — unabhängig von seiner sozialen Stellung — sein Glück und Heil? Von Alters her suchen die Religionen auf diese Frage zu antworten. Sie wollen dem Menschen den Zutritt zu den Mächten eröffnen, von denen die Welt regiert wird, damit er seines Schicksals gewiß werde und vor Unheil behütet bleibe. Wir können hier nicht den ganzen Verlauf der Religionsgeschichte entwickeln. Nur so viel soll gesagt sein, daß sich in den elementaren Anfängen der Religion der Mensch mit scheuer Ehrfurcht grotesk und fremdartig gedachten Mächten nähert. Je höher aber eine Religion steht, desto vertrauter wird die Stellung des Menschen zur Gottheit, der er ein immer feineres und liebevolleres Verständnis für seine Interessen zutraut. G l e i c h z e i t i g d a m i t s t e i g t d i e H e i l s g e w i ß h e i t d e s E i n z e l n e n. Ich habe in meiner Darstellung des „Zusammenhangs zwischen Verstandesentwicklung und Religion" (Stuttgart, Kohlhammer, 1904) nachgewiesen, wie dieses Ringen des Menschen um seine eigene Sicherheit zugleich die eigentliche Triebkraft für das Werden seines Verstandes gebildet hat. Dadurch ist die Menschheit veranlaßt worden, auf das sorgfältigste zu achten auf die Gesetze der Weltordnung und auf alle einzelnen Bedingungen des persönlichen Glücks. Auch uns wird von Jugend auf durch unsre Kirche ein Weg zur Erlangung der Heilsgewißheit empfohlen. Dabei steht im Vordergrund das Verlangen, daß der Mensch seine Schuld los werden müsse. Die Gerechtigkeit der Weltordnung, kraft deren jedes Unrecht seine Sühne findet, ist oberstes Grundgesetz. Deshalb werden alle Widerwärtigkeiten, die den Menschen treffen, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet; sie sind Folgen der Ungerechtigkeit, Strafen für Verfehlungen gegen die Grundordnung der Welt. Man darf nicht vergessen, daß das Christentum im Bereich des römischen Weltreichs erwachsen ist, in dem eine strenge Rechtsordnung die Grundlage aller Verhältnisse bildete. So ist es sehr erklärlich, wenn der Gedanke von der Gerechtigkeit des Weltlaufs und dem Fluch, der auf jeder ordnungswidrigen Handlungsweise lastet, auch die Grundlage der christlichen Weltanschauung wurde, zumal diese einen Gott kannte, der sich um alle Dinge kümmert. Derselbe Grundgedanke, wenn auch in etwas andrer Form, war ja auch dem Judentum tief eingeprägt durch die Lehre, daß Segen oder Fluch aus der Einhaltung oder Übertretung des alttestamentlichen Gesetzes erwachsen. Hier berühren sich Römertum und Judentum in einem durchschlagenden Grundsatz. Was der Römer als großes Grundgesetz für staatliches und bürgerliches Leben

aufstellte, das fand der Israelite vor allem in der Beobachtung, daß jeder Einzelne Rechenschaft ablegen müsse von seinem Tun und Lassen vor dem großen Gesetzgeber und Weltenherrscher an einem bevorstehenden Gerichtstag.

Aber wie soll die Anerkennung eines solchen Grundgesetzes zur Heilsgewißheit führen? so hören wir fragen. Das führt doch zum Gegenteil, nämlich zu einem ängstlichen Warten auf ein Gericht, das keine Lebensfreude aufkommen läßt! Gerade unsre Zeit wiederholt in endlosen Variationen die Behauptung, daß eine solche Grundanschauung ein finsterer, die Lebensfreude zerstörender Wahn sei, der je eher desto besser abgetan werden müsse. Zeugt es aber nicht von geringer Tiefe des Nachdenkens, wenn man die Gerechtigkeit der Weltordnung anzweifeln will? „Alle Schuld rächt sich auf Erden". Dieser Grundsatz schafft erst *einen geordneten Zusammenhang zwischen den einzelnen Erlebnissen eines Menschen!* Wer von einem *auf Gerechtigkeit gegründeten Zusammenhang der Ereignisse des Menschenlebens* nichts wissen will, der hat überhaupt *keinen Zusammenhang* in seinen Erlebnissen. Und das widerstreitet dem gemeinen Menschenverstand so sehr, daß dieser sofort allerlei geheime Zusammenhänge durch das Hilfsmittel des Aberglaubens erfindet, wenn er das Bindemittel der gerechten Weltordnung nicht mehr hat. Der Mensch muß irgendwelche Anhaltspunkte dafür haben, was ihm die Zukunft bringen wird! Also liegt es im elementarsten Lebensinteresse wie im Interesse des klaren Denkens und aller Kultur, daß eine sittliche Weltordnung besteht. Wir befinden uns hier nicht nur in Übereinstimmung mit den größten Denkern und Dichtern der Menschheit; auch die einfache Erfahrung verrät in tausenden von Fällen den unmittelbaren Zusammenhang von Schuld und Strafe. Man denke nur daran, bei wie vielen Verfehlungen gerade in der modernen Zeit ein Gesundheit und Leben schädigender Einfluß durch Beobachtung festgestellt worden ist! Also ist es gerade heutzutage ein starkes Stück, die der Weltordnung innewohnende Gerechtigkeit zu leugnen.

Mit dieser Feststellung haben wir den entscheidenden Schritt getan, um Glück und Heil des Menschen dem Zufall zu entreißen. Wer aber den Eindruck hat, daß sich der sündige Mensch durch eine solche Weltordnung bedrückt fühlen müsse, der fange nicht an, mit der christlichen Lehre zu hadern! Denn gerade diese erkennt das Bedrückende der gerechten Weltordnung ohne weiteres an. Sie betrachtet als ihre vornehmste Aufgabe, dem Menschen einen Ausweg aus dem beängstigenden Bann zu zeigen, dem er durch die unleugbare Tatsache der Gerechtig-

keit der Weltordnung rettungslos verfallen erscheint. Das Christentum will keineswegs, wie so viele mangelhaft Belehrte wähnen, die Härte des Gesetzes zur Geltung bringen und den Menschen durch die Vorstellung eines unausbleiblichen Fluches schrecken. Vielmehr verkündigt gerade das Christentum die Durchbrechung dieses Bannes durch die Liebe Gottes! Wodurch war Israel trotz all' seiner Gesetzesübertretungen gerettet worden? Durch die überschwengliche Barmherzigkeit seines Gottes, der das einmal erwählte Volk nicht mehr fallen ließ! Und das Christentum hat diese Gedanken verallgemeinert und auf das Geschick jedes Individuums übertragen; Christus hat den barmherzigen himmlischen Vater gepredigt, der die Menschen als seine eigenen Kinder liebt und deshalb jedem Reuigen die Sünde vergiebt und Kraft zu neuem Leben schenkt. Er hat damit den bedrückenden Zusammenhang von Schuld und Strafe gelockert, ja gänzlich aufgehoben für diejenigen, die in seinem Glauben stehen. Und er hat diese neue Wahrheit mit seinem Sterben und Auferstehen besiegelt, sodaß bei aller Anerkennung der gerechten Grundordnung der Welt doch ein Entweichen aus dem Bann des ehernen Grundgesetzes für alle Zeiten ermöglicht ist. Wir brauchen zu den verschiedenen Deutungen des Todes Jesu hier nicht Stellung zu nehmen. So viel ist sicher, daß dieselben übereinstimmend die Absicht haben, zu erhärten, daß im Zusammenhang mit dem Tode Jesu der Sünder Vergebung findet, also seines Heils gewiß sein, und ein neues frohes Leben beginnen darf.

Allerdings ist zuzugeben, daß diese Heilsgewißheit manchmal in ein Zerrbild, wenn nicht in ihr Gegenteil verkehrt worden ist. Solche Entstellungen wirken noch heute im populären Urteil verwirrend nach. Weil die Religion Israels zur Zeit Jesu den Blick auf eine große Endkatastrophe gerichtet hielt – den Gerichtstag Jahves –, so konzentrierte sich auch die Entscheidung über das Schicksal des Individuums auf diese Endkatastrophe. Jesus betonte auf Grund dieser Zeitanschauungen, daß das dem Gläubigen bestimmte Glück und Heil am Ende der Welt offenbar werden würde. Er hat freilich dieses Heil auch in tiefsinniger Weise geschildert als ein gegenwärtiges herzliches Vertrauen zu dem himmlischen Vater oder als die ruhige Sicherheit des Menschen, der unter Gottes Schutz allen Ungewittern trotzt. Aber die Rettung bei der künftigen Endkatastrophe blieb als das derbere Teil dem gemeinen Mann besser verständlich. Und als der Gedanke an diese Katastrophe in die Ferne rückte, weil sich von dem in Bälde erwarteten Weltuntergang trotz immer erneuter Falschmeldungen nichts zeigte, da rückte an seine Stelle der Tod des Individuums und man betonte, daß unmittelbar

30*

nach dem Lebensende über das Heil des Menschen entschieden werde. Damit aber waren Zweck und Wert des Christenglaubens, der eigentliche Ertrag, den der Mensch durch Christus haben sollte, in nebelhafte Ferne gerückt. Nicht bloß wurde für die Überlebenden völlig unkontrollierbar, ob dem Einzelnen das Heil zufiel. Dadurch war der Weg frei für die Behauptung einer Gewalt der Kirche über das Seelenheil, Schlüsselgewalt des Papstes u. ä.! Aber noch schlimmer: das „Heil" des Menschen wurde jetzt in Widerspruch mit seinem Wesen zu einem Gegenstand ängstlicher Besorgnis! Statt daß der Christ aus seinem Glauben Freudigkeit und Zuversicht, Vertrauen und Kraft für sein Erdenleben gewonnen hätte, was bei den ersten Christen der Fall war, schuf ihm die Angst um jene unkontrollierbare Entscheidung ein ungemütliches Dasein in beständiger Furcht. Durch diese Verkehrung des ursprünglichen Sinns der christlichen Heilsgewißheit ist es sogar dahin gekommen, daß man dem Christentum von gewisser Seite den Vorwurf machen zu dürfen glaubt, es habe die Furcht vor dem Tode erst erzeugt! Ein lächerlicher Vorwurf gegen die Religion, deren Bekenner um ihrer Todesverachtung willen selbst von den harten Römern bewundert wurden! Aber die geschilderte Entstellung, welche die Vorstellungen vom Glück und Heil des Christen erfahren haben, kann die Entstehung eines solchen Vorwurfs einigermaßen erklären. Allerdings hat die Reformation mit ihrer Lehre von der Rechtfertigung als der Gewißheit der durch den Glauben zu erlangenden Sündenvergebung und Gotteskindschaft – die alte Lehre von der Heilsgewißheit erneuert. Und Luther selbst hat durch seinen mutigen Kampf gegen eine ganze Welt, in dem er darauf trotzte, daß er „bei Gott in Gnaden", also seines Heils gewiß sei, den alten Sinn des Christentums mit hinreißender Kraft erneuert. Aber der Erfolg war doch nicht so durchschlagend, daß die oberflächliche Auffassung vom Heil des Menschen, die einmal populär geworden war, ganz verschwunden wäre. So sicher dieselbe bei den geistigen Führern des Protestantismus in den Hintergrund gedrängt sein mag, so wenig ist sie beim gemeinen Volk abgetan. Deshalb können auch die Gegner des Christentums immer wieder Gehör finden mit der unsinnigen Behauptung: das Christentum biete nichts, als eine höchst unsichere Assekuranz der Seele für das angebliche Leben nach dem Tode. Nein! Das Christentum will in erster Linie dem auf Erden lebenden Menschen – andre sind ja gar nicht zu erreichen – Heilsgewißheit verschaffen, einen frohen und starken Mut. Und es verschafft diese Heilsgewißheit, wie es dem eigentümlichen Wesen des sündigen Menschen entspricht, einerseits durch Betonung der Gerechtigkeit

der Weltordnung (Warnung vor dem Bösen und seinen verhängnisvollen Folgen) andrerseits im Gegensatze zu derselben (Sündenvergebung). Es liegt aber für jeden Kenner der Weltgeschichte am Tage, daß das Christentum diese seine Absicht in weitgehendem Maße bereits verwirklicht hat. Es hat nicht bloß in der gealterten antiken Welt neue Energie und Lebenskraft geweckt; es hat die jungen Völker des Nordens zu Leistungen begeistert und zu einer Kulturhöhe emporgeführt, die außerhalb seines Einflusses auf unserem Erdball nirgends erreicht worden sind. Aber die Gegner pflegen – ists wohl nur Kurzsichtigkeit oder auch Absicht? – sorgfältig zu schweigen von diesen Veränderungen, die das Christentum im diesseitigen Leben der menschlichen Gesellschaft zu stande gebracht hat.

Doch muß man nicht mindestens sagen, daß das Christentum in auffälliger Weise betont, daß der Einzelne mittelst seines Glaubens die jenseitige Seligkeit gewinnen solle? Gewiß! Das Sterben des Menschen bleibt immerhin ein besonders eklatanter Einzelfall, in dem sich seine Heilsgewißheit bewähren muß! Glaubt der Christ, daß ihm alle Dinge zum Besten dienen, so muß das auch vom Tode gelten; und da der Tod das ganze Erdenleben des Menschen zum Abschluß bringt, so ist klar, daß sich ihm gegenüber die überhaupt gewonnene Heilsgewißheit in ihrem Wert offenbaren muß. Aber das darf so wenig für die eigentliche Aufgabe und den Zweck des christlichen Glaubens ausgegeben werden, als es für die Aufgabe und den Zweck des Menschenlebens ausgegeben werden darf, daß der Mensch – stirbt.

Viel wichtiger bleibt die Beobachtung, welch' gewaltigen Einfluß die christliche Heilsgewißheit auf das ganze Wesen des Menschen ausübt nach Verstand und Willen. Bedeutet es nicht die intensivste Förderung des ruhig überlegenden Verstandes, wenn sich der Mensch als das zu Gnaden angenommene geliebte Kind seines weltregierenden himmlischen Vaters weiß? Wie klar und besonnen können von diesem Grundgedanken aus die ganze Umgebung und die mancherlei Erlebnisse beurteilt werden? Kann Jemand, der von diesem Kindesglauben nichts weiß, sondern die Ereignisse seines Lebens als Wirkungen eines zwar gesetzmäßigen, aber herzlosen Geschehens ansieht, ebenso klug und verständig seine Gesamtlage überschauen? Schwerlich! Denn er ist schon durch die mancherlei für seine eigene Person unangenehmen Möglichkeiten, die ihm eingehenderes Nachdenken vor die Augen führt, viel eher geneigt, n i c h t s zu denken. Er steht unter keinem höheren Schutz, dem er getrost vertrauen könnte; er kennt keine grundsätzliche Versöhnung mit der strammen Gerechtigkeit der Weltordnung oder mit der weltregierenden Macht.

Also ist es für ihn das Beste, möglichst wenig an sein Schicksal zu denken; damit aber ist die eigentliche Triebfeder des Nachdenkens lahmgelegt. Denn ein *persönliches* Wesen muß in erster Linie durch sein *persönliches* Interesse zum Denken angeregt werden. Der Verstand wird am besten geweckt, wenn der Mensch eine Weltanschauung besitzt, die ihn zu lebendigem Gedankenaustausch mit einem für alles Menschliche sich interessierenden himmlischen Vater ermutigt. Dadurch entsteht die lebhafteste Gedankenbewegung und die größte geistige Regsamkeit. *Der Seelsorger oder Lehrer, der schon bei der ihm anvertrauten Jugend dieses geistige Innenleben zu wecken weiß, fördert auch am meisten die Verstandesentwicklung seiner Zöglinge.* Aber die Sache hat noch eine weitere Seite. Die durch lebendiges Christentum erzeugte geistige Regsamkeit ist zugleich in sittlicher Beziehung durchaus rein. Diesen Vorzug besaß z. B. die geistige Regsamkeit der Griechen nicht. Diese hatten auch reichliche Gelegenheit, ihre Gedanken spielen zu lassen im Verkehr mit den menschenartigen luftigen Göttergestalten, die vermöge ihres Zusammenlebens nach Menschenweise gleichfalls für alle menschlichen Anliegen Verständnis und Interesse hatten. Aber sittlich rein waren diese Götter keineswegs, ganz abgesehen davon, daß sie zu naiv gedacht waren und deshalb gleichzeitig mit der Erweiterung des geistigen Horizonts des Griechenvolks Kraft und Einfluß verlieren mußten. In Bezug auf sittliche Reinheit steht das Christentum unerreicht da. Denn eine Weltanschauung, welche das Gedankenleben des Menschen mit den zartesten und edelsten Empfindungen gegenüber sämtlichen Ereignissen zu erfüllen versteht – nämlich mit der Überzeugung, daß es sich um das wohlgemeinte Walten eines Vaters und Bruders handelt – muß den Menschen mit seinem Schicksal aussöhnen und zu einem fröhlichen Wirken uud Schaffen begeistern. Ebendamit ist aber auch, wie die Geschichte des Christentums tausendfach beweist, die größte sittliche Tüchtigkeit gewährleistet.

So ist die christliche Heilsgewißheit von entscheidender Bedeutung für die ganze geistige und sittliche Qualität einer Persönlichkeit. Der Seelsorger aber hat damit die Aufgabe, unermüdlich auf diesen Sachverhalt hinzuweisen. Er muß den in jeder Menschenbrust schlummernden Trieb nach grundsätzlicher Sicherstellung des persönlichen Glücks und Heils zu wecken und zu stärken suchen; er muß aufzeigen, wie Unzufriedenheit, Unmut und Verzagtheit, aber ebenso auch Immoralität in erster Linie auf die Vernachlässigung dieses Grundtriebs zurückzuführen sind. Vor allem aber muß der Seelsorger jener gedankenlosen Zeit-

strömung entgegenarbeiten, welche der Religion nur eine Aufgabe für das Jenseits zuschreibt und nicht merkt, daß unsere Väter ihr gesamtes Glück und Heil, ihre ganze intellektuelle und sittliche Leistungskraft zu sichern trachteten, als sie um ihre Rechtfertigung und Heilsgewißheit rangen.

Luthers geistliche Lieder.*)

Von Lic. th. Rudolf Günther, Dekan in Langenburg.

Auf 10. November 1905 hat F. Spitta eine größere Schrift erscheinen lassen, deren Gegenstand nicht nur theologisches, sondern allgemein literatur- und kulturgeschichtliches Interesse beanspruchen kann. Er tritt darin den Nachweis an, daß die herrschende Annahme, Luthers 1524 ans Licht getretene Dichtungen seien um eben diese Zeit von ihm für Kultuszwecke geschaffen worden, hinfällig ist; die meisten und gerade die bedeutendsten unter ihnen stammen aus früherer Zeit und haben rein persönlichen Ursprung. Mit anderen Worten: Spitta wendet die Auffassung des Lyrischen, wie sie seit Goethe maßgebend geworden ist, auch auf Luthers Poesie an. Diesem Gedankenzug ist zuerst Achelis **) gefolgt, und er begrüßt Spittas Untersuchung als den in der Hauptsache endgiltigen Erweis für die Richtigkeit seiner These.

Die Untersuchung geht aus von der Tatsache, die durch die Verbreitung einer Anzahl von Liedern Luthers in katholischen Gesangbüchern bestätigt wird, daß diese mit gewissen Ausnahmen keineswegs als antikatholisch empfunden werden mußten. Ohnedem wird Luther mit Unrecht als der Vater des deutschen Kirchenlieds bezeichnet, als ob er erst der Gemeinde im Gottesdienst den Mund geöffnet hätte; in dieser Hinsicht besteht gegenüber der mittelalterlichen Kirche nur ein gradueller Unterschied. Dennoch beginnt mit Luther eine neue Periode des Kirchenlieds. Das Neue am evangelischen Kirchenlied erfaßt man, „wenn man beobachtet, wie in ihm die Äußerung des gläubigen Individualismus gegenüber der Objektivität der dogmatischen und liturgischen Formen der katholischen Kirche zu Tage tritt" (S. 3). Die lahme Rede von der Objektivität des reformatorischen Kirchenliedes muß bei der typischen Bedeutung Luthers für den Protestantismus zu allererst gegenüber diesem überwunden werden, und dies kann nur auf historischem Wege geschehen. Ist einmal über die Eigenart Luthers als Dichter, über seine Bedeutung als Schöpfers des evangelischen Kirchenlieds Klarheit gewonnen, dann besitzen wir einen sicheren Maßstab, an dessen Hand sich die Grundfragen in der Praxis des Kirchenlieds auch für die Gegenwart entscheiden

---

*) Spitta, F. „Ein feste Burg ist unser Gott". Die Lieder Luthers in ihrer Bedeutung für das evangelische Kirchenlied. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1905. (VIII, 410 S.) gr. 8° M. 12–; geb. M. 13,20. Vgl. ferner: Studien zu Luthers Liedern. Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst 1906. Heft 7. ff.

**) E. Chr. Achelis, die Entstehungszeit von Luthers geistlichen Liedern. Marburger Universitätsprogramm 1883. Theol. Literaturzeitung 1906 Nr. 12. Sp. 362 ff.

lassen. Den äußeren Anstoß zu seiner Arbeit hat der Verfasser aus den neueren Verhandlungen über die Entstehungszeit von „Ein feste Burg ist unser Gott", wie sie sich besonders zwischen Größler und Tschackert zugespitzt haben, empfangen und die Untersuchung dieses Lutherliedes ist so umfangreich und für das ganze Werk so grundlegend, daß dieses seinen Haupttitel dorther erhalten hat.

Wie man bisher annahm, ist die Frage nach der Entstehungszeit der Lieder Luthers durch dessen eigene Äußerungen in der Formula Missae 1523 und in dem Brief an Spalatin aus dem Anfang d. J. 1524 entschieden. Die erstere Stelle lautet:

Poetae nobis desunt aut nondum cogniti sunt, qui pias et spirituales cantilenas ut Paulus vocat nobis concinnent, quae dignae sint in ecclesia Dei frequentari.

An Spalatin aber schreibt Luther:

Consilium est.... psalmos vernaculos condere pro vulgo.... Quaerimus itaque undique poëtas ... oro, ut nobiscum in hac re labores ... Ego non habeo tantum gratiae, ut tale quid possem, quale vellem*).

Hieraus folgerte man, Luther habe, da er die erbetene Unterstützung nicht gefunden habe, sich doch genötigt gesehen, die erforderlichen Kultusgesänge selbst zu schaffen und sei auf diese Weise zum Dichter geworden. Dies ist ein Mißverständnis. Als Luther jene Worte schrieb, hatte er kirchlich überkommene Psalmen im Auge, die er wohl in volkstümliches Deutsch übertragen wissen wollte, die aber doch eine förmliche Wiedergabe der biblischen Originale darstellen sollten. Dazu aber fehlte Luther wirklich die Begabung, wie die von ihm verfaßten Proben deutlich beweisen. Dagegen dachte er damals nicht daran, der Gemeinde die subjektiven dichterischen Ergüsse seines Innenlebens zum kultischen Gebrauche anzubieten. So fremdartig uns das heute erscheint, so verliert es doch sein Auffallendes, wenn man bedenkt, daß die Krone von Zwinglis Liedern, sein Pestlied von 1519, erst 1560 in das Züricher Gesangbuch Eingang fand und Ambrosius Blaurers berühmtestes Lied „Wies Gott gefällt, so gfällt mirs auch" noch 1540 im Konstanzer Gesangbuch fehlt. Es ist der Luther der Formula Missae, der in schonendster Weise die Fühlung mit dem überkommenen Gottesdienst aufrecht erhalten will. Auch tritt später noch die skeptische Stimmung der angeführten Stelle gegenüber dem eigenen dichterischen Vermögen hervor. An Caspar von Köckeritz schreibt Luther unter dem 28. November 1530 über seine Auslegung des 111. Psalms:

„Und hatte auch Willen, davon ein sonderlich neu Lied zu machen; aber weil der Heilige Geist, der hohest und beste Poet oder Dichter, zuvoren bereit besser und feiner Lieder (nämlich die lieben Psalmen) gemacht hat Gott damit zu danken und zu loben, hab ich meine garstige und schnöde Poeterei oder Gedicht lassen fahren, und diesen Psalm, des Heiligen Geistes Lied und Gedicht für mich genommen, denselbigen ausgelegt" **).

Von der bezeichneten Auffassung der Äußerungen Luthers in Formula Missae aus, mit welcher übereinstimmend auch die im Brief an Spalatin gedeutet wird, geht Spitta daran, mittelst eines methodisch ausgewählten

*) Enders, Dr. Martin Luthers Briefwechsel IV, Nr. 750.
**) Enders, a. a. O. VIII Nr. 1825. E. A. 40, 194.

Apparats die nachweislichen Spuren der ältesten Dichtungen Luthers aufzusuchen. Vulgata, die Übersetzungen von Hieronymus und Reuchlin, Luthers Psalmenübersetzung von 1517. 1522. 1524 nebst den späteren Änderungen, die Psalmenvorlesung von 1513—16, die Operationes in Psalmos von 1519—21 werden je an ihrem Orte abgehört. Mit eindringendem poetischem Verständnis werden die Texte der Lieder selbst behört, ihre möglichen inneren und äußeren Beziehungen ihnen abgelauscht und die Brüche, Nähte und Abwandlungen ihrer Struktur ermittelt. Mit bedächtiger Kritik wird die Lutherlegende herangezogen. Das wichtigste Ergebnis ist für Spitta der Nachweis, daß das Heldenlied des Protestantismus „Ein feste Burg", wie das volkstümliche Empfinden angenommen hat, wirklich aus den großen Tagen der Wormser Zeit stammt — zusamt seiner Melodie, die mit dem Text geboren ist. Was gegen diese Möglichkeit immer wieder bedenklich macht, die Wendung „Gut, Ehr, Kind und Weib" stammt aus der Ächtungsformel; Luther schließt seine Anhänger mit ein. Kaum minder wichtig ist die Erkenntnis, daß Luthers stärkste dichterische Tätigkeit nicht nach vollendetem vierzigstem Lebensjahre, sondern vor demselben liegt, was auch dem gewöhnlichen Lauf der Dinge entspricht. Seine Dichtung ist ursprünglich nicht für Kultuszwecke bestimmt, sondern rein persönlichen Ursprungs. Das älteste Lied Luthers, ja die älteste uns erhaltene literarische Äußerung von ihm, bilden die beiden ersten Strophen von „Sie ist mir lieb, die werte Magd" — ein Marienlied, Wackernagel hatte als Grundlage des nachmaligen Liedes von der christlichen Kirche ein weltliches Liebeslied vermutet. Ein Denkmal der dunkelsten Periode in Luthers Leben ist „Mitten wir im Leben sind", während den Sieg über die finsteren Mächte, in deren Ketten Luther gefangen gelegen hatte, das Lied „Nun freut euch, lieben Christen gmein" bezeichnet. Auch was von hervorragenden Liedern in den Gesangbüchern nach 1524 zu Tage kommt, stammt aus der Zeit vor 1523. Was um und nach 1524 entstanden ist, dient wesentlich der Befriedigung des Gemeindebedürfnisses. Nur in Luthers beiden Kinderliedern „Vom Himmel hoch" und „Erhalt uns, Herr", treibt sein Poesie frische Schösse.

Man konnte darauf gespannt sein, welche Aufnahme Spittas Entdekkungen bei den Lutherforschern finden würden. Kawerau, Drews, Köhler haben sich ablehnend ausgesprochen.*) Eine quellenmäßige Nachprüfung des Buches würde, auch wenn wir uns auf ein paar Lieder beschränken wollten, hier zu weit führen. Denn es würde nicht genügen, den von Spitta beigebrachten Apparat hier wiederzugeben, sondern es müßten die Anklänge an jedes Lied auch durch den von Spitta nicht mehr berücksichtigten Zeitraum bis zur Veröffentlichung der Texte verfolgt und gewürdigt werden. Unmöglich erscheint freilich die Forderung, es müsse der Beweis erbracht werden, daß ein Lied später gar nicht mehr entstanden sein könne; es kann sich in fast allen Fällen nur um größere oder geringere Wahrscheinlichkeit handeln, so lange nicht neue hymnologische Funde eine allgemein giltige Entscheidung ermöglichen. Dagegen empfiehlt es sich eine Erwägung allgemeiner Art anzustellen, die bei den genannten Lutherforschern durchweg

*) Deutsch-evangelische Blätter 1906 Heft 5. S. 314—335. Göttingische gelehrte Anzeigen, 1906. S. 257—298. Literarisches Zentralblatt 1906 Nr. 12.

zu kurz gekommen ist. Sie betrifft die Bedeutung der poetischen Kritik für unsere Frage. Es ist leicht zu zeigen, daß ihre richtige Handhabung ein unentbehrliches Element in der methodischen Behandlung derselben ist. Ihre Zurückstellung hat z. B. Kawerau gehindert, eines der sichersten Ergebnisse der Spittaschen Forschungen zu sehen, wonach nämlich die fünfstrophige Form von „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“ älter ist als die vierstrophige. Kawerau hat hier ganz mit Unrecht die vermehrte und verbesserte Auflage für die spätere Textgestalt angesehen. Er kann sich auch ein Lied wie „Ein feste Burg“ mit seinem ausgebildeten Rhythmus nur am Schreibtisch entstanden denken, Luther mit der Feder in der Hand und offenbar die Silben abzählend. Drews spricht a. a. O. S. 268 von der rein subjektiven, persönlichen Poeterei Luthers! Um den Gegensatz zu beseitigen, den Spitta zwischen persönlicher Dichtung und Kultusdichtung aufstellt, weist er auf die Doppelseitigkeit von Luthers Schrift „Wider die himmlischen Propheten“ hin, die im vollendeten Sinn eine Zweckschrift und doch aus großer Erregung geflossen sei. Wem fällt es wohl ein, das zu bestreiten? Aber was hat dies mit der Frage zu tun, ob Luther Gelegenheitsdichter gewesen sei wie alle großen Dichter, die wir kennen? Und wenn Drews Spitta zum Vorwurf macht, daß er so tue, als ob er Luther ins Herz gesehen habe, so hat der Angegriffene mit gutem Fug gerade diesen Vorwurf zu seinen Gunsten gewendet. Wie soll man anders einem Dichter beikommen, als indem man in seinen Dichtungen die Offenbarungen seines Innern zu erfassen sucht? Drews selber tut das gelegentlich auch ganz unbefangen, wenn er erklärt, die Umdichtung eines bestimmten Psalms sei Luther so wohl gelungen, weil ihm dieser Psalm innerlich besonders gelegen sei (a. a. O. S. 262 f.). So starke Mißgriffe machen mißtrauisch gegen die Sicherheit, mit welcher die angeführten Lutherforscher ihre ablehnende Entscheidung vortragen. Zudem hat Köhler ausdrücklich die Möglichkeit zugestanden, daß Luther vor 1523 gedichtet haben könne. Damit ist mittelbar auch die Möglichkeit der Exegese, welche Spitta der angezogenen Stelle aus der Formula Missae und dem erwähnten Brief an Spalatin angedeihen läßt, zugelassen. Die Exegese dieser Stellen ist aber geradezu ein Grundpfeiler der Spittaschen Geschichtskonstruktion.

Die Möglichkeit, daß Luther vor 1523 gedichtet habe, ist überhaupt nicht zu bestreiten. Daß es sich wirklich so verhalte, sucht Spitta u. a. durch den Hinweis auf die natürliche Altersgrenze lyrischer Äußerungen wahrscheinlich zu machen, die Luther in diesem Jahr erreicht habe. Hierauf ist kein besonderes Gewicht zu legen. Poetische Empfindung und Anschauung hat Luther auch zu einer Zeit besessen, wo keine lyrische Aussprache sich einstellte. Seine Bibelübersetzung und seine Prosaschriften sind lebendige Zeugen dafür. Ein spätes Erwachen des lyrischen Drangs kommt auch sonst vor. Es ist bekannt, daß C. F. Meyer bereits den Vierzigern entgegenging, als er sich für seinen Dichterberuf entschied. Nun hat es mit der späten geistigen Entwicklung dieses Dichters seine besondere Bewandtnis. Bleiben wir indessen bei den neueren Dichtern stehen, so fehlt es auch hier nicht an weiteren Beispielen für die Ausnahme von jener Regel. Detlev von Liliencron ist fünfunddreißig Jahre alt geworden, bis er sein erstes Gedicht verfaßte. Interessant ist die Entwicklung des frühverstorbenen

Epikers Wilhelm von Polenz zum Lyriker, über die er selbst in einem Brief von 1901 berichtet:

„Gewisse Gefühle und Bekenntnisse schreien nach der lyrischen Form, nach der großen lyrischen Form. Und daß mir diese gegeben ist, beweisen mir die zwei Dutzend Gedichte, die ich hier geschrieben habe. ... Nun ist es mit einem Male mit solcher Gewalt über mich gekommen; so ganz anders, als ich sonst dichte. Es ist, als spräche irgend etwas aus mir, eine Gewalt, ein fremdes Wesen, dessen Diener ich nur bin.

Vielleicht ist es, weil ich in den letzten Jahren so viel erlebt habe, vielleicht auch weil ich mit meinen vierzig Jahren nun an einer Lebenswende stehe. Ich bin so glücklich, daß ich gewartet habe, diese großen Gefühle und Erfahrungen nicht in kleinen Gelegenheitsgedichten verschwendet habe. Überhaupt sehe ich mehr und mehr ein, wie glücklich ich bin, auch darin glücklich, daß ich mich so spät entwickle, daß ich langsam reife, daß auch der Erfolg langsam zu mir kommt und daß ich so in die Tiefe leben darf". *)

Daß Polenz über seinen Beruf zum Lyriker sich nicht getäuscht hat, dafür ist allein sein Christusgedicht Beweis, das bedeutendste Christusgedicht, das uns seit Novalis' Jesusliedern und dem Gethsemane der Droste-Hülshoff geschenkt worden ist.

Ist so jene vermeintliche Altersgrenze des Lyrikers von untergeordnetem Belang für unsere Frage, so bleibt es doch immer merkwürdig, daß der Mann, der in der Vorrede zum Bapstschen Gesangbuch die schönsten Worte, die je über Ursprung und Wesen des geistlichen Gesangs gesagt worden sind, geschrieben hat, erst in vorgerückten Jahren durch das praktische Gemeindebedürfnis zum Dichter erweckt worden sein soll. Dort schreibt er bekanntlich:

„Gott hat unser hertz und mut fröhlich gemacht durch seinen lieben Son, welchen er für uns gegeben hat zur erlösung von sunden, tod und Teuffel. Wer solchs mit ernst gleubet, der kanns nicht lassen, er mus fröhlich und mit lust davon singen und sagen, daß es andere auch hören und herzu komen. Wer aber nicht davon singen und sagen wil, das ist ein zeichen, daß ers nicht glaubet und nicht ins neu fröhliche Testament, sondern unter das alte, faule, unlustige Testament gehöret" **).

So haben denn auch Anhänger der Reformation wie Michael Styfel, Paul Speratus schon 1522 und 23 ihre Seele in Liedern ergossen, ehe der „Vater des evangelischen Kirchenlieds" nach der herrschenden Annahme seines dichterischen Berufs sich bewußt geworden ist.

Allerdings besitzen wir aus der Zeit, ehe seine Kirchenlieder ausgingen, jene Volksballade, zu der Luther der Märtyrertod seiner beiden jugendlichen Ordensgenossen am 1. Juli 1523 Anstoß gegeben hat. Aber gerade diese Ballade ist schon so vollkommen, daß man unwillkürlich zu der Vermutung gedrängt wird, es müßten ihr frühere dichterische Versuche vorausgegangen sein. Der Annahme, daß Luthers geistliche Lieder zum Teil schon damals vorhanden gewesen seien, steht nun freilich das Hauptbedenken der Historiker gegenüber, Luther könne so bedeutungsvolle Zeugnisse seines großen religiösen Erlebens unmöglich so lange Zeit im Pult verschlossen haben. Bei der Größe seiner reformatorischen Persönlichkeit erscheinen Erwägungen über die Art der dichterischen Hervorbringung leicht kleinlich; einer so eruptiven Natur

*) Erntezeit. Nachgelassene Gedichte von Wilhelm von Polenz. Berlin, 1904. Vorwort.

**) Wackernagel, Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes im XVI. Jahrhundert. S. 583.

vollends scheint Zurückhaltung in den Dingen des inneren Lebens fremd. Betrachtet man indessen diese Frage rein menschlich, so liegt dem Dichter, dem ein Lied entsteht, der Gedanke an seine Veröffentlichung fern. Er spricht aus, was ihn bewegt, weil er nicht anders kann. Die äußere Lage aber, in der Luther sich nach den Tagen von Worms befand, drängte zu einer Veröffentlichung auch seines großen Bekenntnisses nicht. Es ist auch nicht so einfach, wie Drews und Kawerau sich vorstellen, das Bild Luthers als ursprünglichen Dichters festzuhalten, wenn man seine klassischen Dichtungen zu praktischen Kultuszwecken entsprungen sein läßt. Die innere Verfassung des Dichters und das Gemeindebedürfnis können in einem oder auch in ein paar Fällen jeweils zusammentreffen, die Annahme, Luther habe eine derartig schöpferische Tätigkeit innerhalb einer kurzen Spanne Zeit im Hinblick auf praktische Zwecke entfaltet, schafft größere innere Schwierigkeiten, als die Vertreter dieser Behauptung sehen. Alle unsere großen Kirchenlieder sind nicht als Zweckdichtungen, sondern als ursprüngliche Zeugnisse persönlichen Lebens entstanden, und eben darum üben sie eine über Jahrhunderte hinüberreichende Wirkung aus. Sollte es allein bei Luther anders gewesen sein? Und wie will man dann den weiten Abstand erklären, der diese seine ursprünglichen Hervorbringungen von den unbeholfenen Reimereien um 1524 trennt? Ohne auf die Entstehungszeit der Lieder Luthers zu reflektieren, urteilt auch ein neuerer, der evangelischen Liederdichtung mit wirklichem Verständnis gegenüberstehender Literarhistoriker:

> Luther „hat . . . . bei seinen besten Gesängen gewiß nicht an die Gesinnung der Gläubigen gedacht, seine Sache und seine Person, die eins waren, verliehen seinem Liede, wenn es in drangvollen Augenblicken entstand, die innere Macht; das Subjektive und die Gelegenheit kommen einfach deshalb nicht zum Ausdruck, weil Luther die gewaltige Natur war, die gar nicht anders als „sachlich" sich ausströmen konnte und so gleich immer für Tausende dichtete. „Ein feste Burg" ist durchaus persönliche Dichtung, man spürt, ja man sieht Luther in jedem Verse, aber subjektiv ist das Lied freilich gar nicht und so konnte es der Trost- und Triumphgesang der evangelischen Kirche werden" *).

Denkt man einmal den Gedanken der ursprünglichen Dichtung aus, dann wird man gerade im Unterschied von der herrschenden Meinung nicht annehmen, daß die größten Lieder Luthers in zeitliche Nähe der Schriften gehören, in welchen der Stoff derselben in breiteren Ausführungen behandelt wird. Eine solche Dichtung hat gerade mit praktischer auf das Gemütsleben bezogener Zusammenfassung lehrhafter oder predigtartiger Stücke nichts zu tun. Man wird auch Spittas Absicht nicht gerecht, wenn man seine Forschungen dahin mißversteht, als wolle er durch gehäufte Anklänge an irgend ein Lutherlied, die er aus der vermuteten Ursprungszeit beibringt, den Nachweis für die Richtigkeit seiner Vermutung führen. Er sucht vielmehr, wie das auch sonst bei der literarischen Kritik der Poesie geschieht, das Vorstellungsmaterial des Dichters zu einer gegebenen Zeit zu ermitteln, und eine einzige lebensvolle Beziehung kann hier viel wichtiger werden als ganze Abhandlungen des Dichters über den Gegenstand seiner Dichtung, sobald mit diesem Ergebnis die innere poetische Kritik zusammentrifft.

Und daß nun in den Liedern Luthers Probleme vorliegen, welche auf

---

*) A. Bartels, Geschichte der deutschen Literatur. 1905. I, 190.

den von Spitta betretenen Weg weisen, darüber kann kein Zweifel sein. Die Entstehung des Glaubenslieds z. B. für Gemeindezwecke ist nach Lage der Sache unwahrscheinlich, das Lied von der christlichen Kirche zeigt einen leicht erkennbaren Riß, der auf eine Vorgeschichte dieses Gedichtes deutet. „Nun freut euch, lieben Christen gmein", ist von der ersten Strophe abgesehen überhaupt nicht Gemeindelied, sondern persönliches Bekenntnis und mit dieser ersten Strophe scheint noch etwas Besonderes vorgegangen zu sein; die doppelten Rezensionen, in denen einzelne Lutherlieder vorliegen, geben weitere Rätsel auf. Die Probleme bleiben und die Hypothese Spittas ist daher auch durch die ihr widerfahrene Kritik nicht abgetan, sie wird weiter wirken ganz abgesehen von der Förderung, welche dem dichterischen und religiösen Verständnis der Lutherlieder und der reformbedürftigen Praxis der evangelischen Gesangbücher aus seinen eindringenden und scharfsinnigen Untersuchungen und seiner instinkt-sicheren poetischen Kritik erwächst.

X. Tholuck in seiner Eigenart als Prediger.

Von Prediger Walter Wendland in Wilmersdorf.

II.

Tholucks Predigten sind Bekenntnisse von dem, was er erlebt hat. Darum wirbt er in ihnen für den biblischen Pietismus, wie ihn der alte Kottwitz, sein geistiger Vater, vertreten hat. Nicht um viele einzelne Lehren, von denen die einen mehr, die andern weniger wichtig sind, handelt es sich ihm. Sondern der für uns gekreuzigte paulinische Christus steht im Mittelpunkt seiner Predigt, auf ihn zielt alles ab. Es ist zu beachten, daß er nicht auf den geschichtlichen Jesus in demselben Maße, wie wir Neueren tun, Wert legt. Allerdings so wenig wie bei Paulus[1]) nach meiner Meinung das Lebensbild Jesu ganz fortgefallen ist, so wenig ist das auch bei ihm der Fall. Man lese nur z. B. die S. 360 f. abgedruckte Stelle, wo er von dem Anschauen der Person Jesu, seinem Gehorsam, seiner Demut, seinem Erbarmen redet. Schon J. Müller hat bemerkt, wie die ganze Entwicklung einer jeden Predigt hindrängt zu einer lebendigen Anschauung der Gestalt Christi. Denn er schreibt[2]): „Er faßt die höchsten Gegensätze, die Seligkeit des Himmels und die Qual der Verdammnis, die Kämpfe des irdischen Lebens, die Ahnungen und Träume der Kindheit, die Leere und den Jammer des späteren ungöttlichen Lebens, die Schrecken der Todesstunde und die Entzückungen der Geburt zum neuen Leben, kräftig zusammen in ein Bild, dessen Zentrum die heilige Gestalt des Sohnes Gottes ist". Alles zielt in der Predigt darauf ab, daß der Hörer zu diesem Jesus in ein persönliches Verhältnis tritt. Die selbstverständliche Voraussetzung für eine jede wirksame Predigt ist ihm darum die Verkündigung von der

1) Vgl. Holtzmann, Neutest. Theol. II, S. 112f.
2) A. a. O. S. 239.

Torheit des Kreuzes, wie er z. B. auch sagt[1]): „Es soll aber auch weder Menschenfurcht noch Menschengefälligkeit uns hindern, nach dem Vorbilde Pauli zum Mittelpunkt unserer Predigt zu machen: das A und O vom ganzen Evangelio, Jesum Christum, den Gekreuzigten, welcher ist um unserer Sünde willen dahin gegeben und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket". Und er polemisiert scharf gegen diejenigen, welche Abstriche von den Wahrheiten des Christentums machen, um ihre Predigt den Gebildeten schmackhaft zu machen[2]).

Pietistisches Christentum besaß Tholuck, und darum dringt er überall darauf, daß wir zur Erkenntnis der sittlichen Ohnmacht kommen, um dann „nach der Höllenfahrt der Selbsterkenntnis" „zur Himmelfahrt der Heilserfahrung" zu gelangen. Das war ja das große Erlebnis seines Lebens. Kein Wunder, daß eine spezifisch paulinisch-pietistische Stimmung seine Predigt durchzieht: Er versucht durch Vorhalten des Gesetzes die Gewissen zu erschüttern und zu zerschmettern, damit sie die Hand Gottes ergreifen. Hierin unterscheidet er sich deutlich von altlutherischen Dogmatikern wie Joh. Gerhard, bei dem die ständige Betonung des Gesetzes nicht eine innere Katastrophe herbeiführen soll, sondern nur lehrhaft vergegenwärtigen soll, welchen Wert das Evangelium für uns hat[3]). Tholuck dagegen ist Pietist und will durch Vorhalten des Gesetzes wirkliche Gnadendurchbrüche und Bekehrungen erreichen. Allerdings das hat er nun wohl nicht gemeint, daß jeder die gleichen Verzweiflungskämpfe wie er oder wie Luther durchmachen müsse. Die starken Ausdrücke, namentlich in den Gewissenspredigten[4]), könnten zu solchen Annahmen führen. Allein man vergegenwärtige sich folgende Stelle einer Reformationsfestpredigt[5]): „Es gibt noch eine andere Art der Anfechtungen, und die ist weit gewaltiger und erschrecklicher: wenn einem die Lampe düster brennt und zu erlöschen droht, wenn, während von außen die Trübsal dich ergreift wie ein gewappneter Mann, in deinem Herzen der Friede Gottes fehlt ...... Solche Anfechtung läßt göttliche Weisheit vor allen Dingen über diejenigen ergehen, so hoch gestellt sind im Reiche Gottes". Hier unterscheidet er zwischen der Stimmung der Verzweiflung, die Luther wie auch er[6]) durchgekostet haben, und dem Charakter der Buße, den die Masse seiner Zuhörer hat, und kurz vorher finden sich in derselben Predigt Ausführungen, die auf ein Erzittern um unser Seelenheil dringen und in einem solchen Pathos gehalten sind, daß man bei ihnen nur an Luthers Kämpfe denkt und erstaunt ist, am Schlusse der Predigt auf diese Unterscheidung zu stoßen.

1) Pr. III, S. 57.

2) Pr. I, S. X, wo er die Forderung aufstellt, daß „der Prediger, wenn er die heiligen Hallen füllen will, als ein Mann auftreten müsse, der Geheimnisse Gottes zu verwalten habe."

3) Überzeugend nachgewiesen bei Tröltsch, Vernunft und Offenbarung bei Joh. Gerhard u. Melanchthon, S. 132 ff.

4) Bestimmte Stellen anzugeben, ist unnötig, da das bestimmte Thema dieser Predigten, das Gewissen, stets auf diese Frage führt.

5) Pr. I, S. 8.

6) Tholucks innere Kämpfe scheinen mir nach den Tagebuchnotizen, die Witte mitteilt, denen Luthers, wie Hausrath sie schildert, sehr ähnlich zu sein, zumal bei ihm auch eine starke erbliche Anlage zum Trübsinn vorhanden war.

Solche Stelle kann uns darin vorsichtig machen, voreilig aus der Ausdrucksweise Tholucks, die der romantischen Zeit angehört, Schlüsse zu ziehen auf die wirklich vorhanden gewesenen Stimmungen oder auf die Stimmungen, die er erregen will. Durch diese paulinische Gedankenreihe tritt seine Predigt in deutlichen Gegensatz zum Rationalismus; Tholuck bekämpft ihn, auch wo er ihn nicht mit Namen nennt. Da er es aber für seine Lebensaufgabe hielt, ihn, soweit es in seinen Kräften stand, zu vernichten, so scheut er auch nicht, ihn namentlich anzugreifen [1]).

Mit dieser paulinisch-pietistischen Stimmung einigt sich nun in seinen Predigten eine mystische Stimmung, und durch diese Vereinigung werden seine Predigten reichhaltig in ihren religiösen Stimmungen; es geht ihm nicht so wie seinem Schüler Cremer, der an jedem Sonntag nur paulinische Gedankenreihen verkündet. Wie der große Raimundus Lullus sich an arabischer Mystik erbaute, so hat auch Tholuck sich in die morgenländische Mystik nicht etwa bloß um der Wissenschaft willen versenkt, wie seine „Blütensammlung aus der morgenländischen Mystik" bezeugt [2]). Im Innersten seines Geistes, im unmittelbaren Gefühl und im Gewissen, erlebte er den lebendigen Gott, und er hat es unter Berufung auf act. 17, 27 f. [3]) oft sehr energisch betont, daß man auch außerhalb der spezifisch christlichen Offenbarung Gott finden kann. Und er fordert darum, zu schlürfen aus dem in der Seele sich offenbarenden Urquell [4]). Und von dem Unendlichen in uns sagt er: „Dieses Rätsel ist in ihn hineingezaubert, und er kann dies Bewußtsein seiner unendlichen Natur mit Feuer nicht verbrennen, mit Wasser nicht ersäufen" [5]). Er preist die Mystik schließlich mit folgenden hohen Worten: „Sie ist das reichste und tiefste Erzeugnis des menschlichen Geisteslebens, sie ist die lebendigste und erhabenste Offenbarung Gottes aus dem Gebiet der Natur, sie ist das höchste und größte nach dem Reiche der evangelischen Gnade" [6]). Solche mystischen Gedanken erfüllten seine Seele, und auch in seinen Predigten kommt das deutlich zum Ausdruck. Der Glaube ist ihm ein inneres Schauen, ein neuer Sinn, der weit über die fünf Sinne reicht. Er redet von einem „Versenken in den Ursprung" und von einem „Zustand des Gemüts, wo der Geist schnell und unwillkürlich an der ganzen Reihe der endlichen Ursachen hinauf zu dem Urgrunde aller Dinge steigt, wo er durch alles endliche Leben hindurch, das ihn umgibt, die Pulse des Urhebers aller Dinge fühlt" [7]). Weil er Mystiker ist, dringt er nicht immer nur darauf, daß der Mensch seine Ohnmacht und Schwäche nur empfindet, sondern er redet auch davon, wie man Gott in der Natur

1) Pr. I, 269, 241.
2) Vgl. zum folgenden namentlich S. 18 ff. der Blütensammlung.
3) Diese Stelle scheint er sehr geliebt zu haben; denn sie findet sich oft zitiert.
4) A. a. O. S. 65.
5) A. a. O. 83, Anm. 5.
6) A. a. O. S. 27. Über den Unterschied zwischen Mystik und christlicher Religion spricht er ebd. S. 23 ff. Man vergleiche hiermit den für ihn höchst charakteristischen Spruch, den er Bertling (a. a. O. S. 113) in ein Buch eingeschrieben hat: „In der Zeit die Ewigkeit ergreifen und in jedem Augenblick unseres sinnlichen Bewußtseins die mitklingende Saite unseres Gottesbewußtseins zu empfinden, ist Religion. Lieben in der Liebe dessen, der uns zuerst geliebt, ist christliche Religion."
7) Pr. III, S. 36.

finden kann[1]), wie man nur die Augen recht aufzumachen braucht, um den Ewigen zu schauen[2]), wie man in ihn sich versenken soll, wie der mystische Dichter sagt: „Ich in Dir, Du in mir, laß nur Dich mich finden, mich in Dir verschwinden“ [3]). Allerdings das betont er auch immer wieder, daß die Mystik nicht zu dem seligen Frieden der Kinder Gottes führen kann[4]). Denn sie kann uns nicht befreien von den Ketten der Selbstsucht und Sünde, sie kann uns nicht lösen von dem Bewußtsein der Schuld. Und weil sie uns nicht der Vergebung und Gnade Gottes gewiß machen kann, so führt Mystik ohne christliche Offenbarung uns in Unruhe und Schmerz hinein; nur Sehnsucht weckt sie, aber zur Seligkeit führt sie nicht. Und darum kann Tholuck sagen: „Sie kann Freunde, ja sie kann Brüder Gottes bilden, aber keine Kinder Gottes“ [5]). Er war nun fest davon überzeugt, daß in jedem Menschen ein Gefühl für das Unendliche und eine Sehnsucht nach dem Ewigen vorhanden sei, und wo es fehlt, es nur scheinbar fehlt, und es nur nötig sei, die Menschen an diese Stimme Gottes in ihrem Innern zu erinnern, und — sie sind in demselben Augenblick suchende und dürstende Menschen. An dieses Zeugnis des Geistes Gottes im Innern der Seele knüpft er stets in seinen Predigten an, und so tritt neben die paulinische Gedankenreihe eine andere, in der er ausführt, wie das Suchen und Sehnen des Menschen zur Vollendung kommt in der christlichen Offenbarung, wofür ein Beispiel folgende Stelle ist[6]):

„Soll ich nun den Schleier von eurer Brust heben, soll ich sie euch deuten die vielleicht von euch selbst noch unverstandenen Anfänge jenes Lebens in Gott, so laßt mich zuerst euch hinweisen auf jene Augenblicke, die wohl in dem Leben keines von Euch gefehlt haben, wo ihr nach etwas verlangt habt, was die ganze Welt euch nicht bieten konnte . . . O daß nur der Mensch sich selbst verstände, o daß ein liebendes Freundeswort der Dolmetscher würde für jene geheimnisvolle Gottessprache; denn für wie viele spricht Gott, ohne daß sie es ahnen! Laßt mich euch den göttlichen Ruf nachweisen in den Momenten, die euch wohl allen bekannt sind! Ein feierlicher Sternenhimmel, die Höhen der freien Berge, ein stiller Sommermorgen mit dem fernen Ruf der Glocke, die zur Anbetung ladet — wo wäre ein noch so tief in der Welt versunkenes Herz, in dem nicht dann und wann dabei eine Sehnsucht aufgegangen wäre, eine Sehnsucht, die du bald eine Sehnsucht nach einem unbekannten Etwas, bald eine Sehnsucht nach Gott, bald eine Sehnsucht nach einer Ruhe nanntest, welche die Welt nicht geben kann. Ob dirs auch selber nicht bewußt ist, du sehntest dich damals wahrhaftig nach Gott. Du legst die glühende Wange an den Busen des Freundes, du stützest das müde Haupt an die Brust der Gattin, du läßt alle Güter des Lebens an dir vorübergehen und fühlst dich doch so arm! „Gott hat den Menschen geschaffen zu ihm, darum findet das Menschenherz keine Ruhe, als bis es ruhet in ihm“ [7]). Mitten im Geräusch der Gesellschaft ergreift einen Andern jene Sehnsucht; die rauschende Musik schweigt einen Augenblick — ein Augenblick und Alles um dich und hinter dir deucht dir ein langer Traum und alle Menschen Träumende — o wehe dir, der du den Augenblick nicht festhältst und dich wieder hineinstürzest in die Woge, bis sie über Deinem Haupte zusammenschlägt! So beginnt, ein einzelner Blitz, das verborgene Leben des Menschen . . . . Gott hat sich dir genaht, es kommt darauf an, ob du nun ihm wieder nahen willst. Du tust es, das unbe-

---

1) Pr. II, 148 ff. Stunden der Andacht, S. 70 ff.
2) Pr. II, 107 f.
3) Pr. I, 82.
4) Pr. II, 226 ff. Blütensammlung S. 26 ff.
5) Blütensammlung S. 28.
6) Pr. I, 166 f.
7) Das Wort war eines seiner Lieblingsworte und findet sich sehr häufig zitiert.

kannte Etwas, nach dem du dürstest, drängt dich; du suchst die stillen Stunden, du gehst ihm entgegen, ob es sich dir noch näher enthüllen wolle, dir näher entgegenkommen, du rufst: „Unbekanntes Etwas! nach dem ich die Hände ausstrecke, ohne noch seinen Namen zu wissen, offenbare dich mir und gib mir Ruhe!“ In der Sehnsucht deines Innern greifst du zur Rechten, greifst du zur Linken — endlich, endlich greift deine Hand auch zum Neuen Testamente.“

Tholuck war ein Bekenner in seinen Predigten. Er trat vor seine Zuhörer hin als ein Mann, der Geheimnisse Gottes verwaltet und aus der Fülle seines inneren Reichtums anderen mitteilt. Weil Gott sich ihm aber nach verschiedenen Seiten hin kundgetan hat, darum gehört er zu den Predigern, an dessen Predigten auch verschiedenartige religiöse Naturen sich erbaut haben und noch erbauen können.

* * *

Tholucks Frömmigkeit wurzelt ganz und gar in der Schrift. Darum kommt es ihm darauf an, seine Zuhörer in die Schrift einzuführen. Er fordert sie oft auf, die Schrift regelmäßig zu lesen; er hält Predigten über „das Wort Gottes“. Wenngleich er es selber nicht ausgeführt hat, so hat er es warm empfohlen, „eine zusammenhängende Erklärung biblischer Bücher“ in Predigten zu geben [1]). Die Aussagen in seinen Predigten gehen stets auf die Schrift zurück, und so führt jede seiner Predigten hin zu der Quelle, aus der seine Frömmigkeit geflossen ist, zur Bibel. Daß er Schriftstellen ohne nähere Begründung als Beweisstellen niemals verwendet, sondern seinen Zuhörern stets ein Verständnis für die Schrift auf psychologischem Wege, ausgehend von dem gemeinsamen, natürlich menschlichen Boden, zu übermitteln versuchte, darauf ist schon hingewiesen [2]). Denn dies ist eine selbstverständliche Voraussetzung für eine Predigt, die auf andere Menschen Eindruck machen will. In dieser seiner psychologischen Schriftauslegung ist nun etwas ihm Eigentümliches, daß er es liebt, einen Bibelspruch durch Hervorziehen ähnlicher Sprüche zu erklären, und so gibt er den Zuhörern ein Verständnis für die Schrift als einer in sich einheitlichen Weltanschauung. Diese Art seiner Schriftverwertung mag folgende Stelle beleuchten [3]):

„Achtet es für eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtung fallet.“ Mit dem, was der Apostel hier sagt, stimmt ein Paulus überein, wenn er ruft: „Wir rühmen uns aber auch der Trübsal!“ und wiederum: „Die göttliche Traurigkeit wirkt eine Reue, die Niemand gereuet, zur Seligkeit“ und der Apostel Petrus: „Ihr Lieben, lasset euch die Hitze, so euch begegnet, nicht befremden, als widerführe euch etwas Seltsames, sondern freuet euch, daß ihr mit Christo leidet, auf daß ihr auch zur Zeit der Offenbarung seiner Herrlichkeit Freude und Wonne haben möget“, und der Brief an die Hebräer: „Welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er; er stäupet aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt; so ihr die Züchtigung erduldet, so erbietet sich euch Gott als Kindern; denn wo ist ein Sohn, den der Vater nicht züchtiget?“ — Ihr seht, die Schrift eröffnet eine andere Ansicht von Leid und Trübsal, als der fleischliche Mensch sie hat. Christen sind Menschen, die zwar im Gefühl ihrer Schwachheit bitten: „Vater, führ uns nicht in Versuchung!“, denen aber, wenn die Anfechtung dennoch kommt, auf der Stirn die Freude der Überwindung steht, während das Auge in Tränen übergeht.“

---

1) Pr. I, S. XIII. Der Grund, warum er selber nicht fortlaufend über biblische Bücher predigte, ist wohl darin zu sehen, daß er für Studenten predigte.
2) Pr. I, S. XI.
3) Pr. I, 258.

Noch in einer andern Hinsicht kann er uns ein Vorbild sein für eine wirksame Schriftauslegung. Er versteht es, einzelne biblische Charaktere uns psychologisch-dramatisch vor Augen zu malen, so daß wir in ihnen unser eignes Ich wiedererkennen. Wie ein Dichter weiß er sich in die Verhältnisse der vergangenen Zeit, in die Gemütszustände und Lagen des inwendigen Menschen lebhaft hineinzuversetzen und sie ergreifend zu schildern. Die Predigten über Pilatus, Judas und Thomas in den biblischen Gemälden „aus der Leidens- und Osterwoche“ [1]), in denen sich diese Darstellungskunst deutlich zeigt, gehören jedenfalls zu den bedeutendsten homiletischen Erzeugnissen, die unsere evangelische Kirche hat.

Wenn Tholucks Predigten auch schriftgemäß sind, so ist ihnen die Textgemäßheit abzusprechen. Schon Nebe [2]) hat dies bemerkt und genauer belegt, was jede Predigt eigentlich zeigt, daß „nicht der Text der Grund und Boden ist, in welchen die Predigt hineingräbt, aus welchem sie Nahrung zieht“. Diese freie Stellung zum Text offenbart sich besonders deutlich in der Art, wie er das Thema gewinnt. Die Einleitung, die meist von irgend einem der Gemeinde naheliegenden Gedanken oder einem Ereignis des Gemeindelebens ausgeht, führt auf das Thema, und nach Ankündigung desselben pflegt er meist zu sagen: „wir schließen die Betrachtung an die und die Worte der heiligen Schrift an“. Wie so das Thema nicht aus dem Text hervorgewachsen ist, sondern vor ihm fertig war, so werden auch die einzelnen Gedanken der Predigt nicht im Anschluß an den Text vorgetragen; die Predigt wächst nicht aus dem Text hervor, und einzelne Ausnahmen vermögen das Gesamtbild nicht umzustoßen. Stets steht er in Freiheit dem Text gegenüber. Als einen Mangel, wie Nebe es tut, vermag ich diese Untextgemäßheit nicht anzusehen. Ich sehe sie vielmehr an als die natürliche Folge davon, daß er in seiner Predigt vollständig durch die Bedürfnisse der Gemeinde sich bestimmen ließ. Wie der Seelsorger letzten Endes keine Regeln kennt nnd sich an keine Regeln bindet, so wird auch der, der sich in seiner Predigt ganz und gar von diesem Gesichtspunkt lenken läßt, keinem Schema, auch nicht dem Text, sich unterwerfen, sondern in völliger Freiheit sich bewegen wollen. Und ihm, meine ich, muß das als Recht zugestanden werden, was man bei andern zu tadeln vielleicht auch das Recht hat.

Ganz kurz bespreche ich noch seine Themen und Dispositionen [3]). Darüber brauche ich nicht viele Worte zu machen, daß die Themen sich auf die verschiedensten Stoffe beziehen und von der Mannigfaltigkeit des Inhalts der Predigten zeugen. Ein Blick in das Inhaltsverzeichnis beweist dies. Die Themen sind meist kurz und knapp, öfters allerdings etwas zu allgemein gehalten, wofür Nebe Beispiele bietet, die sich leicht vermehren ließen. Daß ein Thema zu lang und ungeschickt formuliert ist, ist eine Ausnahme, wie z. B.: Ein Christenherz, das seinen Heiland aus Erfahrung kennt, kann nicht lassen von ihm zu zeugen, so lange nur noch eine Seele auf Erden ist, die von ihm nicht weiß“ [4]).

1) Pr. Bd. II.
2) Vgl. Nebe a. a. O. S. 304 ff.; J. Müller, a. a. O. S. 244 ff.
3) Vgl. Nebe a. a. O. S. 305 ff.
4) Pr. II, 275.

Dispositionen, die oft rein formal gebildet sind, stellt er seinen Predigten regelmäßig voran. Eigentümlich ist ihm, daß er es öfters liebt, in der Disposition den Gedankengang der ganzen Predigt in einer eigentümlich sich steigernden, aber schwerfälligen Form zu enthüllen, wie z. B. in folgender Predigt über das Thema[1]): „Warum auch unter denen, die noch zur Kirche kommen, so wenige sind, die zu Jesu kommen?" Wir empfangen aus unserm Text die Antwort:

1. nicht sowohl durch Disputieren und Reflektieren kommt man zu Christo, sondern durch ein Gefühl des Herzens;
2. nicht sowohl durch ein dunkles Gefühl des Herzens, als einen Zug im Herzen;
3. nicht sowohl durch einen Zug im Herzen, der aus dem Herzen kommt, als durch einen Zug, eine Stimme Gottes des Vaters im Herzen;
4. nicht sowohl durch die Klarheit der Stimme Gottes, die im Herzen redet, als durch die Treue, mit der wir sie hören.

Geradezu in Geschmacklosigkeiten verfällt er aber, wenn er seine Disposition in Reime bringt, die mit schlechten Knittelversen leider allzugroße Ähnlichkeit haben. Die größte Verirrung in dieser Hinsicht findet sich in seinem Andachtsbuch, wo er die Inhaltsangabe in Verse gebracht hat, die der Leser zu seiner Erheiterung daselbst nachlesen möge. Trotz seiner vielseitigen Begabung und seiner Beherrschung der Sprache war er doch kein Poet, womit aber nicht etwa gesagt sein soll, daß einige der Jugendgedichte, die Witte mitteilt, sowie seine poetischen Übersetzungen mystischer Gedichte gar keinen Kunstwert besitzen.

* * *

Es erübrigt noch, die Beredsamkeit Tholucks zu besprechen[2]). Man kann öfters einen Menschen an seinem Gegenteil studieren und sich klar machen, so Tholuck an Theremin. Theremins Beredsamkeit ist, wie Meyer richtig bemerkt, durchaus literarisch; sein Endziel ist ein künstlerischer Aufbau der Predigt und durch diesen plastischen und durchsichtigen Aufbau wirkt er. Seine Rede ist wohllautend, aber sie fließt durchaus ruhig dahin. Er erschüttert nicht, aber er fesselt durch die große Tiefe der vorgetragenen Gedanken. Ganz anders Tholuck. Er ist ein Prediger des Gefühls. Von einer Stimmung führt er uns, ja reißt er uns fort zu einer andern oft in ein und derselben Predigt. An Durchsichtigkeit und Gestaltungskraft mangelt es ihm, ebenso wie Jean Paul, unter dessen Einfluß sein Jugendstil steht. Mitreißen will er, große Massen setzt er darum in Bewegung und alles drängt in seiner Rede zu einem erschütternden Wort, das oft mit vulkanischer Kraft hervorbricht „als Schlußglied einer mächtig andrängenden Gedankenbewegung". Sich selbst beschreibt Tholuck, wenn er von einem Redner fordert[3]): Auch meine man nicht, daß etwa nur der beherrschende Verstand durch die künstliche Schlachtordnung seiner Sätze den Sieg erringe — der größte der neueren Redner, Fox, siegt „durch sein Gefühl, dessen hinreißendem

---

1) Gew.-Pr. S. 246. Ähnliches Beispiel III, 108.
2) Vgl. Richard Moses Meyer, Deutsche Litteratur im XIX. Jahrhundert, S. 1150 f.
3) Vorwort der Pr. I, S. XVIII.

Strom man es gern vergab, wenn nicht alle Wellen Wellenlinien bildeten. Und kann da, wo das weltliche Interesse einer Handelsnation den berechnenden Verstand alle Segel aufspannen läßt, die Kunst der Rede und die Macht des Gefühls solche Siege verschaffen, wieviel größer werden die Siege auf einem Schlachtfelde sein, wo der Redner in den Herzen seiner Zuhörer an dem heiligen Geist einen Bundesgenossen hat". Weil Tholuck ganz und gar ein Prediger des Gefühls war, darum gehört er zu den Rednern, die Augenblicke erlebt haben, wo eine Begeistung [1]) über sie kam, wo sie von innerer Nötigung dahin gerissen wurden, wo nicht sie die Rede trugen, sondern die Rede trug sie. Und in Erinnerung an solche seligen Stunden durfte er das Wort schreiben: „Der Prediger muß, wenn er herunter kommt, Mutterfreuden fühlen, Freuden einer Mutter, die unter Gottes Segen ein Kind geboren hat" [2]).

Harnack zergliedert die Sprache in Augustins Konfessionen in 2 Elemente, in ein rhetorisch-antikes und in ein biblisches Element [3]). In Analogie dazu läßt sich die Sprache Tholucks in 3 Elemente zerlegen, in ein rhetorisch-romantisches, in ein biblisches und in ein pietistisches Element; letzteres ist allerdings sehr schwach und fehlt häufig ganz und gar. Das rhetorisch-romantische Element besteht darin, daß er in die verschiedensten Stimmungen und Seelenzustände sich hineinversetzen kann und für die verschiedenartigsten Gefühle, für die Trauer über die Macht der Sünde und für die Sehnsucht nach dem unbekannten Gott, für die Freude über den Besitz der Gnade und das Verlangen nach Vollendung, für die stille Ergebung in Gottes Willen und für die vertrauensvolle Bitte um Gottes Hilfe, einen lebendigen Ausdruck findet. Weil er nun aber zu den Rednern gehört, bei denen die Rede, wie er selbst bezeugt [4]), auf der Kanzel noch einmal geboren wird, darf R. M. Mey-r ihn zu der Gruppe der Romantiker rechnen, als deren Charakteristikum er aufstellt: „starker Genuß des Moments". Er durchlebt den Moment der Verkündigung, und der Hörer, hypnotisiert von seiner Begeisterung, erlebt die Stimmung der Predigt. Liegt in dieser Stimmungsmalerei ein Vorzug, welcher der Romantik als Gesamterscheinung angehört, so ist mit diesem Vorzug noch ein anderes Element verbunden, das uns heutigen nicht kongenial ist, ein überschwänglicher Zug, der auch bei Tholuck in hohem Grade vorhanden ist. Wir lieben eine Einfachheit, die alle Rhetorik meidet. Tholuck vergißt das Maßhalten. Was uns aber abstoßend ist, — für seine Zeit ist es ein Anziehungsmittel gewesen, wie man dies vielleicht aus folgenden Worten J. Müllers schließen kann [5]): „Ganz besonders besitzt seine Rede alles, was ihr den wichtigsten, augenblicklichen Eindruck auf den Hörer sichern muß, und wir können es uns wohl denken, wie mancher Studierende, der bis dahin niemals eine lebendige, in das

---

1) Vgl. zum folgenden Vorrede in Pr. I, S. XV f.

2) Da Theremin die Wahrheit dieses Wortes niemals an sich erfahren hat und seiner ganzen Art nach auch nicht erfahren konnte, ist es selbstverständlich, daß er in der 2. Aufl. seiner „Beredsamkeit" gegen dasselbe opponierte.

3) Reden I, S. 58 ff.

4) Pr. I, Vorrede S. XV. Er stand darum dem Konzept vollständig frei gegenüber; in späteren Jahren hat er niemals eine Predigt vollständig wörtlich ausgearbeitet.

5) A. a. O. S. 240.

Innerste des Gemüts eingreifende Predigt gehört, und sich darum allmählich gewöhnt hat, eine gewisse Trockenheit und Langweiligkeit für das eigentümliche Wesen der Predigt und die Bedingung ihrer erbaulichen Wirkung zu halten, wenn er sich einmal in Tholucks Kirche verirrt, mit starren Blicken an den Lippen des Redners hangen mag, staunend über die neue, wunderbare Sprache, die er hier vernimmt." Das rhetorische Pathos Tholucks wurde aber gemildert durch seine einfache Vortragsweise und vor allem durch das hinzukommende biblische Sprachelement.

Die Sprache Kananns hat er nicht gesprochen, aber seine Sprache hat sich an der Bibel, namentlich den Psalmen, gebildet; und was er durch die Bibel gelernt hat, verrät er uns selbst in der Vorrede, wenn er sagt[1]): „Es ist die Sprache der Schrift, die wir allein verlangen; es ist das bilderreiche, das Sentenziöse, das Änigmatische, welches mehr oder weniger durch alle Schriften des alten und neuen Testaments hindurchgeht. Das ist die Sprache, von welcher gilt, was ein Kirchenvater von der Schrift überhaupt sagt: „Ein Bach, darin ein Elefant watet, und das Lamm nicht ertrinkt". Diese Sprache ist es, die auch den Gebildeten anzieht, sie ist es, die zu den Schönheiten des Evangeliums gehört". Während in seinen Jugendbriefen, z. B. in den Briefen über den Tod des Herrn von Dietz, sich der etwas schwülstige Briefstil à la Jean Paul findet, herrscht in Folge des biblischen Einflusses bei aller Lebendigkeit in seiner Predigt eine feierliche Einfalt, wie sie einer Rede zukommt, die sich mit dem Heiligsten beschäftigt, und je älter er wurde, desto mehr tritt dies Element der biblischen Einfachheit, das der ersten Sammlung des Jahres 1828 noch sehr fehlt, hervor.

Nur gleichsam ein Nebenton, den man leicht überhören kann, der oft auch völlig fehlt, ist das Element, das uns Heutigen höchst unsympatisch ist, das pietistische. Deutlich tritt es nur hervor in den vielen schlechten pietistischen Versen, an denen man sich nur um ihrer Treuherzigkeit willen nicht ärgert, in manchen Beiwörtern wie süß, wenngleich er von dem süßen Jesus nie spricht, in Ausdrücken wie „innere Salbung", in der häufigen Anrede „Geliebte". Aber weil dies pietistische Element niemals die Führung in der Sprache übernimmt, ja oft ganz und gar fehlt, so ist die Sprache Tholucks in ihrem Wesen beschrieben durch die beiden Elemente des rhetorisch-romantischen und des biblischen.

Einen volkstümlichen Zug weiß Tholuck noch in seine Predigten hineinzubringen dadurch, daß er sie mit vielen Zitaten und Sprüchen, mit Bildern, Beispielen[2]) und Versen schmückt. Diese Gabe Tholucks, die auf seinem fabelhaften Gedächtnis, das für Anekdoten eine besondere Begabung gehabt haben muß, beruhte, ist schon von Julius Müller gelobt[3]): „Nicht die heilige Schrift allein öffnet ihm ihre Schatzkammern, sondern die Weisen von Hellas, die Kirchenlehrer älterer und neuerer Zeit, die christlichen Liederdichter müssen ihm die Blüte ihrer schönsten, treffendsten Aussprüche darbringen, um sie dem Einen zu Füßen zu legen; so wird die Welt, willig

1) Pr. I, S. XVII f.

2) Selbst Schleiermacher wird als Vorbild für einen rechten Christen besonders fein verwertet. Pr. II, 68.

3) A. a. O. S. 240, vgl. Pr. I, S. XII f.

oder unwillig, dem Heiligen dienstbar gemacht". Daß er das Leben des Volkes, ihre Denk- und Redeweise verstand und, in andere Verhältnisse hineingestellt, noch in ganz anderer Art hätte reden können, zeigen Stellen, in denen er sich derb und drastisch ausdrücken kann, wie z. B. in folgender Stelle [1]):

„Hört man die Leute reden, so möchte man glauben, daß kein Ding wohlfeiler sei, als das gute unverletzte Gewissen, denn wer hat das nicht? Der Säufer hat ein unverletztes Gewissen; denn er spricht: ich bin kein Hurer und Ehebrecher. Der Hurer und Ehebrecher hat ein unverletztes Gewissen, denn er spricht: „ich bin kein Säufer." Der Dieb hat ein unverletztes Gewissen; denn er spricht: „Ich bin nicht wie andere Leute, kein Säufer, kein Meineidiger." Der ausschweifende Student hat ein gutes Gewissen, denn er hält auf Ehre und bezahlt seine Schulden; der fleißige Student hat ein gutes Gewissen, denn er ist fleißig und nicht liederlich: o die ganze Welt ist guter Gewissen voll! Und wenn etwa ein Ablaßkrämer unter uns kommen sollte, er würde keine guten Geschäfte machen, weil kein Mensch ein unruhiges und geängstigtes Gewissen hat."

Solche Stelle beweist schlagend, daß, wenn es erforderlich gewesen wäre, er gleich einem Luther von den Leuten auf der Gasse gelernt hätte. Für uns tut sich sein Mutterwitz noch kund in seiner Kunst, Sentenzen zu prägen, Schlagworte, die, einmal gehört, sich im Leben nicht mehr vergessen, bei denen der Redner deutlich an dem Zucken der Gesichter spürt, daß seine Worte in den Herzen der Hörer einschlagen [2]). Ich zitiere einige, die sich leicht verzehnfachen ließen: Christliche Liebe ist nichts anderes als Christus in der Seele des Menschen. — Worte sind wie Pfeile; wenn sie abgeschossen sind, holt sie keiner. — Göttliche Gnade gibt, selbst wenn sie nimmt und all ihr Nehmen ist Geben; sie macht Freuden, wenn sie Schmerzen macht, und alle Schmerzen, die von ihr kommen, sind Freuden. — Schlafen kann Christus im Schifflein seiner Kirche, doch sterben nicht. — Der Glaube ist ein neuer Sinn, ein neues Auge, wodurch die unsichtbare Welt zu uns eingehet".

In der Art nun, wie er in seine Rede oft Zitate oder Sentenzen einflicht, verrät sich ein künstlerisches Empfinden; denn er besitzt die große schriftstellerische Kunst, die Augustin schon vor ihm geübt hat, einem Bibelspruch eine wirksame Fassung zu geben, so daß mit ihm sich ein ganz neuer Gefühlswert verbindet, wie z. B. in folgender Stelle: „O seliger Anblick, eine Gemeinde zu schauen, die also im milden Sonnenstrahl von oben grünt und blüht, in der Kraft des Glaubens und der Liebe. Mancher unter uns, dem der Blick in eine solche Gemeinde vergönnt wäre, möchte vielleicht wie vor einem Geheimnis stehen bleiben, aber manchem, manchem würde auch das Herz aufgehen, also daß er mit Petrus rufen möchte: Herr, hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen! — „Siehe da, die Hütte Gottes unter den Menschen", würde er ausrufen — „o daß ich einer von ihnen würde" [3]).

Harnack [4]) bemerkt von Augustin: „Soviel Kunst er auch aufgewendet hat — er hat die Einheitlichkeit seiner Sprache nicht zerstört, sie ist doch aus einem Guß". Auf Tholuck würde sich dieser Satz nicht anwenden

1) Gew.-Pr. S. 20.
2) Vgl. Pr. I, S. XIII f.
3) Pr. I, 244.
4) Reden I, S. 60.

lassen. Seine Sprache ist nicht aus einem Guß: Bald überwiegt das romantische, bald das biblische Element, bald redet er pietistisch, bald volkstümlich. Denn er gehört nicht zu den Persönlichkeiten, die zum Bau eines Systems ihre Geisteskraft aufwenden, sondern die an individuellem Leben ihre Freude haben, solches aufsuchen und pflegen[1]). Und diesen Grundzug seines Lebens, der ihn selbst bei seinen wissenschaftlichen Forschungen leitete, so daß er große historische Zusammenhänge und Überblicke nie konstruiert — diesen Grundzug offenbart auch sein Stil für den, der sich in ihn hineinversenkt. Starkes Empfinden spricht aus jeder Seite heraus, die er geschrieben hat. Aber einheitlich ist sein Stil nicht, so wenig wie Tholuck ein Systematiker war.

Unser religionspsychologischer Kursus.

Von Hans Richter, Kreispfarrvikar in Dessau.

Ein religionspsychologischer Kursus fand am 12.–15. Juni vor. J. statt im Hause und unter Leitung des Pastor Vorbrodt-Altjeßnitz auf Veranlassung eines für Religionspsychologie begeisterten Theologen. Von diesem war Vorbrodt die Aufgabe gestellt, hauptsächlich praktische Fragen zu besprechen. Dementsprechend gab Vorbrodt am ersten Tage 1. Einiges aus der Psychologie, wobei er ausging von Wert, Begriff und Umfang der Religionspsychologie, um dann sich über die Methoden der Psychologie zu äußern sowie über die Einteilung der seelischen Tatsachen, und schilderte am Nachmittage 2. Die Psychobiologie als Grundlage der Theologie, wobei er das Wesen des Christentums darlegte, um so von vornherein die Zwecke zu signalisieren, zu denen die pfarramtliche Tätigkeit hinstrebt. Am 2.–4. Tage wurde diese letztere in je 2 Vorträgen von meist über 1 Stunde behandelt, an die sich jedesmal eine Diskussion anschloß; einmal auch die Lektüre eines Aufsatzes über die Psychologie der Predigt aus The American Journal of Religious Psychology and Education I S. 288 ff, ein ander Mal die Wiedergabe von seelsorgerlichen Winken durch einen Teilnehmer, der aus seinem Pfarramt heraus mit Vorbrodt im vorigen Winter brieflich praktische Psychologie der Seelsorge verhandelt hatte*). Den Beschluß des Kursus machte die ordnungsmäßig gehaltene Konfirmandenstunde von Vorbrodt, der hier seine praktische Theorie vorzuführen suchte.

---

1) Kähler in seinem feinsinnigen Aufsatz über Tholuck im Protestantismus am Ende des XIX. Jahrhunderts S. 675: „Im Mittelpunkt stand ihm bis zuletzt das individuelle christliche Leben."

*) „Seit dem 1. April dieses Jahres erscheint im Verlag von Carl Marhold in Halle a. S. eine „„Zeitschrift für Religionspsychologie, Grenzfragen der Theologie und Medizin""; unter Mitwirkung hervorragender Theologen und Mediziner herausgegeben vom Oberarzt Dr. Joh. Bresler (Lubliniß) und Pastor Gustav Vorbrodt (Alt-Jeßnitz), monatlich 1 Heft in Stärke von 2–3 Bogen 8°; pro Jahrgang 10 Mark".

1. Die Forderung. Die Forderung des in den Kreisen der psychologisch interessierten Theologen bekannten Vorbrodt, „Psychologie- bezw. Psycho-Biologie als Grundlage der modernsten Theologie zu verwerten“, ist unter den religiös interessierten amerikanischen Psychologen längst nichts Neues mehr; hier haben namentlich Leuba und Starnbuck bahnbrechend gearbeitet durch ihre Untersuchungen über die psychischen Vorgänge bei der Bekehrung. In deutschen Theologenkreisen wird die Psychologie lange nicht genügend gewürdigt. Alles Interesse nahmen und nehmen die Arbeiten um die „Wah heiten“, „Inhalte“ metaphysischer und geschichtlicher Art in Anspruch und um ihre Erkenntnis. Vorbrodt ruft im Sinne des Kantschen Erkenntnis-Idealismus zur Psychologie auf, fragt nicht zuerst, was „wahr“ ist, sondern was an „Wirklichkeiten“ in uns ist und vorgeht, und bemüht sich zuallererst um Erkenntnis der seelischen Tatsachen, um „Erfahrungen“, kurz — der Tatbestand des seelischen Lebens müsse zuerst der Gegenstand der psychologisch orientierten Untersuchung sein, zunächst einmal unter völliger Ausschaltung der in der heutigen Theologie aktuellen Fragen nach der Materie des Glaubens. — Psychologisch orientiert wird die Dogmatik (Metaphysik) nicht mehr in der Luft schweben, als Psychologe erst wird der Geistliche in Wahrheit Seelensorger, Seelenarzt sein, sein können; seine eigentliche „amtliche“ Kunst und wissenschaftliche Kraft muß die Seelenkunde, Psychologie sein. So findet aber auch die Theologie den Weg aus ihrer Isoliertheit heraus und die Brücke zu den universalen Wissensgebieten. Die psychologisch fundamentierte Theologie wird die Theologie der Zukunft sein und nach Vorbrodts Hoffnung allein „versöhnen“ nicht nur das theologische Denken mit dem Wissen der Gegenwart, sondern namentlich auch die „Liberalen“ und „Positiven“ in ihrer für Vorbrodt unerträglichen Gegensätzlichkeit.

2. Grundsätzliches. Vorbrodt ist ein feiner Kopf und Psychologe von immenser Belesenheit, der die exakt-naturwissenschaftliche Psychologie in sich zu verarbeiten sucht und nun eigene Wege schreitend dies Feld für die Religionspsychologie beackert und anbaut, streng systematisierend. Nach seinen Einteilungsprinzipien und seiner Methode der Religionspsychologie schlägt er vor, den methodischen Umfang dieses Gebietes zu befassen unter 1. Psychographie, 2. Psychotheorie, und 3. Psychotechnik, die das notwendige Komplement der beiden ersten bildet. In der Psychotheorie berührt sich die Religionspsychologie mit der allgemeinen Psychologie, während die Psychographie zunächst einmal die seelischen Erscheinungen der Religion beschreibt. Inhaltlich gruppiert Vorbrodt die Religionspsychologie als Psychologie der Symptome und Personaldifferentien (der letztere Ausdruck lehnt sich an W. Stern und Volkmann an). Jener fallen — bei Anwendung auf die Theologie — die Glaubenserscheinungen nach ihrer ganzen Skala von Urteilen, Affekten, Willensäußerungen, die religiösen „Bedürfnisse“ und Vorstellungen zu, während es die personal-differentielle Psychologie mit den Unterschieden des Alters, Geschlechts, Stammes, Milieus, Volks, ferner mit dem Über- (nicht „Ab-“) Normalitäten Ekstase, Mystik, Zungenreden und (nicht „oder“) den pathologischen Zuständen zu tun hat. Für die religionspsychologische Forschung muß weiter neben der traditionellen deduktiven Methode, wie sie noch heute z. B. die Münchener Schule in der Psychologie vertritt, die physiologische, die von Wundt inauguriert ist, zu ihrem Rechte kommen; aber diese beiden Methoden bedürfen unbedingt zur Klärung und Vorbereitung der experimentellen Methode, die Fechner in der der Theologie so verwandten Ästhetik in Angriff nahm. — Hier richten wir eine energische Bitte an alle Leser: helft Fragebogen aufstellen und füllen von Erfahrungen, wie sie Pfarrkonferenzen aus-

tauschen, die moderne „Volkskunde" (Drews) feststellt, die Behörden als statistisches Material einfordern, die Religionsgeschichte, Biographien, Broschüren über modernes Leben darbieten. Helft Beobachtungen konzipieren über das eigene und fremde fromme Leben (Gebet, Andacht, religiöse Erlebnisse, Erinnerungen usw). Bisher hat jeder einzelne Dogmatiker nur gerade seine doch nicht allein maßgebliche Meinung als Idealkonstruktion in Ansatz gebracht und das „Gemeindebewußsein" in seiner Verschiedenheit wenig beachtet. Die große Schwierigkeit solcher Beobachtung wird nicht verkannt, auch nicht die abschließende und einseitige Art der deutschen evangelischen Frömmigkeit, die sich scheut, sich selbst zn beobachten und beobachten zu lassen. Es sind hier noch deutsche Vorurteile festzustellen und zu überwinden, wie solcher menschheitliche Fortschritt, das Innere auch zu äußern, längst in Amerika und England geschehen ist; wir werden uns dadurch kräftiger auf uns selbst besinnen und durch Aussprache mit Andern uns selbst und diese stärken in Glaubensdingen. Wer hilft also Fragebogen aufstellen und füllen? Um diese nötige Mitarbeit an der Religionspsychologie bitten Pastor Vorbrodt-Altjeßnitz, Kreis Bitterfeld und der Berichterstatter. —

Das Gesamtgebiet der psychischen Funktionen gliedert sich richtiger und fruchtbarer als nach der gänglich unzulänglichen Teilung in Fühlen, Denken, Wollen nach Vorbrodt in die Sphäre des „Fleisches" („Sinnlichkeit"), des Verstandes bzw. der Vernunft und des Gemüts. Die einzelnen Sphären besitzen Randzonen, die sich durch besondere „egofugale" Funktionen, z. B. die Sprache, kennzeichnen. Besondere Schwierigkeit für die psychologische Forschung, die ganz auf Empirie angewiesen ist, bietet das Gemüt, dieser Inbegriff der „subliminalen" (James) Funktionen, der „Stellungnahme des Ich" (Münsterberg); denn es ist für uns nur im Spiegel des Verstandes erkennbar. Der vorhandene Bewußtseins-Inhalt erfährt ferner eine „emotionalistische" oder „voluntaristische" oder „logische" Wertung (Karl Groos), die sich charakterisiert durch die Gegensätze: „Lust und Unlust", „Wollen und Nicht-Wollen", „Ja und Nein". In dieser Wertung dürfte die Hauptaufgabe des Zentral-Ich (der Persönlichkeit) bestehen, das wiederum den Mittelpunkt des Gemüts ausmacht. Alle jene Unterschiede sowohl der Sphären als der hier auf- und abwogenden Elementarvorgänge, wie 1. Empfindungen 2. Gefühle, 3. Bewegungen (Wollungen), sind aber voll der Übergänge, sind nicht Scheidewände; vergl. z. B. noch das Gefühl, das der „Spannung und Lösung", „Erregung und Beruhigung", „Lust und Unlust" (Wundt), — über dessen Vieldeutigkeit ausführlich geredet wird, und wozu die Publikationen von Vorbrodt zu vergleichen sind, namentlich sein Aufsatz in Theol. Stud. u. Kritiken 1906: Zur Religionspsychologie: Prinzipien und Pathologie. Alle die seelischen Funktionen, so mannigfach und in einandergreifend sie sind, stellen doch etwas Einheitliches dar. Die moderne Psychologie strebt ohne Zweifel zur Psycho-Biologie, zur Zusammenordnung der psychischen Vorgänge und Zustände und zu ihrer Erfassung als Teil-Erscheinungen eines einheitlichen Ganzen — des „Lebens". Nun tritt als eine das „Leben" erhöhende Macht die Religion mitten in die psychischen Funktionen hinein: die Religions-Psychologie wird zur Religions-Psycho-Biologie. Ist einerseits die mechanistische Biologie abzulehnen, der gegenüber aussichtsvoll und hoffnungsfroh der Neo-Vitalismus (Driesch, Reinke) sich regt, so ist freilich ohne weiteres andrerseits anzuerkennen, daß der eigentliche Quell, Nährboden, Zentralpunkt des inneren „Lebens", das Gemüt, die Stätte der geheimnisvollen Stellung-

nahme des Ich uns verschlossen bleibt, daß wir immer nur *die Äußerungen* des inneren Lebens, z. B. die Affekte, als Randzone des Gemüts, darlegen, beschreiben können. Das erleichtert die Physiologie (der Botanik und Zoologie), die uns durch Reinke z. B. die fruchtbaren Begriffe der Betriebsenergie und der Dominanten darreicht. Das „Leben" – das ist recht eigentlich Inhalt, Grund und Ziel der Vorbrodtschen Religions-Psycho-Biologie. Gott ist der Lebensspender, Jesus der, der uns vita aeterna schenkt, von dem her wir „ewiges Leben" in uns tragen. Gelten sonst wohl „Reich Gottes" und „Sündenvergebung" als die Prinzipien der Theologie bezw. des Christentums, so ist jenes eben ein „Herrschen" Gottes, das sich in uns als eine Summe von lebenschaffenden Kräften manifestiert; diese bedeutet dasselbe negativ: Ausscheidung dessen, was von unten her, was nicht ewig ist. So wird die Lebensfrage die alles beherrschende und die *Biologie* die *Grundlage der Theologie*.

3. *Praktisch-theologisches.* a) In der *Psychagogik des Gottesdienstes*, der „Darstellung des inneren Lebens", das der Zufuhr des Wortes Gottes und der Ausstrahlung in Gebet und Bekenntnis bedarf, bietet Vorbrodt vor allem über die *Predigt* Interessantes und Neues. In der Predigt werden zunächst rein empirisch „*Aussagewerte*" vom Prediger gegeben[1], die für die Hörer zur „*Anschauung*" werden sollen. Die letztere, die Anschauung, ist das edelste und wichtigste Reservoir aller Geisteskräfte, das in dem Hörer vorhanden ist. Anschauung zu wecken ist daher das Unter-, Mittel- oder Teilziel neben dem Hauptziel der Lebenserweckung, wie auch Herbart in der Didaktik ein Partial- und Zentralziel unterscheidet (Interesse und Charakterbildung). So drängt sich hier als grundlegend die *Psychologie der* „*Aussage*" *und der* „*Anschauung*" auf. Jene sucht zu erkennen, inwiefern die „Aussage" gewürdigt werden kann als getreues Abbild des inneren Vorgangs in der Verstandes- bezw. indirekt in der Gemütssphäre, als Randzone; praktisch würde sich die Aussagepsychologie darstellen als Psychologie des Gesprächs oder der Gemeinschaft. Die „Aussage" faßt Alles zusammen, was man sonst dem Prediger zuschrieb; daneben behalten nach dem Diktum Schleiermachers die „Gemeinde" und der „Text" ihr hohes Recht. Damit andrerseits die Anschauung, die die Predigt bieten soll, auch aufgenommen werde, ist auf Seite des Hörers Interesse nötig. Das muß durch die Predigt geweckt werden und dazu ist schon die anschauliche Formulierung des *Themas* wichtig sowie die Beobachtung des „Gesetzes des Stutzens" (Groos). Im Anschluß an Drews wird die Bedeutung des Themas gewürdigt, jedoch so, daß die noch logizistische Unterscheidung von zentralen und speziellen Thematen streng psychologisch umgebogen wird. Was von der Gemeinde verlangt wird, ist Interesse vom Gemüt aus, nicht nur von der Sphäre des Verstandes und der Sinnlichkeit aus. Und hier muß denn auch schon die „Anschauung" zur Weckung des Interesses einsetzen, die die wichtigste und anziehendste Funktion in unseren Erkenntnisquellen ist und das einzige Mittel der Predigt, der Seele des Hörers etwas zu bieten, ihn zu beeinflussen. Die Predigt ist als „Anschauung" eine Art Kunstprodukt; und nur so, wie etwa der Künstler seinem Werk zutraut, es möchte so wirken, wie er innerlich empfindet, – nur so wirkt, nur so kann die Predigt wirken. Im Hörer löst die Anschauung alle weiteren geistigen Folgeerscheinungen aus.

b) Ganz anders verhält es sich in der *Kasualrede der Benediktionshandlungen* (Trauung und Beerdigung). Hier ist die innerliche Stellung des Redners in gewisser Weise *sozial-psychologisch*, er ist der Vertreter, Vertrauensmann der Versammlung, und gibt dem Ausdruck, was jene beschäftigt, bezw.

als die ideale Hochzeitsgesellschaft oder als die ideale Trauerversammlung — als communio sancta — beschäftigen sollte. Nicht der tote casus kann Mittelpunkt sein, sondern die lebendige Gemeinschaft. Hier tritt die Möglichkeit einer Beeinflussung in ihr Recht, sofern z. B. die Trauergemeinde sich von selbst die Seele aufschließt. Der Begriff der „Einfühlung", der in der Psychologie der Ästhetik reiche Bearbeitung gefunden hat, gibt hier einiges Licht: der Redner „fühlt sich ein" in die Bedürfnisse des Hörerkreises und zieht von dieser Gestimmtheit aus die Hörer zu sich empor, daß sie sich durch Anschauung wiederum in den Redner einfühlen. Oder den Redner trägt dabei die Erwartung, daß der Nachahmungstrieb sich regen und das Spiel der Assoziationen ihre Wirkung nicht verfehlen wird. Auch der Kasualredner bietet in gewisser Weise Anschauung, aber mehr gesprächsweise als Arzt bezw. Freund.

c) Die Psychologie der cura animarum specialis, deren Ziel gleich dem der Predigt und mittelbar der Kasualrede Wirkung und Förderung des „Lebens" ist, hat wiederum zu rechnen mit der breiten, funktionellen Kluft zwischen Verstandes- und Gemütssphäre, damit, daß die Stellungnahme des Ich im Gemüt aller mechanisierenden, unbewußten, unpersönlichen „Suggestion" verschlossen ist. Vorbrodt stellt drei Grundregeln der seelsorgerlichen Tätigkeit auf, ohne ihren zunächst rein theoretischen Wert und ihre fließenden Grenzen zu verkennen: 1. Aufschließen der Seele. Es ist rein psychologisch und nicht „moralisch" gedacht eine Art von „Sym-Funktion", sofern es mit „Liebe" geschieht, „Einstellung des Seelsorgers auf den Anderen in der gleichen Richtung mit ihm. Hier kommt der Begriff der „Einfühlung" zur vollen Entfaltung. Persönliche Einfühlung ist nach Lipps eine Art Erkenntnisquelle; ist aber ein „Gefühl" nur im Sinne der Bewußtheit der Erlebnisse des „alter" (vergl. „Teilnahme"). Ihre Ergänzung ist die seelsorgerliche Tat; es gehört also hierher die Anerkennung der Schwierigkeiten, in denen der curatus sich befindet. Illustrationen direkter Rede aus der Praxis gaben auch hier die Erklärung dazu.

Zur „Sym-Funktion" tritt weiter die „Anti-Funktion", die Einstellung gegen den Anderen, Aufschließen der Seele mit „Ernst", der zur Buße mahnt und z. B. durch die tief im Menschen eingewurzelte Vergeltungsidee (Herbart) den Assoziations-Mechanismus in Bewegung setzt und so die Seele leichter aufschließt.

Für die seelsorgerliche Arbeit ist 2. zu fordern Wegräumen von Hindernissen durch Ausscheidung falscher Interessen und falscher Meinungen intellektueller und emotioneller Art, und 3. „Aufbau des Lebens", bei dem aber der Gedanke eines immer neuen Anfangs ausgeschlossen sein soll; der Aufbau geschieht durch Aufzeigen der rechten Richtung (Dankbarkeit und „nach oben" gerichtete Willensbewegung) und Aufzeigen der rechten Stimmung durch Weckung religiösen Bedürfnisses und Darbietung der Sündenvergebung als einer „Weiterhilfe".

d) In der Psychologie der Sakramente zeigt sich die Bedeutung der Sinnlichkeitssphäre als Anknüpfungspunkt für die Wirkung und Förderung des „Lebens". Es handelt sich genauer um die z. T. personal-differentiell bedingten Prozesse der Empfindungssphäre des Geschmacks, Geruchs und des Tastsinns, die vor den anderen gefühls- und affektbetont sind. Das sind die „objektive" oder „chemische" genannten Sinne. Freilich nehmen die Sakramente, psychologisch angesehen, auch die anderen Sinne mit in Dienst. Es ist hier eine eigentümliche Verwachsung von ideellen und sinnlichen Vorgängen, von Gotteswort, das

gehört und gesehen wird, und sogenannten niederen Prozessen anzuerkennen. Die beabsichtigte Wirkung und die vorauszusetzende Stimmung ist die auch von den Amerikanern in ihrer Vieldeutigkeit empfundene Gemeinschaft mit Gott, Bewußtheit höheren Lebens. Freilich erhebt sich nämlich sofort wieder eine Schranke: bezüglich dieser Bewußtheit sind wir für die psychologische Fundamentierung ganz auf die Aussage unseres sogenannten „Glaubens" angewiesen. Eine Energie der Seele ist es, die die Sakramente auslösen, die da dient zur Bahnung bezw. Hemmung des Wortes Gottes, das sonst verfliegt und in der Intellektualsphäre leicht abklingt, sodaß wir nun unter der Wirkung des „sichtbaren" bezw. „greifbaren" Wortes nicht bloß urteilen, sondern seine Kraft erleben. Damit ist jedoch die psychologische Begründung sowie Bedeutung der Sakramente nicht erschöpft: sie fordern Selbsttätigkeit der Gemeinden im Gottesdienst und bringen in denselben ein starkes motorisches Moment. Endlich ist psycho-empirisch über die Gabe der Sakramente, speziell der Taufe nichts auszumachen; aber unter Rückgang auf die Kinderpsychologie, die uns ein durchaus noch rudimentäres Geistesleben des Kindes zeigt, begnügen wir uns mit der Verheißung des Sakraments: die Leiblichkeit dieses Kindes will Gott gelegentlich benutzen, in ihr „Leben" zu wecken, das da bleibt. — Die Beichtrede als Vorbereitung des Abendmahls und als „Verkündigung" hat eine Anschauung vom Gekreuzigten zu geben, und ist als Erweckung nicht bloß zur Buße, sondern zum Glauben anzusprechen, und zwar, wie Gottschick uns bei Luther zeigt, vom Glauben aus. Buße und Glaube gehören zu den personhaften „Einstellungen", von denen sich die Reue als ein „Urteil" durchaus unterscheidet. Auch das Gewissen ist psychologisch zu verstehen; es ist Gottes Stimme insofern, als ich (a) meine Handlungen in Beziehung setze zu der (b) Abfolge von Lust und Unlust, die mir von Gott zuteil geworden ist; darin liegen die beiden Konstituenten des Gewissens.

c) Endlich muß auch der kirchliche Unterricht bewußt auf die religiöse Biologie zugeschnitten sein (Psychagogik des kirchlichen Unterrichts). Konfirmationshandlung und -rede werden getragen von dem „Lebens"- bezw. „Entwicklungsgedanken"; nur eine Äußerung, „daß im Christentum Lebenskräfte" vorliegen und zu schöpfen sind, kann das sog. apostolische „Bekenntnis" sein, das Abendmahl „Lebensspeise"; das Gelübde ist als Aussagewert anzusprechen, ohne daß der dabei geübte mittelbare Zwang verkannt wird, — aber es ist ein heilsamer Zwang, der uns am Christentum „festkettet". Zwang und Unselbständigkeit liegt so wie so auf der Erziehung bezw. in der Entwicklung des Kindes bezw. des Menschen. Ganz gewiß ist die Religion — nicht bloß die kirchliche Lehrbildung — trotz Marc. 10, 14. 15 für das Kind viel zu hoch, als daß es bei ihm schon zur tieferen und besseren religiösen Einstelluug kommen könnte. Dennoch bieten wir im Unterricht „Begriffe" — auch kirchlich-lehrhafte —, um so unbedenklicher, je deutlicher wir uns vor Augen halten, wie z. B. auch auf dem Gebiet der Geschichte und Kultur mit „Begriffen" weit mehr gearbeitet wird, die das Kind nicht aus sich, nicht aus Erfahrung hat und vielleicht niemals durch eigene Erfahrung bestätigt findet. Und nicht viel anders geht es den allermeisten Erwachsenen! ja, überhaupt keiner kommt ohne „Begriffe" aus. Der natürliche Gang ist: erst Gehorsam, dann eventuell eigenes Verständnis, erst Begriffe, dann mag die Erfahrung kommen. Das ist keine Theorie, aber Wirklichkeit, Natur.

Das ist in Kürze, was Vorbrodt uns zu sagen hatte, — und er selbst sollte

auch hier zu Worte kommen; darum bleiben hier Bedenken und Fragezeichen bei Seite, mit denen in den Diskussionen nicht gespart wurde. Seine Anschauungen möchten selber reden und sich weitertragen, um viele anzuregen; hoffentlich sind sie dem Sinn des Leiters unseres Kursus entsprechend wiedergegeben.

Übersicht über die evangelisch-sozialen und verwandte Bestrebungen im Jahr 1906.

Von Stadtpfarrer J. Völter in Schramberg (Wttbg.).

Wenn 1905 der Bergarbeiterstreik die Gemüter aufs äußerste erregte, so beeinflußte 1906 die im Februar in Berlin eröffnete Heimarbeiterausstellung das soziale Empfinden aufs stärkste. Dort die kämpfenden, um ihr Recht ringenden Arbeiterscharen; hier die verschüchterten, zum Widerstand unfähigen einzelnen Arbeiter. Eine Schaustellung tiefster Not und bittersten Elends, die wirkungsvoll den Besucher ergriff. Daß hier sehr schwere Aufgaben vorliegen, die dringend der Lösung harren, trat deutlich zu Tage. Der Besuch der Kaiserin hat die Eindrücke noch verschärft und günstig auf die Behörden gewirkt. Wir hoffen, daß 1906 einen Markstein in der Geschichte unserer Hausindustrie bilde. Nicht nur in dem Sinn, daß sich der Gewerkverein der Heimarbeiterinnen ausdehne und seine Arbeit vergrößere. Es ist ihm mit Unterstützung bürgerlicher Gönnerinnen gelungen, ein Erholungsheim zu schaffen. Nein in dem Sinn, daß die größten Mißstände beseitigt werden, daß das soziale Pflichtgefühl geweckt und dauernd verschärft werde.*)

1906 ist die geistige Luft der Gewerkschaftsbewegung nicht ungünstig gewesen. Größere Streiks oder Aussperrungen wurden glücklicherweise vermieden; ein Hauptereignis war, daß der Buchdruckertarif nach Überwindung verschiedener Hindernisse doch friedlich erneuert wurde. Auch die christlichen Gewerkschaften haben von dem Aufschwung Nutzen gehabt. Im ersten Halbjahr 1906 wuchs ihre Zahl um 45000, betrug also 245000 und am Ende des Jahres wohl 300000 (genauere Zahlen liegen noch nicht vor.) Darunter die Bergarbeiter mit über 70000, die Textilarbeiter mit über 33000, die Metallarbeiter mit über 23000 Mitgliedern. Die Einnahmen beliefen sich auf 2 674 190 Mk. (1905 1 337 341 Mk.), die Ausgaben auf 2 233 554 Mk. (1905 1 094 643 Mk.) Von den 614 Lohnbewegungen wurden 316 friedlich beigelegt, 298 führten zu Streiks. Jede Gewerkschaft besitzt ein Verbandsorgan: 14 erschienen wöchentlich, 9 14tägig und 1 monatlich, zusammen Gesammtauflage von 352000 Exemplaren. Neben der Erhöhung der Beiträge alles Zeichen eines inneren und äußeren Wachstums. Darum ist es nicht zu verwundern, daß der 6. Kongreß in Breslau vom 22.–24. Juli**) von starkem Hochgefühl und lebhafter Freude über die in kurzer Zeit errungenen Erfolge, sowie von der Hoffnung für die

*) Eine ausführliche Beschreibung der Heimarbeiterausstellung s. Soziale Praxis 1906 Nro. 15. 17. 18. 19–22, eine prinzipielle Erörterung Nro. 25.

**) Protokoll der Verhandlungen des 6. Kongresses 167 S. 50 Pf. Köln, Generalsekretraiat der christlichen Gewerkschaften. Ebenda: Gewerkschaftliche Studien in England. 44 S. 25 Pf.

Zukunft durchdrungen war. Die Sonne behördlicher Gunst — von Staat und Kirche — strahlte hell, als sollte der ungünstige Eindruck beseitigt werden, den die Rede des preußischen Handelsministers Delbrück im Abgeordnetenhause erweckt hatte. Selbst der Oberpräsident, Graf Zedlitz, erschien zeitweilig und ergriff das Wort (S. 109), um „die lebendigen Strömungen im Volksleben kennen zu lernen und aus ihnen zu lernen". Die Ansprache Professor Sombarts, in der er zwar die Trennung der christlichen Gewerkschaften als begreiflich durch die tatsächlichen Verhältnisse (S. 26), aber als ein „außerordentlich großes Unglück für die deutsche Nation," „als einen großen Schaden für die Arbeiterwelt" bezeichnete (S. 27), in der er die Hoffnung ausdrückte, es möchte durch Anwachsen der christlichen den freien Gewerkschaften gegenüber Gleichberechtigung und Anerkennung, weiter ein Zusammengehen in einer einheitlichen deutschen Arbeiterbewegung erfolgen, fand nicht ungeteilte Gegenliebe, so sehr auch diese Gedanken jedem Freunde der Arbeiterbewegung aus der Seele gesprochen sein mögen. Neben einem Referat über die Ortskartelle behandelte Giesberts die Stellung der christlichen Gewerkschaften in der Arbeiterbewegung, in der Volkswirtschaft und im öffentlichen Leben und legte neben den Gründen, die zur Absonderung von den Sozialdemokraten in den Fachabteilungen geführt hatten, dar, wie die christlichen als wirkliche Arbeitervertretungen sich auch im Kampf behaupten müßten, wie sie sich zwar keiner Partei anschlössen, aber in den nationalen Parteien durch Arbeitervertreter Einfluß gewinnen wollten. Zum wichtigsten gehörte die Aussprache über die Agitation unter den Arbeiterinnen (S. 122) und das tüchtige, aus umfassender Erfahrung erwachsene Korreferat von Frl. Behm. Die Klage über die Schwierigkeit der Agitation unter den Arbeiterinnen (ca. 15000, darunter 9000 im Textilarbeiterverband, 4000 Heimarbeiterinnen) und die geringen Erfolge kehrten auch hier wieder. Man erkannte die große Bedeutung der Aufgabe wohl und forderte vor allem Betriebs- und Hausagitation durch geschulte Kolleginnen und Kollegen, auch durch Frauen anderer Stände. Zugleich wurde von den Männern verlangt, sie sollten den Arbeiterinnen als Kolleginnen mit mehr Ernst und Zeichen der Gleichberechtigung begegnen. Zweifellos hat der Kongreß den Eifer und Arbeitsmut der christlichen Gewerkschaften wesentlich gestärkt.

Wenn auch keine Statistik darüber vorhanden ist, so deuten doch alle Zeichen darauf hin, daß die Zahl der evangelischen Mitglieder in den christlichen Gewerkschaften auch 1906 gestiegen ist. Welchen Prozentsatz sie darin ausmachen, läßt sich nicht sagen. Es bestehen starke lokale Unterschiede. Während in Süddeutschland wohl nur wenige evangelische Arbeiter ihnen angehören, ist deren Zahl im Rheinland-Westfalen, besonders im Ruhrkohlengebiet erheblich größer, vielleicht am stärksten im Nordosten. Die der kirchlich-sozialen Partei nahestehenden Kreise arbeiten mit Nachdruck darauf hin, daß die von ihnen beeinflußten Arbeiter sich den christlichen Organisationen, als den allein passenden, anschließen. Meinem Urteil im letzten Bericht (1906 S. 378), deß diese wesentlich das Zentrum unterstützen, das ich trotz Einwendungen aufrecht erhalte, habe ich hinzuzufügen, daß sie im gleichen Verhältnis auch zu den Christlich-sozialen stehen. Diese beiden Gruppen stehen hinter ihnen und werden wieder von ihnen unterstützt.

In den evangelischen Arbeitervereinen (ebenso in den katholischen) wurde — abgesehen vom württembergischen Landesverband — lebhaft zum Eintritt in die christlichen Verbände aufgefordert. Ein beredtes Zeugnis dafür ist der nur von Lic. Weber, als Vertreter des Gesamtverbands, unterzeichnete Aufruf an die nationale Arbeiterschaft (Chronik d. Chr. Welt 1906 Nro. 45.): „das geschichtliche

Werden und die Entwicklung der deutschen Gewerkschaftsbewegung hat der christlich-nationalen Arbeiterschaft die Sammlung in besonderen Organisationen, den christlichen Gewerkschaften nahe gelegt. Nur von ihnen kann hier die Rede sein. Konfessionelle Arbeitervereine und christliche Gewerkschaften sind soweit zur Erreichung der Ziele, die sich die christlich-nationale Arbeiterschaft gesteckt hat, unentbehrlich." Es schien den Eindruck zu machen, als sollten die Evang. Arbeitervereine ausschließlich für die christlichen Gewerkschaften in Anspruch genommen werden. Für die Stärke dieser Strömung ist bezeichnend, daß sogar der Arbeiterbund des Abgeordneten Franken sich für sie aussprach. Aber doch erklärte der Rheinisch-westfälische Verband in seiner Dezemberausschußsitzung, an seinem alten Beschlusse (1906 S. 380) festhalten zu wollen, „erwartet aber seitens der Hirsch-Dunkerschen Gewerkvereine die in Aussicht gestellte Widerlegung der gegen sie erhobenen Vorwürfe über die Stellung zur Religion." Diese wurde in gewünschter Form gegeben, so daß Lic. Weber die Hoffnung auf ein Verhältnis engerer Freundschaft aussprechen konnte. Andere Kreise aber, besonders das „Reich", geben sich damit nicht zufrieden und wollen nach wie vor die Evang. Arbeitervereine für die christlichen Gewerkschaften in Beschlag nehmen.

Wenn auch nicht so stark, wie die katholischen Arbeitervereine — diese zählen allein im Süden 853 Vereine mit 105 271, im Westen 610 Vereine mit 95 840 Mitgliedern — so sind doch die evangelischen auch gewachsen. Sie zählen ohne Bayern, dessen Vereine den andern nicht gleichartig sind, 105—110 000 Mitglieder, davon etwa 90 000 im Gesamtverband, 4600 in Württemberg. Die Delegirtenversammlung in Freiburg i. B. verhandelte über Arbeitskammern, in denen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu gemeinsamen Aufgaben z. B. Mitwirkung bei Verhütung oder Beilegung von Streiks und Aussperrungen, bei der sozialen Gesetzgebung, vereinigt werden sollen, sowie über die Reform der Arbeiterversicherung. Um die Verwaltung zu verbilligen und die Leistungen zu steigern, wünschte man Verschmelzung der 3 Versicherungen. Zur Deckung der Vewaltungskosten forderte der Korreferent eine Reichseinkommensteuer. Als Zeichen geistigen Weiterarbeitens darf auch gelten die Revision des sog. Berliner Programms von 1893, die der Ausschuß in Kassel festsetzte. Während im allgemeinen die alte Fassung blieb, so machte sich vielleicht doch eine schärfere Abwehr der Sozialdemokratie geltend. Einige Sätze und Verbindungen, die aus den damaligen Kämpfen verständlich sind, mußten fallen, dagegen hat neben verschiedenen seither erörterten Einzelforderungen wie der Anerkennung der Berufsvereine, Maßregeln gegen Mißbrauch der Syndikate usw. eine treffende Umschreibung des Endziels sozialer Arbeit Aufnahme gefunden:

> Als Aufgabe erkennen wir in erster Linie an die volle Anerkennung des Menschenrechts und der Menschenwürde jedes, auch des geringsten Volksgenossen; sodann die größtmögliche Steigerung seines Anteils an den geistigen und sittlichen Gütern der Nation, endlich die denkbar beste Förderung seiner materiellen Lebensinteressen.

Anschließend an die Fragen der Organisation will ich hier das sorgfältige, von großen Gesichtspunkten geleitete Referat erwähnen, das Professor H a r m s-Tübingen über den M a x i m a l a r b e i t s t a g auf dem E v a n g e l i s c h - s o z i a l e n K o n g r e ß in J e n a gehalten hat*) (Verh. S. 54—106). Er wies zunächst auf die Tatsache hin, daß die Arbeitszeit in den letzten Jahren die Tendenz gehabt habe, zurückzugehen, hob die

*) Verhandlungen des 17. Evang.-sozialen Kongresses. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 186 S. 2 Mk.

großen Schäden der gegenwärtigen Arbeitszeit besonders für die Frauen hervor und betonte die Fähigkeit des Arbeiters, da wo er an nicht automatischen Maschinen beschäftigt sei, seine Arbeitsintensität wesentlich zu steigern (S. 68.). Den gesetzlichen Maximalarbeitstag lehnte er ab, unter dem Gesichtspunkt, daß es hier für die Arbeiter bei wirklicher Koalitionsfreiheit vorteilhafter sei, sich Arbeitszeitverkürzungen zu erkämpfen, forderte ihn dagegen für hygienisch nicht einwandfreie Betriebe und auf internationalem Wege für die Frauen (10 Stunden). Besonders tiefgreifend und segensreich, wenn auch mit manchen Schwierigkeiten verknüpft war der Wunsch einer fakultativen Halbtagsschicht für verheiratete, geschiedene und verwitwete Frauen. In der Diskussion traten sich noch andere Standpunkte gegenüber, die teilweise mehr Nachdruck auf die gesetzliche Einschränkung legten.

Die Bestrebungen um Organisation der Arbeiter sind entschieden vorwärts gegangen. Aber auch die Bemühungen, den Arbeitern näher zu kommen, ihnen die geistigen und religiösen Schätze der gegenwärtigen Gesellschaft zu vermitteln, sind nicht vergebens gewesen.

In erster Linie wirkten in dieser Richtung die auch 1906 wieder abgehaltenen Kurse, für Arbeiterbildung die der Evangelischen Arbeitervereine in Dresden; für allgemeine Förderung die vom rheinisch-mainischen Bildungsverein diesmal in Heppenheim veranstalteten, die neben den intellektuellen Anregungen die persönliche Gemeinschaft, das geistige Miteinanderarbeiten der verschiedenen Klassen vermitteln wollen: ein Ziel, das auch 1906 wieder erreicht wurde. Mittelbar gehört hierher der vom Evangelischen Oberkirchenrat vom 10. — 20. Februar in Berlin veranstaltete Kursus für evangelische Geistliche. 40 Gemeindegeistliche, außerdem Konsistorialräte u. a. waren berufen. Die Gegenstände umfaßten die sozialistische Bewegung; Wohlfahrtsfragen z. B. auch Veredelung der Geselligkeit, Wohnungsverhältnisse, ländliche und industrielle Bevölkerung, Versicherungs- und Schutzgesetzgebungen. Arbeiter nahmen nicht teil; die Kurse waren nur für die geladenen Herren bestimmt. Aber mittelbar sollten sie doch dem obigen Zwecke dienen, indem sie die Pfarrer über die Fragen des sozialen Lebens aufklären und befähigen sollten, die Arbeiter in ihrem Denken zu verstehen und mit ihnen Fühlung und Gemeinschaft zu suchen und zu finden. Insofern begrüßen wir diesen Schritt des Evangel. Oberkirchenrats freudig als ein Zeichen, daß der Ernst und die Wichtigkeit der Fragen wohl empfunden werden. Die beste Frucht, die den Teilnehmern daraus erwachsen kann, ist ein Verständnis für die Seele des Arbeiters und der Wille, ihm, was er braucht und wonach er verlangt, an Bildung und geistig-sittlichen Werten zu vermitteln.

Dem gleichen Ziele strebt zu die zuerst von Classen in Hamburg unternommene Arbeit an der Großstadtjugend, die darauf ausgeht, ihr Vertrauen zu gewinnen und ihr Leben mit idealen Gütern zu bereichern und dadurch auch den Eltern nahe zu kommen. Ebenfalls in Hamburg hat Pastor Clemens Schultz dieses Werk an Jungen innerhalb seiner Gemeinde begonnen und hofft in ihnen später tüchtige Gemeindeglieder und Mitarbeiter zu erhalten. In diesen Fußtapfen suchen nun manche Freunde des Evangelisch-sozialen Kongresses zu gehen und so Verbindung mit den Arbeitern zu finden (Evangelisch-sozial 1906 S. 8 ff., 58 ff., 1907 S. 38 ff.), ein Unternehmen, das ebenso notwendig wie schwierig, aber wenn es im rechten Geiste geschieht, zukunftsreich ist.

An die Erwachsenen und zwar in unmittelbar religiöser Absicht wendet sich die sächsische evangelisch-soziale Vereinigung. Auch 1906 kann sie von erfreulichen Erfolgen berichten in ihren Diskussionsabenden und beim Besuch öffentlicher Ver-

sammlungen. Sie ist an die klassenbewußten Arbeiter herangekommen und hat das Interesse für die religiösen Fragen gefördert, gewisse Vorurteile gegen Kirche, Geistliche und Religion beseitigt und für einzelne Pastoren wenigstens Vertrauen erworben. Die Vereinigung ist auf ihrer Ostertagung für ganz freie Aussprache über religiöse Fragen und die Abschaffung des Gotteslästerungsparagraphen eingetreten. (Ev.-soz. S. 56. 1907 S. 30 ff. Verhandl. S. 109 ff.) Eine vorbildliche Arbeit wird hier geleistet und ein bedeutsamer Erfolg in der schwersten Aufgabe errungen, die Arbeiterseele zu verstehen und zu gewinnen.

Für dieses Verständnis wertvoll ist auch die kurze Lebensbeschreibung des Bergarbeiters F. L. Fischer*). Wir finden kein Dichterwerk darin, wie bei seinem Namensbruder, auch keinen abgerundeten, harmonischen Stil; aber es bietet uns eine klare, scharfe Aufzeichnung seiner eigenen Lebensschicksale und der seines ausgedehnten Familienkreises. Wir können eine Menge von Arbeiterleben verfolgen, die vielfach im Lebenskampf nicht gesiegt haben. Wenn das Buch auch nicht tieftragische Empfindungen auslöst, wie das Brommes (1906 S. 380), so wirkt es doch ergreifend und niederdrückend. Das Leben in dieser Sphäre ist unsicher; von heute auf morgen kann der Zusammenbruch eintreten. Zugleich aber ist der Einfluß der Frau und Mutter sehr deutlich; sie hält das Ganze noch zusammen. Beschämend ist wie gerade der tüchtige, selbstbewußte Arbeiter, der für seine Genossen eintritt, am schwersten unter allerlei Chikanen, vor allem durch Unterbeamte, leiden muß. Ein kluger, fleißiger, geschickter Mann läßt uns in sein Leben und sein Herz sehen. Wir können viel daraus lernen. Ist das starke Heimatgefühl und die Freude an der Natur wohl ein gemeinsames Grundgefühl oder nur individuell? Manches läßt eher darauf schließen, daß es ein verschieden vermitteltes Klassengefühl ist, hier wohl in starkem Grade vorhanden.

Die Theorie zu solchen Lebensbeschreibungen aus dem Arbeiterstande hat W. Sombart in seiner äußerst interessanten Studie, das P r o l e t a r i a t, entworfen.**) Wie alles von ihm, ist auch dies knapp und klar, glänzend und geistreich geschrieben. Er will die Seelenstimmung des Proletariats aufzeigen und die Tendenzen, die sich in seinem äußeren Dasein und seiner seelischen Haltung ausdrücken, klar machen: Zerstörung der Heimat, Wohnungselend, Vernichtung der Familie, Erschwerung der Kindererziehung; Auflösung der Arbeitsgemeinschaft, Arbeitslosigkeit, Überwiegen der kritischen Fähigkeit und der Verstandestätigkeit — demgegenüber Ansätze einer neuen Ethik. Einzelnes erschüttert die Seele des Lesers aufs tiefste (Wohnungselend S. 25 ff. Kinderarbeit S. 40 ff.); das ganze ist die Theorie vom „grauen Leben." Ich möchte den heilsamen Eindruck nicht abschwächen, da er vielfach der Wirklichkeit entspricht. Aber wir dürfen nicht vergessen, Sombart will die Tendenzen der Klassenentwicklung darstellen. Er zeigt die Gefahren und Möglichkeiten in scharfer, greller Beleuchtung; er übersieht den Unterschied von Stadt und Land, von Norden und Süden nicht, aber stellt ihn zurück; er schweigt nicht von den Gegentendenzen, aber hebt sie nicht besonders stark hervor. Mit aller Wucht prägt er die naturnotwendigen Folgen der Entwicklung aus und wird dadurch der Gegenwart gegenüber vielleicht nicht ganz gerecht. Sobald man diesen Zweck ins Auge faßt, so ist das Buch ein ganz ausge-

---

* Arbeiterschicksale von F. L. Fischer. 141 S. (4 S. Einleitung von Naumann) Buchverlag der „Hilfe". 2,40 Mk. geb. 3 Mk.

**) W. Sombart, Das Proletariat. Bd. 1 der Gesellschaft. Herausg. M. Buber. XIV 88 S. kart. 1,50 Mk., geb. 2 Mk. Frankfurt a. M. Rütten und Loening.

zeichneter Wegweiser zum Verständnis des Proletariats und verdient, gründlich durchdacht zu werden.

Wenn aus dem Vorhergehenden die Wichtigkeit der Stellung der Frau deutlich wurde, so ist es erfreulich, daß die Frauenfrage mehrfach erörtert wurde. Der deutsch-evangelische Frauenbund, mit ca. 6000 Mitgliedern unter dem Vorsitz von Paula Müller, hat auf seiner 6. Generalversammlung in Nürnberg die Arbeiterinnenfrage herausgegriffen, um den Arbeiterinnen schwesterliche Hilfe zu gewähren, wenn auch zunächst noch lernend, und sich für Mitarbeit in Kinderschutz und Organisation, im Anschluß an die christlichen Gewerkschaften, ausgesprochen. In einer Abendversammlung wurden eine Reihe Forderungen für Arbeiterinnenschutz vertreten — die Halbtagsschicht vom Referenten abgelehnt — mit dem Ziel, freie Menschen zu machen. Im Oktober veranstaltete der Bund in Hannover einen zweiten Halbjahrskurs zur Ausbildung für soziale Hilfsarbeit. Ähnliche Ziele verfolgt der katholische Frauenbund (30 Zweigvereine, über 11600 Mitglieder.) In München beschäftigte er sich mit der Arbeiterinnenorganisation, Heimarbeit und Dienstbotenfrage.

Eine sehr bedeutungsvolle Besprechung der Frauenfrage bot der Evangelisch-soziale Kongreß durch den Vortrag von Frl. Dr. Bäumer über die wirtschaftlichen Forderungen der Frauenbewegung im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Lage der Frauenbewegung. (Verh. S. 118ff.) Sie zeigte, wie die Bewegung, aus Gerechtigkeitsgefühl entsprungen, erst zuletzt das Schicksal der großen Masse entdeckt habe. 1895 haben $^2/_3$ der Frauen der Hauswirtschaft, $^1/_3$ der Erwerbsarbeit angehört, aber in stetem Wandern zwischen Haus und Beruf. Teilweise noch in den alten Berufen, Landwirtschaft, Kleinhandel und Dienstbotenstellung. Wichtiger aber seien die neuen Berufe, Industrie, und für die Frauen des kleinen Mittelstandes, Handel, Post, Telegraph und Eisenbahn. Hier sei keine Teilung zwischen Haus und Erwerb möglich, sondern nur ein Entweder-Oder, ohne daß die Frau für den Verlust an seelischen Werten entschädigt oder von der Doppellast befreit werde. Ausschluß aus der Fabrik oder Befreiung von Haushalt und Kinderpflege lasse sich aus äußeren und inneren Gründen (Verlust weiblicher Eigenwerte) nicht durchführen. Man könne den Doppelberuf nur erleichtern durch Arbeiterinnen- und Wöchnerinnenschutz, Halbtagsschicht für Ehefrauen, hauswirtschaftliche Schulung und besondere Belohnung der Haushaltungsführung. Daneben in den höheren Schichten gründliche Vorbildung der Mädchen auch für höhere Berufe, vor allem Weckung des Berufsbewußtseins, Erziehung der Frau zur Bürgerin, zum Verständnis und zur Ausübung ihrer sozialen Pflichten. Eine große und weite Perspektive, die eine gewaltige Steigerung und Erhöhung unseres Gesamtlebens zur Folge hätte. Das Korreferat Naumanns (S. 136) ging von der Frage aus: wie gestaltet sich der Verlust und Gewinn der neuen Erscheinung für das Gesamtleben? Der Verlust ist klar: Entleerung der häuslichen Erziehung und Konsumverwaltung und dadurch Verminderung der Arbeit und Entwertung der Frau. Der Gewinn ist zweifelhaft und noch nicht deutlich, weil charakteristische Frauenleistungen der großen Masse noch nicht vorhanden sind. Vor allem darum, weil die Frau im Beruf meist nur eine Durchgangsstation sieht; andrerseits wo der Hauptberuf das Einzige ist, wird der Mutterberuf ausgeschlossen. Über die Schutzmittel sprach sich Naumann wesentlich übereinstimmend mit der Rednerin aus und wies die Frauen auf die technischen Hochschulen hin. In der Debatte forderte Professor Ad. Wagner völlig freie Zulassung zur Universität. Vor allem aber wurde betont, daß der eigentliche Kulturbeitrag

der Frau nicht in irgendwelchen technischen Leistungen sondern in persönlichen Werten, in persönlicher Fürsorge, Hingabe (S. 166) bestehe und auf dem Gebiet der sittlichen Höherentwicklung des Volkes liege. (S. 153.) Gerade diese Erkenntnis, verbunden mit der klaren Einsicht in die wirtschaftlichen Zusammenhänge, gab der Verhandlung ihren mächtigen eindrucksvollen Charakter.

Wir erwähnten 1906 S. 382 den Wunsch von G. Traub, die evangelisch-sozialen Grundgedanken sollten herausgearbeitet werden. Einen schönen Beitrag liefert das Referat Pfarrer Dr. Rittelmeyers über Jenseitsglaube und soziale Arbeit*) auf dem Evang.-soz. Kongresse. In lebendiger Weise bespricht er die Einwürfe gegen den Jenseitsglauben, wie er den Menschen isoliere, atomisiere und auf der Erde heimatlos mache, und zeigte, auch an den „Kirchenvätern der Sozialdemokratie", wie in den Kulturbestrebungen und im Sozialismus noch Ewigkeitsmomente nachklingen oder umgewandelt werden. Der einzige Beweis sei Gott (S. 18) erschwert durch Teleskop — so müsse der Jenseitsglaube innerlicher werden — und durch Mikroskop — dadurch ziehen wir Gott in gesetzmäßige Vorstellungen herein. Für das soziale Leben würde ein starker Jenseitsglaube Freude bringen, die Verantwortlichkeit gegenüber der Arbeit und die Achtung vor der Menschenseele vertiefen: damit wäre der feste Grund für das soziale Leben gelegt, ein hoher Kulturwert gerettet. Die Diskussion, die wesentlich die Bedeutung des Jenseitsglaubens für die menschliche Seele und den Unterschied zwischen der urchristlichen und jetzigen Anschauung besprach, betonte gerade auch die sieghafte Freude und Kraft, die er im Kampf um bessere soziale Verhältnisse gewähre.

In manchem berührt sich mit diesen Ausführungen der überaus anregende Essay von Georg Simmel, die Religion**). Der Verfasser, von tiefem Verständnis für Wert und Kraft der Religion erfüllt, will ihre Beziehungen zum und ihr Herauswachsen aus dem menschlichen Gesellschaftsleben aufzeigen. Er faßt sie als eine eigentümliche Leidenschaft, als ein Wertgefühl, das von drei Punkten aus sich über die Erfahrung hinaus projiziere, von der äußeren Natur, dem Schicksal und der umgebenden Menschenwelt. Daraus entsteht der Glaube, eine Hingebung des Gefühls (S. 34), der ein soziologisches Grundverhalten darstellt (S. 38). Im Glauben liegt das Absolute, die Kampf- und Konkurrenzlosigkeit, sowie die Freiheit des Individuums Gott gegenüber eingeschlossen. Wenn Gott dem Glaubenden gegenüber stehen muß, im Altertum der Gruppe, im Christentum dem Individuum: so ist dort Toleranz, hier Intoleranz notwendig. Eine Fülle geistreicher Streiflichter und Analogien macht das Büchlein des Studiums wert und weckt zugleich die Freude darüber, daß Religion auf dem Boden des Gesellschaftslebens kein Fremdling ist, sondern hier altes Heimatland wiederfindet.

In die reale Gegenwart führt uns zurück das glänzende Werk Fr. Naumanns, Neudeutsche Wirtschaftspolitik***). Es schildert in spannender Weise das neuindustrielle Deutschland, weiß in klarer, einfacher Sprache ein Bild von der gewaltigen Umwälzung und ihren Wirkungen zu geben, als verstünde sich das Neue von selbst, als könnte es gar nicht anders sein. Wir leben darin, spüren seine Kräfte

---

* Verhandlungen S. 16 ff.

**) II. Bd. der „Gesellschaft" 79 S. kart. 1,50 Mk. geb. 2 Mk. Frankfurt a. M. Rütten und Löning. Nebenbei auch von symptomatischer Bedeutung, daß in solcher Sammlung die Religion berücksichtigt wird.

***) 431 S. brosch. 4 Mk. geb. 5 Mk. Berlin—Schöneberg Hilfeverlag.

und sollen nun lernen, welche Politik dieses neudeutsche Volk einschlagen muß. Naumann geht aus von der gewaltigen Volkszunahme und dem Eintritt der Frau ins Geschäftsleben und schildert unter dem Titel „Die Materie in der Wirtschaft" die Verteilung der Arbeit nach ihren verschiedenen Gebieten, ferner den nationalen und internationalen Güteraustausch. Der eigentliche Zweck des Buches liegt in den Abschnitten von der Organisation der Arbeit und dem Staat im Wirschaftsleben. Die Zeichnung der Unternehmertypen bis zu den Kartellen einerseits, der Arbeiter und ihrer Organisationen andrerseits, sowie der Industrieverfassungen gehört zu den interessantesten Partien. Wenn auch manche Leser mit der ganzen Richtung nicht übereinstimmen: so weiß ihnen doch hier ein Meister der Sprache und künstlerischen Gestaltung ein charakteristisches Bild der Entwicklung zu entwerfen und lehrt sie, die Gegenwart in ihrem Sinne und ihren Tendenzen zu verstehen. Gewiß keine Photographie der Wirklichkeit, aber eine Skizze, die in den Grundlinien mit den Tatsachen übereinstimmt. Wer das neue Deutschland, den neuen Geist, die treibenden Kräfte kennen lernen und verstehen will, studiere dieses Buch. Der Geist der Neuzeit wird zu ihm sprechen. Wie es Freude an der Gegenwart und Verständnis für sie wecken kann, so nicht weniger den Willen, an ihren schweren Aufgaben mitzuarbeiten.

Wir hatten nicht von großen Taten zu berichten, aber doch von ernster, freudiger theoretischer und praktischer Arbeit. Wir hoffen, es sei auch hier nicht vergeblich gearbeitet worden. Jedenfalls zeigt das verflossene Jahr wieder, wie not die Arbeit tut. Möge im neuen der Wille dazu immer stärker und freudiger werden.

Zum Verständnis der religiösen Persönlichkeit Karl Geroks aus seinen Gedichten.

Von Dr. A. Schüz, Stuttgart.

Sicherlich nicht, um den gottbegnadeten schwäbischen Dichter wieder lebhafter in Erinnerung zu bringen, — denn er ist unvergessen und braucht dies nicht —, aber um ein Gesamtbild seiner Dichterpersönlichkeit zu geben, dazu mag die jüngst erschienene schöne Sammlung Gerokscher Gedichte*) sich trefflich eignen. Zwar sind vom Herausgeber (dem Sohne Gustav Gerok) die im engeren Sinne religiösen Gedichte (wie sie in den „Palmblättern" und in den „Pfingstrosen" enthalten sind, mit Ausnahme eines einzigen „Herbstgefühl") in diese Sammlung nicht aufgenommen worden. Infolge dessen gewinnt das Dichterbild ein für manche, denen Geroks Poesie nur durch die „Palmblätter" vertraut geworden ist, verändertes Aussehen. Die rein menschlichen Züge treten reicher und voller hervor; die dichterische Natur kommt deutlicher und allseitiger zur Geltung. Das ist geeignet, der Gerokschen Poesie neue Freunde zuzuführen in den Kreisen, denen Gerok bisher nur oder vorwiegend als religiöser Dichter galt. Aber auch den alten Freunden wird die neue Gabe willkommen sein. Der Theologe und Seelsorger, damit auch der religiöse Sänger erscheint in neuem Lichte. Insbesondere den Kreisen, denen unsere Monatschrift dienen will, wird sie die Persönlichkeit Karl Geroks noch vertrauter und wertvoller machen. Fordert doch unsere Zeit vom Seelsorger, daß er als Persönlichkeit wirke, daß er, statt sich hinter dem Amtskleid zu verstecken und darauf zu pochen, als Mensch zu den Menschen trete und rede.

*) Karl Gerok. Ausgewählte Dichtungen. Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Dazu gehört, daß nichts wahrhaft Menschliches ihm fremd sei, daß er Verständnis habe für das, was die anderen bewegt, für das Kleinste wie das Größte; denn so nur kann er ihnen Freund und Berater, ein wirklicher Seelsorger sein. Als ein solcher tritt uns Karl Gerok entgegen. Man braucht nicht einmal das hochinteressante und gerade dem Geistlichen eine reiche Fundgrube anregender Gedanken und Impulse bietende Lebensbild des Dichters (aus seinen Briefen und Aufzeichnungen von Gustav Gerok zusammengestellt) zu kennen: auch diese Gedichte geben ein volles und treues Bild des Mannes, in welchem mit seltener Hoheit und Reinheit der Gesinnung eine reiche poetische Begabung, mit aus dem Vollen geschöpftem Wissen die Gabe edlen Ausdrucks und einer schönen Sprache, mit warmem Empfinden und blühender Phantasie der klare, nüchterne Geist, mit hohem sittlichem Ernste ein herzensfroher Humor sich verband. Sie lassen die geistige und religiöse Persönlichkeit erkennen, die hinter dem Wirken des sich so abgeklärt darstellenden Mannes verbarg, der eben nur vor die Welt trat, wenn er mit dem Kampfe zu Ende war, und nur das bot in Predigt und Lied, was er dem Kampf abgerungen hatte. Sie geben ein Zeugnis davon, daß der „einfache" Gerok doch nicht so ganz das „Kind" als Theologe war, wofür so manche ihn nahmen, und daß diese Kindeseinfachheit das Ergebnis eines heißen und harten Ringens, die Frucht einer ernsten, gar nicht so mühelosen Selbstarbeit und Bildung gewesen ist.

Meint ihr, ich kenne die Nächte nicht,
Da der letzte Stern am Himmel erlosch,
Lichtlos, trostlos, friedlos,
Die öden Nächte des Zweifels? — —
Glaubt mir, ich kenne sie auch
Die bittre, brennende Mannesträne,
Wenn ihm über der Menschheit Jammer
Das starke Herz im Busen blutet.

Wohl hat er das kindliche Wesen nie verleugnet; die Kinderseligkeit (S. 10), die goldene Jugend schwebt ihm mit jedem jungen Jahre „wieder neu als Lenz vorüber". Gehört es doch zum Wesen des Genius, auch als gereifter Mann noch Kind zu bleiben, mit Kindesaugen die Welt anzuschauen. Die Erinnerung an das Kinderparadies hat ihn bis in's Alter hinein erquickt.

„Und was ich Schönes weit umher
In aller Welt gefunden,
So glücklich macht's mich nimmermehr,
Wie jene stillen Stunden."

Aber schon im jungen Seminaristen regt sich der Geist des Forschens, der Wahrheitsdrang. Schon in der Klosterkammer war's, „wo schlaflos manche Stunde er grübelnd sann ob aller Dinge Grund", wo ihm „Rätsel auf Rätsel sich trostlos türmten, wo Zweifel nächtlich durch die Seele stürmten." Als ein neuer Thomas (S. 17) fühlt er sich unter den Schriftgelehrten seiner Zeit und mit brennendem Verlangen sehnt er sich, aus Jesu eigenem Munde die Wahrheit zu vernehmen, das Christentum Christi zu erleben.

Leg mir selbst die Hand in deine Wunde,
Deute mir dein Evangelium,
Lehre mich aus deinem eignen Munde,
Jesu Christ, *dein* Christentum!

Als Suchender, der seine eigenen Wege gehen muß, um zum Ziele zu gelangen sieht er sich in „Ketzers Gebet" ohne himmlischen Begleiter auf götterleerer Straße wandern. Auch er hatte Zeiten — dies deuten die „Lieder des Leids und der Liebe" an*) —, wo ein finsteres Trauern, ein unsäglicher Schmerz ihn erfaßte darüber, daß es Schicksalsschläge gibt, wo „nicht Gott und Menschen hören auf den Engel, der da bange fleht und warnt — — — —"

*) Die, seither in den verschiedenen Sammlungen unter anderen Gedichten zerstreut, nicht zur vollen Geltung kamen.

wo „trostlos der Mann am Gestade saß,
dem die Flut sein Schifflein verschlang".

Gerade in diesen Gedichten, in der stillen Selbstzwiesprache ohne den Gedanken an die Öffentlichkeit oder irgend eine hemmende Rücksichtnahme läßt der Dichter uns einen Blick in sein innerstes Leben und Empfinden tun. Die Natur kann in solchem Leid keine Trösterin sein. Wohl war des Dichters Natursinn ein ungemein starker, sein eindringender. Manchmal fühlt er sich „allen Elementen verwandt, so erdgeboren, in's Dasein verloren." Eine echte Dichternatur versenkt er sich, auf einsamen Spaziergängen, Zeit und Stunde vergessend, in's Leben der Natur, streift er durch Wiesen, Wald und Feld, schaut vom Fels am Waldessaum nach den fliehenden Wolken und freut sich dann wieder mit liebendem Sinn des kleinsten Blümchens am Wege. Dieses rege, aufgeschlossene Naturgefühl spricht sich auch in der sinnigen Art aus, wie er die Farben deutet. (S. 150 u. 159 ff.) Eine wahrhaft begeisterte Naturschilderung gibt uns das herrliche Gedicht „Entzückung am Meer"; er liebt selbst die braune Erde (161), weil er den Mutterodem darin spürt. Die zertretene Rose, die Lilie im Winkel — das ist nicht bloß Blumensymbolik —, er fühlt mit ihnen, als handelte es sich um ein Menschenschicksal. — Ach, wie ist solcher Natursinn unseren heutigen Theologen vielfach so ganz abhanden gekommen! Welch eine klägliche Rolle spielt die Naturseite an Gottes Bild und Wesen in der kirchlichen Predigt und Theologie! Wie weit waren uns jene alten, verachteten Rationalisten in diesem Punkte über! Zur vollen Religiosität gehört ja doch gewiß auch das Empfinden von Gottes Walten in seiner Schöpfung, das Spüren seiner Nähe in allem was da lebt und webt. — Aber bei diesem seinem stark ausgeprägten Naturgefühl bleibt der Dichter sich dessen stets bewußt: die Natur kann im tiefsten Leid keinen Trost gewähren: kalt und fremd, als hätt' er es nie gesehen, starrte das geliebte Tal in seinem Schmerz ihn an und die graue weite Welt und das Gemurmel des Flusses, dem er so oft in glücklichen Tagen sein überschwellend Herz vertraut, — es ist das alte Lied ohne Sinn und Verstand, das er gleichgültig gurgelt, ob an seinem Strande Vergißmeinnicht pflückt eine glückliche Braut oder verzweifelnd ein tränendes Auge, Selbstmord brütend, in die verrauschenden Wellen starrt. Darum wendet er sich weg von ihr zu dem Alllebendigen, dem ewig reichen Gott; von Ihm (man lese das tief religiöse Schicksalslied) nimmt er an das große Leid und es wird ihm ein heiliges Leid, es lehrt ihn, was selbst die seligen Götter den Menschen nicht nachtun, das stille Dulden, und er darf erfahren, daß sein Genius dadurch nicht gelähmt, sondern gewachsen, größer und schöner geworden ist. Und so hat er in heißem Ringen den Frieden gefunden und den mannhaften Sinn, hat zum Osterglauben sich durchgerungen (81). Von der Zeit genesen, atmet er die Ewigkeit. Aber auch sein wahres Ich hat er wieder gefunden, sein eigenes Wesen, das von Grund aus optimistisch ist. Freude und Harmonie kehrt ein in sein Gemüt („Leben bist doch so schön"), kein weltflüchtiger Asket will er sein, dankbar soll der Mensch das Leben nützen und auskosten (108). Auch, wo Herbstgefühl und Abschiedsschmerz sich schon in die Lebensfreude mischen (man lese das wunderschöne „An einem schönen Herbstnachmittag") möchte er „noch zum letzten schönen Lied alle Kraft zusammenfassen" und ein „freundliches Ade Gott und den Menschen dankbar sagen."

Der Sturm mag entblättern,
Was blüht und verblüht,
Doch es schwebt über Wettern
Ein mutig Gemüt.

So hat ihn das Leben, in guten und bösen Tagen, zum gereiften Christen heranwachsen lassen und damit auch zum bewährten Berater der Seelen in allem,

was an Freud und Leid das Menschenherz bewegt, und köstliche Lebensregeln bieten die Gedichte, „goldene Äpfel in silbernen Schalen", die ein Pastor unserer Tage ohne Bedenken verwerten dürfte in seiner Predigt, seiner Erzieher- und Seelsorgertätigkeit an Alt und Jung. Kann man die Aufgabe des Christen wie die des Menschen überhaupt tiefer und treffender bezeichnen, als der Dichter (in dem Gedicht „Für's Leben") es mit den 3 Worten tut: „Verleugne Dich, behaupte Dich, veredle Dich!"? Und was er hier lehrt, hat er an sich selber geübt. Nicht bloße kunstreiche Poesie, sich selber zum Kunstwerk zu machen, war sein Streben von Jugend auf bis zur letzten Stunde seines schönen Sterbens.

Einen tiefen Blick in das Herz des Dichters gewährt das Gedicht „des Sängers letzter Frühling". Nicht im Dunkel eines Krankenzimmers, nein im Sonnenschein, im Frühlingsglanze möchte er Abschied nehmen von dem Leben. Gerade jetzt, wo der Tag des Scheidens vor der Tür steht, will er das Leben ehren, und die holde Erde segnen als einen Garten seines Gottes, voll von Wundern seiner Macht und Güte, will ihr danken, die mit bunten Blumen ihn ergötzt, mit süßen Früchten ihn gelabt und die auch das letzte Bette für ihn bereit hat. Gesegnet sollen ihm auch all die Erdenpfade sein, die er gegangen, bald im Schatten, bald im Sonnenschein, bald auf Höhen, bald im finstern Tale, weil sie alle von seines Gottes Gnade zeugen. Was von Leiden ihm das Leben brachte, und noch bringen wird, sind nur Wolken, die vorüberziehen. Was Menschen ihm antaten in Neid und Bitterkeit, hat ihn nicht verbittert, es ist ihm wie das Gebelle des Hündleins, an dem der Wanderer ruhig vorübergeht, verschwindend gegen die Liebe, die er erfahren durfte von Gott und Menschen. Und so scheidet er voll Danks und ausgesöhnt, in Liebe und Frieden von diesem Leben.

Harmonisches Gleichmaß, ja eine wahrhaft antike Ruhe und Klarheit vereinigt sich in ihm mit christlicher Tiefe und Innigkeit. Das Wort von der „anima naturaliter christiana" können wir im Blick auf ihn verstehen. Nach seiner Auffassung ist der wahre Christ auch der wahre Mensch und umgekehrt. Gerne dient er auch dem Geringsten, hat ein warmes Herz und volles Verständnis für die arme Nähterin in der Mansarde, wünscht Luft und Licht für alle, die den harten Kampf des Daseins kämpfen. Weit entfernt von konfessioneller (vgl. das „Kreuz am Wege" 133), kirchlicher oder politischer Engherzigkeit, ist er erfüllt von einem warmen patriotischen Sinn; der Gott Israels ist ihm ebenso der Gott der Deutschen, und willkommen heißt er die Geister all der deutschen Helden als Helfer im heiligen Kampf. Kein dogmatisches Sichversteifen auf die Lehre der Kirche, aber ein siegesfroher Glaube an die Realität eines unsichtbaren Jenseits! Er fühlt sich als ein Gast aus andern Welten (359). Sein Engel begleitet ihn (353) als sein besseres Ich. Das Geheimnis des Kommens in die Welt, die Geburt des Kindes, das Kindersterben, alle diese Fragen, die dem Pfarrer so naheliegen, sind in den Gedichten in tiefsinniger Weise behandelt. Und wie der Dichter speziell als Prediger und Pastor sich gibt in dem tiefhumorvollen Gedicht an den alten Freund, seinen Schreibtisch, der ihm am Rüsttag auf den Tag des Herrn zum Brandaltare wird, im „Lob des Pfarrers" u. a. Gedichten: das alles zeigt, welch eine Fülle von Anregung und Bereicherung der Gedanken, von Stärkung und Trost für den Beruf Geroks Gedichte auch dem heutigen Pfarrer und Seelsorger bieten. Wir dürfen dafür dem Herausgeber der neuen Sammlung dankbar sein. Haben in früheren Zeiten manche Theologen Karl Geroks klassische Predigten in allzu buchstäblicher, oft unselbständiger Weise sich zum Muster genommen: so handelt es sich heute darum, das Bild des Mannes selber und seiner

ganzen abgeklärten christlichen Persönlichkeit sich vor Augen zu halten und daraus sich zu entnehmen, was zu einer wirksamen Seelsorgerpersönlichkeit der modernen Zeit gehört, und dazu gibt diese mit feinem Takt und Geschick veranstaltete Neuausgabe seiner Gedichte sehr erwünschten Anlaß.

Predigt über „Glaube und Bekenntnis“

gehalten am 22. n. Trin. 1893 in der St. Petrikirche zu Berlin

von † Propst D. von der Goltz, Vizepräsident des ev. Oberkirchenrats.

Bemerkung. Vorliegende Predigt meines Vaters ist nie zur Veröffentlichung bestimmt gewesen; ich fand sie in seinem Nachlaß; nicht um der homiletischen Form, sondern um der in ihr ausgesprochenen Gedanken willen übergebe ich sie den Lesern dieser Zeitschrift, weil sie geeignet ist in den Kämpfen der Gegenwart an das zu erinnern, worauf es für uns eigentlich ankommt.

Lic. Ed. von der Goltz.

Text: Römer 10, 8–13.

Geliebte in Christo Jesu! In der kirchlichen Vertretung unserer Provinz, welche die christlichen Gemeinden in den beiden letzten Wochen mit ihrer Fürbitte begleitet haben, ist über Glauben und Bekenntnis viel geredet und auch hart gestritten worden. Die Glieder der christlichen Gemeinden kommen in eine recht schwierige innere Lage, wenn ernste, angesehene Männer, die sämtlich auf die Wahrheit und das Wohl der Kirche bedacht sind, in den Dingen, die das Heilige der Gemeinde betreffen, mit einander in Widerstreit treten. Denn wo es sich um das Gewissen und um die Seligkeit handelt, da wollen wir Gewisses und Zuverlässiges haben, an das wir uns im Leben wie im Sterben halten können. Wir evangelischen Christen sind aber in solcher schwierigen Lage nicht ohne sicheren Führer. Dazu ist uns, und zwar jedem Glied der Gemeinde die heilige Schrift in die Hand gegeben, damit wir unter dem Zwiespalt der Menschen aus Gottes Wort uns ermitteln und in unser Herz aufnehmen, was wahr ist und was zum Frieden dient. Und in der heiligen Schrift haben wir da, wo es sich um Glauben und Bekenntnis handelt, keinen kundigeren Führer als den Apostel Paulus, welcher, in persönlicher Erfahrung von dem Herrn selbst berufen zu der Gewißheit gelangte, daß ein Mensch nicht gerecht wird vor Gott durch des Gesetzes Werke, sondern allein durch den Glauben, und der diese erlebte Erfahrung nunmehr unerschrocken bekannt hat vor Juden und vor Griechen und es durch die Völker getragen, daß das Evangelium eine Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die daran glauben. Darum, nachdem wir das Wort, das er hierüber an die Römer schreibt, vernommen haben, wollen auch wir in dieser Stunde davon mit einander reden:

Wie sich im Christentum Glauben und Bekenntnis zu einander verhalten.

Dabei haben wir auf ein Dreifaches zu achten:

1. Glauben und Bekenntnis haben das gemeinsam, daß sie beide gebunden sind an Gottes Wort und sich allein auf die in Christo uns nahe getretene Gnade Gottes beziehen.

2. Glauben und Bekenntnis dürfen nicht von einander getrennt werden; wie Bekenntnis ohne Glauben wertlos ist, ebenso wertlos ist Glauben ohne Bekenntnis.

3. Der Glaube steht voran, er ist das, was allein gerecht macht; das Bekenntnis aber folgt notwendig nach, es ist die selig machende Bewährung des Glaubens.

I.

Unser Text beginnt mit dem Wort: „Aber was sagt die Schrift? – „Das Wort ist dir nahe, nämlich in deinem Munde und in deinem Herzen; dies ist das Wort vom Glauben, das wir predigen."

Meine Freunde, Meinungen über religiöse Fragen, auch entschiedene Überzeugungen von Gott und göttlichen Dingen sind noch kein Glauben im christlichen Sinne des Wortes. Auch fromme Gefühle, selbst warme, innige Gefühle religiöser Stimmung sind es noch nicht. Auch gehorsame Beugung unter eine Autorität, sei sie alt oder neu, williger Gehorsam unter das, was eine religiöse Anstalt lehrt oder vorschreibt, ist kein Glauben im christlichen Sinne. Das Wort „Glaube" wird wohl auch in solchem Verstand gebraucht, aber das ist es nicht, was die heilige Schrift Glauben nennt. Der Glaube hat für Christen keinen anderen Grund und keinen anderen Gegenstand als das Wort Gottes, wie der Apostel nach dem verlesenen Texte sagt: „So kommt der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes." Die Botschaft, die in der Christenheit verkündet wird, ist keine Menschensatzung und keine Menschenweisheit, sondern geschieht im Auftrage und auf Befehl des Vaters unseres Herrn Jesu Christi, der auch unser Vater werden will, welcher aus den Tiefen seiner ewigen Liebe heraus sich der sündigen Menschheit erbarmt und hat seinen einigen Sohn in die Welt gesandt in unser geringes Fleisch und Blut, hat durch ihn seinen Namen verkünden lassen, hat durch ihn Verheißung des Heils und des ewigen Lebens an die Menschen herantreten lassen, hat ihn um unserer Versöhnung willen in den bitteren Tod des Kreuzes dahingegeben, aber ihn zur Herrlichkeit seines Namens auferweckt und zu einem Herrn und Christ gemacht. So ist er der, welcher alle Gewalt im Himmel und auf Erden zur Rechten des Vaters ausübt, von dannen er kommen wird, um die, die ihm vertraut haben, heimzuholen in sein ewiges, himmlisches Reich und um seine Herrlichkeit mit ihnen zu teilen. Die Botschaft von diesen großen Taten Gottes zu unserem Heil, das ist es, woran Glauben und Bekenntnis in der Christenheit gebunden ist. Diese Liebe Gottes, die uns als Kinder sucht, die uns aus der Sünde und dem Tode herausziehen und mit ihrer Gnade und ihrem ewigen Leben unauflöslich verbinden will, das ist es, worauf sich Glauben und Bekenntnis in der Christenheit einzig und allein bezieht. Einen anderen Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.

Darum handelt es sich also in dem Anfang und Fortgang christlichen Lebens, daß diejenigen, welche durch Gottes Gnade gewürdigt werden, diese frohe Botschaft des Evangeliums zu vernehmen, dazu persönlich Stellung nehmen. Denn unter allen den Gütern, die wir auf Erden ererben oder erwerben und brauchen können, vergleicht sich keines dem ewigen Gut der Gemeinschaft mit Gott, der Vergebung unserer Sünden und der ewigen Seligkeit. Und unter allen Aufgaben, die wir Menschen hier treiben, in die wir unsere Kraft einsetzen, in denen wir etwas nach dem Maß unserer Begabung zu erreichen suchen, vergleicht sich keine der Aufgabe, daß wir unseren inneren Menschen, unsere Seele retten für Gott und die Ewigkeit. Wenn es sich um diese wichtigsten und höchsten Güter und

Aufgaben handelt, dann, meine Freunde, wird es der aufrichtige und ernste Mensch bald finden, daß auch die edelste Weisheit der Menschen, daß auch die hervorragendste Bildung nicht ausreicht, uns das lösende Wort, geschweige denn die rettende Hand darzubieten. Die Menschen können mit den vom Schöpfer ihnen verliehenen Gaben viel ausrichten, und sie haben namentlich in unserem Jahrhundert viel geleistet in zunehmender Beherrschung der Natur durch den menschlichen Geist. Aber um ein geängstetes Gewissen zu beruhigen und im Frieden still zu machen, um einem im Kampf wider die Leidenschaft unterliegenden Gemüt Kraft und Mut zum Reinen, Guten zu geben, um Demut, Liebe in das Herz als die alles beseelende Kraft hineinzuflößen, und um uns in dunklen Stunden der Krankheit und des Siechtums und unter den Schrecken des Todes einen zuverlässigen Trost ins Herz zu geben, dazu reicht keine Menschenweisheit aus. Aber gelobt sei Gott, unser barmherziger Vater, der uns für das, was wir in uns nicht haben, und was wir am meisten brauchen, nicht ohne Hilfe gelassen hat! „Das Wort ist dir nahe, nämlich in deinem Mund und in deinem Herzen", das Wort des Heils, das uns zuruft „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung". Alles, was zum Leben und zur Gottseligkeit dient, ist uns durch die uns in Christo nahe getretene Gnade Gottes bereitet, und wir haben nur zu nehmen, was uns die väterliche Liebe Gottes unverdienterweise umsonst schenkt. Und darum handelt es sich, wenn unter Christen von Glauben und Bekenntnis die Rede ist, daß diese Botschaft nicht als Ideal, als ein schöner Traum oder als ein Ergebnis menschlichen Nachdenkens an uns herantritt, sondern als Wort des lebendigen Gottes von seiner Gnade in Christo Jesu, und daß wir in unserer innersten Persönlichkeit dazu Ja und Amen sagen, bis wir mit Petrus bekennen können: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du allein hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes."

Hiermit, und hiermit allein haben wir es beim Glauben und Bekennen zu tun. Und das ist dem Glauben und dem Bekennen im christlichen Sinne dieses Worts gemeinsam: *Sie stehen auf Gottes Wort, sie beziehen sich allein auf Gottes Gnade in Christo.*

II.

Beide dürfen aber auch nicht von einander getrennt werden. Denn der Apostel fährt in unserem Texte fort: „So du mit deinem Munde bekennest Jesum, daß er der Herr sei, und glaubest, daß ihn Gott von den Toten auferwecket hat, so wirst du selig. Denn so man von Herzen glaubt, so wird man gerecht; und so man mit dem Munde bekennet, so wird man selig". Aus diesen Worten geht deutlich hervor, daß *Glauben und Bekennen in der persönlichen Stellungnahme zu dem die Gnade Gottes uns nahe bringenden Wort gar nicht von einander getrennt werden können.*

Ein Bekenntnis ohne Herzensglauben ist ganz wertlos. Das ist das Nachsprechen eines Gelernten; es ist die Beugung, sei es unter die Autorität der Eltern, der Lehrer, der Erzieher, oder es ist die nicht erlebte, nicht erfahrungsmäßige Zustimmung zu dem, was von alters her angenommen, was in einer großen Religionsgesellschaft als das Wahre und Richtige anerkannt wird. Wir, die wir innerhalb der Christenheit aufgewachsen sind, werden im Unterschied von den Juden und Heiden, allerdings zunächst in das Bekenntnis, welches unsere Eltern haben, welches unser Volk, unsere Kirche bekennt, hineinerzogen und darin unter-

richtet; es tritt also zuerst von außen her an uns heran. Aber wenn es dabei bleibt, daß wir nur bekennen, weil wir nicht widersprechen wollen, weil es uns angelehrt ist, weil uns die Personen ehrwürdig und vertrauenswert sind, welche das Bekenntnis uns in den Mund gelegt haben, dann geht es nicht in unser Inneres ein, dann bleibt es Mundwerk, dann verflechten sich mit dem Bekennen allerlei irdische Interessen. Man will vielleicht nicht als ein Ungläubiger gescholten werden; oder man hält dafür, daß das Bekennen des Glaubens notwendig ist, um Zucht und Ordnung in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten, kurz: Allerlei mit dem Verhältnis zu Gott nicht notwendig zusammenhängende Interessen, führen dazu, daß man das Bekenntnis mitmacht, nachmacht, aber es ist nichts Erlebtes, es ist nichts selbst Erfahrenes, und wir stellen uns mit solchem Bekennen nicht vor das Angesicht des heiligen Gottes. Wir haben es dann in unserem Herzen nicht mit dem zu tun, von dem das Heil und die Verheißung der Gnade ausgeht, sondern wir stellen uns in irgend eine Partei und einen Kreis der Menschen hinein, der uns irgend wie anzieht und mit fortreißt, aber ohne daß wir mit unserer ganzen Person, wie Gottes Liebe es fordern muß, hineinwachsen. Und wenn gar das Bekenntnis ein aufgezwungenes ist und nur aus ganz andersartigen irdischen Rücksichten mit Bewußtsein aufrecht erhalten wird, ohne daß der innere Mensch daran teil nimmt, dann ist es gar das Schlimmste, was es auf religiösem Gebiet in der Welt gibt: Heuchelei. Und das ist es, was der Heiland in den Schriftgelehrten und Pharisäern der damaligen Zeit so scharf getadelt und gescholten hat, daß sie die Ehre und den Schein der Frömmigkeit vor den Menschen suchen und aufrecht erhalten, aber mit ihrem Herzen nicht vor dem Angesicht Gottes wandeln. Das Bekenntnis des Mundes setzt den Glauben des Herzens voraus. Darum prüfe sich ein jeder unter uns selbst, richte aber nicht über andere; denn Gott hat sich allein das Richteramt vorbehalten. Ein jeder prüfe sich selbst, ob sein Bekenntnis des christlichen Glaubens und sein Eintreten für Gottes Wort und die Wahrheit des Evangeliums aus Glaubenserfahrung, aus Ergriffen- und Erfaßt-sein von der Macht des göttlichen Worts hervorgeht. Denn nur da, wo das Bekenntnis ein Ausdruck des Glaubens ist, hat es wirklich Wert.

Aber ebenso darf doch auch der Glaube nicht ohne das Bekenntnis bleiben. Und warum nicht? Man sagt wohl, und in unserer Zeit ist es ein geflügeltes Wort geworden: Die Religon sei etwas rein Persönliches und Innerliches, das man mit seinem Gott allein abmache; die Religion gehöre so sehr in das inwendige Leben also zu den Vorgängen und Gefühlen, die sich meist garnicht in Worte fassen lassen, daß sie durch das Bekennen aus diesem Heiligtum in einen Kreis hineingezogen werde, wo sie entweiht wird. Es gibt Menschen, die nicht ohne religiösen Ernst sind, die aber ein Tischgebet in ihrem Hause, überhaupt das gemeinsame Gebet in dem Hause unter dem Vorwand ablehnen: Das Sprechen mit Gott sei etwas so Zartes und so Heiliges, daß es entweiht werde, sobald es sich zu einem äußeren Bekenntnis des Mundes gestaltet. Oder wenn sie nicht so weit gehen, so sagen sie doch: Was ich mit meinem Gott im Kämmerlein verhandle, das geht keinen Menschen etwas an; das behalte ich für mich; ich trage es auch nicht zur Schau. Darum scheuen sie sich mit dem Bekenntnis des Mundes hervorzutreten. Wenn solche Scheu aus dem Bedürfnis der Wahrhaftigkeit hervorgeht, aus der Besorgnis, irgend wie vor den Menschen scheinbar etwas zu besitzen, was man innerlich noch nicht besitzt, dann ist solche Zurückhaltung bei werdenden Christen, bei zweifelnden, bei denen, die noch nicht fest auf dem Grund des Glaubens stehen, etwas, wovor man Achtung haben muß, was man mit der Hoffnung, daß der Keim des inneren Lebens

immer mehr zur Erstarkung gelangt, tragen und schonen muß. Aber dergleichen Scheu und Sorge kommt doch eben daher, daß der Glaube noch nicht zur Klarheit und Kraft entwickelt ist, und daß der Glaube in der entschiedenen Haltung noch nicht da ist, und darum auch das Bekenntnis nicht hervortritt. Wenn wir aber von diesem Fall eines noch unentwickelten Glaubens absehen, so ist der Glaube notwendig mit dem Bekenntnis des Mundes verbunden. Der Heiland hat gesagt: „Wer mich bekennt vor den Menschen, den will auch ich bekennen vor meinem himmlischen Vater.“ Er selbst hat vor dem Hohenpriester seines Volks, vor dem römischen Richter Pontius Pilatus ein gutes Bekenntnis abgelegt. Eben in diesem Bekenntnis wie in dem Tod am Kreuz, hat sich offenbart, daß alles was er in der Gemeinschaft mit seinem Vater in sich trug, auch Leben und Wahrheit war. Deshalb meine Freunde, wenn jemand sagt: „Den Glauben bewahre ich, aber das Bekenntnis scheue ich“, so ist das ein Zeichen dafür, daß er nicht den Mut hat, mit seiner ganzen Person für das einzutreten, was ihm innerlich gewiß ist, so ist das ein Zeichen, daß er aus Menschenfurcht oder Menschengefälligkeit wie einst Petrus, als er seinen Herrn und Heiland dreimal verleugnete, für seinen Glauben noch nicht mit seiner Person einstehen will und kann, daß er nicht fähig ist, auch die Schmach Christi auf sich zu nehmen, sein Kreuz ihm nachzutragen. Wie manche Menschen, die innerlich von der Wahrheit des Wortes Gottes getroffen und überzeugt sind, wagen es nicht, mit dem Bekenntnis ihres Glaubens herauszutreten, wenn man in ihrer Familie, in ihrer Freundschaft, unter ihren Berufsgenossen zurückweisend oder gar spottend und höhnend der christlichen Wahrheit gegenübersteht! Sie scheuen sich hier, das auf ihre Ehre zu nehmen, daß sie für ihren Heiland eintreten, und vergessen es, daß ihr Heiland mit seiner Angst und mit seiner Todesnot eingestanden ist für die sündige Welt und darum es auch von den Seinen erwartet und verlangt, daß sie den Mut haben, ihn vor den Menschen zu bekennen und ihren Glauben nicht ängstlich, charakterlos, scheu in ihr Inneres heimlich zu verschließen. Wo immer sich solch' ein Glauben ohne Bekenntnis findet, da hat der Glaube wohl vorläufig Gemüt und Verstand einigermaßen ergriffen, bildet aber noch nicht die Wurzel unseres Lebens und ist noch nicht die Seele unseres Handelns geworden.

Solcher Glaube ohne Bekenntnis ist ebensowenig ein rechter Glaube wie Bekenntnis ohne Glauben ein rechtes Bekenntnis.

III

Das führt uns nun zu der dritten Frage, in welchem Wertverhältnis Glauben und Bekennen im Christentum zu einander stehen.

Darüber kann gar kein Zweifel entstehen, daß der Glaube im Christentum das Erste ist und darum auch das Wichtigste und Wertvollste. Der Glaube allein ist es, der rechtfertigt, der gerecht macht vor dem Angesicht des ewigen Richters: „So man von Herzen glaubt, so wird man gerecht“. Darum, wenn es sich um die Frage handelt: Wie kann ein Mensch, der nicht imstande ist, eine eigene Gerechtigkeit vor dem heiligen Gott geltend zu machen, der geängstet ist in seinem Gewissen über vergangene Schuld, über das vielfache, womit er seinen lieben, himmlischen Vater betrübt hat, zur Ruhe des Gewissens, zum Frieden, zu der Zuversicht gelangen, daß er mit Gott in kindlicher Gemeinschaft steht, wie kann er zur Gewißheit des ewigen Lebens kommen? — Dann gibt es keine andere Antwort nach unserer evangelischen Überzeugung als die eine, daß allein, allein der Glaube, allein die Zuversicht und das Vertrauen des Herzens auf das, was Gott in seiner Gnade für uns

Menschen getan hat und in seinem Wort uns anbietet, uns als gottgefällig und für das Reich Gottes brauchbar hinstellen kann. Solcher Herzensglaube, der nie aufgezwungen werden kann, der nie durch den Verstand allein einem Herzen eingeflößt werden kann, solche innere Gewißheit, daß kein anderes Heil uns gegeben ist als in Christo Jesu, unserem Erlöser, ist im Christentum das Erste und Notwendige, das allem anderen vorausgeht. Es ist ganz unmöglich, daß Moral, auch ins Leben übertragen und ernstlich versucht und geübt diesen Heilsglauben ersetzen kann; es ist ganz unmöglich, daß bloßer Vorsehungsglauben an das Walten einer höheren, weisen, gütigen Macht über uns, oder die Überzeugung, daß der Mensch noch über dieses Sichtbare hinaus eine Bestimmung habe, der er zureifen soll, auf die Dauer ausreiche. So ernst es auch gemeint sein mag, in Glaubenssachen darf man nicht sagen: „In diesen wichtigsten Fragen macht sich jeder Einzelne seine Weltanschauung zurecht, und dem einen leuchtet dies, dem anderen das von dem großen Reichtum religiöser Wahrheit ein; man muß da jeden seinen Weg gehen lassen". Freilich, muß man jeden „gehen lassen" insofern, als Geheimnisse des Glaubens nie aufgedrängt und aufgezwungen werden können, und man jedes Nötigen zum Glauben auch nicht einmal versuchen darf; aber insofern darf man Niemand „gehen lassen", als „Christentum" jedenfalls nicht besteht, wo nicht dieser Glaube den Grund bildet, daß durch Jesum Christum, den Gekreuzigten und Auferstandenen, uns Gottes Gnade nahe getreten ist und in uns wirksam wird, nur dieser Glaube die Wurzel ist sowohl aller unserer Gottseligkeit als auch alles dessen, was wir in dem Weltleben an sittlicher Kraft haben und betätigen können. Das ist es, was Doktor Martin Luther unter schweren Kämpfen erst in der Welt mit ihrem Glanz und dann in dem stillen Kloster mit seinen Anfechtungen erlebt hat, und was sodann auf Grund der heiligen Schrift die innerste Kraft alles seines Wirkens bildete, daß nichts Anderes als dieser Glaube an das die Gnade Gottes uns nahe bringende Wort einen Menschen gottgefällig und gerecht macht. Darum dürfen wir unsere Rechtfertigung, und unseren Gewissenstrost, in nichts anderem suchen als in dem Glauben des Herzens, in dem Vertrauen, daß wir im Himmel und auf Erden keinen anderen finden, der uns Wahrheit, Weg und Leben werden kann, als unseren Heiland, der die Mühseligen und Beladenen zu sich nimmt, um sie zu erquicken, da er allein sie dauernd und wahrhaft erquicken kann. Also ist der Glaube insofern wichtiger und notwendiger als das Bekenntnis, weil er das erste im christlichen Leben ist, und weil er die alleinige Grundlage der Gerechtigkeit bildet. Kann doch im Verhältnis zu Gott, auch nachdem wir gläubig geworden sind, keinerlei Verdienst, keinerlei Anspruch auf Lohn zur Geltung kommen, sondern wir sind ganz und allein auf Gnade angewiesen.

Was ist nun aber der Wert und der Segen des Bekenntnisses, welches aus dem Glauben hervorgeht? Zunächst ist das Bekenntnis, wie wir uns schon überzeugt haben, eine notwendige Äußerung und Folge des Glaubens und darum ein Kennzeichen und Wahrzeichen dafür, daß wir wirklich glauben. Das Bekenntnis bewährt den Glauben des Herzens; denn, wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Wenn wirklich dieser Glauben in uns der einige Trost im Leben und im Sterben geworden ist, wenn er in unserm innersten Gemüt als der Grundtrieb unseres ganzen Wandels eingewurzelt ist, dann geht auch das Bekenntnis aus dem Glauben hervor, so notwendig wie ein Licht leuchten muß, so notwendig wie die Seele im Leibe sich betätigen muß. In dieser Hinsicht ist also das Bekenntnis auch für unsere Selbstprüfung das Wahrzeichen und die Bewährung dafür, daß wir wirk-

lich im echten Glauben stehen und nicht nur den Schein der Gottseligkeit haben, aber ihre Kraft verleugnen.

Außerdem aber laßt uns auch auf das bedeutsame Wort achten, das in unserem Text zweimal wiederkehrt: „So man mit dem Munde bekennet, so wird man selig" und noch einmal am Schluß: „Wer den Namen des Herrn wird anrufen (d. h. bekennen), soll selig werden." — Was ist damit gemeint? Von der Seligkeit in dem Sinn, daß sie von der Gerechtigkeit getrennt werden könne, und daß man zuerst durch den Herzensglauben gerecht und dann durch das Bekenntnis des Mundes in die ewige Seligkeit als ein zweites aufgenommen würde, kann selbstverständlich nicht die Rede sein. Ich erinnere nur an das Wort, welches wir alle aus dem Katechismus gelernt haben: „Wo Vergebung der Sünden = also Gerechtigkeit = ist, da ist auch Leben und Seligkeit. Es muß also etwas anderes, etwas, was schon hier auf Erden erlebt werden kann, in dem Worte liegen: „Wer mit dem Munde bekennt, der wird selig."

Etwas, was hierhin gehört, leuchtet uns sofort ein. Wie alles, was aus unserem innersten Gemüt hervorgeht, in dem Worte einen Ausdruck findet und erst damit, daß es so zur Tat wird, uns mit Freudigkeit und Zuversicht erfüllt, so ist es auch mit dem Glauben. Solange er noch nicht zum Bekenntnis geworden ist, solange noch Scheu oder Zweifel oder Rücksicht von dem Bekenntnis zurückhält, solange ist er noch im Kampf, gleichsam noch nicht geboren, solange ist auch bei innerlicher Zustimmung keine Freudigkeit und Zuversicht dabei. Wie die Freudigkeit auch der irdischen Liebe erst entsteht, wenn das Bekenntnis derselben über die Lippen gekommen und aufgenommen ist, wie die Befreiung von einer drückenden Schuld über ein begangenes Unrecht erst eintritt, wenn mit dem Leidtragen sich auch die Abbitte, das Bekenntnis des Unrechts verbunden hat, wie überall das, was in uns gährt und noch nicht zur vollen Klarheit und Reife gelangt ist, erst zur Bewährung kommt, wenn wir wagen, damit in eine Tat hinauszutreten durch das Bekenntnis, so ist es vollends mit unserem Glaubensleben. Die Seligkeit des Glaubens, die Frische, Freiheit und Freudigkeit desselben, die Bewährung dafür, daß wir entschlossen sind, mit unserer ganzen Person für das, was wir im Glauben als Wahrheit erprobt haben, einzustehen und einzutreten, die können wir erst dann haben, wenn der Glaube des Herzens zum freien Bekenntnis des Mundes geworden ist. Freilich muß es aus Glauben heraus zu einem freien Bekenntnis des Mundes kommen! Mag unser Bekenntnis so einfältig und schlicht und demütig sein wie möglich, mag es auch nur in zwei Worte gekleidet sein — rechtes Bekennen ist nie redselig und geschwätzig —, es wird dennoch zu einer Kraft. Es nötigt denen, die um uns her sind, die Achtung ab, daß es uns ernst ist, daß wir mit unserem Glauben in die Welt hineintreten wollen als Bekenner dessen, der uns zuerst geliebt hat, daß wir entschlossen sind, mit unserem ganzen Wandel, mit unserer Person für Ihn einzustehen. Solches Bekenntnis zu Christo, meine Freunde, ist nicht nur ein Ausdruck dafür, daß wir glauben, es ist auch ein Gelübde, ein Gelübde, dem anzugehören, der es wert ist, mehr wie jeder andere Herr, sei es auch der höchste, daß wir ihm mit Leib und Seele nachfolgen und ihm unsere dankbaren Dienste erweisen, nachdem er so Großes an uns getan hat. Darum, macht der Glaube gerecht, so macht das Bekenntnis selig, freudig, begeistert und hilft uns auch in den Stunden der Anfechtung. Denn wofür wir einmal öffentlich eingetreten sind, wofür wir unsere Person und unsere Ehre eingesetzt haben, das ist dann fester und schirmt uns in den Stunden des Zweifels und der Anfechtung.

Noch ein anderes gehört zu der Seligkeit, die mit dem Bekennen des Glaubens verbunden ist: Wir treten damit hinein in die Gemeinschaft der Gläubigen. Während der Herzensglaube etwas Verborgenes, Heimliches, rein Persönliches bleibt und bleiben muß, so ist das Bekennen ein Hineintreten als Glied in die Gemeinde Jesu Christi, die mit ihm als dem Haupt verbunden ist als sein Leib, durch den das Leben fort und fort aus dem Haupt in die Glieder einströmt; und wie wir von dem Haupt empfangen Gnade um Gnade, so werden wir auch ausgerüstet mit Gaben des Geistes, um ihm zu dienen. Es gehört weiter zur Seligkeit des Bekenntnisses, daß wir uns hineingestellt wissen in einen Bund des Glaubens, in eine Gemeinschaft der Heiligen, in einen Zusammenhang von Kräften, in dem die einen haben, was den anderen fehlt, in dem einer den Mangel des anderen ersetzen kann, und sie einander dienen. Und das, meine Freunde, ist in der Welt etwas Großes, eine Gemeinschaft, die auf Gottes Wort gegründet ist, die in die Ewigkeit hinein bleibt, während alle Gemeinschaft auf Erden ihre gemessene Zeit hat, und in der ein Austausch der Güter und Gaben stattfindet unter dem Segen des Herrn. Und deshalb, weil uns das Bekenntnis hineinführt in die Gemeinde der Gläubigen, darum wird man selig erst mit dem Bekenntnis des Mundes.

Endlich, wenn wir an die Gefahren und Kämpfe und Anfechtungen denken, denen wir ausgesetzt sind, solange wir im Fleische leben, wenn wir an das warnende Wort denken: „Wer da steht – auch im Glauben steht –, der sehe wohl zu, daß er nicht falle," so ist allerdings auch das Bekenntnis zu Christo, so wie es die Märtyrer vor ihren Richtern in den ersten Jahrhunderten abgelegt haben, und wie es die heutigen Christen trotz allem Widerspruch wider das Evangelium immer wieder abzulegen berufen sind, das was uns des Sieges versichert, auch unter den schwersten Anfechtungen. Es ist oft nicht leicht, auch im Glauben stand zu halten gegenüber dem Widerspruch so vieler angesehener und verlockender Stimmen; es ist oft nicht leicht zu sagen, wie wir es vorhin gesungen haben: „Ich weiß, an wen ich glaube." Und wenn uns Trübsal umgibt, wenn uns das Liebste genommen wird, wenn wir manchmal nicht hindurchfinden in den Kämpfen, die uns auferlegt werden und wir fragen: „gibt es einen weisen, gütigen Gott? – verdiene ich es, wenn Gott mir alles, was mir lieb war, genommen?" — Dann, meine Freunde, ist es das Bekenntnis des Glaubens vor dem Herrn und vor den Menschen und das Bekenntnis in der Gemeinde, was uns in solchen Anfechtungen vor Mißglauben, Verzweiflung, Not und Angst schützt, was uns immer wieder in Verbindung setzt mit dem Herrn, der als der Auferstandene von den Toten gesiegt hat und auch in uns den Sieg seiner Gnade hindurchführen wird bis zu seinem Tage. Das Bekenntnis des Mundes zu ihm gerade in der Anfechtung macht fröhlich und getrost und gibt Überwindung ins Herz, damit unser schwacher Glauben, der so manchem Stoß ausgesetzt ist, nicht aufhöre, sondern wir in allem überwinden durch den, der uns geliebt hat.

Soviel liegt daran, daß der Glaube auch zum fröhlichen und seligen Bekennen wird, in dem er seine Bewährung findet. Nun, meine Freunde, haben wir es aus Gottes Wort gehört, was es für ein innerliches und für ein großes Ding ist, in der Christenheit um Glauben und Bekennen. Sie stehen auf Gottes Wort; sie dürfen nicht von einander getrennt werden; und aus dem Glauben, der da gerecht macht, wächst das Bekenntnis, das fröhlich und selig macht, heraus. Dazu helfe uns auch Gott in seiner Gnade! Amen.

Aus der neuesten Literatur.

I. Biblische Wissenschaft. **Erbt,** Wilh.: Untersuchungen zur Geschichte der Hebräer. 1. Heft. Elia, Elisa, Jona. Leipzig, E. Pfeiffer. 88 S. 4 Mk. — **Spitta,** Fr.: Streitfragen der Geschichte Jesu. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 230 S. 6,80 Mk. — † **Wrede,** William: Vorträge und Studien. Tübingen, Mohr. 231 S. 4 Mk — † **Wrede,** William: Die Entstehung der Schriften des Neuen Testaments. Vorträge. Tübingen, Mohr. VIII, 112 S. 1,50 Mk.

II. Systematische Theologie. **Faut,** Stadtpf. Lic.: Die Christologie seit Schleiermacher, ihre Geschichte und ihre Begründung. Tübingen, Mohr. 102 S. 2.80 Mk. — **Fischer,** Studieninspektor Lic. E. Fr.: Autorität und Erfahrung in der Begründung der Heilsgewißheit nach den Bekenntnisschriften der evgl. luther. Kirche. Leipzig, Deichert. IV, 142 S. 2,60 Mk. — † **Gottschick,** Joh. D.: Ethik. Tübingen, Mohr. XV, 280 S. 7 Mk. — **Grünberg,** Pfarrer D.: Das Übel in der Welt und Gott. Lichterfelde, Ruge. 60 S. 0,80 Mk. — **Kähler,** Prof. D. Martin: Die Versöhnung durch Christus in ihrer Bedeutung für das christl. Glauben u. Leben. 2. Aufl. Leipzig, Deichert. 74 S. 1,20 Mk. — **Scharling,** Henrik D.: Offenbarung und heil. Schrift. Leipzig, Deichert. 231 S. 4 Mk. — **Schlatter,** Prof. D.: Über das Recht und die Geltung des kirchl. Bekenntnisses. (Dazu Cremer, Arbeit und Eigentum nach christl. Anschauung.) Heft XI, 3 der Beiträge zur Förderung der christl. Theologie. Gütersloh, Bertelsmann. 56 S. 1,20 Mk. — **Thomä,** Past. Johs.: Die Absolutheit des Christentums, zur Auseinandersetzung mit Tröltsch untersucht. Leipzig, Deichert. VIII. 89 S. 1,80 Mk.

III. Historische Theologie. **Dunkmann,** Lic. Karl: Geschichte des Christentums als Religion der Versöhnung und Erlösung. I, 2. Die Entstehung des Altkatholizismus. Leipzig, Dieterich. 302 S. 5 Mk. — **Krüger,** Prof Dr. Gust.: Das Papsttum. Seine Idee u. seine Träger (rel.-gesch. Volksbücher). Tübingen, Mohr. 160 S. 1 Mk. — **Pfleiderer,** Prof. Otto: Die Entwicklung des Christentums. München, Lehmann. 270 S. 4 Mk.

IV. Praktische Theologie. 1. Studien zur praktischen Theologie, in Verbindung mit Prof. D. Eger und Lic. Schian herausgegeben von Prof. Lic. Clemen. Gießen, Töpelmann. 1. **Clemen,** Prof. Karl: Zur Reform der prakt. Theologie. 80 S. 1,80 Mk. — 2. **Eger,** Prof. Karl: Die Vorbildung zum Pfarramt der Volkskirche. 72 S. 1,70 Mk. — 3. **Haupt,** P. Hans: Die Eigenart der amerikanischen Predigt. 46 S. 1,20 Mk. — **Herold,** D. Max: Vesperale. Nachmittags- u. Abendgottesdienste mit u. ohne Chor. I. Von Advent bis Ende der Passion. Gütersloh, Bertelsmann. 144 S. 2,40 Mk.

2. Predigten. **Äschbacher,** Pf. Robert: Wir sahen seine Herrlichkeit. Basel, Reinhardt. 4 Mk. — † **Dreydorff,** Pastor D.: Kasualreden. Leipzig, Heinsius. 246 S. 4,80 Mk.

3. Zur Katechetik. **Evers und Fauth,** Hilfsmittel zum evang. Religionsunterricht. Berlin, Reuther & Reichard. 1. Heft. Die Bergpredigt v. Prof. M. Evers. 5. Aufl. v. Prof. H. Marx. 61 S. 1,20 Mk. — 25. Heft. Der 1. Korintherbrief, v. Oberlehrer Hermann Schuster. 82 S. 1,50 Mk. — **Meinhold,** Superint. Theodor: Die biblische Grundlage für den Katechismusunterricht nach der Ordnung des kleinen Katechismus Luthers. Gütersloh, Bertelsmann. 108 S. 1,50 Mk.

4. Zur Heidenmission. **Bassermann,** Prof. D.: Mission und Bildung. Heidelberg, Evang. Verlag. 15 S. 0,25 Mk. — **Hahn,** Miss. Ferd.: Einführung in das Gebiet der Kolsmission. Gütersloh, Bertelsmann. 159 S. 2 Mk.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. P. Wurster in Tübingen.

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Dieterich'schen Univ.-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

Warten oder Werben?

Luk. 9, 57–62.

„Die Hauptaufgabe des Pfarrers ist, die Leute in die Kirche zu bringen; dafür hat er alles zu tun.“

Das ist nicht eine einzelne Stimme, sondern eine starke Stimmung der gegenwärtigen Amtsauffassung. Und es scheint ja so klar und scheint eine Lösung des so schweren Problems, das die Kluft zwischen den Bedürfnissen der Wahrhaftigkeit und Frömmigkeit einerseits und der kirchlichen Amtstätigkeit und ihrer Entgegennahme seitens der Gemeinde anderseits manchem aufnötigt. Aber da der Pfarrer doch in erster Linie Christ ist, so bleibt die Lösung ein Widerspruch in sich; denn wozu soll ich die Leute kirchlich machen, wenn sie nicht lebendig gläubig werden? Werden sie es aber, dann wird ihre Kirchlichkeit in irgend einer Form schon folgen. Also es bleibt schwer, und mag zuweilen schier unerträglich werden: diese Kluft von Frömmigkeit und Kirchlichkeit. Die aus dem innigsten religiösen Leben erwachsene Gemeinschaft hat die Tendenz zur Veräußerlichung wie einen schlimmen Keim in sich, zumal in unserer nach Organisation schreienden Zeit. Und wiederum die Gemeindearbeit, Vereinsarbeit, Familienabende u. s. w., die die Gemeinde kirchlich machen soll, führt nicht so leicht in die Tiefe und hat gerade darin ihre Volkstümlichkeit, daß sie niemand anrührt.

Wie in der Gemeindeseelsorge taucht das Problem auf in der Einzelseelsorge. Was ich bei kirchlicher Amtshandlung, was ich beim Krankenbett, besonders beim Krankenabendmahl, bei seelsorgerlichen Besuchen religiös meine, was ich als Mensch, als Christ zum Menschen und seiner Seele sprechen möchte, wird kirchlich verstanden, pfarrerlich gehört. Wo man aber persönlich nahe kommt, da wird es in diesem Zusammenhang erst recht schwer, die Entscheidung zu treffen zwischen religiösem Zureden und Werben auf die Gefahr hin, zu verletzen und abzustoßen und zwischen Abwarten und Schweigen auf die Gefahr hin, nichts zu wirken. Wie manchmal werden wir mit bedrücktem Herzen aus solchem Zwiespalt geschieden sein und je nach unsrer Gemütsart wird uns der Vorwurf treffen: du hast zu rasch in des andern Auge gegriffen und hast ihn zurückgestoßen,

oder der andere vielleicht noch öfter: ich habe gewartet auf ein gutes Wort und du hast geschwiegen.

Es ist schon etwas gewonnen, wenn wir uns klar werden, sowohl über den Weg, den wir zu gehen haben, als auch über die Schranken unseres eigenen Wesens, die uns nur in gewisser Art diesen Weg zu gehn erlauben.

Nach manchen einzelnen Seiten hin mag uns unser Text Winke geben. Einer von den Männern, die sich Jesu auf der Reise nach Jerusalem nahen, wird von ihm zur Nachfolge aufgefordert. Jesus hält ihn augenscheinlich für geschickt zum Reiche Gottes, ja für so geschickt zur Verkündigung des Evangeliums, daß er es ihm zur Pflicht macht, den sterbenden Vater zu verlassen. „Laß die Toten ihre Toten begraben"! — Er sagt nicht: verkündige den geistig Toten nicht das Evangelium, im Gegenteil, in dem Wort: „du aber gehe hin" liegt ein großartiger Optimismus. Das Arbeitsfeld, ein zur Ernte reifes Feld, wird von Jesus und soll von seinem Jünger in alles hoffendem Glauben angeschaut werden. Und die scharfen, fast zurückweisenden Forderungen, die an die drei Männer ergehen, steigern in unserer Geschichte nur noch das stürmische Vorwärts, das durch sie weht. Hier tritt die Absolutheit des Evangeliums, der einzigartige, durch irgend welche Rücksichten nie und durch nichts aufgehobene Wert des Reiches und der Seele klar hervor. Und klar ist es meines Erachtens auch, daß aus dem „Folge mir nach", das Jesus spricht, in unserem Mund ein „folge Jesu nach!" werden soll, mit andern Worten, daß wir nicht die „Religion Jesu" zu verkündigen haben, sondern alles tun müssen, um Jesus an die Menschen heranzubringen.

Jesus sagt aber dem Manne, er solle sich durch die Toten nicht binden lassen, er soll die Geschäfte der Toten nicht besorgen. Er verlangt also, daß wir innerlich frei sind, frei zum Dienst, und nicht an die gebunden, denen wir dienen sollen. Was werden wir unter diesem Gesichtspunkt sagen, wenn wir auf die oben erwähnten kirchlichen Tendenzen und kirchlichen Arbeiten blicken? Was werden wir sagen zu den heißen Bemühungen um die Gunst der Mächtigen, um den äußeren Zusammenhalt und Zusammenschluß der kirchlichen Parteigänger — vielleicht den Katholiken gegenüber? Was endlich zu der Abhängigkeit, in die sich mancher eifrige Pfarrer begibt von den Geldgebern? Viele werden sagen: anders geht es nicht, ohne Bücken vor dem Mammon und dem Einfluß und der Macht erreiche ich nichts und ich will doch schließlich die Leute nur kirchlich machen, und sie hernach natürlich auch zu Jesus führen. Ist das wirklich nicht anders möglich?

Jesus wirbt um diesen Menschen mit dem einfachen Wort: Folge mir

nach! Was den Mann zurückhält, ist edler als das Motiv, das wir bei den beiden andern aus den abweisenden Worten Jesu herauslesen können. — Aber wie wirbt Jesus? Sein Werben ist ein *positives*, eine Ermunterung an den Suchenden, der sich durch eine Pflicht gebunden glaubt. Sein Werben ist ein *gebendes und zugleich streng forderndes*: wer so viel gibt, darf alles andere nehmen. Ein Werben im Bewußtsein eines unendlichen *Reichtums* und ein Nehmen und Fordern im Bewußtsein eines *königlichen Rechtes*. Der Wert der Persönlichkeit Jesu ist es, der in einem wirbt und fordert. Menschliches Werben und Fordern aber — unseres, sofern es menschlich ist —, wäre es noch so sehr vom Amt gedeckt, wird immer ein Betteln oder Schelten, ein anmaßendes oder unwürdiges sein im Vergleich mit dem Jesu. Es wird der Eindruck entstehen, „er hat mich nötig" oder „mein Geld nötig", und nicht: ich brauche Gott! Zu dem wunderbarsten der wunderbaren Persönlichkeit Jesus gehört, daß er so stille und so unerbittlich groß und, wenn es sein mußte, abweisend blieb bei all seiner brennenden Seelenliebe. Er hat stets innerlich überwunden und nicht überredet. Letzteres ist die Methode der Schwachen.

Bei dem ersten und dritten hat Jesus ihr Angebot *abgewartet* und sie nicht aufgefordert. Ihre Interessen gingen augenscheinlich nicht auf Jesus selbst hin, sie waren nicht eigentlich fromm. Hier mußte Jesus warten und suchte nur die falschen Gedanken beiseite zu schieben, damit sie von ihren falschen Herrlichkeitsgedanken (beim ersten) oder ihrem falschen, feierlichen und schweren sich Losmachen und Abschiednehmen loskämen.

Für uns muß sich daraus ergeben: wo ein Mensch *vor Jesus selbst* steht, wo er also die sittliche oder religiöse Forderung empfindet oder empfinden kann, als eine, die von *Jesus* ausgeht, da dürfen wir fordern und dürfen werben und dürfen und sollen dieselbe Rücksichtslosigkeit üben, die Jesus geübt hat. Wir müssen vertrauen, daß er, so wir anders in ihm stehen, mit uns ist, hinter uns steht und uns *königliche Vollmacht und Kraft* gibt, denn nicht wir sind es, sondern er ist es, der wirkt und wir werden immer mehr erfahren, daß es sehr wohl „geht", ohne daß man sich vor Menschen bückt.

Wo Jesus aber noch nicht vor den Menschenseelen steht, so daß sie einer Entscheidung *vor seinem Angesicht* fähig sind, da wird es nicht unsere Aufgabe sein, religiöse oder moralische Gedanken oder Vorwürfe an den Mann zu bringen; sondern die Persönlichkeit Jesu so vor die Seele zu stellen, daß sein Geist wirkt, was wir nicht wirken können.

Jesus hat die Leute nicht zu sich gerufen und in seine Gemeinschaft gebracht, um sie so allmählich und unvermerkt ins Leben zu bringen, sondern er hat dem Vater vertraut, daß er ihm die „Seinen" gab. Viel-

leicht muß sich manches, was wir mit äußern Mitteln jetzt zu erreichen suchen, zwischen Gott und uns in der Stille abspielen, und wir müssen unsere Gedanken mehr auf das Eine richten: wie bringe ich Jesus nahe, so daß Er wirkt? — Oder ist es so, daß wir Pfarrer Jesus reichlich verstehen und die andern heute nicht? — Jesus studieren! —

Pfarrer a. D. Reeg in Wiesbaden.

Ethische Predigten.

Von Lic. Martin Schian in Breslau.

Eine alte Streitfrage. Sogar ein alter Zankapfel. Darum schwer anzufassen. An Punkten, die schon zu vielem Streit Anlaß gaben, pflegt die Theologenwelt nervös zu sein. Und wo die Nervosität anfängt, ist's schwierig, die volle Sachlichkeit (die doch für jede Auseinandersetzung not ist!) zu wahren. Vielleicht ist das an diesem Punkt besonders schwierig. Ist „ethische Predigt" nicht bloß ein verschönernder Ausdruck für „Moralpredigt"? Und stehen nicht bei diesem Wort in unserem Gedächtnis alle die Bilder auf von moralisierendem Rationalismus oder gar von irreligiöser Aufklärung? Bilder, bei deren Erscheinen jeder gute Christ sich bekreuzigt?

Nun, vielleicht dient es zur Beruhigung, wenn ich von vornherein erkläre, daß auch ich ein absoluter Gegner jeder rationalistischen Moralpredigt und jeder irreligiösen Aufklärungsrederei bin. Zwischen diesen Dingen und dem, was ich ethische Predigten nenne, ist meiner Meinung nach eine ganz gewaltige Kluft. Die letzteren sind genau so nützlich wie die ersteren unnützlich. Wie ich das meine, das will ich zu zeigen suchen.

Ein bestimmter Anlaß dazu liegt vor. Pfarrer Chalybaeus hat in dem sehr viel Gutes bringenden Aufsatz über zeitgemäße Heilsverkündigung im Maiheft dieser Zeitschrift (S. 306 ff.) gerade unter dem Gesichtspunkt der Behandlung ethischer Probleme in der Predigt sich gegen Baumgarten und mich gewandt. Und er hat mir dabei nach meinen Ausführungen in dem Buche „Die Predigt" eine andere Stellung zu der Frage der ethischen Predigt zugewiesen, als jenes Buch und als ich sie tatsächlich habe*). Ich will mich nicht in eine Auseinandersetzung mit allen seinen einzelnen Sätzen verlieren, aber ich kann immer an sie anknüpfen.

Die Predigt hat das Evangelium zu predigen. Das ist der gemeinsame Ausgangspunkt auch für Chalybaeus und mich. Er spricht die

*) Auch gegen einen andern Satz von Chalybaeus möchte ich in aller Freundschaft Einspruch erheben. Er sagt S. 310: „Man sollte nie, wie Schian rät, ohne biblischen Text predigen." Ich habe solchen Rat nirgends gegeben. Allerdings halte ich Predigten ohne Text prinzipiell nicht für unberechtigt, aber ich rechne überall mit der bindenden Sitte des Textes und rühme die Nützlichkeit der Sitte (S. 86 ff., S. 135 des oben genannten Buchs).

Forderung in besonderer Pointierung aus: der Prediger soll ein Priester der Religion sein, Vermittler eines neuen, inneren, aus dem Glauben quellenden Lebens, das reicher macht als alle Lebensgüter. Er hat vollkommen recht; er irrt nur, wenn er meint, daß ich anders denke. Nein! Das im engeren Sinne religiöse Leben, das Leben der Seele mit Gott, das innerste Heiligtum des Christen, das, was wir im eigentlichsten Sinne persönliche Religion nennen, das, was uns das Zentrum des christlichen Glaubens ausmacht, das bildet auch für mich den wichtigsten Gegenstand der Predigt. Wahrscheinlich bestimmt Chalybaeus dieses Zentrum etwas anders als ich. Er spricht von dem mystischen Element der Christusgemeinschaft im Geistesbesitz mehr, als ich für richtig halten kann. Und ich würde von der Gewißheit des sündigen Menschenherzens, in Christus die vergebende und erneuernde Gnade des lebendigen Gottes zu finden, mehr sprechen, als in seinen Ausführungen zu lesen steht. Aber jedenfalls: die Predigt muß Religion künden, Glauben, Evangelium. Das muß der Ton sein, der durch jede Predigt hindurchklingt; das muß aber auch der Ton sein, der viele Predigten ganz beherrscht. Rein religiöse Predigten werden wir nie entbehren können.

Aber so gewiß der rein religiöse Ton durch alle Predigten hindurchklingen muß, so gewiß sind auch andere Predigten als rein religiöse nötig. Andernfalls würde die Predigt sich einer gänzlich unerlaubten Isolierung der Religion schuldig machen. Das ist die Gefahr, welche die energische Betonung der Christusmystik mit sich zu bringen pflegt. Die pietistische, die methodistische, die heutige Erweckungspredigt erliegen dieser Gefahr. Das geistliche Leben wird behandelt, weiter nichts. Alle Beziehungen des praktischen Lebens werden ins Geistliche gedeutet. Und wie leicht wird dann aus der Ignorierung der positiven Beziehungen zur Welt eine rein negative Wertung der Welt: die Stimmung asketischer Weltverneinung!

Daß diese Isolierung von Glauben und Leben in der evangelischen Kirche kein Recht hat, brauche ich nicht zu beweisen. Ist dem aber so, dann hat sie auch in der Predigt kein Recht. Denn die Predigt darf kein anderes Bild vom evangelischen Glauben wecken, als das, welches der Wahrheit entspricht. Die rechte Stellung zum eigenen Ich, zu den anderen Menschen, zu den Gütern dieser Erde, zu den Fragen der „Welt“ ist ein integrierender Bestandteil, zum mindesten eine ganz notwendige Konsequenz der rechten evangelischen Glaubensstellung. Man kann gar nicht den vollen Glauben predigen, ohne diese Stellung klarzulegen. Gewiß, jenes innerste Heiligtum bleibt das Zentrum. Aber daß vom Zentrum aus alles übrige sein bestimmtes Licht erhält, ist wesentliche Eigenschaft dieses zentralen Heiligtums.

Ob darüber wirklich gestritten werden kann? Wo Chalybaeus von der Predigt spricht (S. 306 ff.), ignoriert er das und wird einseitig religiös. Aber an einer anderen Stelle betont er es selbst. S. 310: „Nun aber ist das ewige Evangelium in Beziehung zu setzen zu den Erkenntnissen und positiven Lebensbedürfnissen unserer Zeit ... Mehr und mehr muß der protestantischen Kirche die Aufgabe klar werden, daß sie — vor allem durch die Predigt — erziehen soll zur Selbständigkeit in religiöser wie sittlicher Erfahrung und Lebensbeurteilung ...“ Man lese diese Sätze und

was mit ihnen zusammenhängt. Da haben wir ja die Predigt als Anleitung und Erziehungsmittel zu richtiger Stellung zu den sittlichen Anforderungen! Das Evangelium in Beziehung zu den Anforderungen des Lebens: weiter will auch ich nichts. Ich verstehe nur nicht, wie Chalybaeus bei dieser Stellung von der These, die Predigt solle in alle sozialen und individuellen Probleme des Lebens hineinleuchten und Klärung hineinbringen durch die Betrachtung im Lichte des Christentums, — wie er von dieser These sagen kann, sie führe von der Hauptsache ab (S. 307)?

Aber vielleicht wird der Sinn dieses Satzes klarer, wenn wir einen Schritt weitergehen. Die rechte sittliche Stellung gehört in die Predigt hinein; aber wie weit darf und soll man dabei ins einzelne gehen? Wie weit spezielle Themata wählen? Soll man dabei immer mit der Zeichnung der großen Richtlinien sich begnügen? Oder ist es gut und nützlich, auch in der Predigt von den großen Richtlinien aus einzelne Fragen, einzelne Lebensverhältnisse zu beleuchten? Hier scheint die Differenz ernstlich zu beginnen. Ich habe in dem Buche „Die Predigt" u. a. (in Anlehnung an neuere gedruckte Dorfpredigten) Themata vorgeschlagen wie: Unsere Alten, Wintersorgen, Heimatliebe, Dorf und Stadt. Und Chalybaeus erklärt, solche Themata dürfen nicht genannt werden als Wegweiser, wo wir die rechten Themata zu finden haben. Aber — auch er lehnt sie nicht ganz ab. Wie weit der einzelne darin gehen möge, das hänge weniger von seinen subjektiven Neigungen als von der Spannkraft seiner Seele ab. Also auch hier keine absolute Differenz. Ja, vielleicht gar keine große Differenz. Denn niemand denkt daran, ausschließlich solche Themata zu behandeln. Hat doch auch Drews in seiner Studie über die Predigt im 19. Jahrhundert bei aller Befürwortung spezieller Themata energisch betont, daß selbstverständlich auch zentrale Themata behandelt werden müssen. Und habe doch auch ich derartige Gegenstände nicht entfernt mit der Absicht vorgeschlagen, andre zurückzudrängen! Und daß auch für mich nicht die irgendwie geartete Behandlung solcher ethischer Fragen das Erwünschte ist, sondern daß ich Anwendung des Evangeliums auf dieses Leben fordre, das ist a. a. O. ausführlich dargelegt (S. 13 ff.).

Aber es mag sein, daß solche speziellen Themata für Chalybaeus mehr eine Möglichkeit sind, die er nicht ganz von der Hand weisen will, für mich mehr eine sich aus dem Charakter der Predigt und der Gemeinde ergebende Notwendigkeit. Wenn nämlich der Satz feststeht, daß die Predigt zur Selbständigkeit auch in sittlicher Erfahrung und Lebensbeurteilung helfen soll, wenn doch auch nicht bloß die Urteilsbildung, sondern die Bildung des sittlichen Charakters in das Bereich ihrer Aufgaben fällt, wenn sie zugleich — immer vom religiösen Zentrum aus — auch den Willen beeinflussen und zur Ausführung des als richtig Erkannten antreiben muß, dann ist die Durchleuchtung auch einzelner Lebensverhältnisse eine Notwendigkeit. Solange sie vermieden wird, bleibt die Predigt in den Bahnen der Allgemeinheit. Das ist nicht etwa bloß deshalb zu beklagen, weil sie dadurch uninteressant wird, sondern auch weil sie deshalb unwirksam wird. Der Prediger kann hundertmal darlegen, daß die Erfüllung des Willens Gottes zum Christentum gehört, daß die Sünde sich nicht mit der Frömmigkeit reime, — er wird durch diese Allgemeinheiten die Ge-

wissen nicht treffen, den Willen wenig beeinflussen. Der Prediger kann hundertmal persönlich werden und davon reden, daß es sich um den einzelnen handle, daß ein jeder seine Lieblingssünde abtun müsse, — es wird ihm nicht gelingen, bis in die Schlupfwinkel des Menschenherzens hineinzudringen. Es gilt, die Sünde in ihrer konkreten Gestalt zu packen, auch dort, wo der einzelne sie nicht als Sünde erkennt, ihren Sündencharakter nicht zugeben will. Es gilt, alteingewurzelte, durch allgemeine Gewohnheit und durch Tradition nahezu geheiligte Übelstände als ungöttlich klarzustellen. Es gilt, was keiner mehr als Sünde bezeichnen will, in seiner Sündlichkeit bloßzustellen. Ich weiß nicht, wie man das ohne Spezialisieren tun will. Warum aber, wenn das Spezialisieren an sich not tut, immer bloß eine oder zwei spezialisierende Andeutungen auf eine Predigt? Damit kann man ja doch der Sache nicht gründlich zu Leibe gehen. Warum nicht lieber einmal eine Sache gründlich anfassen?

Aber nicht bloß der eben zur Geltung gebrachte Gesichtspunkt treibt zu speziellen ethischen Themen. Die Predigt soll nicht bloß die Gewissen wecken; sie soll dem Christen auch die Wege zur notwendigen sittlichen Betätigung weisen. Um nicht mißverstanden zu werden, sage ich gleich: nicht in kasuistischer Kleinigkeitskrämerei! nicht in gesetzlichem Regelkram! nicht in schulmeisterlicher Bevormundung! Aber es ist nicht genug, daß wir zur Liebe mahnen (allenfalls noch zur Nächstenliebe), daß wir Friede, Freude, Geduld, Gütigkeit, Sanftmut, Keuschheit in allgemeinen Wendungen als die Früchte des Geistes aufzeigen: dadurch wird der Hörer noch lange nicht energisch genug auf das hingewiesen, was ihm persönlich zur Pflicht werden kann. Es macht wohl jeder an sich selber die Erfahrung, daß es Selbstüberwindung und Energie kostet, sich die sittlichen Konsequenzen des Christentums nach allen Seiten hin gegenwärtig zu halten. Es versucht denn auch jeder Prediger, seinen Hörern (um so mehr, als diese es ihm nötig zu haben scheinen) diese Konsequenzen klar zu machen. Nur — das soll immer so beiläufig geschehen. Heut ein wenig, über acht Tage ein wenig. Aber diese brockenweise Zuteilung macht jedes wirkliche, ordentliche, tiefe Eingehen unmöglich. Warum denn nicht einmal auf ein Sondergebiet mit allem Nachdruck eingehen? Wird dafür die Zeit einer halben Stunde zu reichlich sein?

An einigen Beispielen möchte ich, was ich meine, noch deutlicher machen. Das Thema „Unsere Alten“ war oben genannt. Wer die ländlichen Verhältnisse kennt, weiß, wie wichtig diese Sache ist. Daß ihn seine Kinder ehren und ihm gehorchen, das verlangt der Bauer selbstverständlich; daß auch er Kindespflichten gegen seine alten Eltern hat, er, der Besitzer, der vollerwachsene, selbständige Mann, das vergißt er. Es ist ein ganz besonderes Kapitel, das Kapitel der Altenteiler- und Auszüglerexistenz. Und gerade dies Kapitel bedarf es, daß es gründlich durchleuchtet werde vom Evangelium. Ein anderes Beispiel. Wir kennen die ethischen Schwierigkeiten, die der Besitz mit sich bringt. Auch bei sonst „Bekehrten“ kann bekanntlich der Geldbeutel noch recht unbekehrt sein. Was für Verpflichtungen sich aus dem Besitz ergeben, das macht man sich ungern klar, weil es unbequem ist. Ist es nicht heilige Pflicht der Predigt, hier einzugreifen, klarzulegen, Konsequenzen zu ziehen? Und zu diesen Gegenständen ge-

sellen sich zahlreiche andere, über die man gründlich reden muß. Familienleben, Arbeit und Beruf, Leid und Not, Nachbarschaft u. s. w., das sind ethische Themata. Wer die Forderung ausspricht, über solche Dinge eingehend und nicht obenhin zu reden, pflegt wahrlich nicht „nervösen Ethizismus" geschweige denn allgemeine Moral; der pflegt christliche Religion.

Das Beispiel vom Besitz wird von manchem eher als zugkräftig anerkannt werden als z. B. das von den Alten. Warum? M. E. beruht das auf Einwirkung der Gewöhnung. Mehrere Perikopentexte lassen sich nicht gut anders behandeln als indem man auf die Stellung zum irdischen Besitz gründlich eingeht. Bei dem andern Thema liegt die textliche Nötigung nicht vor. So hat man sich nicht daran gewöhnt und empfindet es nun als fremd. Vielleicht ist es auch noch ein wenig spezieller als das zweite. Aber jedenfalls lassen sich beide vom Zentrum aus behandeln.

Das möchte ich auch jetzt noch einmal betonen: Die ethischen Themata müssen vom religiösen Zentrum aus behandelt werden. Ein Satz von Chalybaeus nötigt mich zu der Bitte, diese These zu beachten. Er erinnert an den Satz eines Romans: „Das Moralische versteht sich von selbst". Er weist darauf hin, daß zahlreiche andere Motive, auch solche nicht-religiöser Art, zur Förderung des Moralischen mitwirken. Zugestanden. Aber soll das im Ernst ein Einwand gegen ethische Predigten sein? Wollen wir das Allgemein-Moralische wirklich so hoch schätzen, daß es die spezifisch-christliche Beleuchtung überflüssig macht? Sind wir nicht alle miteinander überzeugt, daß die christliche Sittlichkeit ein unendlich viel tieferes und schwereres Ding ist als die Alltagsmoral bürgerlicher Anständigkeit? Ich fordere keine Moralpredigten, wie jeder Zeitungsfeuilletonist sie schreibt. Ich fordre Predigten, die mit der ganzen ernsten Wucht des christlichen Glaubens hineinleuchten ins praktische Leben. Das allein nenne ich ethische Predigten.

Vom religiösen Zentrum ist dabei stets auszugehen. Daß es zuerst immer wieder not ist, daß die Seele Gott erkennt, mit Gottes Geist, Friede, Kraft und Leben erfüllet wird, die ganze Welt „aus Gott, zu Gott hin erkennt", das unterschreibe auch ich. Aber es darf dabei nicht sein Bewenden haben, wenn anders die Predigt nicht eine Aufgabe unangefaßt lassen will, die ihr für die Erziehung der Gemeinde dringend ans Herz zu legen ist. Die Streitfrage, um die es sich handelt, ist eigentlich nur die: soll die Predigt die Innerlichkeit des Glaubens predigen und es dem innerlich Geförderten selbst überlassen, alle notwendigen Beziehungen zur Außenwelt zu finden, — oder soll sie selbst auch für die wichtigeren dieser Beziehungen wegweisend wirken? Letzeres schließt die Wertlegung auf die Innerlichkeit keineswegs aus. Wir haben ja 60 Gottesdienste im Jahre für eine Gemeinde. Sollte da wirklich die Innerlichkeit zu kurz kommen, wenn auch die Verbindungslinien nach den Außenseiten des Lebens gezogen werden? Denken wir doch daran, daß es sich nicht um die eine oder die andere Predigt handelt, sondern um Massen von Predigten vor einer und derselben Gemeinde.

Chalybaeus scheint endlich anzunehmen, ethische Predigten würden z. B. von mir besonders empfohlen, um die Predigt interessant zu machen. Nun, ich empfehle für die Predigt, auch um sie interessant zu gestalten, nichts,

was nicht mit ihrem Wesen und ihren Aufgaben harmonierte. Ich glaube freilich, daß die Predigt durch spezielles Anfassen bestimmter Lebensverhältnisse auch interessant wird. Das ist denn eine sehr erfreuliche Nebenwirkung. Aber mein Motiv für Empfehlung solcher Predigten ist es nicht. Ich empfehle sie vielmehr, weil die Predigt an ihnen nicht vorbei kann, wenn sie ihre Aufgabe allseitig und umfassend erfüllen will. Sie sind eine sachliche Notwendigkeit.

Das Christentum ist eine sittliche Religion. Der Religionsunterricht trägt dem schon immer Rechnung. Die Verkündigung in der Predigt aber hält es für vornehm, das nur in blasser Allgemeinheit zur Geltung zu bringen. Warum? Wenn sie so handelt, tut sie es zum Schaden des Christentums.

Einige wenige knappe Sätze zum Schluß:

1. Die evangelische Predigt hat nicht bloß das Rein-Religiöse zu behandeln, sondern auch das Sittliche.

2. Die ethische Predigt hat das Sittliche stets vom Zentrum des Glaubens aus zu beleuchten.

3. Die ethische Predigt darf sich nicht auf allgemeine Grundsätze beschränken; sie muß auch spezielle Themata erörtern.

4. Im Charakter der evangelischen Predigt liegt es, daß dabei jede Kasuistik und jede Gesetzlichkeit vermieden wird.

Neue Bahnen für den evangelischen Religions-Unterricht.

Von Seminaroberlehrer Matthes in Darmstadt.

Diskussionen sind gewöhnlich aussichtslos, solange sie sich nur auf dem Gebiet der Prinzipienfragen bewegen. Die Prinzipien sind meistens, besonders bei den Theologen, so enge mit der Persönlichkeit verwachsen, daß man fürchtet, sich selbst preiszugeben, wenn man von ihnen läßt. Aber mehr Aussicht haben die Erörterungen, wenn sie auf Tatsachen und Taten fußen. So ist jetzt auch mehr Aussicht auf gegenseitiges Verständnis in den brennenden Fragen des evangelischen Religionsunterrichts. Man könnte auch sagen, in der großen katechetischen Frage, da eine zentrale Frage alle andern beherrscht, die Frage nach dem Verhältnis des systematischen zum geschichtlichen Stoff. Der lange Streit hat jetzt mehr Aussicht, zu fruchtbaren Ergebnissen zu führen, seit sorgfältig ausgearbeitete Präparationen vorliegen. Für die alte Methode, die den Katechismusunterricht von dem Geschichtsunterricht trennte, sind schon lange gediegene Arbeiten geleistet worden. Besonders für den Katechismusunterricht liegen in ihrer Art treffliche Präparationen vor von dem alten und noch nicht veralteten Hilfsbuch von Nissen bis zu den Büchern von Frick, Dörries, Pfennigsdorf, Staude, Eger. Aber es fehlte noch an einer vollständigen Darstellung des Religionsunterrichts, den Ziller und Thrändorf fordern. Jetzt ist das, was Thrändorf begonnen („Leben Jesu und der I. und II. Artikel", „Die Apostelgeschichte und der III.

Artikel") in dem großzügigen zehnbändigen Werk von Reukauf und Heyn*) durchgeführt. Wer weder dieses Werk studiert noch Kenntnis genommen hat von einem in diesen neuen Bahnen gehaltenen Religionsunterricht, der hat kein Recht, ernst genommen zu werden, wenn er sein Urteil über die Methode ausspricht.

Die Prinzipien, die für die Gestaltung dieses evangelischen Religionsunterrichts maßgebend waren, werden in den ersten zwei Bänden gründlich, doch ohne Weitschweifigkeit, dargelegt. Reukauf behandelt in seiner Didaktik (Bd. I) die Frage der Stoffauswahl und des Lehraufbaus. Welche Stoffe er für jedes der acht Schuljahre bestimmt, ergibt sich aus den Titeln der Bände III—X.

Der Radikalismus von Katzers Judenchristentum wird abgelehnt, das alte Testament ist reichlich vertreten (I, II, III, V. Schuljahr). Wir finden überhaupt die meisten Stoffe behandelt, die von jeher zum eisernen Bestand des Religionsunterrichts gehören. Auch im Lehraufbau wird der Radikalismus vermieden. Zwar der nach den konzentrischen Kreisen aufgebaute Lehrplan wird mit Recht verworfen, aber auch Zillers Forderung eines nach den kulturhistorischen Stufen angelegten Lehrplans wird nicht sklavisch befolgt. Der Religionsunterricht beginnt wie seither im ersten Schuljahr mit den leichtesten Jesus- und Erzvätergeschichten, auch ist für das IV. Schuljahr die Behandlung der einfacheren Geschichten aus dem Leben Jesu vorgesehen, aber der Lehrplan ist — soweit es die Fassungskraft der Kinder erlaubt — „fortschreitend" angelegt: Urgeschichte, Moses, Josua (II. Schuljahr), Richter und Könige (III. Schuljahr), Geschichte des alten Bundes (V. Schuljahr), Geschichte Jesu (VI. Schuljahr), Geschichte der Apostel und der christlichen Kirche (VII. und VIII. Schuljahr).

R. weist eingehend nach, wie dieser Lehraufbau den psychologischen Gesetzen entspricht, für mich ist die Überlegung maßgebend, daß diese Art des Lehrgangs allein der letzten Aufgabe des Religionsunterrichts dienen kann, die Kinder für das religiöse Leben der *Erwachsenen* vorzubereiten. Den

---

*) Reukauf und Heyn, Evangelischer Religionsunterricht. Grundlegung und Präparationen.

A. Grundlegung:

I. Dr. A. Reukauf, Didaktik des ev. Religionsunterrichts in der Volksschule.

II. W. Bittorf, Methodik des ev. Religionsunterrichts in der Volksschule.

B. Präparationen:

Unterstufe:	III.	J. Hofmann, Jesusgeschichten, W. Bittorf, Erzvätergeschichten	(1. Schulj.)
Mittelstufe:	IV.	G. Bauer, Ur-Moses- und Josuageschichten	(2. „
	V.	G. Bauer, Richtergeschichten, G. Gille, Königsgeschichten	(3. „
	VI.	G. Döll, Geschichten aus dem Leben Jesu	(4. „
Oberstufe:	VII.	E. Heyn, Geschichte des alten Bundes	(5. „
	VIII.	E. Heyn, Geschichte Jesu	(6. „
	IX.	Dr. Reukauf und H. Winzer, Apostelgeschichte	(7. „
	X.	E. Heyn, a) Kirchengeschichte (I. Teil erschienen)	(8. „
		b) Katechismusunterricht (noch nicht erschienen).	

großen Übelstand, den der seitherige Lehraufbau gebracht hat, hat Rieger (Abnahme der Bibelkenntnis in der Gemeinde 1889) treffend gekennzeichnet: „Er besteht darin, daß das alte Testament als biblische Geschichte absolviert wird, und dann die reiferen Schüler wie auf etwas Kindisches, dem sie entwachsen, auf es zurückblicken. Was Mythus, Heldensage und Legende daran ist, nehmen sie nicht mehr naiv, und es wird ihnen auch kein höheres Verständnis dafür eröffnet. Sie treten aus der Schule, um jenen Haufen zu vermehren, der über die Eselin Bileams, über die stillstehende Sonne Josuas und, wenn je die Kenntnis soweit reicht, über den zurückgehenden Sonnenzeiger des Hiskia seine wohlfeilen Spässe macht; der auf dem alten armseligen Standpunkte der Aufklärung stehen bleibt, weil man ihn nicht mit den Mitteln unsrer heutigen historischen Erkenntnis bedient hat. . . . Es wäre dann" (nach Behandlung der herkömmlichen Stoffe) „wenigstens ein zweiter Kursus bei reiferem Alter nötig, wo . . . . der große geschichtliche Gang und Zusammenhang aufgezeigt und mit steigendem Interesse . . . . bis zur Erscheinung Christi verfolgt würde. Die biblische Geschichte müßte zur Religionsgeschichte erhoben werden", die — fügen wir hinzu — in der Geschichte der christlichen Kirche ihre Fortsetzung und ihren Abschluß findet. Der Lehraufbau von R. und H. entspricht also schon lange empfundenen religiösen Bedürfnissen. Es ist eine Lebensfrage für die evangelische Kirche, ob ihre Lehrer verstehen, mit den zum Teil seither vergrabenen Pfunden zu wuchern.

Und was notwendig ist, darf dem Glauben nicht unmöglich erscheinen. Freilich kann der in strengerem Sinne geschichtliche Stoff nur von den obersten Jahrgängen der Volksschule aufgenommen werden. Auch R. und H. haben diesen in Band VII—X ihres Werks behandelten Stoff für die Oberklassen dargeboten. Aber jenes Ziel des Religionsunterrichts ist bei weiser Benützung der Schulzeit zu erreichen, wenn die Arbeit der Unterklassen als Vorbereitung für die Oberklasse getan wird. Schon in diesen Klassen darf der Maßstab für die Brauchbarkeit eines Stoffes nicht allein der sein, daß er für die betreffende Stufe interessant ist, sondern wir müssen vor allem aus dem für die Oberklassen notwendigen Stoff die Stücke auswählen, die auch den unteren Klassen verständlich sind. Nicht nur die Erzväter-, die Moses- und Königsgeschichten, sondern auch viele Jesusgeschichten werden schon hier mit Freuden aufgenommen. Diese Geschichten haben R. und H. so geordnet, daß, nachdem im ersten Schuljahr die Erzväter- und die leichtesten Jesusgeschichten behandelt worden sind, vom zweiten bis zum vierten Schuljahr schon einmal die biblische Geschichte durchlaufen wird. Diese Anordnung paßt zwar nicht ganz in das System der kulturhistorischen Stufen, deshalb weil im I. und IV. Schuljahr die Behandlung des Lebens Jesu vorweggenommen wird, aber sie ist gerechtfertigt durch den didaktischen Zweck. In dieser Hinsicht nähert sich der Lehraufbau den seither gebräuchlichen nach konzentrischen Kreisen eingerichteten Lehrplänen. Jedoch prinzipiell wird diese längst veraltete und doch noch so weitverbreitete Einrichtung auf das schärfste bekämpft, insbesondere die damit verbundene Forderung, daß in jedem Jahre alle seither durchgenommenen Pensen wiederholt werden. Treffend wird auf diese Methode das Wort Jean Pauls angewandt: „Man wird nur gegen den Menschen gleichgültig, wenn man ihn oft und nicht recht sieht, wenn man mit vielen umgeht, ohne mit e i n e m recht bekannt zu sein." Zwingend

wirkt die Begründung der Forderung, daß Geschichte nur als fortlaufende Geschichte betrieben und jede einzelne Geschichte in der Regel nur einmal und dann mit aller Gründlichkeit und mit liebevoller Vertiefung durchgenommen werden soll (I, S. 73).

Nachdem Reukauf in der „Didaktik" die Anordnung des Lehrstoffs begründet hat, bietet Bittorf in dem II. Bande „Methodik des evangelischen Religionsunterrichts in der Volksschule" die Grundsätze für das Lehrverfahren, für das die Präparationen gearbeitet sind. Wer einer Methodik das Vorurteil entgegenbringt, daß ihr Inhalt reine Theorie und ihr Studium für die Praxis nutzlos sei, wird durch dieses Büchlein eines Besseren belehrt. Mit großer religiöser Wärme und lichtvoller Klarheit werden auch hier die Momente — besonders die psychologischen — gezeigt, die bei Erteilung der Religionsstunden zu beachten sind. Die sogenannten Formalstufen bestehen vor der psychologischen Beurteilung. Zwar soll der Lehrer kein Sklave dieses Schemas sein, aber, beherrscht von einer lebendigen Persönlichkeit, helfen sie den Unterricht inhaltreich und im besten Sinne erbaulich gestalten. Gerade für den Religionsunterricht sind sie anerkanntermaßen recht geeignet, der in besonderem Maße vergleichende Übersicht, zusammenfassende Klarheit und praktische Anwendung fordert. Sie stellen sich dar als eine naturgemäße Fortbildung der pietistischen Methode des trefflichen Hübner.

Besonderes Interesse wendet Bittorf der Frage nach der rechten Art der „Darbietung" zu. Die reine Lesemethode wird besonders für die Unter- und Mittelstufe verworfen, ebenso die Art der freien, den Text erweiternden Erzählung, wie sie Wiedemann bietet. Die Vorteile beider Methoden, der ersteren, daß sie die Selbsttätigkeit der Schüler verlangt, der zweiten, daß sie mehr auf das Gemüt wirkt, werden vereinigt in der hier empfohlenen und in allen Präparationen befolgten „entwickelnd darstellenden" Unterrichtsweise. Dies Verfahren stellt sich uns dar „als ein Wechselgespräch zwischen Lehrer und Schüler, in das erzählend die Momente der Geschichte verwoben werden. Durch zweckmäßige Fragen hat der Lehrer diejenigen Partien der Geschichte, die durch Nachdenken gefunden werden können, zu erschließen und mit eignen Worten auszusprechen." (S. 44.) Auf diese im Wechselgespräch entstandene Erzählung kann dann ein sorgfältig gestalteter sich an das Bibelwort anschließender möglichst knapper Text folgen, der in der Unter- und Mittelstufe von dem Lehrer erst vorgetragen, in der Oberstufe sofort gelesen wird. Man vergl. das Musterbeispiel (S. 40—42)!

Diese Art der Darbietung ist bei weitem der modernen Erzählungsart vorzuziehen, wie sie in dem jüngst erschienenen Buch von Zurhellen (Wie erzählen wir den Kindern die Bibl. Geschichte?) dargeboten wird. Wohl wird bei dieser mit bewunderungswürdigem Geschick geübten Erzählungskunst die Hauptsache an der Geschichte, „das innere Triebwerk" dargestellt (man lese die Behandlung des Gleichnisses vom Schatz im Acker!), aber es kann nicht ausbleiben, daß diese freie Erzählung, die nicht bloß allgemeines Lehrtalent, sondern auch poetische Gestaltungskraft voraussetzt, sich verdrängend neben den Bibeltext stellt. Man müßte bei dieser Unterrichtsweise auf die Arbeit verzichten, die seit Jahrhunderten doch nicht ohne Erfolg geschieht, in das Bibelwort einzuführen und in der Religionsstunde — nicht mehr und nicht minder als in den anderen Stunden — dem Gedächtnisse Kenntnisse

einzuprägen, die als ein gutes Kapital für das ganze Leben Segen bringen. Es gibt doch zu denken, daß derselbe Scharrelmann auf den E. u. O. Zurhellen sich berufen, in der von den Bremer Lehrern herausgegebenen Schrift „Religionsunterricht?" schreibt: „Entweder man erzählt biblische Geschichte ausführlicher, kindlicher, anschaulicher als die Bibel, so daß die Kinder den Lehrer wirklich verstehen .... oder man erzählt bibeltreu .... Tue ich das erstere, so entwerte ich die biblischen Geschichten, denn ich muß sie in meist sehr minderwertige Profangeschichten umwandeln. Das will ich aber aus religiösen Gründen nicht. Gehe ich den zweiten Weg ...., dann läuft die Aneignung der Geschichten durch die Kinder auf ein mehr oder minder grobes Drillen und Einbläuen hinaus". Man höre dagegen das Urteil derer, die nach der Reukaufschen Methode verstehen, durch vorbereitende Behandlung des Stoffes die Kinder auf die kurzen Texte vorzubereiten, und lasse sich sagen, wie überrascht sie waren darüber, daß die Schüler — ohne groben Drill — die kurze Erzählung leicht und sicher beherrschen. Keine Methode ist unfehlbar und in jedem Falle allein zu gebrauchen, aber diese erscheint mir als diejenige, die den Bedürfnissen der evangelischen Kirche am meisten entspricht, weil wir mit ihr die Schüler in unser Heiligtum, in die Bibel einführen können. —

Wenn ich mich in die einzelnen Präparationen versenke, weiß ich nicht, was ich mehr bewundern soll, das Geschick der Herausgeber oder die Hingebung der Mitarbeiter an die gemeinsame Aufgabe. Beides mußte in hohem Maße zusammenwirken, um die Einheitlichkeit des Werkes zu erzielen, die sich außer in der Anwendung der gleichen Methode auch darin zeigt, daß die Verfasser in Auswahl und Verwendung der Stoffe beständig aufeinander Rücksicht nehmen. Störende Wiederholungen oder Widersprüche sind mir nirgends aufgefallen: wenn die Geschichte der Erzväter, die dem ersten Schuljahre zugeteilt ist, im zweiten Schuljahre noch einmal behandelt wird, so werden aus den als bekannt vorausgesetzten Erzählungen Lebensbilder entwickelt; wenn auf der Oberstufe die Geschichte Mosis wieder behandelt werden soll, so geschieht es unter den Überschriften: Der Auszug aus Ägypten, Religions- und Volksbegründung im Wüstenlande von Sinai, die Wüstenwanderung und die Eroberung des Ostjordanlands; wenn die Schöpfungsgeschichte auf der Oberstufe wieder behandelt wird, erscheint sie als Anhang des Pensums: Verkündigung der neuen Zeit durch den alttestamentlichen Evangelisten; die „Geschichte Jesu" der Oberstufe unterscheidet sich von den „Geschichten aus dem Leben Jesu" der Mittelstufe durch die Zusammenfassung des Bekannten unter historisch-pragmatischen Gesichtspunkten.

Meistens aber unterscheidet sich die Behandlung des Stoffes auf beiden Stufen durch neue Stoffe und neue Texte. Die für die Mittelstufen bestimmten Texte sind so gestaltet, daß sie für das entwickelnd-darstellende Verfahren geeignet sind. Die dadurch geforderte Knappheit und Deutlichkeit wurde durch freiere Behandlung des Wortlauts bei möglichster Bewahrung der biblischen Sprache erreicht. Sie sind gesondert als Schülerheft herausgegeben. („Biblisches Lesebuch für die Mittelstufe gegliederter Schulen" 40 Pf., gb. 60 Pf.) Die Texte für die Oberstufe sind wörtlich der Bibel entnommen, dem Verständnis dient oft eine genauere Übersetzung oder eine kurze Erklärung schwieriger Ausdrücke. Dem entsprechend, daß der Unterricht ge-

schichtliche Tatsachen bieten will, sind es meistens Texte, die unbestritten historischen Charakter tragen. So sind die Texte zu Davids Geschichte solche, die ihn als Begründer der „syrischen Großmacht Israel" zeigen, die Texte zu Salomos Geschichte solche, die den „Umschwung" zeigen, der auf die „Höhe" folgte. Großenteils aber werden neue Partien der Geschichte dargeboten, aus dem alten Testament Texte aus den Propheten und aus den exilischen und nachexilischen Schriften, aus dem neuen Testament Texte außer aus den Evangelien und der Apostelgeschichte aus den Briefen des Apostels Paulus.

Durch die Zusammenstellung dieser biblischen Texte in den Lesebüchern („Lesebuch aus dem alten Testament" 40 Pf., gb. 60 Pf., „Lesebuch aus dem neuen Testament" 60 Pf., gb. 80 Pf.) wird den Schülern eine Übersicht über den Stoff ermöglicht, wie es bei Gebrauch der „Schulbibeln" nicht der Fall sein kann. Neben der Zusammenstellung der Lesestücke dienen zur Beherrschung des Stoffes auch die glücklich gewählten Überschriften.

Die Geschichte des alten Bundes wird eingeteilt in: I. Geschichte Alt-Israels. II. Die Zeit der Propheten. III. Die jüdische Gemeinde. Teilüberschriften über die Zeit der Propeten. Elia: 24. Ahabs Krieg gegen Benhadad von Syrien. 25. Elias Auftreten. 26. Die Syrergeißel und der Sturz des Königsgeschlechts Ahab. — Amos: 27. Die Totenklage über Israel. 28. Die Gründe für die harte Bestrafung. 29. Priester und Prophet. — Hosea: 30. Israels Treubruch. 31. Gottes Gnade. — Jesaja: 32. Die Berufung Jesajas. 33. Die Sünden Judas. 34. Der Krieg Syriens und Israels gegen Juda. 35. Der Messias. 36. Der Untergang des Nordreichs. 37. Die Rettung Jerusalems. 38. Josias Reformversuche. — Jeremia: 39. Die Palastrede. 40. Die Tempelrede. 41. Die trostlose Zukunft. 42. Die letzte Frist. 43. Die erste Belagerung. 44. Die zweite Belagerung. 45. Der Untergang. 46. Jeremia auf den Trümmern Jerusalems.

Die neutestamentliche Geschichte wird eingeteilt in A: Geschichte Jesu: I. Beginn der öffentlichen Wirksamkeit. II. Friedenswege in Galiläa. III. Die galiläischen Kämpfe. IV. Die Messiaswürde und Todesweissagungen. V. Im Kampf um Jerusalem. — B: Die Geschichte der Apostel: I. Die Urgemeinde. II. Paulus bis zur Erkämpfung seiner selbständigen Stellung als Apostel. III. Paulus als selbständiger Heidenapostel. IV. Paulus in der Gefangenschaft. — Einzelpensen zu A I: 1. Der Bußprediger. 2. Die Taufe Jesu. 3. Ein Sabbath in Nazareth. 4. Von Nazareth nach Kapernaum. 5. Ein Sabbath in Kapernaum. 6. Das nächtliche Gebet und der Antritt der Reise. 7. Der Aussätzige. Zu B III: 17. Die Gründung der Gemeinden in Galatien. 18. Der Streit um Galatien (der Galaterbrief). 19—25. Paulus in Macedonien. 19. Paulus in Philippi. 20. Die Treue der Philipper. 21. Paulus in Thessalonich. 22. Die Treue der Thessalonicher. 23. Paulus in Beröa. 24. Mahnungen zu christlichem Wandel (das Leben in den neugegründeten Gemeinden). 25. Christi Wiederkunft (der erste Thessalonicherbrief). 26. Paulus in Athen. 27—29. Paulus in Corinth. 27. Die Missionstätigkeit des Apostels. 28. Die Missionspredigt des Apostels. 29. Der Erfolg der Missionsarbeit. 30. Paulus in Ephesus. 31. Paulus und das Parteiwesen in Corinth. 32. Paulus und das sittliche Leben in Corinth. 33. Paulus

und das Gemeindeleben in Corinth. 34. Paulus und der Auferstehungsglaube. 35. Der Streit um Corinth. 36. Die Aussöhnung des Apostels mit der Gemeinde in Corinth.

Der Übersicht über den Stoff dient auch der die beiden Lesebücher abschließende „Rückblick". Auf je 6—7 Seiten wird die Geschichte des alten Bundes, die Geschichte Jesu und die Geschichte der Apostel zusammengefaßt. Jeder einzelne der Sätze ist vorher in dem jeweiligen Pensum als „Zusammenfassung" in Stufe IV gegeben worden.

Von Schülern, die in solcher Weise auf die Geschichte „zurückblicken", wird man sagen können, daß sie die Geschichte beherrschen. Wenn dieses Ziel erreicht wird, dann sind die oben zitierten Forderungen Riegers erfüllt. Bei diesem evangelischen Religionsunterricht wird dem Schüler bei reiferem Alter „ein zweiter Kurs" dargeboten, „wo alles ins rechte Licht gerückt, das Bedeutende in allem hervorgehoben, der geschichtliche Gang und Zusammenhang aufgezeigt wird", hier wird „die biblische Geschichte zur Religionsgeschichte erhoben". Dieser Religionsunterricht ist zugleich ein guter Weg zur Abhilfe des großen Schadens, auf den Rieger in seinem Vortrag hinwies, der Abnahme der Bibelkenntnis in der Gemeinde. An Mahnungen zum Bibellesen hat es die evangelische Kirche in diesen vier Jahrhunderten nicht fehlen lassen, aber an Anleitung zu ihrer Befolgung. Wenn indes das Bibelwort stets die Quelle ist, aus dem der Stoff des Unterrichts geschöpft wird, dann erscheint die Bibel nicht mehr bloß als das Buch mit sieben Siegeln, sondern sie kann dem Schüler vertraut werden als das Buch der Offenbarung Gottes. Nach solchem Kursus ist es auch nicht schwer, die schon gelesenen biblischen Worte nach der Reihenfolge der biblischen Bücher zusammenzustellen und eine wirkliche Bibelkunde zu geben, wie sie in diesen Lesebüchern in je einer Seite für das alte und das neue Testament gegeben wird, während literarische Notizen über die biblischen Schriften ohne Bibellesen so wenig Wert haben wie das Auswendiglernen der Büchertitel.

Biblische Lesebücher solcher Art sollte man allgemein der Oberstufe in die Hand geben und darauf verzichten, „Historienbücher" in der Art von Paraphrasen oder Extrakten des Bibelwortes zu schaffen. Die Einführung in sorgfältig ausgewählte, der Jugend verständliche Bibelworte, an denen doch die Bibel nicht arm ist, wird das von uns so sehr erwünschte Interesse für die ganze heilige Schrift und das Verlangen, tiefer in ihren ganzen Reichtum einzudringen, leichter erwecken als das ausgeklügelte Menschenwerk, das niemanden befriedigt, den Lehrenden beengt und nach einem Jahrzehnt veraltet.

Reiche Förderung verdanke ich auch den Präparationen zur Kirchengeschichte (X. Band, I. Teil). Auch hier zeigt sich der Verfasser (E. Heyn) als Meister in der Gruppierung des Stoffes. Auch hier markante Überschriften: A. Die Märtyrerkirche. B. Die Reichskirche. C. Die Papstkirche. Unterabteilungen von C: I. Die nationale Kirche im Bunde mit der Papstkirche. II. Die Trennung der griech.-kath. von der röm.-kath. Kirche. III. Der Bruch des Papsttums mit dem Kaisertum und die Aufrichtung der päpstlichen Alleinherrschaft. IV. Das religiöse Leben innerhalb der herrschenden Kirche. V. Der Protestantismus des Mittelalters. Unterabteilungen: Der Protest gegen die Unterordnung der Vernunft, der Protest gegen die Weltkirche (der Widersacher der reichen Kirche, Valdes und die evangelische Voll-

kommenheit, Franz v. Assisi, weltlicher Kampf gegen die Weltkirche, Wiclif, Hus). Auch hier erarbeitet sich der Schüler nach einer einleitenden Besprechung den religiösen Stoff aus Lesebüchern (I. Band: Bis zur Reformation 1.20, gb. 1.60 M. II. Band: Reformation 0.80, gb. 1.20 M.), die meist zeitgenössische Berichte oder Selbstbekenntnisse der großen Persönlichkeiten enthalten, eine Methode, die vor dem besten Vortrag darum vorzuziehen ist, weil der Stoff mehr durch die Wucht seiner historischen Wahrheit wirkt als durch die Überredung des Lehrers.

Manchen hat bisher von gebührender Verwendung dieser für die Oberstufen bestimmten Stoffe das Vorurteil abgehalten, daß sie für die Volksschule zu schwer seien. Aber wenn der Maßstab für die Brauchbarkeit eines Stoffes die Anschaulichkeit ist, so stehen diese bei richtiger Behandlung hinter keinem andren Stoff des Gesinnungsunterrichts zurück. Die Erfahrung lehrt, daß die Schüler jenen ihnen neuen Geschichten besonders großes Interesse entgegenbringen, vielleicht deswegen, weil das heutige soziale und kirchliche Leben und besonders der unsrer Zeit eigne hochentwickelte Wirklichkeitssinn mehr befähigt zur Erforschung des Seelenlebens geschichtlicher Persönlichkeiten als zur naiven Versenkung in scheinbar einfachere Erzählungen, die den Verdacht der Unwahrscheinlichkeit erwecken. Daß manche Versuche seither mißlungen sind, ist noch kein Beweis für ihre Undurchführbarkeit. Der Mißerfolg kam vielleicht daher, daß offenbare methodische Fehler begangen wurden wie in der biblischen Geschichte für das Großherzogtum Hessen, die z. B. unter der Überschrift: „Jesaja und die Propheten seiner Zeit" fast nur abgerissene Predigtworte ohne konkreten Hintergrund bringt.

Der wichtigste Grund aber war der, daß noch zu wenig Vorarbeit geleistet war. Denn Vorarbeit muß dem einzelnen geleistet werden. Der Katechet sollte so wenig wie jeder andre Arbeiter am Reiche Gottes das Wort seines Herrn vergessen: „Andre haben gearbeitet und ihr seid in ihre Arbeit gekommen". Das macht gerade dieses Werk so wertvoll, daß die Verfasser gewissenhaft die ganze katechetische Literatur berücksichtigen. Denn auch für den Theologen gilt das Wort I. S. VIII, „daß zu einem einheitlichen, das Ganze überschauenden und wahrhaft Gesinnung bildenden Religionsunterricht mehr gehört, als der einzelne, vor allem der kaum dem Seminar entwachsene Lehrer leisten kann". Damit hängt die andre Eigenart der Präparationen zusammen, daß sie nicht ohne eigene Arbeit benützt werden können, aber dem die beste Förderung bringen, der nach Selbständigkeit strebt. Die Anmerkungen helfen über theologische und religiöse Schwierigkeiten hinweg, oder sie verweisen zu weiterem Studium auf geeignete Bücher. Der Stoff wird reichlich und in klarer Anordnung dargeboten. Besonders in den Bänden VII—X ist der Stoff so reichhaltig und die Gedankenfülle so groß, daß die Höhenlage vollständig für „höhere Schüler" ausreicht. (Aus der Arbeit an höheren Schulen sind wohl auch die Arbeiten v. E. Heyn (VII. VIII. X Bd.) entstanden.) Ja ich kann mir keine bessere Art der Bibelkunde an höheren Schulen vorstellen als eine solche nach diesem Vorbild. Aber auch in „gegliederten Volksschulen", für die die Präparationen ausdrücklich auch dargeboten werden, wird man, wenn nicht ein schlechter Lehrplan hinderlich ist, das Beste und Wichtigste aus dem Stoffe verwenden können. Für ein- und

zweiklassige Schulen wäre noch eine besondere Arbeit nötig, die die Richtlinien für Auswahl und Anordnung des Stoffes in diesen schwierigeren Verhältnissen gäbe. Aber ganz kann die Auswahl sowohl der Ziele und Unterziele als auch der zu entwickelnden Gedanken niemandem erspart werden. Der beste Dienst, den man zumal jüngeren Katecheten tun kann, ist der, daß man sie den Stoff in seinem ganzen Reichtum und seiner Tiefe sehen lehrt. Das ist der beste Schutz vor der traurigen Verirrung, daß die Religionsstunde durch die geistige Armut des Lehrenden zur Geographie-, Kulturgeschichts- oder gar Sprachstunde herabgewürdigt wird. —

Aus der Arbeit in der Unter- und Mittelstufe sind die Bände III—VI entstanden, großenteils Musterstücke aus der Praxis für die Praxis. An diesen Präparationen ist besonders zu schätzen, daß sie den Blick für die konkreten Züge in den Erzählungen öffnen, die der Anfänger gewöhnlich übersieht, und für die das Auge erst bei längerer Kenntnis der Kindesseele wieder geschärft wird. Ein Unterricht über den Sündenfall nach dem Vorbild der Präparationen im IV. Band wird an Anschaulichkeit und Lebendigkeit wie an gemütbildender Kraft nicht zurückstehen hinter einem solchen nach der Methode von Paul oder Zurhellen. Freilich ist es auch hier mit dem Auswendiglernen der Präparationen nicht getan, auch in dieser Hinsicht muß der Lehrer an dem Vorbild lernen, den Stoff selbständig zu verarbeiten, damit der Unterricht den „lokalen Ton" erhält.

Die größte Sorgfalt ist von allen Verfassern auf die „Verknüpfung" verwendet worden. Viele, besonders unter den Theologen, schätzen aus Abneigung gegen Formalismus diese „Stufe" besonders gering. Die Einsicht in diese Präparationen könnte ihnen indes zeigen, welcher Segen in dem Vergleichen liegen kann. Abgesehen davon, daß die Verknüpfung des neuen mit dem schon bekannten Stoff die beste Wiederholung darstellt — eine Wiederholung, bei der das Interesse an dem Gegenstand sich steigert — führt sie den Schüler zu freier Beherrschung des geschichtlichen Materials, so daß der Stoff „fest und lose sitzt". Sie ist, recht verwendet, das beste Mittel zur Bildung des religiösen Urteils, besonders auch des jetzt so sehr mangelnden gerechten Urteils über das Erbe unsrer Vergangenheit, über die verschiedenen religiösen Gemeinschaften und über die eigene Kirche, ihren Wahrheitsbesitz, ihre Sitten und ihre ganze Eigenart. Das Vergleichen stellt den naturgemäßen Übergang dar von der Darbietung zu der Bildung der religiösen und sittlichen Begriffe, es fordert geradezu dazu auf zu forschen, was in dem historisch und individuell Bedingten das auch für uns Normative ist.

Das führt uns zu der brennendsten Frage der heutigen katechetischen Diskussion, ob die Religion überhaupt im Rahmen des Geschichtsunterrichts lehrbar ist, soweit sie Gegenstand des Unterrichts sein kann. Eger scheint, in seinem kürzlich erschienenen Buche (Evangelische Jugendlehre 1907 S. 8) diese Frage vollständig zu verneinen, wenn er fordert, daß n e b e n dem geschichtlichen Unterricht ein gesonderter Katechismusunterricht als „ein unentbehrliches Stück religiöser Jugendunterweisung nötig" sei, „weil er die Möglichkeit gibt, dem Kinde den persönlich beseligenden und persönlich verpflichtenden Charakter der evangelischen Heilswahrheit . . . ausdrücklich und eindrücklich ins Herz und Gewissen zu schieben".

Ich kann dem gegenüber nur einladen, diese Präparationen zu studieren und praktisch zu erproben. Besonders möchte ich hinweisen auf die Behandlung des schwierigsten Stoffes, der alten und m.-a. Kirchengeschichte. Unterrichtsstunden mit solchem Inhalt sind Religionsstunden in demselben Maße wie die Religionsstunde κατ᾽ ἐξοχήν, die Katechismusstunde. Wenn in solcher Weise gezeigt wird, wie nach allen menschlichen Verirrungen der Geist Jesu Christi neue Persönlichkeiten ergreift, von denen jede eine neue Seite seines göttlichen Lichtes widerstrahlt, wenn gezeigt wird, wie die Helden der christlichen Kirche nicht umsonst gestritten und gelitten haben, wenn ihre Wirkungen und Nachwirkungen in den Kirchen und Völkern gezeigt werden, kurz wenn die Kraft der Religion gezeigt wird, so ist das der beste Weg, um in den Schülern auf Erfahrung gegründeten Idealismus oder deutlicher gesagt, Glauben an den heiligen Geist und die heilige christliche Kirche zu schaffen. Und was kann es „Persönlicheres“ geben als Glauben? Und was hier geschieht, das ist erst recht möglich bei der Behandlung der biblischen Geschichte, besonders bei der hier angewandten Art der Darbietung, die nicht nur auf das Miterleben, sondern auch auf das („phantasierte“) Mithandeln angelegt ist.

Egers Buch wendet sich besonders gegen die Methode, die aus den Geschichten Katechismuswahrheiten entwickelt. Er behauptet, daß beides heterogene, zu keiner inneren Verbindung fähige Dinge seien, und daß dieses Entwickeln notwendigerweise unter das Wort falle: „Man tötet die Blume, indem man sie zerpflückt“. E. meint damit besonders den „Abstraktionsprozeß“. Auch Reukauf weist I. S. 153 auf die darin liegenden Gefahren hin, aber er hat a. a. O. ebenso wie Bittorf in der Methodik II S. 15 ff. mit pädagogischen und psychologischen Gründen die Notwendigkeit der Begriffsbildung für allen Religionsunterricht nachgewiesen. Auch E. übt sie; auch er „entwickelt“ die religiösen und ethischen Wahrheiten. Der Unterschied besteht darin, daß er seinen Anschauungsstoff frei auswählt, während diese Präparationen sich an die gegebenen Geschichten anlehnen.

Dieser „anlehnende“ Katechismusunterricht ist ein naturgemäßer Fortschritt in der Geschichte der Methodik, eine Rückkehr zu der Tendenz, die A. H. Francke hatte, als er einen „historischen Katechismus“ verlangte, den Hübner ihm in der Gestalt des „Historienbuches“ schuf. R. und H. bemühen sich, die Verbindung jetzt innerlicher, organischer zu gestalten. Dem Katechismusunterricht kommt diese Verbindung am meisten zu gut. Er wird jetzt noch mehr in das Zentrum des Religionsunterrichts gerückt, weil er nicht mehr bloß der Begleiter des Geschichtsunterrichts ist, sondern das Ziel, auf das er hinstrebt, weil er nicht mehr allein die Hälfte der Stunden regiert, sondern alle.

Indes die Prinzipien sind hier feindlicher als die Praxis. Eger gibt als selbstverständlich zu, daß, wie schon Thrändorf gezeigt hat, der II. Artikel mit dem Leben Jesu und der III. Artikel mit der Geschichte der Apostel zu verbinden sei. So bleibt außer dem III. Hauptstück Luthers nur noch die Behandlung des Dekalogs und des I. Artikels strittig, deren letzte Behandlung m. E. „abschließend“ an den Schluß des ganzen Religionsunterrichts gehört als Ausdruck der christlichen Welt- und Lebensauffassung, als christliche „Lebenskunde“.

Der Gehalt der Katechismus-Auslegung von R. und H. würde mich — das muß ich den Gegnern einräumen — nicht zur Befolgung der Methode reizen. Darin ist z. B. Egers „Jugendlehre" ohne Zweifel reicher und tiefer. Am besten gelungen ist die konkrete Auslegung der 10 Gebote für die Mittelstufe, deren Behandlung an gut gewählte biblische Geschichten angeschlossen ist. Man wird das IV. und IX. Gebot auf dieser Stufe nicht fruchtbarer behandeln können, als es hier in Anlehnung an Ruths und Ahabs Geschichte geschieht. Es ist zu hoffen, daß die Kinder mit diesen biblischen Beispielen das Gebot und mit dem Gebot die biblische Geschichte in fester Assoziation behalten. Das kann mehr Segen bringen, als wenn sie, wie Eger empfiehlt, hauptsächlich an Ereignissen aus der Gegenwart erläutert werden, die, selbst wenn sie sensationell sind, der Vergessenheit anheim fallen, während die Erinnerung an die biblischen Beispiele weiter gepflegt wird. — Dagegen bei Behandlung der drei Artikel kann man auch vor Kindern noch mehr in die Tiefe gehen und die tieferen Wahrheiten noch anschaulicher machen, als es hier geschieht. Besonders von der Erlösung kann recht wohl und gerade durch Verwertung der Geschichte eine tiefere Erklärung gegeben werden, als es im VIII. Band der Fall ist. Doch ist erst die II. Hälfte des X. Bandes zu erwarten, der den „abschließenden Katechismusunterricht" bringen soll, der — das sei ausdrücklich bemerkt — auch hier gefordert wird. Bis dahin müssen wir mit unserm Endurteil zurückhalten.

Aber mit dieser Einzelkritik ist die Methode nicht getroffen. Sie kann der Vermittlung verschiedenartiger religiöser Auffassung dienen. Besonders eine Eigenart derselben habe ich schätzen gelernt, das stufenweise Behandeln der Katechismusstücke, das in der Weise geschieht, daß nach jeder geschichtlichen Epoche die Heilswahrheiten so weit erklärt werden, als es der religionsgeschichtliche Stoff an die Hand gibt, und daß bei jeder neuen Stufe der Entwicklung der Religion festgestellt wird, wie sich die Auffassungen über Gott, den Menschen und die Frömmigkeit gestaltet und ausgeprägt haben. Es ist der beste Weg, um das Katechismuswort gereifteren Menschen interessant zu machen und es zu füllen mit konkreten Vorstellungen.

In der Didaktik I S. 153 nennt R. sein Verfahren ein echt psychologisches und echt christliches. Es ist in der Tat ein e c h t c h r i s t l i c h e s, nicht bloß in dem Sinne, daß es der Lehrweise Christi entspricht, der auch immer von dem anschaulichen Geschehnis zu dem Gedanken führt, sondern auch deshalb weil es dem Wesen des Christentums als einer geschichtlichen (Offenbarungs-) Religion entspricht. Wir seufzen oft über den eingewurzelten Rationalismus unsres Volks, das nicht einsehen will, wie sehr Geschichte und Religion miteinander zusammenhängen. Es wird solange in der Wahnidee einer geschichtslosen Vernunftreligion befangen bleiben, bis der Zusammenhang von Religion und Geschichte im Unterricht nicht nur behauptet, sondern auch im Aufbau des Unterrichtsstoffes zur Darstellung kommt. Gott hat die Geschichte und die christliche Religion zusammengefügt, darum soll der Mensch sie nicht scheiden. Die allzulange festgehaltene unnatürliche Scheidung hat schon genug Schaden gebracht. Der alte wie der neueste Materialismus hätte nicht solch verheerende Wirkungen hervorbringen, er hätte nicht die albernsten Legenden über die Entstehung der Religion bringen, er hätte mit seinen naturwissenschaftlichen Tatsachen die

Köpfe und Herzen nicht so verwirren können, wenn die Christen sichere religiöse Tatsachen gekannt hätten, auf die sie sich hätten gründen können. Uns brauchte nicht bange zu sein um die Tausende, die die Häckelschen Welträtsel lesen, wenn ihr Religionsunterricht ebenso wie die apostolische Predigt eine Verkündigung der großen Taten Gottes gewesen wäre.

Es ist ein psychologisches Verfahren sowohl in dem wissenschaftlichen Sinne, wie es im I. und II. Band nachgewiesen wird, als auch in dem praktischen Sinne, daß dieser Religionsunterricht im stande ist, die rechte Seelsorge an der Psyche unsres Volkes auszuüben. Wenn Seeberg recht hat mit der Meinung, daß dem modernen Menschen ein starker Wirklichkeitssinn und ein ebenso starker Zug zum Individualismus eigen ist, dann gehört zu dem ὀρθοτομεῖν des Wortes Gottes in unsrer Zeit, daß die Realitäten des religiösen Lebens gezeigt werden, dann ist es (Niebergall: Wie predigen wir interessant?) eine der wichtigsten Aufgaben, daß der Lehrer wie der Prediger wuchert mit dem anvertrauten Pfunde des historischen Stoffes, des einmal „gelebten Lebens", in dem nach Försters „Jugendlehre" der besondere Reichtum der Religion besteht, dann hat die ganze geschichtliche Methode — bis auf die das historisch Echteste bietenden Lesebücher — ihren eminent seelsorgerlichen Wert.

Es ist ein psychologisches Verfahren, auch deshalb weil diese Methode der Gesinnungsbildung dem individualistischen Triebe des modernen Menschen entspricht. Weil wir die Macht der Suggestion kennen, ist der moderne Mensch, besonders der halberwachsene, sehr mißtrauisch gegen die Beredsamkeit, auch gegen den begeisterten Vortrag, wenn man die Absicht merkt, daß der Lehrer zu einer Gesinnung überreden will. Man fühlt die ängstlich behütete persönliche Selbständigkeit nur dann gewahrt, wenn das religiöse Denken, Fühlen und Wollen spontan entsteht. Darin liegt die Größe Herbarts, daß er die Pädagogik längst auf den Weg zu einem Gesinnungsunterricht wies, durch den der Mensch „sich selbst findet als erwählend das Gute und verwerfend das Böse" — unter dem Eindruck der dargebotenen und verknüpften Geschichten. Darin liegt das Verdienst Reukaufs und seiner Mitarbeiter, daß sie, nachdem andere in diesen Bahnen einzelne Teile des Religionsunterrichts behandelt hatten, den ganzen evangelischen Religionsunterricht nach diesem Grundsatz gestaltet haben.

Die katholische Kirche, über deren wissenschaftliche Rückständigkeit die Zeitungen jetzt so viel schreiben, ist in geräuschloser, emsiger Arbeit begriffen, den Religionsunterricht nach zeitgemäßer Methode umzugestalten. Die sogenannte Münchener Schule bearbeitet die Teile des Katechismus nach dem Grundsatz, daß alle Wahrheiten des Glaubens und der Sittlichkeit von dem Beispiel abgeleitet werden, und es werden Kurse von Religionslehrern veranstaltet zur praktischen Einführung in die neue Unterrichtsart. Nachdem nun auf unsrer Seite die Hand an den Pflug gelegt worden ist durch Herausgabe von Präparationswerken verschiedener Richtung und Methode, wäre wohl zu erwägen, ob nicht auch katechetische Vereinigungen zur Besprechung und Erprobung der Methoden eingerichtet werden könnten. Es wäre kein Schade für die evangelische Kirche, wenn durch Steigerung des Interesses für katechetische Methoden die nationalökonomischen Studien der Theologen beschränkt werden müßten.

Namhafte Pädagogen, Philosophen, Theologen haben sich für Abschaffung des reinen Katechismusunterrichts mit kategorischer Bestimmtheit ausgesprochen. Die Bremer Lehrer haben in ihrer Mehrzahl die Denkschrift gutgeheißen, in der die Abschaffung des Religionsunterrichts verlangt wird, (unter dem sie in erster Linie den Katechismusunterricht verstehen). So stark ist die Antipathie gegen diesen Unterricht geworden. Wenn es unsere Aufgabe wäre, diese Instinkte durch Überredung zu dämpfen, dann stände es traurig um den evangelischen Religionsunterricht. Nun haben aber dieselben Lehrer verlangt, daß statt des seitherigen Religionsunterrichts Unterricht in Religions**geschichte** erteilt werden solle. Hier ist der Weg, auf dem man sich begegnen wird, wenn die Lage einmal geklärt sein wird. Sie wird geklärt werden durch ernste Arbeit, die in der Richtung geschieht, die R. und H. eingeschlagen haben. Aber noch viel Verdienst ist übrig, besonders in Erfüllung der großen Aufgabe, daß der Reichtum und die Tiefe der Glaubenswahrheiten mit der Geschichte in innerliche „Assoziation" tritt.

Vilmars Wort aus dem Jahr 1841 hat heute noch nicht seine Bedeutung ganz verloren: „Während fast alle Schuldisziplinen eine mehrfach wiederholte zeitgemäße Umgestaltung erfahren haben, ist der Religionsunterricht in der Hauptsache auf dem Standpunkt eines jetzt gänzlich überlebten Zeitalters stehen geblieben". Jetzt sind Persönlichkeiten da, die nach einem bestimmten Ziele vorwärts weisen. Theologen, die von den Pädagogen gelernt haben, Lehrer, die mit Ernst sich in die theologische Literatur einarbeiten. Wenn solche Persönlichkeiten an dem Religionsunterricht wirken und so zusammenwirken, wie es hier zur Herstellung dieser Präparationen geschehen ist, dann können wir auch den Wandlungen, die vielleicht den äußeren Zustand des Religionsunterrichts noch betreffen werden, getrost entgegensehen.

Referat über einige Predigtwerke.

Von Konf.-Rat Prof. D. E. Chr. **Achelis** in Marburg.

„Gott und die Seele". Ein Jahrgang Predigten von Dr. **Geyer**, Hauptprediger bei St. Sebald, und Dr. **Rittelmeyer**, Pfarrer bei Heilig-Geist, beide in Nürnberg. Ulm. Kerler. 4. Aufl. 1907, VIII und 615 S. Mk. 6.—.

Mit Vorbedacht stelle ich dies Predigtwerk an erste Stelle. Sein Erscheinen ist ein Ereignis in der homiletischen Literatur. Daß es als solches empfunden wird, bezeugt seine günstige Aufnahme, kaum in Jahresfrist die 4. Auflage, obgleich die unmittelbare Verwertbarkeit für andere Kanzeln ihm nicht eigentümlich ist. Der höchst erfreuliche Erfolg des Buches ist in seiner Gediegenheit, auch wohl in der ungewöhnlichen Form des Inhalts zu suchen. Ungewöhnlich ist es zunächst, daß zwei hervorragende Prediger derselben Stadt zu gemeinsamem Predigtwerke sich verbinden. Sie sind verschieden in ihrer theoretischen Anschauungsweise, verschieden auch in ihrem geistigen Gepräge; sie sind eins in der Grundrichtung ihres innern Lebens, in ihrer reichen homiletischen Begabung, in ihrer Gedankenfülle und in ihrer festen

Entschiedenheit für das unverschleierte Evangelium. Beide Verfasser haben sich literarisch bereits bekannt gemacht: Geyer durch die Neubearbeitung von Baums Kirchengeschichte, Rittelmeyer durch seine scharfsinnigen Veröffentlichungen über Nietzsche und Tolstoi. Nur in dem Register ist die Verfasserschaft der Predigten durch beigesetztes G. und R. angegeben; der aufmerksame Leser bedarf aber bald der Bezeichnung nicht mehr. Geyer verwendet zur Illustration gern geschichtlichen, Rittelmeyer philosophischen und künstlerischen Stoff; G. bekundet ein tiefes Gemütsleben und redet nicht ohne pastorale Würde, während R. mit scharfer Dialektik und mit logischem Gedankenzwang große Wirkung erzielt. Beiden ist geistvolle Ursprünglichkeit der Erkenntnis und der Verkündigung des Evangeliums eigentümlich, die lebensprühend Leben weckt, ein unbestochener Wirklichkeitssinn und geradherzige Wahrhaftigkeit. Nirgends bewegen sie sich in ausgefahrenen Geleisen; das Alte und Längstbekannte wird unter ihren Händen neu und morgenfrisch, das Neue wissen sie so zu bringen, daß man sich wundert, dasselbe nicht längst selbst gefunden zu haben. Sie stehen mitten in ihrer Gemeinde, als werdende Christen reden sie zu den werdenden, als Mitstreiter zu den Kämpfenden, mit ihnen sich beugend vor dem Wort der Wahrheit, mit ihnen trachtend nach dem Vollkommenen. Ohne das Ruhen der Seele in Gott zu verkennen ist der religiös-sittliche Zug des Sehnens und Ringens vorherrschend.

Augenscheinlich haben beide Prediger, besonders R., eine Gemeinde geistig Begabter und ernst Gebildeter um ihre Kanzel gesammelt; das geht namentlich aus der Eigentümlichkeit der Illustration hervor. Wir finden nicht nur eine Menge geschichtlicher Erinnerungen aus ferner und der Gegenwart naher Vergangenheit verwendet, sondern, vorzugsweise bei R., eine überreiche Fülle von Zitaten aus dem Gebiete der Philosophie von Plato bis Schopenhauer und Nietzsche, der schönen Literatur von Äschylus bis Uhland und dem in ganzen Liedern vertretenen Mörike, der Musik in Ausführungen über Bach und mit Vorliebe über Brahms. Nicht so gar selten bietet eine Predigt ein Dutzend und mehr solcher Zitate. Aber bei allen Zitaten kommt uns nie der Gedanke der Gesuchtheit und absichtlichen Schmückung der Predigt; sie stellen sich kraft innerer Nötigung ohne wahrnehmbare Reflexion ein, sie strömen dem lebhaften Geiste zu aus sicherer Erinnerung oder gegenwärtiger Beschäftigung. So verbinden sie die Verkündigung des Evangeliums mit der Kulturbewegung und erwecken das Vertrauen, daß der Prediger vom Evangelium zeugt, nicht weil er mit den Geistesströmungen der Gegenwart unbekannt ist, sondern weil oder obgleich er damit vertraut ist. Das setzt eine Hörerschaft voraus, die literarisch und ästhetisch dem Prediger nahe steht und mit vertrauensvollem Verständnis ihm entgegenkommt. Denn nur vor solcher Hörerschaft sind solche Predigten vor dem Verdacht schönrednerischer Absichtlichkeit gesichert; wie sie unter konkreten Voraussetzungen beim Prediger und bei der Hörerschaft individuell als durchaus berechtigt anzuerkennen sind, so wenig können sie unter andern Voraussetzungen beim Prediger und bei der Gemeinde vorbildlich sein.

In der Wahl der Texte bewegen sich beide Verfasser völlig frei; sie benutzen in dieser Freiheit die kirchlichen Perikopen, oder wählen sich einen Text, wie sie ihn zu ihrer Predigt geeignet finden. Die Themata, oft scheinbar sehr allgemein, aber durch die meisterhafte Behandlung durchweg konkret anschaulich, wie „der Zweifel", „die Demut", „Gottvertrauen", „die Krankheit", „die Erinnerung", „die Selbstverleugnung", „die Freude" u. s. w., werden stets genannt, nicht so die Partition. Den Hörern wird ja meistens die Erwähnung der Partition willkommen sein, den

Prediger nötigt sie zur Ordnung der Gedanken und zum zielsicheren Aufbau der Predigt. Unsere beiden Verfasser allerdings bedürfen solcher Nötigung nicht; ihre logische und homiletische Meisterschaft ist ausreichender Bürge gegen alle Nachlässigkeit. Auch in der exegetischen Verwertung des Textes stellen sie sich sehr frei. Wir finden streng analytische Ausführungen, aber auch sogenannte Mottopredigten, in denen ein einzelnes Wort des Textes, oder auch nur der Gesamteindruck des Textes zur Anknüpfung der Predigt ihnen genügt. Wir meinen allerdings, daß die mögliche Ausbeutung und allseitige Verwendung des Textes unserer Predigt ihr kirchliches Gepräge zu geben hat; die Fälle, in denen jene Mottopredigten bevorzugt werden, würden m. E. korrekter behandelt werden, wenn, was ja Ausnahme bleiben muß, auf einen Text überhaupt verzichtet würde.

„Gott und die Seele" lautet der Titel des Werkes. Er ist dem Inhalt entsprechend. Die Predigten kennen den wirklichen Zustand der Umwelt der Gemeinde, in unerbittlicher Wahrhaftigkeit schildern sie das Verflochtensein der Hörer mit diesem Zustand und stellen die Seelen der Hörer vor Gott, damit sie selbst auf die Fragen die Antwort finden: Wie bin ich? und Wie soll ich sein? (S. 610.) Die Antwort werden viele in den Predigten finden zu ernster Selbstbesinnung und zu frohem Glaubensentschluß, vor Gott zu wandeln in wahrhaftiger Frömmigkeit. — Auf das eindringlichste ist das Predigtwerk von Geyer und Rittelmeyer zum Studium und zur Erbauung Predigern und geistig kräftigeren Gemeindegliedern zu empfehlen. —

„Das Evangelium des Paulus, des Apostels Jesu Christi". Predigten von Konsistorialrat L a h u s e n , Pfarrer an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin. Berlin, Warneck 1907, VIII und 251 S. Mk. 3, geb. Mk. 4.

Die hohen Vorzüge der Predigt Lahusens: sorgfältige Exegese und Verwertung des Textes, homiletisch korrekter Aufbau, lebhafte Sprache, rasche und reiche Gedankenfolge, warmer Heilsglaube, unbefangener und freier Wahrheitssinn, Darbietung eignen religiösen Erlebens und deshalb tiefe Erbaulichkeit, — sie geben auch der vorliegenden Sammlung ihr Gepräge. Sie tragen aber noch einen besonderen Charakterzug. Das Vorwort zeichnet die Veranlassung dieser Predigten: die Beunruhigung der Gemeinde durch die neueren Verhandlungen über Jesus und Paulus, die daraus folgende Geringschätzung der Verkündigung des Apostels, weil sie im Gegensatz stehe zu dem einfachen Evangelium Jesu. Der Verfasser betont die Verschiedenheit der Predigt Jesu und seines Apostels, aber hebt mit vollem Recht hervor, daß die Predigt des Evangeliums, welches Jesus ist, „eine völlig andere Gestalt gewinnen mußte, nachdem der Herr sein Werk vollbracht und zur Rechten Gottes erhöht war. Nun faßt sich in der Tat das ganze Heil in das eine paulinische Wort zusammen, daß Jesus Christus d e r H e r r ist." Durch seine Predigten wünscht der Verfasser zu der Erkenntnis mitzuhelfen, daß das Evangelium des Apostels das Evangelium Jesu Christi ist.

Wie in der Vorrede spricht L. auch in der ersten Predigt und in der Himmelfahrtspredigt in vorbildlicher Unbefangenheit von der Paulinischen Theologie und ihrer in vielen Dingen sich zeigenden Unmaßgeblichkeit; in der Predigt „Gebrauchen als gebrauchten wir nicht" erklärt er offen, daß Paulus in seinen Darlegungen über die Ehe in 1. Kor. 7 nicht auf der Höhe christlicher Anschauung stehe. Diese Scheidung der Religion, des Evangeliums, des Paulus und seiner Theologie wünschten wir allerdings öfter noch schärfer durchgeführt. In der Predigt über Röm. 3_{21-26} wird unter dem Thema: „Durch Christi Tod los von der Schuld der Sünde" die Sühne

in dem Tode Christi nach des Apostels Lehre behandelt. Sie bedeutet bei Paulus, daß Gott aufhören durfte zu zürnen, weil seiner Strafgerechtigkeit gegen die Sünder durch das Blut des Unschuldigen genug getan war. Lahusen weicht unwillkürlich dieser Schärfe aus, er modernisiert die Theologie des Paulus und flüchtet sich ins „Unbegreifliche". Anderseits scheint er in der Predigt: „Gerechtfertigt durch den Glauben" über Röm. 4 16—25 dem Evangelium des Paulus nicht ganz gerecht geworden zu sein; dem Paulus ist die Rechtfertigung nicht bloß ein richterlicher Akt — darauf beschränkt sie der Verfasser —, sondern die Beschenkung des Menschen mit dem Hauptstück aus Gottes eigenem Wesen, sie ist prinzipielle Gerechtmachung durch die im Glauben vollzogene Gemeinschaft mit Christus. Auch „die Taufe" über Gal. 3 26. 27 erwähnen wir. L. läßt darüber keinen Zweifel, daß (S. 113) „je mehr die Kirche Volkskirche wurde, sie die Kindertaufe eingeführt habe", daß also die Taufe der Christenkinder nicht Sache der Heilsordnung, sondern der Kirchenordnung sei. Er konstatiert (S. 111), daß ohne Glauben die Taufe — wie sie im N. Test. vollzogen wird — nichts ist. Da überrascht jedoch, weil L. den sogenannten „Kinderglauben" nicht kennt, der Satz S. 114: „so ist in der Tat die Kindertaufe die Taufe des Neuen Testaments." Auch wenn das N. Test. von der Taufe unmündiger Heiden- oder Judenkinder, die mit ihren Eltern zusammen getauft wären, etwas wüßte, so würde dies jene Behauptung doch nicht rechtfertigen. Denn es handelt sich bei der Frage der Kindertaufe ja nicht um die Taufe heidnischer oder jüdischer Kinder, sondern um die Taufe von Christenkindern, die innerhalb der christlichen Gemeinde geboren sind und einer christlichen Familie entstammen. Dem N. Test., insonderheit dem Apostel Paulus, liegt der Gedanke, daß in der Gemeinde von christlichen Eltern geborene Kinder, die (1. Kor. 7 14) durch ihre Geburt „heilig" sind, noch zu taufen seien, völlig fern, ja es widerstreitet all seinen Anschauungen von der „Gemeinde". Unsere Kindertaufe ist somit zwar eine kirchliche Einrichtung, aber von hoher Bedeutung: sie ist die Bezeugung der gratia praeveniens über dem Kinde, die Bezeugung, nicht die Gabe, die ganz abgesehen von allem menschlichen Tun auch ohne Taufe in der Gemeinde vorhanden und wirksam ist. Für Christeneltern hat die Taufe größeren Wert, als für die Kinder selbst. Denn auch in den Preis: „Wohl uns, wenn wir uns auf den Felsen gründen: wir sind getauft" können wir nicht einstimmen. Die Taufe, die an uns in den ersten Lebenstagen vollzogen wurde, ist in keiner Weise ein Moment unsers Bewußtseins; wir wissen von ihr, wenn Eltern und Paten gestorben sind, nur durch das Papier des Kirchenbuches. Aber ein Stück Papier kann doch kein Felsen sein, auf den wir uns gründen.

Nicht alle Predigten zeigen die Harmonie zwischen Jesus und Paulus, auch nicht die auf Grund von Jesu Tod und Auferstehung vollendete Lehre Jesu. Das wird jedoch weder vermißt, noch lag es in der gestellten Aufgabe. Unter den schönen und wertvollen Perlen, die uns die Sammlung bietet, seien nur die tiefgründende, eignes Erleben in ergreifender Wahrheit aussprechende Predigt über „das Beten des Geistes" (Röm. 8 26. 27), sodann die letzte Predigt „Trost an den Gräbern" (1. Thess. 4 13—18) herausgehoben. Bei großer Innigkeit und dem kraftvollen Ausdruck gewisser Christenhoffnung, wie ehrfürchtig und vorsichtig, daß der Schleier von dem jenseitigen Leben nicht täppisch zerrissen werde, leitet uns der Prediger! Der Bildersprache des Apostels will er mit Recht manches zuschreiben, und das Ignoramus auf diesem Gebiete ist ihm heiliges Gebot.

Der Wunsch des Verfassers, zu der Erkenntnis zu helfen, daß das Evangelium des Apostels das Evangelium Jesu ist, möge auch dadurch in Erfüllung gehen, daß

begabte Amtsgenossen den von Lahusen betretenen und gebahnten Weg verfolgen und gleich ihm der Gemeinde die Verschiedenheit und die Einheit der Verkündigung Jesu und seines Apostels bezeugen.

„Mit Christo verborgen in Gott“. Ein Jahrgang Predigten von D. theol. Joh. Sam. Büttner, weil. Pastor und Vorsteher des Henriettenstiftes zu Hannover. Hannover. Feesche 1906. VIII und 748 S. Mk 7, geb. Mk. 8.

„Jesus Christus, der Weg [und] die Wahrheit und das Leben“. Ein Jahrgang Predigten über die Eisenacher neuen evangelischen Perikopen von Georg Schmidt, Pfarrer in Creuzburg (Ostpreußen). Halle a. S. Mühlmann (Grosse) 1907. VIII und 430 S. Mk. 6, geb. Mk. 7.

Von den bisher besprochenen Predigten unterscheiden sich diese beiden Bände nicht unerheblich. Nicht im Geist des Glaubens, der aus ihnen redet, wohl aber in der den Zeugnissen zu grunde liegenden Theologie. Sie neigt sich bei Schmidt der lutherischen sogenannten Orthodoxie zu, bei Büttner ist sie völlig eins damit. Beide haben es nicht auf Erkenntnis, auf Hilfe an die Gemeinde gegenüber bedrängenden theologischen Schwierigkeiten abgesehen, sie wollen unmittelbar den Heilsglauben stärken und seelsorgerlich wirken. Büttner hat seine Diakonissen- und Krankengemeinde im Auge, Schmidt widmet sein Buch „dem gläubigen und denkenden Volke Gottes deutscher Zunge“. Doch nun zur individuellen Charakteristik. Die Söhne des verstorbenen B. haben aus seinen Manuskripten und aus stenographischen Nachschriften den Jahrgang Predigten, die der Vater über die Abschnitte des Hannoverschen Lektionars gehalten hat, zusammengestellt. Die strenge lutherische Orthodoxie verleugnet sich nirgends; der Prediger verfährt peinlich genau nach der vorgeschriebenen Heilsordnung, er dringt unermüdet auf die Voraussetzung des Gnadenstandes, die tränenreiche Trauer über das eigene Sündenverderben, um dann dem bußfertigen Sünder die Gnadenhilfe des Heilandes zu verkünden. Doch nirgends ein scholastischer Zug. B. ist eine weiche Natur, ein tief religiöses Gemüt. Er durchlebt alles, er ist in allem mit seinem innersten Herzen dabei; daher kein leeres Wort, keine Phrase, alles echt und wahrhaftig. Ein stark pietistischer Einschlag ist unverkennbar. Er spricht gern von „uns armen Sündern“ und zählt sich ausdrücklich zu ihnen, er begehrt, angeblich mit Copernikus, nur die Schächersgnade. „Ein tiefes Weh und ein schmerzliches Empfinden muß bei der Anhörung des göttlichen Wortes unsere Seele durchdringen, daß wir sagen: das fehlt uns und da mangelt es uns“. So kommt die Christenfreude nur selten und nur gedämpft zum Ausdruck, die siegesfrohe Stimmung des Paulus ist ihm völlig fremd. In formeller Beziehung weicht er keinen Finger breit von der herkömmlichen homiletischen Schablone ab; korrekte Themen- und Teilebildung, diese werden mit „erstens“ und „zweitens“ genannt und vor jedem Abschnitt wird der folgende Teil aufs genaueste noch einmal genannt. Illustrationen, wie Bilder und Gleichnisse, finden sich nur selten, der Verfasser ist nicht glücklich damit. In derselben Predigt (S. 27) heißt es: „Dein Glaube ist zuletzt der einzige Anker, wenn das Schiff einmal brechen sollte, den Du senken kannst in Gottes Herz, tief in Jesu Wunden, fest in sein Wort und seine Verheißungen“; dann: „der Glaube ist das Schifflein, mit dem Du durch das Meer zur seligen Ewigkeit steuern sollst“. Daß auch die Exegese etwas mangelhaft ist, zeige die Bemerkung S. 279: „Gewiß, die Bitte (des Schächers) war sehr töricht gesprochen: Wenn Du in Dein Reich kommst“. Doch das sind Kleinigkeiten, die

gegen den hohen Wert nicht in Betracht kommen, den die Gabe des Heimgegangenen für seine Diakonissengemeinde und viele gleichgestimmte Seelen haben wird.

Auch Schmidt ist in seinen Predigten Seelsorger. Auch er legt mit Recht auf homiletische Korrektheit Wert. Es weht aber eine frische Luft in seiner Rede. Bei dem tiefen Ernst, in dem er die Sünde straft und die Schleichwege des Herzens schonungslos aufdeckt, spüren wir nichts von seufzender Beklommenheit; mit siegesfroher Verkündigung des Evangeliums bezeugt er den Herrn, der die Welt überwunden hat und den Seinen in der Angst der Welt seinen Frieden gibt. Geschickt und treffsicher weiß der Prediger geschichtliche Reminiszenzen, Tagesereignisse, Zeitungsnachrichten zur Illustration seiner Worte zu verwerten, ohne des Guten zu viel zu tun. Dadurch empfängt die Predigt lebhafte Farben, sie spannt die Aufmerksamkeit, wird allgemein verständlich und dem Gedächtnis eingeprägt. Damit auch nörgelnde Kritik zum Worte komme, bemerke ich, daß doch kein Grund vorliegt, weshalb „die große Sünderin" Luk. 7 Maria Magdalena sollte gewesen sein, und daß nicht Mk., sondern Luk. uns mitteilt, Jesus habe sie von sieben Dämonen befreit. — Der Gemeinde des teuren Verfassers wird die Gabe ihres Pastors, der so lange Jahre ihr in großer Treue gedient hat, ein gesegnetes Vademecum sein, und „dem gläubigen und denkenden Volke Gottes deutscher Zunge" ein guter Hausschatz.

„Ein Ruf in die Höhe", Religiöse Reden aus der neuen Welt von Phillips Brooks, Bischof der Episkopalkirche in Massachusetts (1835—1893). Mit einer Einführung von Fr. G. Peabody. Zum deutschen Druck befördert durch N. Bolt. Berlin. Warneck 1907. XVI und 296 Seiten. Mk. 3, geb. Mk. 4.

Über den Verfasser berichtet Peabody in seiner „Einführung". Ein unverdächtiger Zeuge ist Hans Haupt: „Die Eigenart der amerikanischen Predigt" (1907) (Studien zur prakt. Theologie, hrsg. von Prof. Lic. Carl Clemen. 1. Band, 3. Heft) S. 34, wo er schreibt: „Das Größte, was diese (Episkopal-) Kirche Amerika gegeben hat, ist die gewinnende und imponierende Gestalt von Phillips Brooks gewesen, des Mannes, der als Mensch und Kanzelredner einzig in seiner Art dasteht". Die 15 Predigten sind von dem Herausgeber, Pastor N. Bolt in Lugano, aus 9 Predigtsammlungen Br.s ausgewählt, weil nach des Herausgebers Urteil in ihnen die innersten und feinsten Vorgänge des modernen Geisteslebens berührt und die ewigen Wahrheiten des Evangeliums mit großer Überzeugungskraft bekannt werden. Die wohlgelungene, doch einer genauen Revision bedürfende Übersetzung rührt von Frl. C. Deggeler her.

Von den homiletischen Erfordernissen, die wir Deutschen aufstellen und befolgt wissen wollen, muß man der amerikanischen Predigt gegenüber abstrahieren; vor allem von der Forderung, daß der Text auf Grund einer gesunden wissenschaftlichen Exegese in der Predigt verwertet wird. In Br.s Predigten ist der stets möglichst kurze Text bestenfalls ein Motto, öfter wird er allegorisch und typologisch mißhandelt, um der Predigt eine passende Unterlage zu geben. Das schlimmste in dieser Beziehung wird in „der Sieger von Edom" (Jes. 63 1) und in „die Flügel der Seraphim" (Jes. 6 2) geboten. Daß aber trotz der Methode auch höchst geistvolle Darbietungen zu gewinnen sind, beweist „der Fluch über Meros" (Richter 5 23): ein Bild der durch Feigheit, falsche Demut, Trägheit nutzlosen Menschen, oder „die Bedeutung der Kruste" (1 Kor. 3 8); sie besteht in den Vorurteilen, in den erworbenen Weltanschauungen, in eigensinnig festgehaltenen Prinzipien, — sie ersticken die Unbefangenheit und den Sinn für die Wahrheit.

Die Gedanken, die Br. vorträgt, sind durchweg groß und tief, so groß und tief, daß auch eine geistig hochstehende Gemeinde nicht folgen kann, — vielleicht eine Folge davon, daß Br. nicht frei redet, sondern seine sorgfältig ausgearbeitete Predigt der Gemeinde vorliest. Die Grundtendenz oder der die Predigten durchziehende Grundgedanke ist, daß der Mensch, dessen ursprüngliches Wesen gut und gottähnlich ist, zu sich selber kommt, wenn er zu Gott kommt, ein rechter Mensch wird, sobald er ein Christ und mit Gott vereint, also göttlich, wird. Jesus Christus selbst ist der vollendete Mensch, weil er Gottes Sohn ist, Gottes Sohn in wahrer Gottheit, weil er wahrer Mensch ist. So sieht Br. in jeder echt menschlichen Regung den Vorboten und die Weissagung auf christliches Glaubens- und Geistesleben, sie drängt darauf hin und erreicht ihr Ziel, wenn der Mensch in Christo seinen Erlöser gefunden hat. So besonders klar und leuchtend in der Predigt „das Licht der Welt" (Joh. 8 12) S. 249 f. So anziehend solche Ausführungen über die anima naturaliter christiana sind, so leicht verlocken sie den Leser zum Außerachtlassen der notwendigen Krise des inneren Lebens, die das N. Test. Bekehrung und Wiedergeburt nennt. Br. selbst kennt sie übrigens sehr wohl; in der ausgezeichneten ersten Predigt, über Röm. 8 2, verbreitet er sich über das Gesetz des Geistes, das da lebendig macht, im Gegensatz zu dem uns von Natur gefangen haltenden Gesetz der Sünde und des Todes. Auch in anderen Predigten tritt dieser Gegensatz hervor, allerdings mit der Neigung, den Wiedergebornen in einem so vollkommenen Lichte strahlen zu lassen, daß Phil. 3 12—15 dabei nicht bestehen kann. — Es ist nicht immer leicht, den Gedankengängen zu folgen. Der Prediger berücksichtigt nicht die Auffassungskraft der nicht spezifisch philosophisch Gebildeten: er hat seine Freude an der Entwicklung seiner Gedanken und gerät nicht selten dadurch in Dunkelheiten hinein, die kein Mensch außer ihm selbst durchschauen kann. Z. B.: „Die Treue einem umschließenden Prinzip und einer umschließenden Macht gegenüber ist Glaube. Das Leben glaubt an seine Idee. Das Gesetz glaubt an sein Prinzip. Gott glaubt an sich" (S. 290). Doch nicht nur zu einzelnen Dunkelheiten verleitet der Geistreichtum; die Gedankengänge selbst führen bisweilen auf Irrwege. In der Predigt über „Erfolg und Mißerfolg" (Lc. 22 28. 29) wird entwickelt, daß der Mißerfolg stets der Vorbote des Erfolges sei, daher selbst schon ein Erfolg; das Unglück, das ein guter Mensch in der Welt hat, ist freilich Mißerfolg, aber Vorbote des Erfolges, der gewiß eintreten werde; denn Gutsein und (sinnlich) Glücklichsein stehen in einer ursprünglichen und notwendigen Verbindung (!). — Vielleicht reizen gerade auch diese Eigentümlichkeiten die Leser, Brooks näher kennen zu lernen; sie werden viel edles und echtes Gold bei ihm finden. —

„Frohe Botschaft". Ein Jahrgang Predigten für 1905/06. Cassel. Röttger. 416 S. Mk. 2,50.

Die 52 Predigten sind zuerst einzeln gedruckt und Sonntags verteilt worden. Die vorliegende Sammlung bildet den 11. Band der Jahrgänge. Die Verfasser (Culemann, Dammann, Michaelis, Schrenk, Wittekindt) gehören zu den Führern der Gemeinschaftsbewegung mit ihren Evangelisations-Bestrebungen. Die Predigten variieren durchgängig das große Thema: Sünde und Gnade, Buße und Bekehrung; ein stark methodistischer Zug tritt überall hervor; die „Welt" und die „Gläubigen" stehen in schärfstem Gegensatz. So irreführend dies ohne nähere Erklärung ist, so beschränkt auch die ganze Behandlung religiöser Dinge sich gibt, so wenig kann man sich doch dem Eindruck entziehen, daß dem oft so marklosen nivellierenden Gerede gegen-

über dies ernste Drängen auf entschiedenes Christentum ein wünschenswertes Ferment zur Erweckung und Erneuerung bedeutet. Die exegetische Verwertung des Textes genügt freilich nicht immer; die allegorische Umdeutung von Joh. 5 1—16 und die unevangelische Schätzung des Sabbath-Sonntags (vgl. Conf. Aug. Art. 28) geben gerechten Anstoß.

Die Firma Ungelenk in Dresden hat eine Reihe kleinerer Predigtsammlungen auf den Markt gebracht. Die 7 Predigten von Cl. Neumeister: „Pilgerstand und Vaterland" sind freilich recht minderwertig und hätten ungedruckt bleiben sollen. Dagegen sind die von Pastor Dr. Conrad herausgegebenen 12 Missionsfestpredigten und die 12 Bußtagspredigten („Im Reich der Gnade" III 1 und 3, jedes Heft 1 Mk.) zu denen hervorragende Prediger Deutschlands ihre Beiträge geliefert haben, durchweg als vorbildlich zu bezeichnen, wenn auch keiner Predigt eine besondere Note, die für die Predigt der Gegenwart fruchtbar sein könnte, eigentümlich ist. Die 18 Predigten des Divisionspfarrers Paul Müller in Trier, „Zum Erlöser" betitelt, haben für die evanglische Gemeinde in Trier eine gewisse Bedeutung. Die evangelische Basilika in Trier führt nämlich den Namen der Erlöserkirche; die Innenwände sind mit 18 Bibelstellen, die vor 50 Jahren König Friedrich Wilhelm IV. selbst ausgesucht hat, geschmückt, und diese 18 Bibelstellen bilden die Texte der Predigten. In ihrer gewandten und gefälligen, nur allzu glatten Sprache können sie den Evangelischen in Trier zur häuslichen Erbauung wertvoll sein.

Mit einer eigentümlichen Note treten die drei Zeitpredigten des Superintendenten von Magdeburg A. Trümpelmann unter dem Titel „Dennoch!" auf (Magdeburg, Faber, 1906). Dem Heftchen vorgedruckt ist eine Reklame der Magdeburger Zeitung vom 13. Sept. 1906, in der angekündigt wird, daß der Verfasser am 16. Sept., am 7. und 21. Oktober über Psalm 73 23—26 predigen werde. Zuerst das „Dennoch bleibe ich stets an dir" den Rätseln und Ungerechtigkeiten des Lebens zum Trotz, dann allen Unglückskatastrophen zum Trotz, endlich „in Gott haben wir das höchste Gut, den höchsten Genuß und die höchste Kraft des Lebens". In der ersten Predigt versäumt der Verfasser nicht, auf die beiden folgenden, in der zweiten auf die dritte empfehlend hinzuweisen. Eine Theodicee im weitesten Umfang ist beabsichtigt; sie wird in der ersten Predigt versucht durch die Ausführung, daß „ohne Übel keine Entfaltung unserer Kraft empor zu Gott" stattfinde, in der zweiten, daß „ohne Leid und Tränen keine Reinigung unserer Seelen in Gott" gewonnen werde, in der dritten, daß „im Gottesgedanken der Mensch über sich selbst hinaussteige". Die Sprache ist einfach und kräftig, in der dritten Predigt ermangelt sie jedoch der durchsichtigen Klarheit. Ob der Verfasser aber wirklich meint, für die berührten großen Welträtsel in seinen Predigten den lösenden Schlüssel dargeboten zu haben? Jedenfalls ist dringend zu wünschen, daß die aufdringliche Reklame keine Nachahmung finde.

Zur Geschichte und Praxis des Kirchenlieds.

Von Lic. th. Rudolf Günther, Dekan in Langenburg.

Die Wissenschaft vom Deutschen Kirchenlied ist aus der Gesangbuchsnot des neunzehnten Jahrhunderts geboren und hat seitdem auf die Gesangbuchspraxis mehr oder weniger bestimmenden Einfluß geübt. Auf dem Gebiet der Quellenkunde hat

sie Leistungen ersten Ranges hervorgebracht; in der Sammlung, Sichtung, Registrierung des Materials erweist sie sich durchaus als methodische Wissenschaft, während ihren biographischen Arbeiten öfters noch etwas von dem erbaulichen Charakter der älteren naiv schaffenden Hymnologie anhaftet. Noch mehr bedarf ihr literarhistorisches Urteil der Schulung an den Maßstäben der weltlichen Literaturgeschichte, sie kann auch nicht mehr in der Abgeschlossenheit der rein kirchlichen Sphäre verharren; die Unsicherheit in der Grenzregulierung zwischen dem Kirchenliede einerseits, dem geistlichen und religiösen Lied anderseits ruht zum guten Teil auf dem Abschließungsverfahren, das wie die Theologie überhaupt so auch die kirchliche Hymnologie dem Zusammenhang mit dem allgemeinen Geistesleben entfremdet hat. Für die geschichtliche Betrachtung des Kirchenlieds ist durchaus eine bewußte Scheidung des Antiquarischen und des Literarhistorischen geboten. Und eine neue Aufgabe stellt sich ein; für die Geschichte der Frömmigkeit bietet das Kirchenlied besonders wertvolle Zeugnisse, die religionsgeschichtliche Betrachtung desselben steht aber erst in den Anfängen. Wo einer wissenschaftlichen Disziplin neue Aufgaben erwachsen, da bedeutet das immer zugleich eine Verheißung für die Zukunft.

Über den jetzigen Stand der Geschichte und Praxis des Kirchenliedes mag der nachstehende Bericht wenigstens nach einigen Seiten hin einen Überblick gewähren.

Billig beginnen wir mit dem Quellenwerk über das deutsche evangelische Kirchenlied des siebzehnten Jahrhunderts, das W. Tümpel mit Unterstützung der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Nachlaß Albert Fischers herausgibt und von dem bis jetzt drei Bände vorliegen *). Was Wackernagel in seinem großen Werke für das sechzehnte Jahrhundert geleistet hat, wird hier für das siebzehnte unternommen, im wesentlichen nach denselben bewährten Grundsätzen, doch nicht ohne manche Abweichungen. Von einer Vollständigkeit, wie Wackernagel sie angestrebt hat, muß hier schon wegen der Fülle des Stoffs von vornherein abgesehen werden; weiterhin soll aber auch grundsätzlich Minderwertiges von der Aufnahme ausgeschlossen sein. Für die Auswahl sind folgende vier Gesichtspunkte maßgebend. Berücksichtigt werden die Lieder, die eine wirkliche kirchliche Bedeutung erlangt haben, was an der Aufnahme in die Gemeindegesangbücher zu erkennen ist. Sodann wird das Gute und Gediegene auch in dem Fall gebracht, daß die Kirche keine Notiz davon genommen hätte. Weiter wird solchen Liedern, welche für die Eigenart des Dichters charakteristisch sind, auch wenn sie minderwertig wären, ein Platz in der Sammlung gegönnt. Endlich werden diejenigen Lieder aufgenommen, welche ein historisches Interesse haben.

Man wird die Auswahl, die unser Sammelwerk nach diesen Gesichtspunkten trifft, im allgemeinen entsprechend finden. Die Sammlung wird im historischen Interesse veranstaltet; es ist unvermeidlich, daß der maßgebende Einfluß, welcher der Auswahl der Gesangbücher des siebzehnten Jahrhunderts zugestanden wird, auch solchen Stücken Einlaß gewährt, denen kein Eigenwert zukommt und die nur Wiederholungen bedeuten.

---

*) Das deutsche evangelische Kirchenlied des siebzehnten Jahrhunderts. Von D. Albert Fischer, weil. Oberpfarrer und Superintendent a. D. zu Großottersleben. Nach dessen Tode vollendet und herausgegeben von W. Tümpel, Pfarrer in Unterreuthendorf (S. Altenburg). Gütersloh, W. Bertelsmann, 1. Band 1903. 2. Band 1905. 3. Band 1906. Brosch. à Mk. 12.

Anderseits tritt auch mancher wirkliche Dichter wie z. B. Tobias Kiel wieder in helleres Licht. Die Zahl der Namen, die in der Sammlung vertreten sind, ist groß. Es sind bisher 295. Davon mag gegen ein Drittel dem Laienstande angehören. Die Schätzung ist unsicher, da öfter nicht zu entscheiden ist, ob die Lehrer und selbst die Organisten dem geistlichen Stand zuzurechnen sind oder nicht.

Es sind alle Stände vertreten: Edelleute und einfache Bürger, der ehrsame Bader und der Schuhmacher, Räte und Bürgermeister, Advokaten und Notare, Professoren und Ärzte, Organisten, Kapellmeister und Kantoren, Buchdrucker und auch eine Frau neben der Menge der Theologen und Geistlichen. Mit besonders hohen Liederzahlen sind die folgenden bedacht: Johann Heermann mit 75 Liedern (heute 44), Martin Rinckart mit 25 (heute 3), Johann Rist mit 123 (heute 41), Justus Gesenius und David Denicke mit 87 (heute 39), Simon Dach mit 47 (heute 11), Paul Gerhardt mit 116 (heute 77), Christoph Runge mit 30 (heute 5) Liedern. Der reformierten Kirche gehören in der Zeit von 1570 bis 1648 nur 19 Verfassernamen an.

Die Anordnung folgt dem Vorgang Fischers in den Beigaben zu der Bearbeitung des Bunsenschen Gesangbuchs (1881). Demgemäß wird die Zeit des Bekenntnisliedes von 1570—1648 und die Zeit des Erbauungsliedes von 1648—1750 unterschieden. In der ersten Hauptperiode bildet der dreißigjährige Krieg und das zeitlich nahestehende Erscheinen der Opitzschen Poeterey einen Einschnitt, so daß zwei durch das Jahr 1618 getrennte Abteilungen entstehen. Da mit den gegebenen Bezeichnungen, Bekenntnislied und Erbauungslied der Charakter der Periode nur ganz im allgemeinen angedeutet sein soll, so ist gegen ihren Gebrauch nichts einzuwenden. Und daß innerhalb der einzelnen Perioden die landschaftlich zusammengehörigen Dichter zusammengefaßt werden und im übrigen die Chronologie maßgebend sein soll, ist in der Ordnung. Dagegen hätten die lutherischen Dichter nicht von den Dichtern der reformierten Kirche, der Brüdergemeinde, der Sektierer getrennt und diese nicht in besondere Anhänge verwiesen werden sollen, eine derartige dogmatische Scheidung ist für die rein wissenschaftliche Betrachtung des frommen Liedes antiquiert. Ob es dem Herausgeber gelingen wird, den noch übrigen umfänglichen Stoff in zwei Bänden unterzubringen, bleibt abzuwarten.

Die Texte werden nach dem soweit jetzt bekannt frühesten Druck, sei es aus Werken der Dichter, sei es aus kirchlichen Liedersammlungen, gegeben. Die Orthographie der Quellenwerke ist jeweils beibehalten, doch beginnen die Zeilen im Abdruck der Gleichmäßigkeit halber stets mit großen Anfangsbuchstaben; die Interpunktion ist völlig neu gestaltet. Von den Veränderungen eines Liedes werden diejenigen, welche sicher oder mit Wahrscheinlichkeit auf den Dichter selbst zurückzuführen sind, sämtlich, auch Kleinigkeiten nicht ausgeschlossen, aufgenommen. Im übrigen werden nur die wichtigeren Abweichungen aufgezählt. Erscheint ein Text in Verbindung mit Musiknoten, so wird die erste Zeile der Melodie mitgeteilt. Mit Recht geht der Herausgeber über Wackernagel darin hinaus, daß er den Namen der einzelnen Dichter kurzgefaßte biographische Angaben beifügt, welche den Stand unserer jetzigen Kenntnis wiedergeben und Fingerzeige zu weiterer Orientierung enthalten. Für den Schluß des ganzen Werkes ist eine genaue bibliographische Beschreibung sämtlicher benutzter Quellenwerke vorgesehen. Die Bitte an den Herausgeber, daß er in dieser Bibliographie auch den Standort der selteneren Werke namhaft machen und die nötigen bibliothekarischen Notizen mitteilen möge, wird nicht vergeblich ausgesprochen werden. Daß mit dem zweiten Band die Sprach- und Sacherklärungen zu den einzelnen Liedern eingestellt werden, ist zwar in anbetracht der unvermeidlichen

Wiederholungen begreiflich, dem Gebrauch des Werkes in weiteren Kreisen aber kaum förderlich. Das in Aussicht gestellte Wörterverzeichnis am Schluß desselben wird für den Fortfall jener Erklärungen kaum genügend entschädigen.

Auf Einzelheiten kann bei dem Umfang des Werks nicht eingegangen werden. Und ein abschließendes Urteil ist erst möglich, wenn dasselbe vollständig vorliegt. Bisher schreitet es in gleicher Tüchtigkeit fort und wird ein für den Kirchenliedforscher unentbehrliches, aber auch für den Sprachforscher wichtiges Literatur-Denkmal bilden aus einer Zeit, in welcher die geistliche Dichtung allerdings stark in die Breite gegangen ist, in der aber doch mehr als an einer Stelle das fromme Lied aus ursprünglicher Quelle in ungeahnter Tiefe hervorbricht. Es ist nicht anders denkbar, als daß dieses bedeutsame Werk auch die Gesangbuchpraxis merklich beeinflussen wird.

Von hymnologischen Studien, die sich auf einen der großen kirchlichen Dichter beziehen, ist hier, da über die Paul Gerhardt-Literatur schon berichtet ist, auf F. Spittas „Studien zu Luthers Liedern"*) hinzuweisen. Sie bilden eine Ergänzung zu des Verfassers größerem Werk über die Lieder Luthers, in welchem er entgegen der herrschenden Anschauung für die frühere, rein persönliche Entstehung der namhaftesten „Kirchenlieder" des Reformators eintritt. Läßt die gewöhnliche Ansicht, die von den Lutherforschern Drews, Kawerau und Köhler nachdrücklich festgehalten wird, Luther erst durch äußeren Anstoß zum Dichter werden und seine 1524 erschienenen Lieder um diese Zeit auch erst zur Befriedigung des Gemeindebedürfnisses entstanden sein, so sucht Spitta, gestützt auf eine allgemeine Überzeugung von dem Wesen des Lyrischen und veranlaßt durch Einzelbeobachtungen an Luthers Texten, an der Hand eingehender literarkritischer Untersuchungen zu erhärten, daß Luthers älteste Dichtungen seiner katholischen Zeit entstammen und weiterhin mit den seelischen Erschütterungen und großen Erlebnissen der ersten Reformationsepoche zusammenhängen. In dem größeren Werke, das von diesem Liede seinen Haupttitel hat, geht dieser Nachweis von „Ein feste Burg ist unser Gott" aus und schreitet von da zu den übrigen Liedern fort, in den vorliegenden Studien nimmt der Verfasser den umgekehrten Gang. Er knüpft dabei sehr geschickt an Luthers Glaubenslied an, das offenbar nicht für Kultuszwecke geschaffen ist, stellt den ursprünglichen Sinn der eigenen Aussagen Luthers über seine dichterische Betätigung fest und bahnt sich durch eine Untersuchung der in doppelter Fassung vorliegenden Lutherlieder und des Verhältnisses der Lieder zu Luthers Bibelübersetzungen und zur Vulgata den Weg zu der Erkenntnis, daß Luthers älteste Psalmenlieder, insbesondere „Ein feste Burg" auf dem Vulgatatext beruhen, während Luther um 1524 sich sichtlich vom Vulgatatext entfernt und kein Grund zu der Annahme vorliegt, er hätte, vollends bei seinen Grundsätzen für die dichterische Wiedergabe der Psalmen, bei seinen Dichtungen um jene Zeit sein besseres Verständnis des Grundtextes verleugnet. Es wird nun Sache der Gegner Spittas sein, die weiteren Beweise, welche er für seine Ansicht beigebracht hat, vor allem seine Erklärung der einschlägigen Äußerungen Luthers zu widerlegen**).

Von der Geschichte wenden wir uns zur Praxis des Kirchenliedes. Die bemerkenswerteste Erscheinung unter den jüngsten Gesangbüchern ist die neue Aus-

---

*) Friedrich Spitta, Studien zu Luthers Liedern. Sonderabdruck aus der „Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst" 1906. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1907. 48 S.

**) Das Inhaltsverzeichnis zu Anfang ist dasjenige des größeren Werkes.

gabe des **Evangelischen Militär-Gesang- und Gebetbuchs***). Die Bedeutung dieses Buches beruht zunächst darauf, daß es als das Gesangbuch des deutschen Heeres wie kein anderes einen Kristallisationspunkt für die Einigungsbestrebungen auf dem Gebiet des deutsch-evangelischen Kirchengesangs bildet. Weiter aber auch auf seiner Trefflichkeit, um derenwillen man es im ganzen als den Niederschlag der hymnologischen Arbeit der Gegenwart bezeichnen darf. Man kann den Leiter des Unternehmens, den Wirklichen Geheimen Rat D. **Richter**, der diese Aufgabe in den Ruhestand hinübergenommen und im Einverständnis mit seinem Amtsnachfolger, dem Evangelischen Feldprobst der Armee Wölfing ausgeführt hat, in der Tat zu diesem Erfolg beglückwünschen, der ihm in der deutschen Gesangbuchsgeschichte ein bleibendes Andenken sichert.

Freilich hatte man ähnliche Hoffnungen auch schon für die erste Ausgabe dieses Gesangbuchs vom Jahr 1885 gehegt und diese hatten sich nur zum geringen Teil erfüllt. Bayern und Württemberg dehnten ihre Reservatrechte auch auf das Militärgesangbuch aus, das Mecklenburgische wich stark ab und wenn auch Baden, das Großherzogtum Hessen und Oldenburg die Hundertfünfzig Lieder des preußischen Gesang- und Gebetbuchs übernahmen und im Königreich Sachsen die Hundertfünfzig Lieder sich mit den preußischen deckten, so war doch in diesen besonderen Militärgesangbüchern, auch soweit die Liederauswahl übereinstimmte, die Übereinstimmung in der Strophenauswahl und in der Textredaktion nicht ohne weiteres gegeben. Württemberg z. B. hatte mit Preußen 104 von den 150 Liedern gemeinsam, aber das Zusammensingen war nur zur Not möglich. Und nur im kleinsten Maß traf die Erwartung zu, daß die neuentstehenden Landes- und Provinzialgesangbücher den Liederbestand des Militär-Gesang- und Gebetbuchs aufnehmen würden. Das einzige Gesangbuch, welches dieser Annahme entsprach, ist das der Provinz Pommern. Vollends hat die Textrezension des Militärgesangbuchs auf die späteren deutschen Gesangbücher nur sporadisch eingewirkt. Von anderem abgesehen veraltete sie viel zu rasch, die Textgestalt, welche die Eisenacher Konferenz der Kirchenregierungen in den Jahren 1879 und 1880 annahm, war bei dem Fortschritt der Hymnologie im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts bereits überholt.

Aber seitdem diese Konferenz auf eine von Braunschweig ergangene Anregung hin 1878 die Herausgabe eines gemeinsamen deutschen Militärgesangbuchs ins Auge faßte, hat der nationale Gedanke auch in den deutschen Partikularkirchen Wurzel geschlagen und die Logik der Sache selbst wird schließlich auch die noch vorhandenen Widerstände überwinden. Denn bei aller Mannigfaltigkeit der Formen, in welchen der deutsche Protestantismus seinem Wesen nach sich bewegt, wird er doch allmählich um seiner kirchlichen Selbsterhaltung willen dazu gedrängt, von der Ausbildung und Pflege willkürlicher Unterschiede abzustehen. Und so scheint das Militärgesangbuch in seiner neuen Gestalt dazu bestimmt zu sein, den Grundstock der künftigen deutschen Gesangbücher zu bilden, an den sich dann das provinzielle und lokale Eigengut der einzelnen Kirchengemeinschaften anschließt.

Die neue Ausgabe ist sorgfältig vorbereitet 1906 erschienen. Die Grundzüge derselben wurden am 14. und 15. Dezember 1904, auf einer Konferenz in Berlin, zu welcher neben einer Anzahl Militärgeistlicher eine Reihe hymnologischer und kirchenmusikalischer Sachverständiger versammelt waren, festgestellt. Minderwertige

*) Evangelisches Militär-Gesang- und Gebetbuch. Neue Ausgabe 1906. Berlin, Georg Reimer.

oder unentbehrlich scheinende Lieder des bisherigen Bestandes wurden ausgeschaltet; die Neuaufnahmen stellen in den meisten Fällen Verbesserungen dar. Der Anhang geistlicher Volkslieder wurde mit Rücksicht auf vorhandene Bedürfnisse vermehrt. Für die Textredaktion wurden allgemein folgende Grundsätze gutgeheißen: 1. Zur Urform der Kirchenlieder ist zurückzukehren, soweit Geschmack und Verständlichkeit es irgend zulassen. In den alten Kernliedern (Luther, Decius usw.) sind Härten nicht zu scheuen. 2. Bei unausgleichbaren Abweichungen von der Urform ist der im jetzigen Militärgesangbuch vorhandenen Lesart der Vorzug zu geben. Im Militärgesangbuch sich findende geringere Abweichungen gegenüber der Urform sind an tüchtigen Lesarten neuester Gesangbücher zu prüfen. 3. Bei der Auswahl von Versen im einzelnen Kirchenlied entscheidet nicht bloß die Verwendbarkeit im Gemeindegottesdienst, sondern auch die Eigenart dieser Sammlung als Gebetbuch zugleich. 4. Wo ganze Verse nach Sinn und Ausdruck Mißverständnis anrichten, zumal bei soldatischer Jugend, ist ihre Auslassung anzustreben. Anderseits sind Lieder nach ihrem ursprünglichen Umfang auszudrucken, wo ihre Erbaulichkeit im Singen und Beten unzweifelhaft ist, auch wenn Wiederholungen der Gedanken eintreten oder geringe Änderungen erforderlich sind.

Nach diesen Grundsätzen wurde der Text von Kleinert und Nelle bearbeitet, während die Bearbeitung der Melodien in den Händen Flörings und Kaweraus lag. Auf Grund dieser Vorarbeiten stellte D. Richter einen Entwurf fertig, der sodann den Konferenzteilnehmern sowie andern deutschen Hymnologen zur Begutachtung vorgelegt wurde. Es folgte die abschließende Redaktion und die Genehmigung des Buchs in seiner Endgestalt durch kaiserliche Kabinettsordre vom 5. April 1906. Über die Entstehung desselben berichtet eine nicht allgemein zugängliche Denkschrift, welche zugleich einen lehrreichen Beitrag zur Geschichte des Militärgesangbuchwesens in Preußen liefert.

Das Gesangbuch selbst liegt in zwei Ausgaben vor, einer kleinen, die für militärische Zwecke, und einer großen, die nach dem Vorbild des Gesangbuchs für Elsaß-Lothringen eingerichtet ist. Von dem Eisenacher deutsch-evangelischen Kirchengesangbuch, an dessen Stelle es gewissermaßen tritt, unterscheidet es sich in der Liederauswahl erheblich. Auch abgesehen von dem Anhang enthält es nicht weniger als 64 Lieder, die nicht in dem Eisenacher Buche stehen. Der Unterschied ist auch bezeichnend. Das liturgische Lied tritt noch mehr hinter dem Erbauungslied, das Psalmenlied noch mehr hinter dem freien Lied zurück. Die Zeit des Pietismus und auch die neuere Zeit ist mehr berücksichtigt; Tersteegen, Klopstock, E. M. Arndt und A. Knapp kommen jetzt zum Wort. Manche früher höher gestellte Lieder sind bei richtigerer Schätzung fortgefallen, die Wertschätzung Gerhardts ist noch gestiegen. War Paul Gerhardt im Eisenacher Gesangbuch mit 15 und in der ersten Ausgabe des Militärgesangbuchs mit 19 Texten bedacht, so steigt deren Zahl jetzt mit Hinzurechnung von 3 Nummern des Anhangs auf 22. Man kann diese Bevorzugung vom Standpunkt der korrekten Hymnologie beanstanden*), der Freund der Poesie wird am wenigsten einzuwenden haben, wenn einer der wenigen Großen auf unserem Gebiet in dieser Weise in den Vordergrund tritt. Dagegen gehört sicher nicht unter die Hundertundfünfzig Rambachs „König, dem kein König gleichet“ (Nr. 91) und des Olearius „Herr Jesu Christ, dein teures Blut“ (Nr. 41). Das letztere kann

---

*) Ph. Dietz, Die Verbreitung und Behandlung der Lieder Paul Gerhardts. Sione 1907. S. 42.

durch die Häufung der Prädikate den Mangel wirklicher Anschauung nicht ersetzen; da es ihm an innerer poetischer Kraft fehlt, wirkt seine Bluttheologie abstoßend. Diese aber ist in dem Buche doch ohnedem nicht zu kurz gekommen.

Die Textrezension darf im ganzen auf Zustimmung rechnen. Bei verschiedenen Texten gibt sie ein glückliches Vorbild. Huberts „Allein zu Dir, Herr Jesu Christ" (Nr. 81) erscheint wieder in seiner ursprünglichen Straßburger Fassung. Arndts „Ich weiß, woran ich glaube" (Nr. 89) ist der Knappschen Verballhornung entkleidet und der Urform nahegebracht. Das Osterlied „Frühmorgens, da die Sonn aufgeht" (Nr. 51) gewinnt durch die Einfügung der öfters unterdrückten subjektiven Strophen im Anfang. Daß „In allen meinen Taten" (Nr. 122) die Reisestrophen enthält, ist für den Zweck unseres Buches ganz entsprechend. „Schmücke dich, o liebe Seele" (Nr. 79) ist in der dargebotenen Strophenauswahl ein geschlossener Ausdruck der lutherischen Abendmahlsanschauung. Richtig behandelt ist das Weihnachtslied „Fröhlich soll mein Herze springen" (Nr. 29), indem als dritte Strophe bereits die Christkindstrophe einsetzt. Für Gerhardt war die Strophe von der Menschwerdung Gottes ebenso wichtig wie die von dem Opfertod Christi; es ist dogmatisches Vorurteil, wenn man zwar die erstere fallen läßt, die letztere aber festhalten zu müssen meint. Die Hauptsache aber ist, daß nunmehr die Christkindstrophe, auf die doch das Lied hindrängt, auch wirklich zum Gebrauch kommt — dank dem Umstand, daß sie hier vorgerückt ist. Dagegen erscheint fraglich, ob das an die Weihnachtsspiele erinnernde „Ich steh an deiner Krippen hier" im Militärgesangbuch seine Stelle haben kann, wenn man seine Eigenart nicht preiszugeben gewillt ist; eine einzige Huldigungsstrophe für das Christkind ist im letzteren Fall zu wenig. Wenn es aber schon in diesem Liede (Str. 7) heißen darf:

So laß mich doch dein Kripplein sein

und in „Lobt Gott, ihr Christen allzugleich" (Nr. 32, Str. 7):

Das herzge Kindelein

warum muß dann in Luthers Kinderlied auf die Weihnachten (Nr. 33, Str. 10) geändert werden:

Ein enge Wiege dir zu sein?

Unser Buch ist sonst in Beibehaltung von Altertümlichkeiten nicht engherzig. So hat es in „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren" (Nr. 5) auf die poetische Stelle (Str. 2):

Der dich auf Adelers Fittichen sicher geführet

nicht verzichten wollen, was um so eher möglich ist, als die Dehnsilbe beim Gesang nicht stört, beim mündlichen Vortrag aber ohne empfindliche Schädigung des Rhythmus unbeachtet bleiben kann. Ein völliges Einverständnis ist über diese Dinge schwerlich je zu erzielen, da Stammes- und Dialektverschiedenheiten wie verschiedene Gewöhnung dabei ihren Einfluß üben. Aber wozu in der dritten Strophe von „Eins ist not, ach Herr, dies Eine" (Nr. 87) „des Einigen Genieß" festgehalten werden mußte, ist nicht zu ersehen. Viel unbedenklicher wäre es doch gewesen, wenn man in „Gott ist gegenwärtig" (Nr. 15, Str. 8) das Original hätte stehen lassen:

Laß mein'n Geist auf Erden
dir ein Heiligtum noch werden,

oder wenn man in dem doch einmal eigenartigen Liede „Ich steh an deiner Krippen hier" (Nr. 31, Str. 7) singen dürfte:

Komm, komm und lege bei mir ein
dich und all deine Freuden.

Und wollte man in „Nun danket alle Gott“ (Nr. 7, Str. 3) das Original „dem dreimal einen Gott“ nicht belassen, so ist doch die Änderung „dem Dreieinigen Gott“ phonetisch unerträglich und dem Dichter des Liedes nicht nachträglich aufzubürden, der diese unnötige Härte zu vermeiden wußte.*)

Einzelne Änderungen sind aus pädagogischen Gründen hervorgegangen. So in „Wie schön leucht uns der Morgenstern“ Nr. 102, Str. 4:

Herr, erbarme dich in Gnaden,

wie auch das Gesangbuch von Rheinland-Westfalen, dessen stille Einwirkung überhaupt zu erkennen ist, statt des ursprünglichen:

Daß ich warme werd von Gnaden

setzt. Begreiflich, aber ein Stilbruch bleibt es doch immer. Die Änderung der dritten Strophe dieses Liedes:

Geuß sehr tief in mein Herz hinein,
o du mein Herr und Gott allein,
die Flamme deiner Liebe

ist irreführend, wie die folgende Korrektur:

Daß ich, o Herr, ein Gliedmaß bleib
an deinem auserwählten Leib

ausdrücklich bestätigt. Auf pädagogischen Bedenken beruht auch die vermeintliche Verbesserung in „Ist Gott für mich, so trete“ (Nr. 90, Str. 6):

Die Höll und ihre Flammen
die machen mir nicht Schmerz,

welche das kühne:

die sind mir nur ein Scherz

ersetzen soll, allein sie hat mit derartigen Verbesserungen gemein, daß sie die Klarheit des Gedankens trübt, seine Wirksamkeit abschwächt und auf schiefe Vorstellungen führt. Wem die Hölle und ihre Flammen keinen Schmerz bereiten, der muß wenigstens in einer Lage sein, in der er sie empfinden könnte, muß sich also in der Hölle befinden. Ob die überflüssige und nachteilige Änderung in „Wunderbarer König“ (Nr. 14, Str. 2):

Großes Licht der Sonne,
sende deine Strahlen

statt „schieße deine Strahlen“ auch militärischen Rücksichten entstammt, ist nicht zu entscheiden. Nicht glücklich ist die Wendung in der fünften Strophe des Liedes: „O du allersüßte Freude (Nr. 61):

Du bist heilig, läßt dich finden,
wo man rein und sauber ist,
fleuchst hingegen Schand und Sünden,
wie die Tauben Falsch und List.**)

Und unmöglich kann das Folgende als Gerhardtstrophe anerkannt werden, wenn schon „das Lüftlein des Todes“ richtig wiederhergestellt ist (Nr. 3*, Str. 7):

Menschliches Wesen
was ists gewesen?

---

*) Die Originallesart „als er ursprünglich war“ ist wohl Druckfehler für „es“ und zwar bereits im Original.

**) Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst 1906 S. 347.

In einer Stunde
geht es zu Grunde,
sobald das Lüftlein des Todes dreinweht.
Alles in allen
muß brechen und fallen;
Himmel und Erden
zunichte einst werden,
alles Erschaffene wieder vergeht.

Wenn kein anderer Ausweg bleibt, muß diese Strophe fallen. Jedenfalls ist m. E. zu lesen:

Menschliches Wesen
was ists? Gewesen *).

Endlich müssen es sehr starke äußere Einflüsse gewesen sein, die dazu geführt haben, daß die schlechte Weylsche Übersetzung des altniederländischen Volksliedes „Wir treten zum Beten" auch in dieser neuen Ausgabe des Militärgesangbuchs ihr Dasein fristen darf, nachdem uns Karl Budde eine fein empfundene Verdeutschung des Originals geschenkt hat.

Doch kann und will diese Kritik im einzelnen das Gesamturteil nicht aufheben, daß wir es in diesem Gesangbuch mit einem vortrefflichen Werke zu tun haben, von dem man wünschen muß, daß es seine Spuren durch künftige deutsche Gesangbücher ziehen möge. Manche Eigentümlichkeiten erklären sich überdies aus dem besonderen Zweck des Buchs, so die halbdogmatische Anordnung oder der militärische Ton, welcher in den allgemeinen Bestimmungen gegenüber der Gemeinde angeschlagen wird. Möchten die mit Recht auf dieses Buch gesetzten Hoffnungen diesmal nicht enttäuscht werden und auch das neue Militärchoralbuch für Vereinheitlichung unseres Kirchengesangs seine Früchte tragen!

Beiläufig sei hier in diesem Zusammenhang auch der „Anhang zum Gesangbuch für die Evangelische Kirche im Großherzogtum Hessen" **) erwähnt. Mit seinen 72 geistlichen Liedern bietet er eine Ergänzung zu dem 1880 erschienenen Gesangbuch, zunächst für Jugendgottesdienste und für freie Versammlungen der Gemeinde; manches davon wird aber auch im Gemeindegottesdienst Eingang finden, wie es denn in andern Landeskirchen hier längst gebräuchlich ist.

Die reichliche Auswahl ist lehrreich. Ein solches Buch kommt nicht ohne Zugeständnisse an den Geschmack aus, der in gewissen Kreisen der Kirche herrschend geworden ist, obschon der Abstand solcher Stücke wie „Wo findet die Seele", „Harre, meine Seele", „Näher mein Gott, zu Dir", vom deutschen geistlichen Lied deutlich genug ist. Der Grund hiefür liegt zum Teil darin, daß die neuere geistliche Dichtung in Deutschland, soweit sie kirchlich gerichtet ist, keine Schlagkraft besitzt und das Bedürfnis nach neueren Liedern unleugbar vorhanden ist. Es muß doch in diesen Erzeugnissen, die sich mit dem deutschen Kirchenlied auch nicht von ferne messen können, etwas zu finden sein, was auf recht verschiedenartige Menschen unserer Zeit wirkt. Für das Lied der Julie von Hausmann „So nimm denn meine Hände" haben unlängst Martin Rade und der Chirurge von Bergmann Zeugnis abgelegt. Der undogmatische Charakter solcher Gedichte kann es allein nicht sein, denn wir haben auch unter unseren kirchlichen Vertrauensliedern solche,

---

*) Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst 1907 S. 160 ff.

**) Darmstadt, G. Jonghaussche Hofbuchhandlung 1906.

die in dogmatischer Hinsicht niemand Schwierigkeit bereiten. Vielmehr ruht diese Wirkung auf dem Umstand, daß in derartigen Gedichten die Stimme der Zeitgenossen vernommen wird und die Nebentöne mitklingen, die ein zeitgenössisches Glaubenszeugnis begleiten. Aber es ist eigentlich nicht dies, was an dem genannten Büchlein am ersten auffällt. Was an ihm rühmend hervorzuheben ist, das ist die mutige Einführung echter Volkslieder in den geistlichen Gesang, so des vollendeten „Als Jesus von seiner Mutter ging", des „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod", des „Im Himmel, im Himmel ist Freude so viel". Das ist ein Weg, der in unbefangener Weise weiterhin beschritten werden muß, wiefern dem verödenden Einfluß des fanatischen amerikanisch-englischen Bekehrungslieds überhaupt noch begegnet werden kann. Nur muß auch die letzte Folgerung entschlossen gezogen und der religiösen Poesie der Gegenwart in den freien Versammlungen der Gemeinde Bahn gebrochen werden. Weniges geht den Menschen von heute so durchs Herz wie die paar religiösen Lieder Eduard Mörikes.

Vielleicht angeregt durch A. Ebeling*) ist Philipp Dietz 1904 mit seiner „Tabellarischen Nachweisung des Liederbestandes der jetzt gebräuchlichen Landes- und Provinzialgesangbücher des evangelischen Deutschlands**)" hervorgetreten. Bis dahin hatte G. Brocks Evangelische Liederkonkordanz einigen Ersatz geboten, die freilich nur 11 Gesangbücher berücksichtigte. Es sind allerdings auch bei Dietz nicht, wie der Wortlaut des Titels vermuten läßt, sämtliche in den Landes- und Provinzialkirchen jetzt gebräuchliche Gesangbücher zu Rate gezogen, es mögen deren in Deutschland heute noch gegen hundert sein. Aber die wichtigeren sind es doch, welche Dietz befragt hat, und da er neben dem Militärgesangbuch richtig auch Bunsen-Fischers Allgemeines evangelisches Gesang- und Gebetbuch in den Kreis seiner Betrachtung aufgenommen hat, so gewähren die etwa 3850 Lieder, die er verzeichnet, wirklich einen Überblick über den heutigen Liederbestand des evangelischen Deutschland. Ein fehlerloses Instrument sind diese Tabellen nun freilich nicht. Hierzu hätten die benützten Gesangbücher noch sorgfältiger verglichen und es hätte insbesondere den verschiedenen Umarbeitungen, welche ein Teil der Gesangbuchlieder erfahren hat, nachgegangen und ihr Verhältnis zu der Urform klar gelegt werden müssen. Und der Zweck des Buches kann nicht der sein, die Geltung der einzelnen Lieder auf rein statistischem Wege festzustellen. Weder kann die Hymnologie auf die innere Kritik verzichten, welcher neben dem Moment der äußeren Verbreitung das Urteil über den Wert eines Liedes zu entnehmen ist, noch wäre eine derartige Bindung an die von Zufälligkeiten abhängige und durch Gewohnheit bestimmte Überlieferung im wohlverstandenen Interesse des Gesangbuchs selbst. Tatsächlich sind ja zu allen Zeiten Lieder neu in den Kreis der Gemeinde eingetreten, die von irgend einer Stelle aus erstmals auf die Bahn gebracht worden sind. Innerhalb der bezeichneten Schranken aber ist die Leistung des Verfassers verdienstlich; für die praktische Gesangbuchsarbeit ist sie unentbehrlich und sie spiegelt in ihren dürren Zahlen ein Stück Liedergeschichte wider.

Sie hat einen Ausbau und Unterbau erhalten in dem „Kleinen Kirchen-

---

*) In seiner Besprechung der Dietzschen „Restauration des evangelischen Kirchenliedes" in Theol. Literaturzeitung 1903, S. 280 ff.

**) Marburg. N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1904. 144 S., brosch. Mk. 3.

liederlexikon"*), das der schwäbische Hymnologe Christoph König neuerdings herausgegeben hat. König gibt für die bei Dietz verzeichneten Lieder den Verfasser, das Dichtungs- oder Druckjahr und die Zahl der Gesangbücher, in denen ein Lied sich findet. Über seinen Vorgänger hinausgehend bringt er in einem Nachtrag den Liederbestand des Psalmenanhangs zum rheinisch-westfälischen Gesangbuch, ferner des in Basel herausgegebenen Gesangbuchs für die evangelisch-reformierte Kirche der deutschen Schweiz und des Anhangs zum Gesangbuch für die evangelische Kirche des Großherzogtums Hessen. Es folgt ein alphabetisches Verzeichnis der Dichter, deren Lieder in den Dietzschen Tabellen aufgeführt sind, unter Mitteilung der Liederzahl mit der sie in den verglichenen Gesangbüchern vertreten sind. Den Schluß macht ein Verzeichnis der Liederdichter nach den Perioden der Kirchenliederdichtung und eine Bibliographie der benützten Gesangbücher. Bei der ersteren Übersicht wird auch ein ungefähres Gesamtbild entworfen, in welcher Weise sich der heutige Liederbestand auf die einzelnen Dichtungsperioden verteilt. Einen wertvollen Unterbau also erhält die Statistik des Liederbestandes durch die umfassenden und gründlichen Quellenforschungen, aus welchen die geschichtlichen Angaben hervorgegangen sind. Dieser zuverlässige Führer macht die älteren Nachschlagwerke, vor allem A. Fischers Kirchenliederlexikon erst wieder recht brauchbar und gehört fortan zum eisernen Bestand des hymnologischen Apparates. Man findet hier nicht nur den Ertrag der neueren hymnologischen Forschung sorgfältig verwertet, sondern der Verfasser, welcher etwa achttausend Kirchenlieder auf Ursprung und Verbreitung untersucht hat, hat die bisherige Forschung zu bereichern und zu berichtigen vermocht. So ist er mit unverdrossenem Fleiß den zahlreichen Umarbeitungen nachgegangen, welche ein Teil der Gesangbuchlieder erfahren hat, und wenn er auch manches späterer Nacharbeit überlassen mußte, so hat er gestützt auf von Hardenbergs handschriftliches Verzeichnis mit seinen etwa 73000 Liederanfängen und auf die Vorarbeiten A. J. Rambachs, Kochs, Fischers, Nelles**) u. a. nunmehr eine im ganzen sichere und ausreichende Grundlage für die Statistik des gegenwärtigen Liederbestands geschaffen. Die Früchte seines Fleißes hat er selbst in dem Abschnitte seines gedrängten Werkes eingeerntet, in dem er zum erstenmal einen Überblick über die ungefähre Vertretung der einzelnen Liederverfasser im heutigen Liederbestand darbietet. Es bleibt zu beklagen, daß die ausgebreiteten Kenntnisse des Verfassers besonders auf dem Gebiet der pietistischen Liederdichtung nicht für eine Neuausgabe des Fischerschen Kirchenliederlexikons fruchtbar gemacht werden können. Aber da eine solche für absehbare Zeit nicht zu erwarten ist, so ist es mit Dank zu begrüßen, daß er sich durch die Beschränkung, die er sich auferlegen mußte, nicht abhalten ließ, diese Übersicht über den heutigen Stand unseres lexikalischen Wissens vom Gesangbuchslied der Öffentlichkeit zu übergeben. Man sollte aber denken, daß es einer der größeren hymnologischen Bibliotheken möglich sein müßte, die handschriftlichen Forschungen des Verfassers zu erwerben und der wissenschaftlichen Benutzung zugänglich zu machen.

Sollen nun auch noch einzelne Bedenken und Wünsche ausgesprochen werden, o sind es folgende. Der Titel des Buchs ist noch weniger genau als der der Dietz-

*) Christoph König, Kleines Kirchenliederlexikon enthaltend den Liederbestand der evangelischen Gesangbücher, einschließlich des „Eisenacher Büchleins", des Militär- und des Fischer-Bunsenschen Gesangbuchs. Stuttgart. D. Gundert 1907. 96 S. brosch. Mk. 2,40.

**) Vgl. Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst 1905, S. 93.

schen Tabellen; denn so wenig wie bei Dietz sind alle offiziellen deutsch-evangelischen Gesangbücher in Betracht gezogen. Der Wunsch, daß der Stoff des berücksichtigten Schweizer Gesangbuchs in das Gesamtverzeichnis eingearbeitet werden möchte, kommt zu spät, nicht aber der andere, daß auch das zweite der Schweizer Gesangbücher noch herangezogen werde. Überhaupt ist zu wünschen, daß der Verfasser von Zeit zu Zeit durch Nachträge sein Werk auf der Höhe halte und eingeschlichene Versehen berichtige. Es seien hier die Irrtümer notiert, die mir bei der Durchsicht aufgefallen sind*). Und wenn der Verfasser sich nicht dazu entschließt, der Vollständigkeit halber auch den Liedern von provinzieller und lokaler Bedeutung nachzugehen, so findet sich vielleicht ein Kenner z. B. der J. Sturmschen und der Weyermüllerschen Gedichtsammlungen, der die noch vorhandenen Lücken ergänzt. Jedenfalls aber muß in einem künftigen Nachtrag der neue Stand des Militärgesangbuchs nachgeführt werden.

Ein eigentümliches Bild gewährt die Übersicht über die Gesamtzahl von Liedern, mit welcher die einzelnen „Dichter" in den Gesangbüchern des evangelischen Deutschlands heute vertreten sind. Obenan steht Schmolck mit 129 Liedern, an zweiter

---

*) S. 3, Nr 120 (vgl. S. 87). Schneesing ist hier nicht mehr aufzuführen, vgl. Spitta, Monatschr. f. Gottesd. u. kirchl. Kunst 1903. – S. 21, Nr. 982 lies statt Spengler Speratus. Nr. 984 das Original lautet: Es ist ein Ros entsprungen vgl. Spitta, Monatschr. f. Gottesd. u. kirchl. Kunst 1900, S. 10–20. S. 22, Nr. 1025 lies statt 1724 1524. S. 38, Nr. 1751 warum bei Schaitberger gerade auf Hagenbachs Kirchengeschichte verwiesen wird, ist nicht ersichtlich. S. 43 Nr. 1998 lies statt Zwick A. Blaurer. S. 49 Nr. 2290 ist statt auf Nr. 1406 auf Nr. 1407 zu verweisen. S. 57 fehlt wie bei Dietz (Tab. Nachw. 2. Abt.) das in Württ. 1842 aufgenommene Lied Rambachs: O ewger Geist, des Wesen alles füllet. S. 71 Nr. 3318 lies Tümpel 1, S. 501. S. 73 Nr. 3393 hier liegt wie bei Dietz, Tab. Nachw. S. 100. 101 eine Verwechslung vor. Das Hillersche Lied steht außer in Württemberg in Bayern, Frankfurt, Lübeck, Pommern, Schaumburg-Lippe, Waldeck. Die Zahl bei Schmolck ist daher zu berichtigen. S. 79 Nr. 3665 das niederländische Volkslied steht leider auch in der neuen Ausgabe des Militärgesangbuchs nicht in der Buddeschen Übersetzung, sondern in der von Josef Weyl vgl. Budde, Altniederländische Volkslieder in Christl. Welt 1901. – Die Originale sind nicht konsequent angegeben s. Nr. 2309a Macht hoch die Tür, die Tor macht weit. Nr. 3726 Zeuch uns nach dir, so laufen wir. – Wäre es nicht zweckmäßig, beim Verweis auf Wackernagel, Kirchenlied des 16. Jahrhunderts, gleichmäßig nach Nummern zu zitieren? – S. 85 dem Vater Emanuel Geibels, Johannes Geibel, ist irrtümlich auch das Osterlied seines Sohnes (S. 81) zugezählt. – S. 92 da die Haupteinteilung nicht nach Dichterkreisen, sondern nach Zeitaltern geschieht, wird sich noch eine Anzahl der am Schluß aufgeführten Verfasser an ihrem Ort einreihen lassen. David Bernhard Meder ist wohl ein Nachkomme des vormaligen hohenlohischen Generalsuperintendenten David Meder, der als Pfarrer zu Nebra an der Unstrut am 7. März 1616 verstorben ist, vgl. Wibel, Hohenlohische Kirchen- und Reformationshistorie I, 397. Für die Einreihung von Dichtern aus dem 19. Jahrhundert vgl. F. Nippold, Das deutsche Christuslied des neunzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1903 und dort angeführte weitere Literatur. S. 81 zu Klotz vgl. Ph. Paul, die Liederdichter des neuen Gesangbuches für die ev.-prot. Kirche der Pfalz. Kirchheimbolanden 1907.

Stelle folgt J. A. Cramer mit ungefähr 105, an dritter J. S. Diterich mit ungefähr 100 Liedern. Diese Zahlen reden, auch wenn ihr Anschwellen vornehmlich einzelnen Gesangbüchern zur Last fällt. Mag die Überschätzung Schmolcks bei dem populären Charakter dieser Bücher einigermaßen entschuldbar sein, so übersteigt doch die Überschwemmung mit blutleerer Aufklärungspoesie heute jedes verständliche Maß, sie zeigt die geistige Rückständigkeit der Kirche und ihre Fremdheit gegenüber dem Geistesleben der Gegenwart mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Auch andere Zahlen sind lehrreich: Gerhardt hat 77, Tersteegen 33, Ph. F. Hiller 87, Klopstock 36, Gellert 52, Münter 51, Christoph Christian Sturm 54, Lavater 55, Spitta 52, A. Knapp 34, Julius Sturm 26, Gerok 7 Lieder. Mit je einem Lied kommen der Anakreontiker Gleim, Annette von Droste-Hülshoff und Emanuel Geibel vor. Die Reformationszeit ist mit 112, der Pietismus mit 625, die Aufklärungszeit mit 937, die Neuzeit mit 479 Liedern vertreten — Zahlen, die nur als ungefähre zu verstehen sind.

Von diesem kirchlichen Kulturbild kehren wir zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurück. Die Kirchenliedkunde hat es wie jede Literaturwissenschaft, welche ganze Perioden der Vergangenheit umfaßt, mit toter Literatur zu tun, sie hat insofern philologischen und antiquarischen Charakter. Aber diese Tätigkeit bildet nur die Vorarbeit für die Geschichte der geistlichen und religiösen Dichtung, welche bei aller Eigenart ihrer Aufgabe stets in lebendiger Fühlung mit der allgemeinen Literaturgeschichte zu erforschen und darzustellen ist. Mit diesen beiden Behandlungsweisen verbindet sich noch eine dritte, welche die Geschichte der im Lied bezeugten Frömmigkeit zu erzählen unternimmt. Und für sie gewinnt doch auch manches Abgestorbene noch einmal Sprache und Rede, sie erkennt auch in Versteinerungen eine untergegangene Lebensschicht und sie bestätigt an ihrem Teile den tiefen und unlöslichen Zusammenhang, der Religion und Poesie von jeher verknüpft. Hier liegen ernste Aufgaben für die Zukunft, deren fortschreitende Lösung auch der Gesangbuchpraxis zu statten kommt.

Bücherbesprechungen.

E. Dennert, Häckels Weltanschauung naturwissenschaftlich kritisch beleuchtet. 111 S. Mk. 1,50. —

A. Braß, Ernst Häckel als Biologe und die Wahrheit. 96 S. Mk. 1,50. — Stuttgart, M. Kielmann 1906.

Die Wirkung der Häckelschen „Welträtsel" auf die breite Masse des deutschen Volkes dauert immer noch an. Es ist daher durchaus zweckmäßig, wenn gemeinverständliche, auf fachmännischer Sachkenntnis beruhende Broschüren der dadurch angerichteten Verwirrung entgegentreten. Die Dennertsche Schrift ist ein Ausschnitt aus des Verfassers im gleichen Verlag erschienenen größeren Werk „Die Weltanschauung des modernen Naturforschers" und legt den tendenziös dogmatischen Charakter der Häckelschen Aufstellungen auch für weitere Kreise überzeugend dar. Die Ausführungen sind am selbständigsten in den naturwissenschaftlichen Partien. Auf die bekannten Grenzüberschreitungen und Gebietsvermischungen, welche sich der Biologe Häckel gegenüber anderen naturwissenschaftlichen Disziplinen zu schulden kommen

läßt, fällt dabei das nötige Licht. Braß geht gleichfalls von der richtigen Erkenntnis des Grundfehlers in Häckels monistischer Konstruktion, der Übertragung der nur für die Erscheinungswelt gültigen Gesetze auf das Universum, aus und beleuchtet dann kritisch besonders Häckels Kosmographie, seine Theorie über die Moneren und seinen vergeblichen Kampf gegen die teleologische Auffassung des Organischen. Die persönlichen Bekenntnisse des Verfassers sind für den Theologen nicht uninteressant. Der Ton beider Schriften sticht angenehm ab gegen die plumpe Polemik, in welcher sich Häckel gegenüber seinen Gegnern gefällt. R. Günther.

D. Theodor Kaftan, Die Schule im Dienste der Familie, des Staates und der Kirche. Referat, gehalten auf der 25. Generalversammlung des Evangelischen Lehrerbundes am 4. Oktober 1906 zu Hamburg. G. Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung. 29 S. Preis 0,60 Mk.

Es ist immer eine mißliche Sache, im knappen Rahmen eines Vortrags gleich eine ganze Reihe höchst bedeutungsvoller grundsätzlicher und praktischer Fragen zu erledigen. Die Gedanken können nur flüchtig hingeworfen, ganze Reihen nur angedeutet werden, wodurch die Ausführungen leicht oberflächlich werden oder uns trivial anmuten. Auch Kaftan ist besonders in der ersten Hälfte seines Vortrags dieser Gefahr nicht entgangen. Aber was er im weiteren Verlauf über die Schule als Kulturfaktor im Dienste des Staates und als Pflegestätte christlichen Glaubens im Dienste der Kirche sagt, ist recht beherzigenswert. Insbesondere die Ausführungen des Verfassers über den letzten Punkt sind sehr gut. Er rechnet ernstlich mit der evangelischen Überzeugung, daß durch die Reformation wie alle andren Gebiete des Kulturlebens auch die Schule von kirchlicher Vormundschaft befreit worden ist. Der Dienst, den die Schule der Kirche leisten soll, und der Einfluß auf die Schule, den die Kirche dementsprechend verlangen darf, hat mit irgendwelcher Herrschaft der Kirche über die Schule, auch mit der geistlichen Schulaufsicht gar nichts zu tun, welch letztere vielmehr bis zur Ministerialinstanz hinauf durch fachmännische Aufsicht zu ersetzen ist. Wohl aber fordert dieser Zusammenhang mit der Kirche die Gestaltung der Schule als Konfessionsschule und weiterhin eine Vertretung der Kirche in den Kollegien, die den fachmännischen Räten in den verschiedenen Instanzen zur Seite stehen. Lic. Jäger.

Aus der neuesten Literatur.

I. Biblische Wissenschaft. **Delitzsch**, F.: Mehr Licht. Die bedeutsamsten Ergebnisse der babylonisch-assyrischen Grabungen für Geschichte, Kultur und Religion. Ein Vortrag. Leipzig. J. C. Hinrichs. 64 S. mit 50 Abbild. 2 Mk. — **Hoennicke**, G.: Die neutest. Weissagung vom Ende. (Bibl. Zeit- und Streitfragen III, 6.) Gr. Lichterfelde. E. Runge. 52 S. 0,50 Mk. — **Jülicher**, A.: Paulus und Jesus (Religionsgesch. Volksbücher I, 14). Tübingen. J. C. B. Mohr. 72 S. 0,50 Mk. — **Meyer**, A.: Wer hat das Christentum begründet, Jesus oder Paulus? (Lebensfragen). Ebenda. 104 S. 1,20 Mk. — **Wendland**, P.: Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum. (Schluß). (Handbuch zum N. T. 4 Lfg. S. 97—190). Ebenda. Subskr. Pr. 2,90 Mk.

II. Systematische Theologie. **Andersen**, F.: Anticlericos. Eine Laientheologie auf geschichtl. Grundlage. Schleswig. J. Bergas Verl. 6 Mk. —

Grützmacher, R. H.: Systematische Theologie. (Die Theologie der Gegenwart. 2. H. Leipzig. A. Deichert Nachf. 36 S. 0,75 Mk. — **Hoffmann**, A.: Die Gültigkeit der Moral. Tübingen. J. C. B. Mohr. 118 S. 3 Mk. — **Reinke**, J.: Häckels Monismus und seine Freunde. Leipzig. J. A. Barth. 39 S. 0,50 Mk.

III. Historische Theologie. **Kolde**, Th: Historische Einleitung in die symbolischen Bücher der ev. luth. Kirche. (Aus: „Die symb. Bücher der ev. luth. Kirche".) Gütersloh. C. Bertelsmann. 83 S. 2 Mk. — **Ludwig**, A.: Das kirchliche Leben der ev. protest. Kirche des Großh. Baden (Ev. Kirchenkunde. Hrsg. v. P. Drews. 3. Tl.). 250 S. 5 Mk. — **Mulert**, H., Schleiermacher-Studien. I. Schl's geschichtsphilosophische Ansichten in ihrer Bedeutung für seine Theologie. Stud. z. Gesch. des n. Prot. 3. H.). Gießen. A. Töpelmann. 92 S. 2,50 Mk. — **Müller**, K.: Die Eßlinger Pfarrkirche im Mittelalter. Beitrag zur Gesch. der Organisation der Pfarrkirchen. Stuttgart. W. Kohlhammer. 90 S. 1.50 Mk. — **Schubert**, H. v.: Kirchengeschichte Schleswig-Holsteins auf Grund von Vorlesungen an der Kieler Universität. Kiel. R. Cordes. 419 S. 7.50 Mk. — **Weinel**, H.: Die urchristliche und die heutige Mission. Ein Vergleich. (Religionsgesch. Volksb. IV, 5). Tübingen. J. C. B. Mohr. 0,50 Mk. — **Wilhelm**, F.: Deutsche Legenden und Legendare. Texte und Untersuchungen zu ihrer Geschichte im Mittelalter. Leipzig. J. C. Hinrichs. 234 S. 9 Mk.

IV. Praktische Theologie. 1. Predigt und erbauliche Schriftauslegung. Der Dienst am Wort. Herausg. von J. Rump. Leipzig. Krieger u. Comp. 10 Leichenpredigten; 11 Antritts- u. Abschiedspredigten à 2 Mk. — **Böhmer**, J.: Das Buch der Psalmen ausgelegt für Bibelfreunde. 476 S. 5 Mk. — **Kaiser**, F.: Ich glaube, darum rede ich. Apologetische Predigten. Leipzig. A. Deichert Nachf. 3 Mk.

2. Katechismus und Religionsunterricht. **Hübner**, H.: Wie läßt sich der Katechismusunterricht möglichst einfach, interessant und fruchtbar gestalten? Elberfeld. Luth. Bücherverein. 35 S. 0.40 Mk. — **Dietterle**, J.: Die Reform des Relig.-Unt. in der Volksschule. Leipzig. J. Klinkhardt. 71 S. 1 Mk. — **Jacobi**, M.: Vergleichende Religionsgeschichte und alttestamentlicher Relig.-Unter. Progr. Weimar. 21 S. — **Pöhlmann**, H.: Realistische Bildung und Relig.-Unter. Nürnberg. U. E. Sebald. 39 S. 0,85 Mk. — **Schultze**, Beiträge zur unterrichtlichen Behandlung der Paulinischen Briefe. Progr. Wittstock. 12 S.

3. Seelsorge. **Schinzel**, J.: Seelsorgerliches Wirken in Industrieorten der Gegenwart. Ein Beitrag zur Pastoraltheologie. Wien. A. Opitz Nachf. 168 S. 2,40 Mk.

4. Äußere und Innere Mission. **Haccius**, G.: Hannoversche Missionsgeschichte. 2 Tl. Hermannsburg. Miss. Buchh. 568 S. 3,60 Mk. — Jahrbuch der hess. Missionskonferenz. Darmstadt. J. Waitz. 101 S. 0,75 Mk. — **Wendel**, H.: Sozialdemokratie und antikirchliche Propaganda. Leipzig. Leipziger Buchdrucker A.-G. 31. S. 0,20 Mk. — **Kießling**, W.: Der Arbeiter und die Kirche. Berlin-Schöneberg. Buchverlag der „Hilfe". 19 S. 0,30 Mk.

Aus Zeitschriften.

(Hier sollen die wichtigsten Artikel mit kurzem Hinweis auf ihren wesentlichen Inhalt mit Rücksicht auf ihre Aktualität für die Amtspraxis des Pfarrers aufgeführt werden).

Zu beachten: **ThR** = Theol. Rundschau, **GluW** = Glaube u. Wissen, **ZThK** = Zeitschrift f. Theol. u. Kirche, **EF** = Evangelische Freiheit, **BPpL** = Blätter z. Pflege pers. Lebens, **AMZ** = Allg. Missionszeitschrift, **RKZ** = Ref.-Kirchenzeitung, **ALK** = Allg. luth. Kirchenzeitung **MJM** = Monatschrift f. Innere Mission, **ChrW** = Christl. Welt, **DEBl** = Deutsch-Ev. Blätter, **MGIK** = Monatschrift für Gottesdienst u. kirchl. Kunst, **PMh** = Prot. Monatshefte, **KZ** = Katech. Zeitschrift, **ZeR** = Zeitschrift f. evang. Religionsunterricht, **ThStK** = Theol. Studien u. Kritiken, **ED** = Das evang. Deutschland.

Eine wichtige Kundgebung ist die Rektoratsrede von F. Loofs über „Luthers Stellung zum Mittelalter und zur Neuzeit". (**DEBl** 1907, 8 S. 513 ff.) Dieser

Kirchenhistoriker setzt sich hier in eindringender Weise mit E. Tröltsch und W. Dilthey auseinander und sucht die Behauptung von der Fortsetzung des Mittelalters in Luther und dem Altprotestantismus auf ihr richtiges Maß einzuschränken. Die zentralen religiösen Gedanken Luthers sind gegenüber dem Mittelalter neu und sie sind die innerlichst und wirksamst treibende Kraft der Neuerungen des 16. Jahrhunderts gewesen. Luther war daher mehr als der Geburtshelfer der neuen Zeit, mehr als der Sammelpunkt der Oppositionselemente seiner Tage; er war es vor allem, der den Umschwung der Zeiten herbeiführte. Und wenn man seine fortdauernde Wirkung auf die neuere Zeit recht würdigen will, muß man sich gegenwärtig halten, daß religiöse Ideen niemals ein direkt wirkender Faktor der Weltkultur sein können und sein sollen. Die Gegenwart hat noch von ihm zu lernen und es ist nicht abzusehen, wann seine indirekte Einwirkung erschöpft sein wird.

Stephan erörtert in **ZThK** 1907, 4 S. 270 die Bedeutung des achtzehnten Jahrhunderts für die systematische Theologie. Eine Beleuchtung der drei wirksamen Faktoren, des Pietismus, der Aufklärung und des deutschen Idealismus und ihrer Wirkungen führt zu dem Ergebnis: Das 18. Jahrhundert bringt „der systematischen Theologie nach der Erstarrung der alten Dogmatik eine Erneuerung des reformatorischen Problems und zwar nicht in der Beschränkung auf den Herzpunkt, auf das Ringen um einen gnädigen Gott, das nur allzusehr in den Hintergrund tritt, sondern mit einer ungeheuren Erweiterung des religiösen Lebens und zugleich mit einer Verstärkung der systematischen Kraft".

Schian gibt **ChrW** 1907 Nr. 28. 29. 32 eine Charakteristik und Beurteilung der modernen positiven Theologie. Den Wert dieser Theologie findet er nicht nur darin, daß sie für das Recht einer modernen theologischen Wissenschaft in den dieser Erkenntnis bisher verschlossenen Kreisen eintritt, sondern er will ihr gerne zugestehen, daß die Energie, mit der sie den Kontakt mit der Kirchenlehre wahrt, tatsächlich auch neue Fragestellungen zeitigt und daß die Abkehr von der Metaphysikfeindschaft dem rechten Flügel der Ritschlschen Schule gegenüber, mit dem sie eine innere Verwandtschaft verbindet, eine neue Position bedeutet.

Derselbe kommt in seiner Antrittsvorlesung über „die moderne deutsche Erweckungspredigt" **ZThK** 1907, 4 S. 235 ff. zu dem Schlußurteil: „Ihre Modernität ist äußerer Firnis; ihre Methode zur Erzielung der Erweckung aber ist einseitig auf eine falsche Frömmigkeitsart und auf Nervenwirkungen zugeschnitten. Sie ist eine in allem interessante, in manchem Beachtenswerte, im ganzen aber nicht nachzuahmende Gattung der heutigen evangelischen Predigt.

In **MGkK** bespricht F. Meinecke das Frankfurter Evangelische Gesangbuch 1907 mit Bildschmuck von Steinhausen. Die zum Teil kritischen Ausführungen werden durch Illustrationen unterstützt.

Unter der Überschrift Würzburg, Münster und Syllabus beleuchtet W. Köhler in **ChrW** 1907 Nr. 32. 33 die Lage und Haltung des freieren deutschen Katholizismus in der gegenwärtigen Krisis mit sympathetischem Verständnis dieser Bewegung.

In dem Korrespondenzblatt des Ev. Kirchengesangvereins für Deutschland Nr. 7 hat Karl Sell dem verewigten H. A. Köstlin ein würdiges Denkmal gesetzt.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. P. Wurster in Tübingen.
Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.
Druck der Dieterich'schen Univ.-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google